H. As. 77 (2

<36628325660010 S

<36628325660010

Bayer. Staatsbibliothek

H. As. 77 -2

Zweiter Band.

Berlin.

1868.

1256 G

Arbeiten

der

Kaiserlich Russischen Gesandtschaft

zu

Peking

über China,

sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse ꝛc.

Aus dem Russischen

nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original

von

Dr. Carl Abel

und

F. A. Mecklenburg,
Kaiserl. Russ. Oberlehrer.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag und Druck von F. Heinicke.

1858.

Wbt/62/53

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ursprung

und

erste Thaten

des

Mantschsurischen Hauses.

Von

W. Gorski.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ursprung und erste Thaten des Mantschsurischen Hauses.

Die Geschichte des Mantschsurischen Hauses, welches seit zweihundert Jahren in China herrscht, hebt nicht früher an als mit dem 17. Jahrhundert, und zwar mit dem Jahre 1616, als Tai-zsu, nachdem er sich schon die Ideen und die Grundsätze des Chinesischen Hofes zu eigen gemacht, den Titel Chan annahm, seiner Regierung einen Namen gab, das gelbe Gewand anlegte und, wie der Beherrscher des Himmlischen Reiches, von sich selbst sagte: Tschsen (Wir). Damals wurden die festen Grundpfeiler eines neuen Reiches aufgerichtet und die erste Saat jener großen Ereignisse ausgestreut, welche mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aufkeimten und unter unberechnenbaren Folgen für die Völker des östlichen Asiens sich entwickelten. Mancherlei Stämme, von Ljao-dun bis an die Ufer des Amur wohnend, vereinigten sich nach und nach unter dem Einflusse einer einzigen Herrschermacht und einer gemeinsamen Gesetzgebung; durch die kühne und mächtige Hand des großen Stifters in die Laufbahn des bürgerlichen und politischen Lebens geführt, traten sie mit der Lebhaftigkeit eines frischen und unternehmenden Volkes in den Kreis einer für sie neuen Thätigkeit und triumphirten über die Hindernisse, von welchen der schroffe Uebergang aus einer wilden Unabhängigkeit zu gemeinsamer Ordnung und in das Bürgerthum immer begleitet ist. Diese Veränderung in der alten Lebensweise der Stämme legte den Grund für das Dasein des Mantschsurischen Volkes, und das Erscheinen einer eigenen Schrift und Literatur diente zur Stiftung der ersten historischen Denkmäler des Mantschsurischen Reiches.

Uebrigens war das Volk, welches sich im Anfange des 17. Jahrhunderts unter dem Namen der Mantschsuren bekannt machte,

keinesweges ein später und unbekannter Abenteurer in der politischen Welt.

Die Länder, welche von dem heutigen Schan-chai-guan gegen Nordosten liegen, waren schon vor undenklichen Zeiten in China bekannt; denn längst ist hier die Ansicht herrschend gewesen, daß die Bergketten, welche die nordöstlichen Gebiete des Kaiserreiches erfüllen, auf den Inseln und in den wilden Felsküsten des östlichen Oceanes sich endigen; daß im Osten von China das Vaterland großer kaiserlicher Personen sei. Der Bogdochan (Kaiser) Sjuan-juan, eine noch der vorhistorischen Welt angehörige Persönlichkeit, stammte nach den mythischen Ueberlieferungen aus Ljao, dem südlichen Theile der Mantschsurei. Wenn man dem Zeugnisse der ältesten Chinesischen Chronik, bekannt unter dem Namen Schu-zsin, vollen Glauben schenken darf, so waren die Orte, welche bei Mukden, der alten Hauptstadt der heutigen Dynastie, liegen, die alten Grenzstätten Ju-tschsou und In-tschsou, noch von dem Kaiser Schun, einer gleichfalls halbhistorischen Person, gegründet. Mit der Zunahme der Bevölkerung breitete sich China mehr und mehr nach Osten aus und trat in den Zeiten der Dynastie Tschsou in wirkliche und nicht mehr zweifelhafte Verbindungen mit den Mantschsurischen Stämmen; und besonders mußte die Ansiedelung Chinesischer Herrschaft und Bildung auf Korea auch einen mächtigen Einfluß auf die Bewohner Girin's üben, welche mit Tschao-sjan (Korea) durch die Bande der nächsten Nachbarschaft verknüpft waren. Je mehr wir uns den späteren Zeiten nähern, desto klarer und ausführlicher werden die Chinesischen Berichte über die Gegenden, welche gegen Nordosten von der Großen Mauer liegen; und endlich, nachdem die Dynastieen Ljao und Gin, jene an den Ufern des Amur entsprossen, diese in den Wäldern Girins, einander abgelöst haben, erhalten die Nachrichten über die inneren Oertlichkeiten und die entfernten Grenzen der Mantschsurei zum ersten Male Bestimmtheit, Wahrheit und Ausführlichkeit.

Die Stämme, welche diese weitläufige Landschaft bevölkert haben, gehören nach ihrer Physiognomie und Organisation zu der zahlreichen Abtheilung der Menschheit, zu welcher fast sämmtliche Völkerschaften des nordöstlichen Asiens gerechnet werden, und welche bei den Physiologen unter dem allgemeinen Namen der Mongolischen Race bekannt ist. Nach den Familienzügen, des Charakters, der Ge-

wohnheiten, des Glaubens, der Lebensweise, so wie nach der Aehnlichkeit ihrer Sprache bilden sie eine ausgedehnte Familie mit den verschiedenen Tungusischen Stämmen, welche auf der unübersehbaren Länderstrecke von der Vereinigung des Argun und der Schilka bis zu den Lena-Mündungen, und vom Baikal und Jenisei bis zu den Ufern des Ochotskischen Meeres zerstreut leben. Nach ihrer particulären Genealogie, nach der Einheit der geschichtlichen Traditionen und Zeugnisse, nach der sichtbaren und unzweifelhaften Analogie im Leben und in der Volksentwickelung gehört die größere Zahl der Stämme, welche gegenwärtig unter dem Namen der Mantschsuren vereinigt sind, zu einem alten Geschlechte Suschen. Die in der Chinesischen Geschichte vorkommenden Namen östlicher Barbaren: Ilou, Uzsi, Moche, Bochai und Njuitschsen waren Bezeichnungen der mächtigsten Stämme eines und desselben Suschen'schen Volkes, in Folge äußerer oder innerer Umstände in besondere Geschlechter aufgelöst, welche sich ihrerseits wieder in neue Unterabtheilungen spalteten und so die Gründer neuer Stämme wurden. Waren nämlich diese besonderen Geschlechter an Macht erstarkt, so unterwarfen sie andere Stammgenossen ihrer Herrschaft und theilten ihnen ihre eigenen Namen mit; und in diesem Umstande ist der Grund für die Erscheinung zu suchen, daß fortwährend in der Mantschsurei gewissermaßen neue, vorher nicht dagewesene Völker und Aimaks entstanden, und daß der Name Suschen frühzeitig in der Geschichte verschwindet.

Ungeachtet des hohen Alterthums seiner Geschichte, in welcher China uns werthvolle Nachrichten über die mit ihm zusammengrenzenden Reiche und Gebiete aufbewahrt hat, und ungeachtet seiner frühzeitigen Beziehungen zur Mantschsurei, sagt es gleichwohl kein Wort von irgend einer allgemeinen Migration der dortigen Stämme; vielmehr traf es schon bei seiner ersten Bekanntschaft mit diesem Lande die Suschen daselbst an und nannte sie die Eingeborenen des Ostens. Allein ein Blick auf die locale Vertheilung der Stämme, welche sich uns an den äußersten Grenzen der alten Welt zeigen, inmitten dichter Wälder und unzugänglicher Gebirge, auf der einen Seite vom Meere umschlossen, diesem letzten Hindernisse wandernder Völker, welche sich noch nicht zu der Kunst, das gefährliche Element zu beherrschen, erhoben haben, und auf der andern Seite von der

gewaltigen Masse feindseliger Mongolenstämme und von der unglaublichen Volksmenge China's bedrängt, welches unablässig bestrebt ist, tiefer in das Innere des fremden Landes vorzudringen: dieser Blick ruft unwillkürlich den Gedanken einer fernen, unvergeßlichen Epoche hervor, da die Stämme, getrieben von der Gewalt mächtiger Feinde, ihr altes Vaterland verließen und an den Ufern des östlichen Oceans sich eine Zufluchtsstätte suchten.

Wo war das uranfängliche Vaterland der Flüchtlinge? Auf welchem Wege gelangten sie in ihre jetzigen Wohnsitze? — Das sind Fragen, auf welche sich nicht mit ausdrücklichen historischen Zeugnissen, sondern nur mit wahrscheinlichen Vermuthungen antworten läßt.

Nirgends haben die Tungusischen Stämme eine so hohe politische Bedeutung, solche Volksbildung und numerische Stärke erlangt, wie in den Wäldern und Bergen der heutigen Mantschsurei, wo bis zu dieser Stunde die Nachkommen der Suschen die herrschende Bevölkerung bilden, welche, trotz mancher Katastrophen in ihrem Leben, nationale Unabhängigkeit, alte Sprache, Glauben und Sitten bewahrt hat. Städtetrümmer, die Geschichte des Hauses Bochai, Gin und der jetzt regierenden Dynastie dienen unseren Worten als unbestreitbare Beweise. Je weiter nördlich von den Quellen des Amur, desto schwächer werden die Merkmale Tungusischen Lebens; die Stämme verlieren an Volksmenge und Selbstständigkeit; sie sind von einander getrennt durch unermeßliche Strecken und durch fremde Völker, in deren Mitte sie allmählich die Reinheit ihrer Sprache und die Grundzüge ihres nationalen Charakters einbüßen: da giebt es keine Gattung historischer Zeugnisse und alter Denkmäler, welche auch nur dunkel sagten, daß einst in Sibirien mächtige Tungusische Herrschaften und Reiche geblüht haben, wie in der Mantschsurei. Unter den mancherlei Erdaufwürfen und Grabhügeln, welche man auf der ganzen Ausdehnung von den Wolga-Mündungen bis zu den Quellen des Amur antrifft, nehmen die Daurischen Gräber wegen ihrer Aermlichkeit und geringen Anzahl den letzten Platz ein: ein Beweis dafür, daß die dortigen Stämme niemals zu Ansehen und Macht gelangt sind.

Ein so schroffer Unterschied in dem Zustande eines und desselben Volkes auf den beiden Seiten des Jablonnoi Chrebet berechtigt uns zu folgenden Schlüssen: der Mittelpunkt der Tungusischen Ge-

schlechter war die Landschaft, welche vom Gebiete des Gebirges Tschan-boschan (d. i. das lange weiße Gebirge) in der Mantschsurei eingeschlossen wird; — die in Sibirien wohnenden Tungusen sind nur, verschiedenen Zeiten angehörige, Colonieen Mantschsurischer Stämme, welche sich schrittweise in den Gegenden des heutigen Dauriens ausbreiteten, — und das älteste und ursprüngliche Geschlecht erreichte mithin die Wälder Girins nicht auf nördlichem Wege. Noch weniger darf man glauben, daß es von den nordwestlichen Grenzen China's gekommen sei, weil dieses Kaiserreich nur an den Ufern des Ljao in die erste Berührung mit Mantschsurischen Stämmen gekommen ist; und sonach stellen sich die öden Steppen der Mongolei, welche stets die breite Bahn für wandernde Völker gewesen sind, als der einzige Pfad dar, auf welchem die Tungusen die Ufer des Sungari-ula und des Chun-tun-zsjan erreichen konnten. Diese Wanderung muß in die ältesten Zeiten, und sogar vor die völlige Beherrschung der Gobischen Steppe durch die Mongolen versetzt werden, weil sonst der Durchzug eines ganzen Volkes durch das Land fremder und kriegerischer Stämme unmöglich hätte stattfinden können ohne einen blutigen Kampf, dessen Folgen sich im Leben und in den Jahrbüchern des Chinesischen Reiches bemerklich machen würden, welches immer im Zusammenhange mit ähnlichen Veränderungen entsetzliche Erschütterungen erfahren hat. Andererseits ist nicht zweifelhaft, daß die östlichen Mongolen, in der Chinesischen Geschichte unter dem gemeinsamen Namen Dun-chu bekannt, mit den Geschlechtern Tungusischer Abkunft in den engsten Verwandtschaftsbeziehungen stehen. Diese Thatsache, welche durch wahrhafte Zeugnisse der alten Chroniken bestätigt wird, deutet in bestimmtester Weise auf die Vermischung zweier Völker hin, dadurch herbeigeführt, daß das eine sich in den Wohnsitzen des anderen niedergelassen hat. Wenn wir uns vorstellen, daß die gegenwärtig unter dem allgemeinen Namen Mongolen vereinigten Stämme ursprünglich an den nordwestlichen Rändern der sandigen Steppe Schamo, auf den Grenzen Chuchenor's und am Fuße des Altai sich gebildet haben; daß sie Schritt für Schritt und siegreich sich gen Süd und Ost ausbreiten: so erregt uns dieses die Meinung und bestärkt uns in derselben, daß ein Theil von den weiten Ebenen der heutigen Mongolei ehemals durch Tungusische Geschlechter besetzt gewesen sei, von welchen

manche, bei dem Erscheinen neuer, mächtiger Stämme, sich in die Wälder und Berge der Mantschsurei zurückzogen, während andere mit ihren Besiegern sich vermischten und im Laufe der Zeit ein Ganzes bildeten, welches natürlich aus der Verbindung zweier verschiedener Elemente einige besondere Schattirungen erhalten mußte. Durch eine solche Betrachtungsweise erklärt sich die außerordentliche Uebereinstimmung der Wörter in den Sprachen beider Völker mit Leichtigkeit, und löst sich zugleich das Räthsel, welches in der halbmongolischen, halbtungusischen Abstammung der Dynastie Ljao, wie der heutigen Solonen und Dauren liegt. Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele solcher Umwandelungen, und die Mantschsuren selbst, welche an ihren Südgrenzen unter dem Einflusse China's und Korea's häufig den Nationalcharakter eingebüßt haben, dienen als ein schlagender Beweis zur Bekräftigung unserer Meinung. Ein Blick auf die physischen Eigenthümlichkeiten der Mongolei und der Mantschsurei kann schon lehren, wie leicht die Tungusischen Stämme ohne Bedauern wüste Flächen mit den dichten Waldungen und den unzugänglichen Gebirgen eines Landes vertauschen mußten, welches ihnen reichliche Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Unabhängigkeit verhieß; — während zugleich das hohe Alter dieser wahrscheinlich ersten Völkerbewegung Mittelasiens die Ursache ist, weßhalb China, welches die Suschen schon in den ältesten Zeiten jenseit des Flusses Ljao antraf, dieselben „Eingeborene der Mantschsurei" nannte.

Was die Mantschsurischen Sitten und die Lebensweise betrifft, so sind dieselben stets der Entwickelung des Volkes selbst gefolgt und bilden in dieser Hinsicht eine ununterbrochene Staffel stufenweiser Entwickelung und Erhebung.

Der alte Mantschsure erlernte, ähnlich den Scythen, Gothen und Hunnen, von frühester Kindheit nur eine Kunst: das Roß zu bändigen und den Bogen zu spannen. Der Pfeil, mit einer Adlerfeder versehen und mit einer aus einem scharfen und harten Steine angefertigten Spitze war die erste Kostbarkeit des Wilden, welche er durch Gebete an die Geister weihte, und welche er als seinen besten Schatz China zum Tribut brachte. Die Kraft und die Geschicklichkeit des Schützen, aus ansehnlicher Entfernung zu treffen, machten diese Waffe tödtlich, und das scharfe Gift, welches die Spitze bedeckte, brachte mit der leichtesten Verwundung unvermeidlichen Untergang.

Kämpfte er für seine Unabhängigkeit oder ging er auf Beute aus: er achtete sein Leben gering; die Schwierigkeit des Weges, die weite Entfernung, die Menge der Feinde konnten seiner Kühnheit und Rachsucht keine Grenze stecken. Die benachbarten Mächte hatten nicht selten die furchtbare Kraft des Mantschsurischen Bogens erprobt und fürchteten ein Volk, welches Tapferkeit und kühnes Wagen höher achtete, denn Menschenliebe, und welches mit der rauhen Lebensweise auch einen rauhen Charakter verband, unbeugsam selbst vor den heiligsten Empfindungen. Die Alten wurden wenig geachtet, und eine Thräne, dem Andenken der Eltern geweint, galt als Schwäche, nicht für den Mann allein, sondern auch für das Weib. Sämmtliche Ehrenbezeigungen, welche die Mantschsuren dem Staube der Entschlafenen erwiesen, bestanden darin, daß sie den Leichnam nebst einigen, dem Todten zum Opfer gebrachten Schweinen in ein Grab versenkten, über welchem ein hölzernes Dach aufgestellt wurde, um den Verstorbenen gegen den Regen zu schützen. Selbst die Ehe, welche in den Gebräuchen aller Völker eine wichtige Stelle einnimmt, wurde bei ihnen ohne verwickelte Ceremonieen vollzogen: einen Büschel bunter Federn in den Zopf des Mädchens stecken, hieß sie zur Braut erwählen; mit der Hand ihre Brust berühren, diente als unwiderleglicher Beweis für eine geschlossene Ehe. Gegen ein armseliges Kaufgeld lieferte jeder Vater mit Vergnügen seine Tochter in die Hände eines unbeschränkten Gatten, für welchen die Wörter G a t t i n und S k l a v i n fast dieselbe Bedeutung hatten. Die ganze Last der häuslichen Verrichtungen war das untheilbare Loos des Weibes, welches bei dem ersten, seinen guten Namen beschimpfenden Gerücht von der Hand des Gatten umgebracht wurde. Häufig ward auch Derjenige ein Opfer der ehelichen Rache, welcher gewagt hatte, das für die Ehre der Familie verhängnißvolle Wort auszusprechen. Für das vergossene Blut aber trat Niemand als Rächer auf. Menschen, welche weder Schrift noch bestimmte Gesetze kannten, in ihren Handlungen sich nur durch das Beispiel der Vorfahren und durch augenblickliche Eindrücke bestimmen ließen, glaubten unbedingt an die Gerechtigkeit des eigenmächtigen Gerichtes, als an eine Vorherbestimmung des Himmels.

Bei solcher Rohheit der geistigen und sittlichen Kräfte mußte natürlich auch die äußere Lebensweise der Mantschsuren ein höchst trauriges Bild bieten. Für den Menschen, dessen Freude sich in eine

harte Form gekleidet hatte, war der Gesang ein Kriegslaut, war der Tanz ein Bild der Schlacht; für ihn waren die friedlichen Genüsse eines reichen Lebens nicht vorhanden. Der Mantschsure liebte vielmehr, kunstfertig das Geschrei der wilden Hirsche nachzuahmen, oder mit zärtlicher Sorgfalt den Geierfalken aufzuziehen, als sich um das Wohl und die Ruhe seiner Familie zu kümmern. Im Winter verbarg er sich in tiefe Berghöhlen oder machte mit seinen Händen einen hohen Erdaufwurf, auf dessen Grunde er seine Wohnung aufschlug; einige Stufen führten in das Innere der finsteren Höhle, wohin der Sonnenstrahl gar nicht, das Licht nur durch den Schornstein gelangte. Der Geruch roher, dem getödteten Wilde nur eben abgezogener Felle, die außerordentliche Unreinlichkeit im Hauswesen, die seltsame Mischung der Einwohner, indem Menschen und Thiere beisammen lebten, Alles machte dieses unterirdische Leben unerträglich, während der Mantschsure, von ermüdender aber glücklicher Jagd heimgekehrt, vor dem Feuer seines Heerdes schlummerte, oder die fast halbjährige Winternacht bei einer Schaale Kumuiß mit seinen Freunden in lebhafter Unterhaltung über die Wagnisse der letzten Klapper-Jagd verkürzte. Erst bei der Wiederkehr der Wärme verließ er seine winterliche Zufluchtsstätte, um seine Hütte am Ufer eines Flusses oder am Saume eines Waldes aufzustellen, bis am Ende des Jahres die Kälte ihn nöthigte, zu seiner früheren Feuerstelle zurückzukehren. Der Mantschsure nährte sich von rohem Fleische, und trank gern Wasser, welches auf Asche gegossen worden war; im Winter bestrich er, um sich gegen die Winde zu schützen, seinen Leib mit Schweinefett, kleidete sich in Thierfelle oder in Fischhaut und trug auf dem Kopfe eine mit einem Tigerschweife geschmückte Mütze; im Sommer hingegen bedeckte ein mäßiger Lappen die Nacktheit des Wilden. Der Putz der Weiber bestand in einem langen aus grober Leinwand angefertigten Kleide.

Dieses sind die allgemeinen Züge aus dem Leben der Suschen, Ilou und selbst der alten Moche, welche mit ihren wilden Sitten sich der Lebensweise der übrigen Völker näherten und mit diesen überhaupt auf derselben Stufe der Geistesbildung standen. Uebrigens gaben schon in diesen Zeiten tiefer Unwissenheit und Barbarei die besonderen Eigenschaften des Landes und der reichbegabten Natur den Stämmen eine wohlthätige Richtung, welche sie von den nomadischen

scharf getrennt hat und die dauerhafte Grundlage einer selbstständigen Geschichte der Mantschsuren geworden ist.

Die Hochebenen der Mongolei senken sich allmählich gegen Osten und gehen in der Mantschsurei in tiefe Thäler über; die Höhen der Chingan'schen Bergkette dagegen, welche die nördlichen Grenzen Chinas bilden, lassen jenseits des Flusses Ljao schauervolle Gebirgsmassen aufragen, theilen sich dort in eine Menge von Zweigen, östliche und westliche, und schließen sich gegen Norden an die südlichen Aeste des Jablonnoi Chrebet. In Folge dieser physischen Beschaffenheit stellt sich die Mantschsurei, welche einen Raum von 67,500 geographischen Meilen einnimmt, als ein ausgedehntes Alpenland dar, dessen Gebirge vom Fuße bis zum Gipfel mit tausendjährigen Waldungen bedeckt sind, während die Thäler durch eine zahllose Menge von Flüssen und Bächen benetzt werden, welche größtentheils ihre Gewässer dem Amur-Bassin zuführen.

Daher konnte in der Mantschsurei auf keine Weise sich ein nomadisirendes Hirtenleben entwickeln, für welches die, den Wanderer durch ihre Unabsehbarkeit überwältigenden Ebenen der Mongolei erforderlich sind. Die Rauhheit des Klimas, abhängig von der nahen Nachbarschaft der hochgelegenen Wüste Schamo, von den östlichen Gebirgen, welche die Strömung der Seewinde hemmen, und von der Wildheit der Landschaft, in welcher die dünne Bevölkerung noch nichts zur Erhöhung der Temperatur hat beitragen können, — hat die Verbreitung des in China und Korea so lange schon bekannten Ackerbaues nicht begünstigt. Die Mantschsurischen Stämme waren natürlich gezwungen, sich dem gewaltigen Einflusse der Natur zu unterwerfen. Dieselbe hat sie geschieden durch dichte Waldungen, angefüllt mit Schätzen, welche das Bedürfniß des von Luxus und maßlosen Wünschen entfernten Menschen weit übertreffen, und hat dadurch selbst eine Lebensweise vorgeschrieben, wie für ein auf niederer Bildungsstufe stehendes Volk durchaus angemessen ist. In der That erscheinen seit den ältesten Zeiten bis zur letzten Epoche, welche der Mantschsurei eine so hohe Bedeutung gegeben hat, sämmtliche Bewohner dieses Landes in ihrem ursprünglichen Zustande als Jäger, und in diesem wichtigen Umstande liegen die Ursachen vieler anderen Erscheinungen verborgen, welche die Geschichte der Mantschsurischen Stämme ausgezeichnet haben.

Wie das Hirtenleben ausgedehnte Triften und eine stete Ortsveränderung erfordert, damit aber in seinen Grundbedingungen jedem Verlangen nach gemeinschaftlichem Leben in festen Wohnsitzen widerstrebt: so schlingen im Gegentheile die Gefahren und Mühen des Jägerlebens, weil sie häufig die Kräfte und die Tapferkeit des Einzelnen übersteigen, unwillkürlich den Knoten nothgedrungener und dauernder Verbindungen. In der Mantschsurei zumal, wo unwegsame Wälder fast die ganze Oberfläche des Landes einnehmen; wo Berghöhlen unter dem Schirme tausendjähriger Cedern ein wahrer Zufluchtsort der Tiger und Panther waren, konnte die Jagd weder das Werk bloßen Beliebens, noch ein zufälliges Unternehmen der Kühnheit und Verwegenheit sein. Gegen die unzählige Menge von Raubthieren mußte sich vielmehr eine gleiche Menge kühner Gegner bewaffnen, welche nur durch gemeinschaftlichen Kampf im Stande waren, ihr Dasein zu vertheidigen und zu erhalten; und deswegen gingen sogar die wilden und rauhen Suschen und Ilou an die Bildung besonderer Gemeinschaften, welche sich durch die Bande der Verwandtschaft, eine Vereinigung des Bedürfnisses und des Vortheils, unter einander zusammenschlossen. Ungeachtet der sonderbaren Form ihrer Behausungen wohnten sie in zahlreichen Dörfern beisammen unter der anerkannten Oberherrschaft eines Einzelnen. Die Stellung des Anführers bei der Jagd hatte in den Augen einfacher Menschen eine so hohe Bedeutung, daß seine Person unverletzlich war, und daß seine Würde durch ganze Generationen in einem Geschlechte mit heiliger Scheu anerkannt wurde. Uebrigens betrachtete der Suschen und der Ilou das ganze Leben als eine ununterbrochene Klapperjagd, und es mußte bei solcher Einseitigkeit der Lebensweise natürlich die Macht der Aeltesten in ziemlich enge Gränzen eingeschlossen sein. Das Oberhaupt der Jäger hatte nur im Dunkel der Wälder einen Vorrang, und die Leute, welche während der Jagd sein gehorsames Gefolge bildeten, legten, in ihr Gesinde zurückgekehrt, die Fesseln der Unterwürfigkeit wieder ab. Die Berge und die Flüsse, welche das Land in eine Menge kleiner Gebiete theilten, verhüteten einen Zusammenstoß der Stämme; durch die Natur selbst getrennt, bildeten sie naturgemäß abgesonderte Gemeinschaften mit besonderen Interessen und einem eigenthümlichen Leben, welches sich völlig unabhängig von den Zuständen, Bedürfnissen und Zwecken des ganzen Stammes entwickelte.

Die Fülle der Mittel, die wichtigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, unterdrückte in dem Volke jeden gewinnsüchtigen oder ehrgeizigen Wunsch, durch Waffengewalt und Tapferkeit sich Macht und Glück zu schaffen. Jede einzelne dieser besonderen Ursachen aber brachte in das Leben der Suschen und Ilou einen neuen Zug, welcher dazu beitrug, dieser Periode einen besonderen Charakter aufzuprägen. Die Ansiedelungen der alten Mantschsuren waren vielmehr kriegerische Colonieen als Wohnungen Solcher, welche feste Sitze suchen. Die Stellung der Aeltesten gewann allmählich den Charakter abgesonderter Machthaber, welche nothwendigerweise einer Vereinigung und Verschmelzung der einzelnen Geschlechter widerstrebten. Der kriegerische Geist des Volkes war eine bloße Folge seiner Lebensweise und Beschäftigung, nicht aber der Ausdruck seines von Natur kühnen und herrschsüchtigen Charakters; daher konnten die Suschen und Ilou, obgleich ihnen das Bedürfniß fester allgemeiner Verbindungen sehr früh erwachte, dennoch kein bürgerliches Leben in ihrer Mitte schaffen; mit dem vollen Bewußtsein von der Nothwendigkeit, dem Willen eines unabhängigen Führers sich unterzuordnen, haben sie sich gleichwohl niemals unter dem Scepter eines allgemeinen Oberhauptes vereinigt; und ungeachtet des kriegerischen Geistes, welcher alle Stämme beseelte, waren sie kein eroberndes, nach Beute und Macht dürstendes Volk.

Uebrigens ist die Vereinigung der Familien und Geschlechter unter der Herrschaft besonderer Aeltesten, so wie die Gewöhnung der Stämme an beständige Wohnsitze (zwei große Schritte auf der Bahn der Volksbildung) die reiche Quelle wichtiger Begebenheiten geworden. Dem Jagdgefolge konnte es nicht schwer fallen, sich in eine Kriegerabtheilung umzuwandeln; Leute, welche seit ihrer Kindheit gewohnt waren, dem Willen ihres Aeltesten zu gehorchen, waren schon mit den ersten Anfängen der Unterwürfigkeit und der Ordnung bekannt; und die ununterbrochenen Jagden, welche eine gemeinschaftliche und übereinstimmende Thätigkeit erforderten, dienten als erste Versuche gemeinsamer kriegerischer Bewegungen. Die Einerleiheit der Beschäftigungen verbreitete unter den Stämmen einerlei Gesetze und Einrichtungen, und auf solche Weise bereiteten sich unmerklich die Elemente einer allgemeinen Organisation vor, während äußere Einfälle und Kämpfe einzelnen Oberhäuptern Veranlassung gaben, dauernde und starke Bündnisse unter sich zu schließen. Bei dem ersten Vorfalle,

welcher die Ruhe und die Unabhängigkeit der Stämme bedrohte, eilten die Aeltesten mit ihren Gefolgen auf den Versammlungsplatz, und fast augenblicklich erschien ein ganzes Heer, von Tapferkeit beseelt und der Einheit des Gesetzes und der Führung unterworfen. Die Soldaten wurden nach der Art ihrer Bewaffnung in Streitaxtkämpfer, Lanzenträger und Schützen getheilt; nach der Anzahl der Mannschaft in Tausend, Hundert, Zehn und Fünf. Jede diese Unterabtheilungen hatte ihren besonderen Anführer, welchem, mit Rücksicht auf Rang und Ansehen, eine große oder kleine Fahne anvertraut und die Ehre bewilligt wurde, die Schläge auf das Brett zu thun oder die Trommel und die Pauken zu rühren. Der Plan für den Angriff und den Kampf wurde in allgemeiner Berathung der Führer entworfen, und die getroffenen Anordnungen noch vor der Schlacht auch den Soldaten eröffnet, welche das Recht hatten, ihre Bemerkungen zu machen und ihre Stimmen abzugeben. Sobald der Feind sich näherte, verließen zwei Personen die Schlachtreihe, um Stellung und Stärke seines Heeres zu prüfen; auf ein Zeichen mit der Fahne stürzten die staffelförmig aufgestellten Abtheilungen zum Angriffe vorwärts, agirten aber während des Kampfes zerstreut; hatten sie gesiegt, so sammelten sie sich um ihre Fahnen und begannen die Verfolgung; auf dem Rückzuge marschirten sie in geschlossenen Reihen. Um den Stoß zu verstärken, ordneten sie sich oft auf einem Bergrücken und stürzten sich in reißendem Laufe von da herab auf den Feind; in großen und entscheidenden Schlachten wurden vor Allen die Streitartträger in den Kampf geführt, und nach ihnen die Lanzenträger, von den Bogenschützen unterstützt. Der Verlust des Anführers während der Schlacht wurde mit dem Tode einiger seiner Untergebenen bestraft. War man vom Kriegszuge heimgekehrt, so wurden in allgemeiner Versammlung die Verdienste der Soldaten geprüft, und aus der gemachten Beute, unter Zustimmung des gesammten Heeres, Belohnungen vertheilt. Im Vertheidigungskriege legten sie Befestigungen an, bereiteten an verschiedenen Stellen Hinterhalte und verwüsteten selbst ihr Land, um den Feind aller Mittel zu seinem Unterhalte zu berauben.

Nicht so bemerklich, dafür aber um so wohlthätiger war der Einfluß, welchen das Leben in festen Wohnsitzen auf das Schicksal und den Charakter der Stämme übte. Mit dem Eintritte in die Behausung des Ansiedlers mußte auch der Gedanke in ihnen erwachen,

daß die Natur dem Menschen noch andere Mittel der Existenz gegeben, — nicht allein die Jagd der wilden Thiere: der Ackerbau, unzertrennlich von festen Wohnsitzen, drang auch in die Wälder Girin's und befestigte sich besonders in den südlichen Landschaften des heutigen Schen-zsin (Mukden) und an den Ufern des Amur. Die Vervielfältigung der wechselseitigen Beziehungen unter den Einwohnern führte zu größerer Mannichfaltigkeit in der Verwaltung selbst: außer dem Oberanführer oder Beile wurden noch andere Gewalten (mehr bürgerlicher Art) gegründet, denen die Sorge für das Wohl und die Bedürfnisse des Volkes oblag, und andere, welche dem Gericht und der Untersuchung über die ihnen Untergebenen vorgesetzt waren. Alle ohne Ausnahme unterwarfen sich dem Urtheilsspruche ihres besonderen Vorgesetzten, welcher in derselben unbedingten Unterwürfigkeit dem allgemeinen Oberhaupte gegenüber stand. Das Volk benannte seine Gewalthaber mit den Namen der neun Planeten und der acht und zwanzig Sternbilder. Die angesehensten Leute warfen sich vor dem Pferde ihres Beile zur Erde nieder; jeder mit irgend einem obrigkeitlichen Amte Bekleidete hatte, wenn er vor Gericht erschien, um seine Ehre zu vertheidigen, das ausschließliche Recht, — auf der Treppe des Gerichtssaales zu sitzen und eine Schaale Wein auszuleeren. Die Einwohner waren in Bezirke getheilt mit genauer Bestimmung der Abgaben und Pflichten. Ein übersandter Pfeil mit drei Einschnitten diente als Zeichen, daß die Zeit für die Erhebung der Steuern gekommen war, welche ungesäumt von den Ortsvorständen eingesammelt und dem Beile zur unbedingten Verfügung übersandt wurden. Der Ueberfluß an Bodenerzeugnissen bildete Handelsgegenstände, welche oft eine hohe Bedeutung erlangten: Perlen, die Wurzel Schen-schen *), Geierfalken und Zobel galten als die vier Kostbarkeiten der Mantschsurei, welche Schaaren Chinesischer Kaufleute herbeilockten; und die Berührung mit einem Volke, welches seit undenklichen Zeiten durch seine Weisheit und Aufklärung im Osten berühmt war, erregte den Mantschsurischen Stämmen einen solchen Durst nach Bildung, daß in der Hauptstadt China's Fremdlinge von den fernen Gränzen Girin's mit der demüthigen Bitte

*) Schon in dem Buche Ki-dan-go-tschsi wird die Nachricht mitgetheilt, daß diese Wurzel in der Mantschsurei ein Handelsartikel sei.

erschienen, sie einzuweihen in die Geheimnisse der Schrift und der tiefen Philosophie des Kun-fu-zsi (Confucius).

So haben sich aus den, schon von den Suschen und den Ilou zur Begründung ihrer eigenen Lebensweise gestifteten, Anfängen, wie aus einem guten und lebendigen Samen, in natürlicher Stufenfolge die Bedingungen einer anderen, höheren Bildung entwickelt, durch welche dem Lande eine neue Gestalt und Bedeutung mitgetheilt worden ist. Die kleinen Familien und Geschlechter vereinigten sich zu Gruppen von Verbindungen, in denen sie bald unter dem Einflusse einer allgemeinen Ordnung ihre besonderen Gesetze und ihren eigenthümlichen Charakter aufgaben: aus unzähligen Dörfern und Niederlassungen bildeten sich einige Gebiete (Herrschaften), mächtig durch Volkszahl und Bewaffnung. Die Macht der Aeltesten sank vor dem höheren Willen des Obersten im Seim (Reichstag), welcher ohne Widerspruch in seinem Stamme gebot und allen dem Bunde nothgedrungen beitretenden Machthabern Gesetze vorschrieb. Endlich wurde durch die Centralisirung der Stämme unter einer einheitlichen Verwaltung der früheren Barbarei ein entscheidender Schlag versetzt, und auf den Trümmern der alten, wilden Unabhängigkeit erhob sich das Glück des gemeinsamen, bürgerlichen Lebens. Der Vorrang des Beile vor den Familienhäuptern der Geschlechter, seine Gewalt über die Masse aller Stämme, der Triumph des ansäßigen Lebens über den halbnomadischen Zustand des Jägers, — diese drei wichtigen Prozesse in der Fortentwickelung eines Volkes bilden auch die Grundlage, den Charakter und die Geschichte der zweiten Periode in der Bildung der Mantschsurischen Stämme, nämlich der Periode der Aimaks, sehr arm an Sagen, aber überaus wichtig durch ihren ausgedehnten Einfluß auf das Schicksal dieser Stämme und durch deren unaufhörliches Anwachsen.

Man begreift leicht, daß in der Bildung der Aimak's selbst, einem auf den schwankenden Grundlagen der Bündnisse beruhenden Systeme, schon die Saat einer neuen Ordnung verborgen lag; daß das Haupt des Seim früher oder später geradezu zum Oberhaupte werden und unter seine Gewalt auch die anderen Nebenbuhler beugen mußte, denen es entweder nicht gelungen war, ihre eigene Macht zu entwickeln, oder welche sich von den übrigen Mitgliedern ihres Bundes isolirt hatten. Dem Geschlechte Sumo war die Ehre vorbehal-

ten, zum ersten Male seinem Vaterlande politische Bedeutung und ein wirkliches Bürgerthum zu verleihen. Indem es unter seiner Herrschaft den größeren Theil der Stämme vereinigte, welche die Mantschsurei bevölkerten, gründete es das in der Chinesischen Geschichte unter dem Namen Bochai bekannte Reich, welches eine Ausdehnung von mehr als 5000 Li hatte und einen Theil Korea's in sich begriff. Damals verwandelten sich die Dörfer in Städte; das Land ward in 15 Provinzen getheilt und hatte eine Bevölkerung, welche über eine Million Familien zählte und mehr denn 20,000 Mann auserlesener Truppen. Fünf Hauptstädte, an verschiedenen Punkten des Reiches erbaut, vollendeten den Glanz und die Macht des Beherrschers von Bochai, welcher den Titel des Heiligsten Kaisers angenommen hatte. Die städtische und die richterliche Gewalt hatten ihre Mittelpunkte in Tribunalen, welche von Ministern geleitet wurden; das Kriegswesen hing von einem besonderen Ausschusse von Generalen ab, welcher sich mit Zusammensetzung und Ausbildung des Heeres zu beschäftigen hatte. Die Befehle des Kaisers hatten Gesetzeskraft, und ohne seine Bestätigung gelangte nichts zur Ausführung. Die Beamten erschienen bei Hofe mit goldenen und silbernen Platten auf den Kleidern, nach Vorschrift des Ceremonial-Gesetzes.

Der Chinesische Kaiser erkannte ohne Widerspruch den Bochaischen Herrscher als unabhängigen Kaiser an und beschirmte mit Vergnügen die Verbreitung der Bildung des Mittelreiches in der Mantschsurei. Ueber Erwarten wurden die fremde Sprache, die Ideen, die Literatur und die Künste mit so energischem Eifer von den östlichen Barbaren aufgenommen und brachten unter ihnen eine so gewaltige und wohlthätige Umwandlung hervor, daß nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Chinesischen Geschichte Bochai eines der blühendsten Reiche am Ufer des östlichen Meeres war, das Land der Aufklärung und der Gelehrten.

Das Kidanische Haus, welches plötzlich an den Ufern des Amur auftauchte, zertrümmerte das Glück und die selbstständige Existenz der Mantschsuren, bis in der Person Aguda's, des Stifters der Dynastie Gin, ihre alte Unabhängigkeit wieder erstand, und die Stämme auf's Neue und glanzvoller als früher auftraten, nur unter anderem Namen und anderer Herrschaft. Mit dem Falle des Joches fiel auch die Barbarei, welche die Trümmer Bochai's zu ihrem

Throne erkoren hatte. Die Njuitschsen (Minschuren) kämpften gleichzeitig für ihre Unabhängigkeit, erbauten Städte und gaben Gesetze. Schon vor der Eroberung des nördlichen China's eigneten sie sich die dortige Weise mit ihren vielfältigen Schattirungen an: die Organisation des Reiches, der Regierung und der Obrigkeiten, die Hofetiquette, die religiösen Gebräuche, die Vorschriften für das gemeinschaftliche Leben und die Volkserziehung, — Alles wodurch das Chinesische Kaiserreich sich über die Reiche und Völker rings umher erhoben hatte, war plötzlich in die Mantschsurei hinübergetragen worden und schlug rasch in seinem gesegneten Boden Wurzel. Von der Zeit wollen wir nicht einmal reden, da die Dynastie Gin aus der Hälfte China's, der Mongolei und der ganzen Mantschsurei ein gewaltiges Reich bildete, welches vermöge seiner Macht und Bildung mit der Dynastie Sun wetteifern konnte, einem in den Chroniken des Mittelreiches durch seine Aufklärung berühmten Hause.

Fortgesetzte Kämpfe mit China wegen der nördlichen Gebiete dieses Kaiserreiches, und mit den Mongolen, zur Rettung des eigenen Daseins, hatten zuletzt die Kräfte und Mittel der Njuitschsen vollständig erschöpft, da sie genöthigt waren, zu derselben Zeit an den beiden Grenzen ihres Reiches mit zwei mächtigen Feinden zu ringen. Tausende kamen um in den unglücklichen Schlachten gegen die neuen, unerbittlichen Eroberer; der Njuitschsen'sche Herrscher endete selbst sein Leben, um schmählicher Gefangenschaft zu entrinnen; seine Familie ging unter; die blutbedeckten, unter Feuersbrünsten aufqualmenden Städte blieben in den Händen der Sieger; der ganze Osten der Mantschsurei, zu einer einzigen Provinz umgestaltet, wurde das Erbtheil der Dynastie Juan. Von einem Ende bis zum andern verwüstet, eines großen Theiles seiner Bevölkerung beraubt, seiner Selbstständigkeit verlustig, sank die Mantschsurei in den früheren halbwilden Zustand zurück, und nur Ruinen erinnerten an die ehemalige Größe. So unglaublich war die Schwächung der sittlichen Kraft des Volkes, daß für dasselbe die Ereignisse, durch welche die Herrschaft der Mongolen unter das Chinesische Kaiserreich gebeugt wurde, nicht die geringste wohlthätige Folge hatten. Das Haus Min, welches seines Vaterlandes Freiheit wieder hergestellt hatte, dehnte seine Macht mit Leichtigkeit auf die östlichen Stämme aus, denn dieselben lebten von Neuem in gesonderten Gruppen, ohne Einheit in der Verwal-

tung, ohne Kraft, durch Waffengewalt das Vaterland gegen fremdländischen Einfluß zu vertheidigen. Beinahe dreihundert Jahre währte die Zeit der Ohnmacht, und erst mit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts begann der Zustand des Landes eine bestimmtere Gestalt anzunehmen, und auf den Ueberresten des Gin'schen Reiches die Macht eines anderen Hauses sich zu erheben, dessen Bestimmung war: die dritte Periode in der Bildung der östlichen Stämme, schon von Bochai begonnen und durch die glänzenden Thaten der Njuitschsen fortgesetzt, die Periode des geordneten Reiches, seines politischen und historischen Lebens, auf den Gipfel des Volksruhmes und des höchsten Ansehens zu führen, sowie die Macht des Hauses zu befestigen, dessen Leben und Schicksale eben so ungewöhnlich und wunderbar sind, wie die Sage von seinem Ursprunge selbst.

Hauptquellen unserer ferneren Erzählung sind Kaigo-fan-lju, Min-zi-bei-lju (Geschichte des nördlichen Chinas in den letzten Zeiten der Dynastie Min) und Schen-zsi; man wird sogar ganze Stellen antreffen, welche vollständig in derselben Gestalt beibehalten worden sind, in welcher sie sich bei den Autoren vorfinden.

Im Osten von Mukden beginnt die Gebirgskette Tschan-bo-schan, berühmt in den Erzählungen der Mantschsurischen Geschichte. Seit undenklichen Zeiten sind die östlichen Stämme gewohnt, mit religiöser Scheu die von ewigem Schnee bedeckten Berge zu betrachten, und haben abergläubisch die wilden Gipfel mit den Wundern ihrer Phantasie bevölkert. Hier, auf unzugänglicher Höhe, ist das Reich der Geister, welche dem menschlichen Blicke sich entziehen, und wunderbare Dämpfe krönen einen abgesonderten, dreifach gegipfelten Berg. Auf seinem Rücken fluthet der große See Tamun über und nährt mit seinen kostbaren Wassern drei Ströme: Jalu, Chuntun und Aichu, drei bedeutende Wasserbecken, welche die Mantschsurei benetzen und an ihren Ufern Perlen ausstreuen. Am Abhange dehnen sich herrliche Haine aus, als wären sie von Menschenhand gepflanzt, und in denselben wohnen seltene Thiere, welche den Pfeil nicht fürchten und den Menschen nicht schaden. Den Fuß umgürten dichte Wälder, die Heimath der Wurzel Schen-schen, Königin der Gewächse und Wurzel des Lebens. In der Kette dieser dem Mantschsuren heiligen Berge ist einer besonders berühmt und bekannt unter dem Namen

Bukuri, an dessen Fuße der See Bulchuri liegt. Hierher pflegten drei Jungfrauen vom Himmel herabzufliegen, Engulen, Tschsengulen und Fekulen, um sich in den reinen Fluthen zu baden. Einstmals aber flog der Berggeist, in eine Elster sich verwandelnd, über das Ufer des Sees hin und warf eine rothe Frucht in das Gewand der Jüngsten unter den Jungfrauen, welche alsbald nach dem Genusse der Himmelsgabe sich schwanger fühlte, der Kräfte ermangelte, sich wieder zum Himmel aufzuschwingen und allein auf dem wilden Gebirge zurückblieb, wo sie einen Wunderknaben gebar. Bei seinem ersten Erscheinen auf der Welt konnte das Kind schon sprechen, und sein Angesicht strahlte in himmlischer Schönheit. „Dein Beiname soll Aischin-gioro sein, und dein Name Bukuri J-onschon," sprach die Jungfrau zu ihrem Sohne, da er völlig herangewachsen war; „der Himmel hat Dich gezeugt, damit Du das empörte Reich beruhigst und über dasselbe herrschest. Siehe, hier ist ein Nachen; setze Dich in ihn und überlaß Dich der Strömung des Flusses, so wirst Du in Dein Land gelangen." Bei diesen Worten erhob sich die Jungfrau in die Luft; der Nachen aber trug Aischin-gioro in eine Gegend, wo drei Familien wohnten, welche unter einander um den Vorrang und um die Herrschaft stritten. Lange schon hatte der blutige Zwist gewährt, und des Kampfes müde verlangten die Parteien längst den Frieden, welcher erst mit dem Erscheinen des wunderbaren Fremdlings wieder bei ihnen heimisch werden sollte. Kaum hatten sie den Jüngling erblickt, welcher in Schönheit und Herrlichkeit glänzte, so vergaßen die Gegner ihre Fehde; und als er zu ihnen sprach: „Ich bin Aischin-gioro, vom Himmel selbst bestimmt, über Euch zu gebieten und zu herrschen," — da erkannten ihn die drei Familien einmüthig als ihren Beile an. Der neue Anführer ließ sich auf der östlichen Seite des Gebirges Tschan-bo-schan nieder, in der Stadt Odoli, und gab seiner Herrschaft den allgemeinen Namen Mantschsu. Einige Geschlechter hindurch beherrschten die Nachkommen Aischin-gioro's ihr kleines Gebiet im Frieden, bis Einer von ihnen durch Ungerechtigkeit seine Unterthanen erzürnte und mit seinem ganzen Geschlechte ausgerottet ward, — ein Knabe ausgenommen, welcher sich aus dem allgemeinen Verderben durch Flucht in die öde Steppe rettete, wo er, in Dunkel sich hüllend, sein ganzes Leben zubrachte.

Erst nach mehreren Geschlechtern erscheint Einer aus den Nachkommen des Vertriebenen, verlockt listig mehr als vierzig Mitglieder derjenigen Familien, welche vormals gegen das regierende Haus aufgestanden waren, tödtet die eine Hälfte, beraubt die andere ihres Erbes und läßt sich schließlich selbst in Chetu-ala nieder, mehr als 1500 Li von Odoli, der ersten Residenz seines Geschlechtes. Seit den Zeiten Tschsao-zsu's (so heißt der Wiederhersteller der Familie Gioro) geht die Ordnung der Nachfolge in ununterbrochener Linie fort, und beginnen die Begebenheiten an Licht und Glaubwürdigkeit zu gewinnen. Tschsao-zsu's Enkel, Sin-zsu, war das Haupt einer zahlreichen Familie: fünf von seinen Söhnen erbauten in der Umgebung Chetu-ala's fünf kleine Städte; der sechste aber, Zsin-zsu, erbte mit des Vaters Herrschaft auch dessen Residenz, und dieses ist der Ursprung der in der Mantschsurischen Geschichte bekannten Ninguta-Beile, d. i. der sechs Herrscher. Unter den Kindern Zsin-zsu's waren besonders ausgezeichnet: der älteste Sohn Li-dun, welcher wegen seiner Tapferkeit die Benennung Baturu (der Held) erhielt, und Sjan-zsu, der Vater Tai-zsu's, des wahren Gründers Mantschsurischer Macht und des Mantschsurischen Reiches. Zsin-zsu that sich durch seine Streitbarkeit hervor und dehnte mit Li-dun's Hülfe seinen Einfluß allmählich über die nahe gelegenen Aimaks aus, so daß die kleine Stadt Chetu-ala die Hauptstadt seiner auf zweihundert Li sich erstreckenden Herrschaft wurde. Diese Erfolge erregten Neid und Feindschaft.

Nikan-wailan, ein Einwohner der Stadt Turun, überredete den Chinesischen Gränz-Commandanten Li-tschan-lin, einen Kriegszug gegen Atai und Agai zu unternehmen, welche in den Städten Gure und Schatschsi herrschten. Das Chinesische Heer drang auf zwei Wegen in die Mantschsurei ein, und Agai fiel unter der Vertheidigung seiner Mauern. Nicht so leicht war die Belagerung Gure's: auf dem Gipfel eines Berges gelegen, stellte die Festung schon durch ihre Lage der Ueberwältigung große Hindernisse entgegen, welche durch die Tapferkeit des Vertheidigers noch bedeutend vermehrt wurden. Rasch verbreitete sich das Gerücht von dem Einfalle des Chinesischen Heeres unter den benachbarten Aimaks, und Zsin-zsu eilte mit seinem Vater Tai-zsu zur Rettung seiner Enkelin, der Gattin Agai's, herbei. Unterdessen hatte die erfolglose

und langwierige Belagerung, sowie der bedeutende Verlust an Kämpfern den Muth der Chinesischen Armee herabgestimmt, und Li-tschan-lin, mit seinem Unternehmen unzufrieden, dachte schon daran, Nikan-wailan, als den eigentlichen Urheber des Streites, an die Belagerten auszuliefern und damit seinem vergeblichen Zuge ein Ende zu machen. Da gelang es Nikan-wailan, welcher für sein Leben fürchtete, geheime Verbindungen mit den Einwohnern anzuknüpfen. Durch Drohungen und Versprechungen brachte er sie zum Verrath an ihrem Herrn und zur Uebergabe der Stadt in die Hände des Chinesischen Heerführers: die Belagerten erschlugen ihr Oberhaupt, öffneten dem feindlichen Heere das Thor und erklärten ihre vollständige Unterwerfung unter das Chinesische Kaiserthum. Allein Li-tschan-lin war aufgebracht über den Verlust seiner Soldaten, darum brachte er sämmtliche Einwohner seiner Rache zum Opfer, und Nikan-wailan bewog überdies den Feldherrn, Zsin-zsu und Sjan-zsu zu tödten. Mit dieser unglücklichen Begebenheit schließt die vorhistorische Periode der Mantschsurischen Dynastie, die Zeit der Wunder und des Geheimnißvollen, sowie der geringen Anzahl von Thatsachen, welche der Nachwelt durch das Gedächtniß des Volkes aufbewahrt worden sind und durch dessen Liebe zu seinem Alterthume.

Bei dem Untergange der beiden ältesten Vorsteher des Mantschsurischen Hauses blieb als Haupt des erschütterten Aimak's nur der sechzehnjährige Nurchazi übrig, dessen ganze Kriegsmacht sich auf dreizehn Panzerträger, das ehemalige Gefolge seines Vaters, beschränkte. Die Jugend des Nachfolgers begünstigte keineswegs die Hoffnung auf Erhaltung und Vertheidigung einer nur durch Waffengewalt erworbenen Herrschaft, und nach dem Tode des Eroberers Zsin-zsu beeilten sich die wenigen Vasallen, zu ihrer alten Unabhängigkeit zurückzukehren. Selbst die Anverwandten der umgekommenen Herrscher, die Kinder und Enkel der sechs (Ninguta) Beile, wünschten, durch die Macht und die blutige Rache China's geschreckt, mittelst unbedingter Unterwerfung unter die Befehle dieses Kaiserthums ihr klägliches Dasein zu erkaufen. Somit war der Sturz der kaum erst entstandenen Macht unvermeidlich, und Nurchazi, als Beherrscher einiger armseligen Hütten des von Feinden und Verräthern umringten Städtchens Chetu-ala, erschien als ein rettungsloses Opfer ehrgeiziger und mächtiger Nachbaren oder der argwöhnischen Politik China's.

Doch der Jüngling, welcher die Herrschaft auf den Trümmern des ausgeplünderten Erbes seiner Väter übernommen hatte, gehörte zur Zahl der wenigen Persönlichkeiten, wie die Vorsehung sie in stürmischen Zeiten für das Wohl der Völker und für großartige Ereignisse ausdrücklich beruft: eine athletische Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein feuriger, durchdringender Blick, eine Rede, deren Charakter strenger Ernst und Kraft waren, edle Gesinnungen — verschafften der ohnmächtigen Waise frühzeitig den Beinamen „Sure-Beile" (der weise Beile), gleichwie seine großen Thaten und die Dankbarkeit der Nachwelt sein Andenken durch den Namen Tai-zsu (der oberste Stammvater) verherrlicht haben. Sein von Natur gerader und fester Charakter war der Ausdruck eines Willens, welcher weder Ermüdung, noch Hindernisse, noch Furcht kannte; kein Held jener Zeit übertraf Nurchazi an Tapferkeit und Kühnheit; Niemandes Hand entsandte sicherer als er den treffenden Pfeil von dem gespannten Bogen. Das Volk, welches in seinen Ueberlieferungen eine dunkle Prophezeiung von einem großen Eroberer bewahrt hatte, welcher bald unter den Mantschsuren aufstehen sollte, bezog, trotz der Feindseligkeit seiner Beherrscher gegen Tai-zsu, die Weissagung auf diesen, und vermehrte dadurch das Schrecken der Feinde und die Ergebenheit der Freunde des jungen Beile, welcher durch seine frühzeitigen Verluste und durch sein Mißgeschick allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Schon im Alter von zehn Jahren verlor Nurchazi seine Mutter, und die zweite Frau Sjan-zsu's, welche in ihren Kindern die einzigen Erben der Herrschaft zu erblicken wünschte, trieb Tai-zsu aus dem Vaterhause. Der Elternliebe entbehrend, mit einem höchst ärmlichen, von der Hand seiner ehrgeizigen Stiefmutter ihm zugewiesenen Antheile trug Nurchazi, fern von den Brüdern, männlichen Muthes die schwere Bürde der Ausstoßung und der Verborgenheit — bis die plötzliche, blutige Katastrophe, welche ihn des Großvaters und des Vaters beraubte, die Oberherrschaft über sein in Verderben und Verzweiflung gestürztes Haus ihm in die Hand legte.

In diesen Augenblicken der allgemeinen Betäubung und des Entsetzens bewies der sechszehnjährige Jüngling eine Geistesgegenwart, würdig des durch das Unglück erprobten Mannes. Mit einer von heftiger innerer Bewegung zitternder Hand und unter Thränenströmen schrieb Tai-zsu an die Grenzbehörden China's einen dro-

henden Brief, in welchem er bei dem Namen des Himmels dem Kaiserreiche unversöhnlichen Haß schwor wegen der Verletzung aller Rechte der Menschheit und wegen des unverdienten Unterganges seiner Vorfahren. Der Ton des Schreibens fiel dem Haupte China's durch seine Ungewöhnlichkeit auf, — und diese Regierung, welche einerseits die wahre Lage der Dinge in Zsjan-tschsou schlecht begriff, andererseits aber auch nicht die Rache der erbitterten Stämme auf seine Grenzen rufen wollte, beeilte sich, einen Boten mit der Erklärung abzusenden, daß der Hof von den jüngst vorgefallenen Ereignissen nichts gewußt; daß das unglückliche Ende zweier regierenden Personen des Mantschsurischen Hauses das Werk eines Versehens, eines Irrthums wäre, und der Bogdochan bereit, die schmerzlichen Verluste Tai-zsu's dadurch zu vergüten, daß er ihn in allen Rechten seiner Vorgänger bestätigte, und daß er, zum Beweise seiner erhabenen Theilnahme an dem Kummer des unglücklichen Beile, ihm die Leichen seiner erschlagenen Vorfahren nebst Geschenken zurückschickte, — als ein Unterpfand der freundschaftlichen Gesinnungen China's. Der Gesandte dieser Min'schen Dynastie führte die Befehle seiner Regierung pünktlich aus; nachdem er jedoch an Ort und Stelle umständliche Nachrichten über den Zustand des Landes eingezogen, verweigerte er Tai-zsu standhaft die Auslieferung Nikan-wailan's, des Haupt-Urhebers alles Elendes, und antwortete auf die wiederholte Forderung mit der Drohung, China wäre im Stande, seinen ungehorsamen Vasallen aller alten Vorrechte zu entkleiden, und zur Würde des höchsten Herrschers im Lande — den Feind des Mantschsurischen Hauses zu erheben. Diese Worte des Gesandten machten einen so tiefen Eindruck auf Alle, daß die Kinder und Enkel der sechs Beile beschlossen, Nurchazi zur Unterwerfung unter den Willen der Chinesischen Regierung zu zwingen, indem sie dem neuen Gebieter den Unterthanen-Eid leisteten: — da gab Tai-zsu, die ganze Wichtigkeit des verhängnißvollen Augenblicks begreifend, seine Forderung auf, — und das Kaiserreich, zufrieden mit der äußerlichen Unterwerfung seines Vasallen, ließ ihn eines Titels sich bedienen, welcher bisher weder wirkliche Macht noch Bedeutung gegeben hatte.

Neun Jahre dauerten diese unbestimmten Verhältnisse des kleinen Herrschers zu seinen Feinden und zu China. Die trauervolle Begebenheit hatte sich nach und nach aus dem Gedächtnisse Aller ver-

wischt, und Nikan-wailan, welchen Tai-zsu's Unthätigkeit sorglos machte, trat kecker mit seinen Absichten auf die benachbarten Aimaks hervor. Aber der Jüngling war inzwischen ein Mann geworden auch an Kraft, und mit dieser zugleich war ihm auch das Gefühl der Rache gewachsen, welche die ganze Seele des Beile beherrschte. Unwandelbar dem einen Gedanken hingegeben, theilte er mit Niemandem die tiefen Geheimnisse seiner Brust, außer Einem, welcher der Vertraute seiner Empfindungen und seiner verborgenen Pläne war. Aus Besorgniß, selbst unter dem Dache des väterlichen Hauses einen Verräther oder einen offenen Feind zu finden, zog sich Tai-zsu häufig auf einen benachbarten Berg zurück, wo ihm die Zeit in langen Unterredungen mit seinem Bruder verstrich, und diese Unterredungen, stets von Thränen zum Gedächtnisse des Vaters begleitet, waren der Entwerfung von Kampfplänen gegen die Feinde ihres Hauses gewidmet. Als er das 25. Lebensjahr erreicht hatte, beschloß Tai-zsu, die Entschlüsse, welche er lange in seiner Seele gereift, zur Ausführung zu bringen.

Im Jahre 1583 erschien Nurchazi mit seinen dreizehn Gepanzerten am Thore von Turun, wo Nikan-wailan wohnte. Die Stadt, zum Widerstande nicht gerüstet, unterwarf sich alsbald dem Mantschsurischen Beile, während es Nikan-wailan gelang, sammt seiner ganzen Familie sich durch die Flucht zu retten. Tai-zsu's unerwartete Bewegung hatte aber in allen benachbarten Herrschaften Besorgniß erregt: die Aimaks, welche von der Mantschsurischen Oberherrlichkeit abgefallen waren, und Bedenken trugen, sich der Herrschaft eines Mannes zu unterwerfen, welcher ein Recht hatte, für den früheren Verrath Rache zu nehmen, eilten, Nikan-wailan's Partei zu ergreifen. Die Nachkommen der sechs Beile aber erblickten in dem Unternehmen ihres Verwandten nur einen unsinnigen Kampf gegen China, welcher nothwendigerweise mit der vollständigen Ausrottung ihres Hauses enden mußte, und verschworen sich feierlich im Ahnentempel, den unruhigen Beile, welcher die Feindschaft des Chinesischen Reiches auf sie herabrief, zu ermorden. Erkaufte Meuchelmörder folgten allen Bewegungen Tai-zsu's, und öfter als einmal drangen sie fast bis in seine Wohnung. Eines Tages fiel unmittelbar unter dem Fenster durch ihr Schwert der treue Leibwächter des Beile, und schon blitzte der Stahl der Verräther über

dem Haupte Nurchazi's: aber sein eigener Muth und die Vorsehung schirmten das Leben des Mannes, welcher zu Großthaten und für den Ruhm bestimmt war. Sogar die Verwandten und die wenigen Freunde Tai-zsu's waren den Angriffen heimlicher Feinde ausgesetzt, und sein Schwiegersohn fiel, vom Pfeile eines unbekannten Mörders durchbohrt.

Die niedere Feindschaft derjenigen, welche durch die Bande der Verwandtschaft und gemeinsamer Interessen mit Tai-zsu verbunden waren, konnte nicht anders als kräftigend auf die Thätigkeit des unternehmenden Beile einwirken, dem ohnedies nur übrig blieb, — zu siegen oder zu sterben. Unter solchen Umständen waren Heimlichkeit und Schnelligkeit die einzigen Mittel der Rettung; und so geschah es denn, während die Feinde des Mantschsurischen Herrschers von Tage zu Tage erwarteten, nur noch die Leiche des sie beunruhigenden Tai-zsu vor sich zu sehen, daß dieser mit einer kleinen Schaar furchtloser Krieger einen Angriff auf die Städte Tschsao-zsja und Mardun unternahm, welche im ganzen Lande wegen ihrer Unzugänglichkeit berühmt waren. Beide Festen lagen auf Anhöhen, welche von Steinklippen umgeben waren; nur ein einziger enger Zugang führte zu den Stadtmauern; stellenweis hatten Stufen in den nackten Fels gehauen werden müssen; die Reiter hoben fast ihre Pferde an den jähen Abhängen empor, wo die feindlichen Pfeile ihrer warteten; aber voll Tapferkeit und unter dem Schutze langer hölzerner Schilde besiegten sie die Natur und die Feinde.

Die heroische That Tai-zsu's hatte einen glänzenden Erfolg: die Verwandten des Beile vergaßen in dem Erstaunen über seine Unbeugsamkeit und seinen Triumph ihre Feindschaft und vereinigten sich auf's Neue für das Heil und den Ruhm ihres Hauses; kleine benachbarte Herrschaften, welche nicht hoffen durften, den Kampf mit dem gefährlichen Feinde zu bestehen, suchten eine Gelegenheit, durch freiwillige Unterwerfung sich mit ihrem früheren Gebieter auszusöhnen; Nikan-wailan dagegen, durch die Rache aus einer Stadt in die andere getrieben, verbarg sich in Olchon, hart an der Gränze China's, hinter der Schutzmauer einiger Aimaks, welche sich Tai-zsu nicht unterworfen hatten.

Die Entfernung seines Feindes erweiterte nur den Kreis der Thätigkeit für den unversöhnlichen Beile. Durch die Streitkräfte

einiger Bundesgenossen verstärkt, umging oder unterwarf er die feindseligen Aimaks und erschien vor den Mauern einer kleinen Stadt, in welcher sich Nikan-wailan gegen die Angriffe seiner Feinde gesichert wähnte. Vergeblich also hatte der Flüchtling in seinem Vaterlande Rettung gesucht, und seine letzte Hoffnung war jetzt, auf Chinesischem Gebiete Schutz zu finden und in der vollständigen Unterwerfung unter dieses Reich. Allein auch jenseit des Gränzsteines der Mantschsurei ereilte ihn Nurchazi's Rache. „Saget den Gränz-Commandanten des Chinesischen Reiches, daß sie unverweilt Nikan-wailan einzufangen und mir auszuliefern haben; entgegengesetzten Falles werde ich gegen das Kaiserreich ziehen;" gebot Tai-zſu einigen in Gefangenschaft gerathenen Chinesen und schickte sie mit dieser Weisung über die Gränze zurück. Wie sonderbar nun auch die Drohungen eines unbedeutenden Häuptlings klangen, welcher dem tausendjährigen Reiche Gesetze vorzuschreiben gedachte, so fügte sich gleichwohl China, seiner alten Größe vergessend, dem Willen des Beile und suchte gleichzeitig seine Ehre mit dem unehrenhaftesten Kleinmuthe zu decken. „Es wäre schimpflich für uns," antworteten die Gränzbehörden, „einen Menschen auszuliefern, welcher sich zum Unterthanen des Kaiserreiches erklärt und dessen erhabenem Schutze sein Heil und seine Ehre anvertraut hat. Darum kommet selbst und tödtet euren Feind." Demzufolge betraten im Jahre 1586 vierzig Mantschsurische Krieger das fremde Gebiet und schlugen Nikan-wailan das Haupt ab, nachdem die Chinesen ihm vorher alle Wege zur ferneren Flucht abgeschnitten hatten. Ueberdies beeilte sich die Minsche Regierung, Tai-zſu einen glänzenden Titel nebst einem Jahrgehalte von 800 Lan Silber zu ertheilen.

Durch die Vollstreckung des blutigen Gerichtes über Nikan-wailan hatte die Seelenstärke und die Kühnheit des unternehmenden Beile neuen Zuwachs erhalten. Der Kleinmuth des kaiserlichen Hofes hatte ihn überzeugt, daß China den Ereignissen außerhalb der großen Mauer nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, und daß es von jeder lebhafteren Theilnahme an den östlichen Angelegenheiten so lange sich fern halten würde, als dieselben nicht die wesentlichen Interessen des Kaiserreichs unmittelbar berührten; zugleich bewies die Rückkehr mehrerer Aimaks unter die Herrschaft des Mantschsurischen Hauses, daß die kleineren Aimaks ohne China's Beistand unfähig waren, mit

dem unbeugsamen Willen eines Mannes zu ringen, welcher entschlossen war, sie durch Waffengewalt von sich abhängig zu machen. Der weise Beile begriff den Zustand seines Vaterlandes vollkommen, und nicht weniger das Verhältniß, in welches sein jüngster Sieg und die ehrenvolle Aufmerksamkeit China's ihn, den verschiedenen Machthabern der Mantschsurei gegenüber, versetzt hatte.

Zur Zeit der Dynastie Min bestand die Mantschsurei aus drei Hauptheilen: Zsjan-tschsou, Chai-si-wei und Je-schen-wei. Jeder derselben zerfiel in Aimaks, und diese wurden von ihren eigenen Oberhäuptern regiert, welche in Zeiten der höchsten Gefahr sich der Obergewalt eines Einzigen, mit der Würde eines Oberhauptes des Seim (Reichstages) bekleideten, unterordneten. Die durch die Einigung des Bundes untereinander zusammengehaltenen Aimaks bildeten eine Art kleiner Föderationsgebiete mit gemeinschaftlichem Namen; es gab ihrer vier: das Mantschsurische, bestehend aus den Aimaks Suksuchu, Chunche, Wangjan, Dongo und Tschsetschen; das Tschan-bo-schan'sche mit den Aimaks Neijen und Jalu; das Chulun'sche mit den Aimaks Jeche, Chada, Choifa und Ula; endlich das Gebiet Dun-chaja, welches in die Aimaks Wozsi, Warka und Churcha zerfiel. Fast alle standen sie unter einander in den engsten Beziehungen durch die Gleichheit der Sprache und die Einheit des religiösen Glaubens, welcher aus der gemeinsamen Quelle des Schamanismus entsprungen war; aber ungeachtet dieser beiden wesentlichen Bedingungen einer Volkseinheit führte dennoch die außerordentliche Zerstückelung der Aimaks zu unablässigen Fehden und zu wechselseitigem Hasse unter den Stämmen. Dazu war die Gewalt des Seim-Oberhauptes durch den Willen der besonderen Häuptlinge dermaßen eingeschränkt, daß die Bündnisse mehr nur dem Namen nach, als in der Wirklichkeit existirten.

Zsjan-tschsou und Chai-si-wei bildeten den Mittelpunkt Mantschsurischer Macht und Bildung; die Stämme hausten hier in Städten, welche während der Blüthezeit der Dynastieen Ljao und Gin erbaut worden waren; sie wohnten auf dem Boden, den die großen Ereignisse des Volksruhmes verherrlicht hatten. Die Nähe der Chinesischen Gränze brachte sie in eine ununterbrochene Berührung mit diesem Reiche, und ein thätiger Handelsverkehr, welcher die halb-

gebildeten Stämme an die Vortheile des Mittelreiches fesselte, entwickelte im Volke die Sehnsucht nach Verbesserung seines Zustandes und nach Reichthum; der Ackerbau ging Hand in Hand mit der Jagd und verdrängte das Hirtenleben mit seinem nomadischen Umherziehen vollständig. Durch die Menge der Bevölkerung und der Städte war der Chulun'sche Seim der mächtigste in der ganzen Mantschsurei; er wurde jedoch durch die vorsichtige Politik China's, welche die Vereinigung der Stämme fürchtete, in zwei Hälften, unter dem Namen des nördlichen und des südlichen Postens, getheilt, und dadurch zugleich die Macht des Bundes in seinen Grundfesten erschüttert. Die Folge davon war, daß nirgends die inneren Unordnungen eine solche Bedeutung, und die wechselseitigen Zwiste eine solche Hartnäckigkeit erlangten, wie in den Chulun'schen Aimaks.

Je-schen-wei bildete einen scharfen Contrast gegen die übrigen Mantschsurischen Herrschaften sowohl durch seine besondere Naturbeschaffenheit, als auch durch den eigenthümlichen Charakter seiner Volkszustände. Von den nördlichen Gränzen Zsjantschsou's bis zu den Küsten des östlichen Oceans nimmt die Landschaft allmählich eine immer wildere und rauhere Gestalt an. Die Bäche, welche ihren Ursprung in den Aimaks der südlichen Mantschsurei nehmen, erscheinen auf den Gebieten von Wozsi, Warka und Churcha als gewaltige Ströme, welche nur Einöden bewässern; statt der Tausende von üppigen Bergformen mit ihren pyramidalen Gipfeln und geheimnißvollen Grotten steigen entweder wilde Felsen empor, der ausschließliche Aufenthalt wilder Bestien und räuberischer Vögel; oder dehnen sich Bergthäler weithin und unabsehbare Wiesen, welche in unwegsamen Sümpfen und Morästen enden. Die herrlichen Haine, welche den Tschan-bo-schan umgürten, werden durch dichte Wälder verdrängt, unter deren undurchdringlichem Laubgewölbe ewiges Dunkel herrscht, so daß häufig der Wanderer während einer ganzen Tagereise von keinem Sonnenstrahle getroffen wird und, auf gewundenen Pfaden fortirrend, keinen zuverlässigen Schutz gegen den Sturm und die reißenden Thiere finden kann. Eine Hütte, eilig aus Birkenrinde aufgerichtet, bietet die einzige Möglichkeit eines Nachtlagers, und ein getödteter Hirsch ist die vom Himmel selbst zur Rettung des Wanderers gesandte Speise. Bei den ersten Windstößen gerathen Tausende von Baumwipfeln in Bewegung, erhebt sich durch

den endlosen Wald ein ununterbrochenes Getöse, dem Rauschen der Meereswogen vergleichbar; hundertjährige verdorrte Bäume stürzen mit einem Gekrach nieder, dessen schauerlicher Wiederhall noch lange durch das Echo wiederholt wird. Unzählige Eulen und winselnde Wu (eine Art Eichhörnchen) verfolgen den Menschen auf jedem Schritte mit ihrem durchdringenden Geschrei und mehren die Schauer der wilden Einöde. Keiner von den Eingeborenen betritt, ohne den Geistern geopfert zu haben, diese finsteren Wälder, in denen nach ihrer Meinung die Wurzel des Schamanismus liegt, die Heimath pythischer Besessenheit, der Zauberei, der Beschwörungen, der magischen Trommel, — Laute, vor welchen, wenn man der Ueberlieferung glauben darf, einst fast sämmtliche Völkerschaften des mittleren und nördlichen Asiens sich gebeugt haben, und welche noch bis zu dieser Stunde viele der dortigen halbwilden Stämme mit bebender Ehrfurcht erfüllen. Von solcher Wildheit des Locales nimmt das Klima selbst eine außerordentliche Rauhheit an, welche mit der geographischen Lage des Landes nicht im Einklange steht. Schon in den Umgebungen von Ninguta fangen die Flüsse nicht vor dem dritten Monate (am Schlusse des März) an, sich allmählich vom Eise zu befreien; aber unaufhörlich, Tag und Nacht, wüthende Sturmwinde verzögern noch die Ankunft des Frühlings, und die Bäume treiben noch keine Knospen. Die Wärme dauert nicht länger als vier Monate: im siebenten Monate treten schon Reiffröste ein; im achten fallen dichte Schneemassen; im neunten bedecken die Flüsse sich wieder mit Eis, und im zehnten Monate sieht man das Erdreich unter harten Fröften bersten. Nur wenig weiter östlich von Ninguta verschwindet der Ackerbau, und die Jagd mit ihrem halbnomadischen Wanderleben verdrängt die festen Wohnsitze; die Städte weichen elenden Dörfern, welche in weiten Entfernungen von einander zerstreut liegen; die Stämme bilden keine starken Aimaks mehr und werden durch die Autorität bloßer Stamm-Aeltesten geleitet. Gerade und aufrichtig, wie Kinder der Natur, haben sie niemals nach Eroberungen getrachtet, waren vielmehr, durch unwegsame Wälder von einander getrennt, stets unfähig, den Waffen eines unternehmenden Feindes zu widerstehen. An den Ufern des östlichen Oceans endlich wird die Bevölkerung ganz dünn, und mitten unter den Mantschsurischen Geschlechtern erscheinen Chei-zsin und Fecha, Stämme von durchaus anderer Herkunft, fremd an Sprache,

abweichend in der Lebensweise, sanft von Sitten, gering an Zahl. Ein Ring in den Ohren, die bunt bemalte Haut des Leibes, eine Kleidung aus Fischhaut, mit Blumen gestickt, Decke und Kissen von schwarzen Zobeln und Füchsen, ein mit Schwanen-Daunen gedecktes Dach, — das sind die einzigen Gegenstände des Reichthums, der Wünsche und des Ehrgeizes für die Küstenbewohner des östlichen Oceans. Zufrieden mit ihrem Zustande und mit den Gaben der Natur begehrten sie nur Frieden, und fürchteten vielmehr Angriffe, als daß sie selbst sich entschlossen hätten, gegen Nachbarstämme die Waffen zu erheben.

Ungleich mächtiger waren die Orotschonen, Dutscheren, Dachuren und Solonen, welche zu beiden Seiten des Amur wohnten. An seinen grasreichen Ufern war seit alter Zeit der Ackerbau bekannt, existirten kleine Städte und Festungen, hausten Stämme, ausgezeichnet durch ihre Streitbarkeit, stark durch ihre Anzahl und durch ihre Kunstfertigkeit im Bogenschießen, und mehrfach sogar Gesetzgeber der ganzen Landschaft. Durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände jedoch sonderten sich die Amurischen Stämme zu sehr von dem allgemeinen Leben der Mantschsuren ab, und nahmen in keiner Weise Theil an den Ereignissen, welche am Fuße des Tschan-bo-schan sich vollendeten. Aber gleich allen ihren Stammverwandten litten auch sie an dem Uebel der Spaltungen und innerlicher Unruhen, woher es kam, daß die eine Hälfte dieser kriegerischen Stämme sich der Mongolenherrschaft unterwarf, die andere aber zu kraftlos war, um in den Geschicken ihres Vaterlandes irgend eine Wandelung zu bewirken. Somit bot denn am Schlusse des 16. Jahrhunderts die ganze Mantschsurei den ehrgeizigen Absichten eines Eroberers die weiteste Laufbahn dar.

Dadurch, daß Tai-zsu, zur Zeit seines Unternehmens gegen Nikan-wailan, die alten Gränzen seiner Herrschaft wieder herstellte, indem er die am Ufer des Jalu liegenden Aimaks unterwarf, und den ganzen Kreis Zsjan-tschsou unter seiner unmittelbaren Oberhoheit vereinigte, erhielt er unmittelbar das Uebergewicht über die benachbarten Machthaber. Die Grenzen des Mantschsurischen Reiches erstreckten sich bis hart an das Gebiet des Chinesischen Kaiserthums; östliche Perlen, die Wurzel Schen-schen und Rauchwaaren wurden über vier Grenzstationen dorthin ausgeführt, und da-

gegen Gold, Silber, kostbare Gewebe und eine Menge anderer für das Leben erforderlicher Gegenstände in die Mantschsurei eingebracht. Der Handel des ganzen Landes concentrirte sich in dem einzigen Kreise Zsian-tschsou, welcher durch seine vortheilhafte Lage den übrigen Aimaks den Vorrang abgewann; demzufolge wuchsen die Reichthümer und die Macht Tai-zsu's mit jedem Tage, und, voll Unruhe auf jede neue Eroberung des Mantschsurischen Beile blickend, begriff der Chulun'sche Seim schnell die Gefahr, welche der Unabhängigkeit der Stämme drohte. Nachdem sie aus den beiden Tschan-bo-schan'schen und den drei Mongolischen Aimaks Truppen zu Hülfe gerufen hatten, eilten die Chulun'schen Häuptlinge mit den vereinigten Streitkräften von neun Provinzen, in der Zahl von 30,000 Mann, die neu entstandene Macht der Mantschsuren zu zertrümmern. Die große Anzahl der Feinde machte den Kampf ungleich und gefährlich, und bei der ersten Nachricht von der Annäherung der furchtbaren Heeresmacht geriethen die Bewohner von Zsian-tschsou in Bewegung und Furcht. Nur der Beile, welcher seine ganze Hoffnung auf die Stammverschiedenheit der Feinde setzte, wartete ruhig das Herannahen des Sturmes ab. Um den gesunkenen Muth seiner Krieger zu beleben, beschwor Tai-zsu vor seiner kleinen Schaar im Angesichte des Himmels seine Unschuld, und flehte zu dem Schatten seiner Ahnen, „es möchten die Rosse seiner Krieger im Kampfe nicht straucheln, und die Schwerter den Händen nicht entgleiten." Am Berge Guchu, wo Tai-zsu, von einem Walde und einer unzugänglichen Anhöhe gedeckt, eine feste Stellung eingenommen hatte, trafen die Gegner auf einander. Das verbündete Heer wurde von Butschsai, dem Beile des Aimaks Jeche, und von dem Korziner Mingan befehligt. Das Unglück aber, welches gleich im Anfange des Kampfes die beiden feindlichen Heerführer traf, entschied schnell das Schicksal der Schlacht: das vereinigte Heer wurde zerstreut und in die Flucht gejagt; 4000 Feinde bezahlten den mißlungenen Angriff mit ihrem Leben; Tausende von Helmen und Panzern, 3000 Pferde und der jüngere Bruder des Beile vom Aimak Ula waren der Preis des Siegers.

Dieser erste und glückliche Kampf gegen einen zahlreichen Feind in offener Feldschlacht hatte überaus wichtige Folgen vermöge des moralischen Eindruckes, welchen er sowohl auf der einen, als auf der

andern Seite hervorbrachte. Mit Waffenruhm gekrönt, eilte Tai-zsu, seinen Eroberungen und dem Aimak auch feste Grundlagen zu geben. Als ein großer Gesetzgeber hatte er frühzeitig die tiefe Wahrheit begriffen, daß die Entwickelung der Volksthümlichkeit eine unerläßliche Bedingung ist für die Bildung einer geordneten politischen Gemeinschaft aus kleinen und getrennten Aimak's, und daß die Festsetzung der lebenden Sprache auf den unveränderlichen Grundlagen der Schrift das sicherste und nächste Mittel ist, um verschiedenartigen Stämmen den Charakter der Einheit und der Selbstständigkeit aufzuprägen. Zur Verwirklichung dieses großen Gedankens richtete Tai-zsu sein Augenmerk auf die Mongolische Schrift und kleidete mit mächtigem Willen — trotz der Einwendungen und der Vorurtheile Solcher, welche großartige Zwecke nicht begreifen können — die Laute der Mantschsurischen Sprache in die Formen und Buchstaben eines fremden Alphabetes, nachdem er dasselbe den Grundbedingungen seiner Stammsprache gemäß verändert hatte. Im Jahre 1599 ward durch das ganze Reich die neue Schrift verbreitet, bestimmt, die Mongolische Sprache vollständig zu verdrängen, welche bis dahin in allem schriftlichen Verkehr angewendet worden war. Kaum war so der Grundstein für die Volksbildung gelegt, so traf Tai-zsu auch alle irgend möglichen Maßregeln zur Entwickelung der numerischen Kräfte seines Reiches. Auf Befehl des Beile wurde durch das ganze Reich eine Untersuchung in Betreff der Armen angestellt, welche in Ermangelung der unumgänglichsten Lebensbedürfnisse nicht in den Ehestand treten konnten: ungeachtet der Dürftigkeit seiner Einkünfte theilte Tai-zsu die letzten Reichthümer mit seinen Unterthanen, und zahlreiche Paare, welche unter dem Schirme des Familienlebens Wohlstand und Glück gefunden hatten, segneten ihren hochherzigen Herrscher.

Eben so weise Maßregeln wurden auch hinsichtlich des Kriegswesens ergriffen. Bisher hatten die Krieger sich nach Geschlechtern und Dörfern, unter der Führung ihres Aeltesten, auf den Marsch begeben und in der Schlacht aufgestellt: jetzt theilte Tai-zsu seine Unterthanen in Rotten (Compagnieen) und führte verschiedene Ränge und Grade unter ihnen ein. Dreihundert Mann wurden von einem Offizier befehligt, welcher in strenger Verantwortlichkeit für seine Untergebenen stand. Eine Folge der neuen Einrichtung war, daß Ordnung und Disciplin in die Armee kamen; daß die Aeltesten eine

Selbstständigkeit verloren, welche den Gesammt-Interessen des Aimak's nachtheilig war; daß die Zahl des Heeres nicht mehr vom Zufalle und von der Willkür der Privatpersonen abhing; daß die Macht und der Wille des Beile das Gesetz für Alle wurden.

Das Genie Tai-zsu's blieb bei diesen ersten Anfängen des Staatslebens nicht stehen. Wie wohlthätig immerhin der Einfluß der Maßregeln sein mochte, welche er in der Verwaltung getroffen hatte, so waren sie gleichwohl nicht im Stande, augenblicklich Volksgröße zu schaffen; der unternehmende Geist Tai-zsu's aber begehrte gewaltige Kräfte und zahlreiche Arbeiter. Daher richtete er seine Blicke auf die entlegenen Aimaks von Dun-chaja, deren Eroberung keinerlei Schwierigkeit zu bieten schien, während sie durch ihre Einverleibung dem Mantschsurischen Beile eine ansehnliche Zahl tapferer Krieger und zuverlässiger Mitarbeiter liefern konnten. Von nun an beginnt eine ununterbrochene Reihe kleiner Züge in die Wälder Girin's, an die Ufer des östlichen Oceans und des Amur, Züge, welche durchaus nicht von irgend erheblichen Beschwerden für das Volk begleitet waren, und fast ohne Blutvergießen und Kampf abliefen. Jedes Mal kehrten Tai-zsu's Krieger mit Hunderten, ja Tausenden von Gefangenen heim, und beladen mit reicher Beute an Zobeln und Füchsen; die Bezwungenen aber genossen aller Rechte der übrigen Unterthanen, erhielten ausgedehnte Ländereien, traten in die Rotten ein und hatten mit allen Andern gleichen Antheil an den Belohnungen und an der dem Feinde abgenommenen Beute. Ohnehin schon durch Religion, Sprache und Sitten mit den Mantschsuren verbunden, gewöhnten sie sich leicht an das neue Vaterland, machten sie dessen Glück und Vortheile zu den ihrigen. Das Gerücht von dem blühenden Zustande der Uebergesiedelten drang rasch von einem Geschlechte zu dem anderen; bald eilten die Aeltesten mit Tribut unterwürfig vor dem Angesichte des Mantschsurischen Beile zu erscheinen, der Alle mit Leutseligkeit und Ehrenbezeugungen aufnahm. Tai-zsu ritt den aus der Ferne Ankommenden entgegen, bewirthete sie mit Gastmählern und belohnte sie durch reiche Geschenke, besonders Diejenigen, welche sich entschlossen hatten, in der Mantschsurei zu bleiben. Angezogen durch die schmeichelhafte Aufnahme und durch die begeisternden Reden darüber, wie vormals alle Stämme, welche jetzt durch Zwietracht und Haß getrennt wären, ein mächtiges Ganzes

ausgemacht hätten, — trat ein Theil der Aeltesten sofort in die Reihen des Mantschsurischen Heeres; die anderen aber kehrten eilends in ihre Wälder zurück, nahmen ihre Familien und siedelten mit dem ganzen Stamme in das neue Land über. Unter dem Eindrucke des Zaubers sprachen sie: „Tai-zsu wünscht, daß wir ihm unterthan werden, nicht um über unser entlegenes und ödes Land zu herrschen; er will unsere Uebersiedelung in sein Land, nicht um die Zahl seiner Knechte zu vergrößern: sondern um die zerstreuten Glieder einer stammverwandten Familie wieder zu vereinigen; um uns zu Theilnehmern seiner Größe zu machen; um in uns einen zweiten Flügel zu gewinnen für die Verwirklichung seiner großen Entwürfe.“ — Die Worte dieser freudigen Boten wirkten mächtig sowohl auf das niedere Volk, als auf die Häuptlinge, welche sich mit der Hoffnung schmeichelten, den Glanz ihres eigenen Geschlechtes erhöhen zu können, weil Tai-zsu, in dem Wunsche, die Stämme zu einer einzigen unterschiedlosen und untheilbaren Masse zu verschmelzen, schon angefangen hatte, jenes umfassende System der Verwandtschaft zu begründen, welches unter seinen Nachfolgern die Mongolei auf das Engste an die Interessen des Chinesischen Kaiserhauses gefesselt hat. Die geringeren Machthaber, von dem mächtigen Feinde gedrängt, oder weil sie nicht Kraft und Mannhaftigkeit genug in sich fühlten, ihrem Aimak Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu sichern, bekannten sich gern als Unterthanen eines Fürsten, welcher sie dadurch belohnte, daß er sie durch die Ehe mit seinen Töchtern und weiblichen Anverwandten verband; welcher selbst alle Heirathsvorschläge und ehelichen Verbindungen mit den Töchtern der Vasallen gnädig aufnahm; welcher, mit einem Worte, vielmehr die Mitgliederzahl seiner regierenden Familie zu vermehren, als neue Vasallen zu erwerben wünschte. Er wollte die Stämme in der That mehr in der Eigenschaft eines Stamm-Aeltesten regieren, als durch Waffengewalt und nach den Rechten des Eroberers, und weit entfernt, die besonderen Rechte der Oberhäupter zu beeinträchtigen, verlieh er ihnen vielmehr noch den äußeren Glanz der Ehre und des Ansehens dazu.

Anderer Art war die Thätigkeit der Feinde des Mantschsurischen Hauses. Betroffen über ihr Mißgeschick hatten die Chulunischen Oberhäupter alsbald ihre Gesandten mit der Bitte um Frieden und Bundesgenossenschaft nach Zsjan-tschsou geschickt, und da ihre An-

träge den geheimen Absichten Tai-zsu's vollkommen zusagten, so wurden sie angenommen, — wiewohl die segensreichen Folgen der Ruhe allein den Mantschsuren, nicht aber ihren Gegnern, zu gute kamen.

An der Spitze des Chulunischen Seims stand ursprünglich der Aimak Chada, dessen Oberhaupt Wan-chan für gewisse, dem Chinesischen Reiche erwiesene Dienste die Oberhoheit über Jeche, Choi-fa und Ula erhalten hatte. Nach einigen Geschlechtern entbrannte jedoch zwischen der älteren und jüngeren Linie Wan-chan's ein blutiger Zwist über das Recht der Nachfolge, und Jeche, welches die Fremdherrschaft längst mit Neid betrachtet hatte, gedachte aus den Zerwürfnissen der Machtbewerber Nutzen zu ziehen. Das durch die inneren Unruhen geschwächte Chada richtete an China die Bitte um Beistand und Schutz; allein dieses Kaiserthum, welches stets eine Politik befolgt hat: die Barbaren durch die Barbaren zu vernichten, lehnte jede Theilnahme an dem Schicksale des Hauses Wan-chan's ab, obgleich der Min'sche Hof selbst Chada über die übrigen Aimaks erhoben hatte, der Fall desselben das Gleichgewicht unter den Stämmen aufheben mußte, und das Uebergewicht eines Gebietes über das andere für China selbst verderblich werden konnte. Sobald sie den abschlägigen Bescheid auf ihr erstes Gesuch erhalten hatten, baten die Bewohner von Chada dringend, die Min'sche Regierung möchte ihnen wenigstens die Uebersiedelung auf das Ljao-dun'sche Gebiet gestatten, unter der Bedingung, daß sie Chinesische Unterthanen würden und die Gränzen des Reiches gegen andere Mantschsurische Stämme beschützten; doch erschien dieses neue Verlangen Chada's zu gefährlich für China, welches sich scheute, Feinde auf seine eigenen Gränzen zu setzen, und ward deshalb vollständig verworfen. Da schickte Mongebulu, der Beherrscher des zerrütteten Aimaks, Geiseln nach Zsjan-tschsou, und 2000 Krieger Tai-zsu's marschirten aus, um Chada zu besetzen. Nun fürchtete Jeche nichts mehr, als die Einmischung Zsjan-tschsou's, beschleunigte deshalb seine Aussöhnung mit dem Oberhaupte des Seim und forderte als Unterpfand der Freundschaft von Mongebulu die Vernichtung des 2000 Mann starken Mantschsurischen Detachements. Bei der ersten Kunde von den versteckten Absichten Chada's brach Tai-zsu mit seinem Heere auf, um die Verräther zu züchtigen, und jetzt wäre der Untergang des

Aimaks unvermeidlich gewesen, wenn nicht endlich China, aus Mißtrauen gegen Zsjan-tschsou, sich in den Chulun'schen Angelegenheiten betheiligt und den Fortschritten der Mantschsuren die drohende Stimme seines Verbotes entgegengestellt hätte. Tai-zsu wollte für jetzt noch keinen Bruch mit der Min'schen Regierung und beugte sich dem Willen des Kaiserreiches; doch diente gerade diese gezwungene Unterwürfigkeit dem Beile als ein neuer Stachel — zum Hasse gegen China. Den höchsten Grad erreichte seine Unzufriedenheit, als Jeche, nach der Entfernung des Mantschsurischen Heeres, auf's Neue eine feindselige Thätigkeit gegen Chada entwickelte, und als das Kaiserreich, ohne Rücksicht auf den Protest Zsjan-tschsou's gegen das gewaltsame Verfahren Jeche's zu nehmen, gleichgültig die Verheerung eines Aimaks betrachtete, welchen es eben erst unter seinen Schutz genommen hatte. In China's Politik drückte sich deutlich die Feindseligkeit gegen den Mantschsurischen Beile aus, und die nachfolgenden Umstände bewiesen noch unwiderleglicher, daß der Min'sche Hof den Händen Tai-zsu's die Beute keineswegs aus dem Wunsche entrissen hatte, das Haus Wan-chan's zu retten, sondern allein aus der Besorgniß, welche die rasche Entwickelung Zsjan-tschsou's dem Kaiserthume erregte. Als nämlich die Bewohner von Chada, unter der zwiefachen schrecklichen Geißel des Krieges und des Hungers sich windend, wiederholt an den Min-schen Hof die Bitte ergehen ließen, man möchte ihnen gestatten, in Kai-juan Getreidevorräthe anzukaufen: verweigerte China, voll heimlicher Schadenfreude über das Unglück der Stämme, eine Erlaubniß, um welche man es im Namen der Menschlichkeit anflehte. Zu welchen Resultaten aber eine solche Politik führen mußte, läßt sich unschwer errathen: — Chada vereinigte sich freiwillig und für immer mit dem Mantschsurischen Reiche; China verlor den „südlichen Posten", und Tai-zsu hob sein Vasallenverhältniß zu diesem Kaiserthume auf.

Bald erfuhren Choi-fa und Ula an sich selbst das traurige Schicksal Chada's. Durch die Aufreizungen Jeche's fortgerissen, bewaffneten sie Tai-zsu gegen sich, welcher in drei Feldzügen (1608 gegen Choi-fa, und 1612 und 1613 gegen Ula) beiden Herrschaften völlig ein Ende machte.

Die Unterwerfung der drei mächtigen Aimak's des Chulun-schen Seim's mußte die politische Bedeutung Zsjan-tschsou's

verändern, welchem nunmehr der bloße Ehrentitel fehlte, um unter den benachbarten Reichen eine angemessene Stellung einzunehmen. Schon im Jahre 1607 hatten die Mongolischen Herrscher durch ihre Gesandten Tai-zsu den Titel „Bogdochan" beigelegt; es waren jedoch damals die Macht und die Herrschaft der Mantschsurischen Beile so unbestimmt und schwankend, daß der bescheidene Sieger sich eines Namens nicht bedienen wollte, welcher der gleichzeitigen Lage der Dinge nicht entsprach. Als aber durch die letzten Siege die Grenzen der Mantschsurei von den Ufern des östlichen Ocean's bis an die Steppen der Mongolei, und von den Grenzen des Kaiserreiches bis an den Amur ausgedehnt worden waren, als Schaaren von Vasallen und Tributpflichtigen sich herzudrängten, um dem Eroberer ihre Ergebenheit und Dienstwilligkeit an den Tag zu legen, und das durch den Sturz der Aimak-Verbindungen geschwächte Jeche allein noch einen hoffnungslosen Kampf für seine Unabhängigkeit fortsetzte; als 50,000 Mann regulärer Truppen bereit standen, auf einen Wink ihres großen Führers wie ein wilder Bergstrom sich gegen die Feinde zu stürzen und den Ruhm ihrer Waffen weiter zu tragen, als Volk und Vornehme, von dem Glücke und den Heldenthaten ihres Gebieters begeistert, in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit ihn baten, zum Wohle des Vaterlandes und zum Ruhme seines Hauses die Gewalt und den Namen des höchsten Oberhauptes anzunehmen: da gab Tai-zsu dem allgemeinen Wunsche nach, — und mit dem Jahre 1616 beginnt die Regierung des neuen Kaisers unter dem vielsagenden Namen Tjan-min.

Ein in der Geschichte der Mantschsuren so wichtiges Ereigniß konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit des Min'schen Hauses auf sich zu lenken; denn für die tausendjährige Politik China's verletzte jeder Vasall fremden Stammes, sobald er sich zum unabhängigen Fürsten erklärte, offenbar die Gesetze des Kaiserthums, welches die Ertheilung von Titeln und die Bestätigung der Fürsten und Chane in ihren Rechten als seine unantastbare und ausschließliche Befugniß betrachtete. Zu derselben Zeit langten Boten aus Jeche an, um China zu sagen: „Von den vier Chulun'schen Aimaks sind schon drei durch die Mantschsuren unterworfen; dieselben haben sich von Neuem auf den Grenzen unseres Vaterlandes gezeigt, und sobald sie uns unterjocht haben, werden sie sich auch gegen das Kaiserthum

wenden.“ Nach solchen Mittheilungen konnte der Min'sche Hof den Ereignissen in Zsjan-tschsou nicht länger gleichgültig zuschauen, und tausend Chinesische Soldaten, mit Feuerwaffen versehen, zogen Jeche zu Hülfe; zugleich wurde die Garnison in Kai-juan verstärkt, um auf zwei Punkten den weiteren Fortschritten der Mantschsurischen Eroberungen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen; und endlich ward ein besonderer Botschafter abgesandt, um Tai-zsu anzuzeigen, daß jedes feindliche Unternehmen gegen Jeche von der Min-schen Regierung als eine Kriegs-Erklärung gegen China selbst aufgenommen werden würde. Es hätte mithin der ganze Krieg, welcher auf den Grenzen Ljao-duns zu entbrennen drohte, durch ein einfaches Nachgeben von Seiten der Mantschsuren erstickt werden können; allein, indem das Kaiserreich ein Hülfs-Corps nach Jeche schickte, verletzte es selbst den zwischen China und der Mantschsurei abgeschlossenen Tractat, durch welchen jede Ueberschreitung der Grenzen des einen und des anderen Reiches, wie beiderseitige Uebereinstimmung sie festgestellt, strenge untersagt war.

Tai-zsu schwor, China seine Einmischung in die östlichen Angelegenheiten theuer entgelten zu lassen. Er verschob den Feldzug gegen Jeche auf eine andere Zeit, aus Besorgniß, es möchte die Min'sche Regierung seine Abwesenheit zu einem Einfalle in das ohne Vertheidigung gelassene Mantschsurische Gebiet benutzen, und faßte den Entschluß, zuvor der Chinesischen Armee eine vollständige Niederlage beizubringen, dadurch das Kaiserthum für seine eigene Sicherheit besorgt zu machen, und alsdann erst, durch die Verwirrung seiner Feinde begünstigt, dem letzten Aimak des Chulunischen Seim's einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Zwei Jahre schleppte sich ein zweifelhafter Friede zwischen China und den Mantschsuren hin, und während dieser Zeit häuften sie gewaltige Proviantvorräthe auf, vervollständigten ihre Kriegsrüstungen und ergänzten ihre Reihen durch neue Vasallen aus den Provinzen Dun-chaja's.

Im Anfange des Jahres 1618 endlich eröffnete Tai-zsu den zu einer Berathung zusammenberufenen Fürsten und Vornehmen, daß sieben blutige Beleidigungen ihn bestimmten, die Waffen gegen China zu ergreifen. Welcher Art diese Kränkungen waren, welche die Mantschsurei in einen gefahrvollen Kampf mit dem — seinen Feinden sowohl an Truppenzahl, als an Reichthum der materiellen Hülfsmittel

überlegenen — Kaiserreiche stürzten, darüber belehrte noch vor dem Beginne des Feldzuges der Chan das Heer und die Staatsdiener im Tempel seiner Ahnen. Hier kniete er nieder und erhob seine Klagen zum Himmel über das ungerechte Verfahren des Min-schen Hofes, welcher immer gegen die Mantschsurei Feindschaft genährt.

„Mein Vater und mein Großvater," sagte Tai-zsu, „haben während ihres ganzen Lebens keinen Grashalm auf den Grenzen des Kaiserreiches zertreten, nicht eine Handvoll Erde sich angeeignet; China aber, unbefugt in fremde Angelegenheiten sich mischend, hat sie unschuldig getödtet."

„Die Pflicht gerechter Wiedervergeltung forderte von mir blutige Rache, und allein die Liebe zum Frieden hat mich vermocht, einen Grenzvertrag mit dem Kaiserthum zu schließen. Nach gegenseitiger Uebereinkunft und nachdem von beiden Theilen Eide gewechselt worden, setzten wir fest, es sollte Jeder, wer er immer sein möchte, Mantschsure oder Chinese, welcher die bestimmte Gränze überschritte, der Todesstrafe verfallen sein, und Jeder, der einem Ueberläufer die Freiheit gäbe, sollte vor Gericht gestellt werden; China aber hat, seinen eigenen Eid verrathend, sein Heer über die Grenze, Jeche zur Hülfe, geschickt."

„Als aber ich, auf Grund des Vertrages, einige Unterthanen des Kaiserthumes mit dem Tode bestraft hatte, welche an zwei Stellen heimlich die Grenze überschritten hatten, um auf meinem Gebiete zu plündern und zu rauben: da verlangte der Min'sche Hof, ohne Rücksicht auf den Tractat, nicht nur Rechenschaft von mir, sondern gebot mir sogar unter Drohungen, Fangjan und Kangura, welche ich zur Untersuchung der Angelegenheit an die Grenze geschickt hatte, zum Tode führen zu lassen."

„Andererseits hat der Beherrscher von Jeche, nur auf den Beistand des Kaiserreiches und auf die Ankunft eines Hülfsheeres aus China sich stützend, seine Tochter in die Mongolei verheirathet, obgleich dieselbe, unserem gegenseitigen Vertrage zufolge, mir schon vorher versprochen war."

„China hat seine Heere ausgesandt, um die Ernte in Tschaicha, Santschara und Fanacha zu verwüsten, drei Provinzen, welche seit undenklichen Zeiten den Mantschsuren gehören."

„Auf die Einflüsterungen unserer vom Himmel selbst verworfenen Feinde achtend, hat China ein Schreiben voll verletzender Ausdrücke an mich gesandt, und zwar durch einen frechen Boten, welcher absichtlich bemüht war, durch mancherlei Kränkungen mich zur Ungeduld zu reizen.“

„Und hat nicht früher schon China mich genöthigt, Chada zu entsagen, in einer Zeit, da der Himmel selbst mir dieses Gebiet geschenkt hatte?... Auf Verlangen des Kaiserthums schickte ich die gefangenen Einwohner des unterworfenen Aimak's in ihre Heimat zurück: Jeche aber machte sich in mehreren Feldzügen die meinen Händen entrissene Beute zu Nutze. Wer weiß nicht, daß Sieg und Zuwachs an Macht nur einem vom Himmel beschirmten Reiche zu Theil werden, und daß nur diejenigen Reiche fallen und untergehen, welche von oben herab dem Verderben geweiht sind? Wer vermag die in der Schlacht Erschlagenen wieder zu erwecken? Wer giebt die Beute wieder zurück, welche er durch den Sieg gewonnen hat? Mag immerhin der Min'sche Kaiser, der Beherrscher eines weiten Reiches, zum Oberherrn auch aller anderen Gebiete bestimmt sein: was bedeutet aber jene unablässige Feindschaft, mit welcher er unser Haus verfolgt?... Ehemals begannen die Aimaks des Chulunischen Seim's einen Krieg gegen mich, und der Himmel, welcher ihr Thun verdammte, bedeckte mich mit seinem Schilde; jetzt steht China selbst, von seiner Parteilichkeit für Jeche fortgerissen, wider die Wahrheit und Gerechtigkeit auf, — und ich vermag länger nicht die blutigen Kränkungen zu ertragen: ich werde mich aufmachen, und mit den Waffen an dem Kaiserreiche Rache nehmen.“

„Nicht ich bin der Urheber dieses Krieges,“ sprach Tai-zsu, zu allen Beile und Vornehmen gewendet; — „eine gerechte Rache führt mich an die Grenzen China's, und wenn unsere Waffen vom Siege gekrönt werden, so sollen nimmer die Gefangenen der Plünderung, die Weiber der Beschimpfung, Gatte und Gattin der Trennung ausgesetzt sein. Den Hartnäckigen Tod, den Unterwürfigen Schonung. Jeder von Euch aber habe strenge Acht auf seine Soldaten.“

Am Abende desselben Tages (d. i. am Abende des 20. Tages im 4. Monate des Jahres 1618) brach unter des Chan's eigenem Oberbefehle eine Mantschsurische Armee von 20,000 Mann aus Sinzsin auf und errichtete am folgenden Tage in der Steppe Fachun-

omo ein Lager. Die Unsicherheit des gefahrvollen Unternehmens, die Stärke des Kaiserreiches und die verderblichen Folgen, welche im Falle des Mißlingens über die Mantschsurei kommen mußten, bewegten mächtig die Seele Tai-zsu's, welcher mit einem Schlage die Früchte langer und schwerer Anstrengungen zu verlieren fürchten mußte. Nur mit Dreien seiner nächsten Verwandten im Zelte allein gelassen, sprach er, nach tiefem und langem Nachdenken zu seinen Gefährten: „Ich habe die Geschichte des Hauses Gin gelesen, und ich sehe, daß auch die größesten Kaiser, trotz unaufhörlicher Kriege und zahlloser Mühsale, denen sie sich auf Märschen und in Schlachten unterzogen, nicht im Stande gewesen sind, ihre Herrschaft über das Kaiserthum dauerhaft zu befestigen. Nein, ich beginne den Kampf mit China nicht in dem Verlangen, des Chinesischen Thrones mich zu bemächtigen und für immer mich auf denselben niederzulassen. Der Stolz und die beständige Feindschaft des Min'schen Hofes, — das ist es, was mich bestimmt hat, die Waffen zu ergreifen.“ — Die Unruhe des Chan's stieg auf den höchsten Punkt, da mit Einbruch der Nacht Regenströme sich ergossen, als wollte der Himmel selbst der ferneren Bewegung der Mantschsuren ein Hinderniß entgegenstellen. Sofort wurden allen Beile und Heerführern geboten, sich zu einer Berathung zu versammeln, und als sie in das Zelt des Chan's traten, schritt ihnen dieser mit den Worten entgegen: „Sollen wir nicht heimkehren? Der Regen verhindert die Fortsetzung des Marsches.“ — „„Wie viele Jahre haben wir mit China im Frieden gelebt,““ erwiederte der Beile Dai-schan, „„und das Ende ist gewesen, daß China durch sein rechtloses Verfahren uns gezwungen hat, mit den Waffen in der Hand an seine Grenzen zu rücken. Wenn wir zurückkehren: sollen wir auf's neue die Freundschaft des Kaiserreiches suchen, oder an Krieg denken?... Warum das kampfbereite Heer kränken? Und was will der Regen bedeuten? Haben etwa unsere Soldaten keine Mäntel für sich, keine Köcher für ihre Pfeile, keine Behälter für ihre Bögen? Unter solchem Schutze wird der Regen sie nicht auflösen!... Dieser Regen! — er ist ein Vorzeichen unseres Triumphes und der Trübsal für China! Unter dem Rauschen der fallenden Tropfen sind die Feinde entschlummert; sie erwarten unseren Besuch nicht, und merken nicht, wie wir ihre Grenze überschreiten!““ Niemand widersprach den Worten des tapferen Beile, und selbst der Chan beruhigte sich beim An-

blicke des kriegerischen Geistes, welcher die Führer beseelte. Am Morgen erhielt das Heer Befehl, den Marsch fortzusetzen, und zwar unter pünktlicher Befolgung der Instruction, welche für das Benehmen der Heerführer und der Soldaten in dem gegenwärtigen Feldzuge gegeben worden war.

Der Hauptinhalt dieser Instruction, welche besser als alles Andere den Zustand der damaligen Mantschsurischen Strategie enthüllt, war folgender: die erste Pflicht des Führers ist, die eigenen Kräfte nicht zu erschöpfen, und seine Leute nicht unnützer Gefahr auszusetzen. Bei dem Zusammentreffen mit einem zahlreichen Feinde hat er den größeren Theil seiner Krieger zu verstecken, und mit dem anderen Theile Jenen in den Hinterhalt zu locken, — alsdann ist der Sieg unzweifelhaft; merkt der Gegner jedoch die geheimen Absichten und geht nicht in die Falle: so muß man seine Streitkräfte sammeln, sich auf die Feinde stürzen und ihnen bis zur nächsten Stadt nachsetzen, so daß man, den Fliehenden auf der Ferse, in das Thor eindringt. Bei der Begegnung mit einem an Zahl überlegenen Heere muß die Mantschsurische Abtheilung sich zur rechten Zeit und mit gehöriger Ordnung in eine feste Position zurückziehen, daselbst die Ankunft der Reserven abwarten, und, sobald sie dem Feinde gewachsen ist, die defensive Haltung in eine offensive verwandeln. Nur auf solche Städte ist ein Sturm zu unternehmen, von welchen man im Voraus überzeugt sein kann, daß sie denselben nicht aushalten werden; gut befestigten Städten hingegen darf man sich nicht einmal nähern, weil ein mißlungener Sturm einen verderblichen moralischen Eindruck auf den Soldaten macht, unnützen Verlust an Leuten verursacht und andererseits den Muth des Feindes erhöht. Nur ein mit geringem Verluste in den eigenen Reihen errungener Sieg gereicht zum Lobe, und Der ist kein Feldherr, welcher den Weg zum Feinde mit den Leichen seiner Krieger bedeckt. Der Soldat, welcher seine Rotte oder seine Fahne verläßt, hat Todesstrafe verwirkt. Jeder Befehlshaber, welcher in sich selbst nicht die nöthige Kraft fühlt, den ihm auferlegten Beruf zu erfüllen, ist gehalten, vorher darüber Anzeige zu machen, — sonst werden die Hunderte und Tausende das Opfer seiner Schwäche oder seiner Unerfahrenheit. Bei der Erstürmung von Festungen oder Städten ist es unüberlegt, aus bloßer Tollkühnheit, den Uebrigen voraus, zu Zweien oder zu Dreien sich auf die Mauern

zu stürzen: man soll vielmehr gemeinschaftlich, rottenweis vorgehen; Diejenigen, welche dem Befehle nicht gehorsamen, werden keine Belohnung erhalten, wenn sie verwundet sind, und keiner Ehrenbezeigung gewürdigt werden, wenn sie fallen. Angriff und Rückzug sind nach Signalen und auf Commando auszuführen.

Am zwölften Tage erschien das Mantschsurische Heer unter den Mauern der Chinesischen Grenzstadt Fu-schun. Bevor er irgend eine Feindseligkeit begann, sandte der Chan ein Schreiben an den Commandanten, in welchem er die sofortige Uebergabe der Festungswerke verlangte. „Ich ziehe gegen China in den Streit," schrieb Tai-zsu, „weil es ein Hülfsheer nach Jeche entsandt hat; übrigens rathe ich dir, ohne Kampf dich mir zu unterwerfen. Darf der Commandant irgend einer Grenzstadt Hoffnung auf den ehrenvollen Ausgang einer Belagerung und eines Kampfes nähren?... Wenn du dich ergiebst, so wird mein Heer gerades Weges vorrücken; bist du hartnäckig, so verzögerst du nur vergeblich meine Fortschritte."

„Du bist ein kluger Mann, fähig, die Umstände und die Zeit wohl zu verstehen; ich aber bedarf solcher Leute, wie du bist, und weiß sie zu schätzen. Die Hand meiner Tochter (die höchste Stufe der Ehre unter meinen Großen) würde der Lohn eines solchen Mannes sein, wenn er geneigt wäre, mir seine Kenntnisse und seine Dienste zu widmen. Für die bloße Unterwerfung will ich dich in allen vorigen Rechten und Würden bestätigen, so wie in der Gewalt über die Einwohner und die Soldaten. Nicht ein einziger von meinen Soldaten soll durch das Stadtthor gehen, damit deine Mitbürger nicht verscheucht werden, und du nicht Befehlshaber verlassener Mauern werdest."

„Wirst du kämpfen? Aber ein Pfeil, zufällig und in den dichten Haufen entsandt, kann auch dich erreichen; — und mit welcher Freudigkeit will man in den Tod gehen, wenn es kein Mittel giebt, zu siegen? Betrachte die Anzahl meiner Krieger; erwäge, wie unbedeutend deine Stadt ist, und bedenke, daß meine Worte keine leeren Drohungen sind; daß späte Reue keinerlei Nutzen bringt!... Uebrigens überlasse ich diese ganze Angelegenheit deiner eigenen Prüfung; hüte dich nur, durch Uebereilung oder durch erfolglosen Jähzorn dein Glück zu zertrümmern."

Li-jun-fan, so hieß der Commandant, ließ sich die Drohung nicht zum zweiten Male wiederholen. Bei dem bloßen Anblicke der feindlichen Armee kam Verzagtheit über ihn. Da er sich jedoch nicht durch offenen Verrath entehren wollte, so ließ er, in Folge geheimer Uebereinkunft mit den Mantschsuren, dieselben eine Ecke der Stadtmauer besetzen und die Garnison, welche einen blutigen Kampf mit dem Feinde eingehen wollte, niedermachen. Der Verräther wurde vom Chan gnädig aufgenommen, die Stadt bis auf den Grund geschleift, tausend Familien in Gefangenschaft weggeführt, und das Heer, welches man zur Verfolgung der heimkehrenden Mantschsuren ausgesandt hatte, auf's Haupt geschlagen. Der Anführer selbst fiel auf dem Schlachtfelde.

Im Herbste bewiesen ein neuer Einfall in die Grenzen des Kaiserthums, die vollständige Vernichtung eines Chinesischen Corps von 10,000 Mann und die Ueberwältigung der Stadt Zin-che, sowie der Festungen Fu-an und Sjan-tschan, der Min'schen Regierung, daß es zur Demüthigung der östlichen Barbaren nicht der Worte, sondern der Waffen bedürfte.

Und so war denn das Loos geworfen. Die Mittel jenes langwierigen und blutigen Kampfes aber, welcher erst auf den Trümmern der Min'schen Herrschaft erlöschen sollte, waren: jene militairische Kunst und Taktik, mittelst deren eine Handvoll Mantschsuren ihre Eroberungen von Tarakai bis Formosa ausdehnte, und vom Gelben Meere bis zum Birmanischen Königreiche, bis nach Ladak, Buchara und an den Altai; — jenes System schmeichlerischer Versprechungen von der einen Seite, der Treulosigkeit und der Verrätherei von der anderen, welches schon vor der Unterwerfung China's durch die Mantschsuren Tausende seiner Söhne zu diesen hinüberlockte und sie bestimmte, ihre Interessen mit den Feinden des Vaterlandes auf das Engste zu verbinden. Die ganze fernere Geschichte des Kampfes zwischen dem Mantschsurischen Chane und dem Chinesischen Kaiser ist eine ununterbrochene Folge jener sieben blutigen Beleidigungen, eine Ausführung jener Vorschriften, welche der Armee zur Zeit des Zuges gegen Fu-schun gegeben wurden, und eine Wiederholung des Briefes an Li-jun-fan. Der Min'sche Hof zu Peking sah keineswegs die ganze Gefahr von einer Horde halbwilder Stämme vorher, welche sich länger als zwei Jahrhunderte

hindurch den Gesetzen des Kaiserreiches mit Gelassenheit unterworfen hatten; selbst Tai-zsu, nur schüchtern in den Streit mit seinen alten Gebietern sich einlassend, konnte nicht wissen, welche Früchte dem dreifachen Principe entsprießen würden, welches er seinem Kampfe gegen China zum Grunde gelegt. Ohne im Entferntesten an Ländererwerb in Ljao-dun zu denken, schleifte der Chan Städte und Festungen, welche behaupten zu können er weder wünschte noch hoffte, — und eilte, seine Waffen gegen Jeche, als den nächsten und wichtigsten Feind, zu kehren; doch das drohende Gerücht von der Annäherung einer starken Chinesischen Armee, welche die Absicht hatte, in das Mantschsurische Gebiet einzudringen, verlängerte noch auf einige Zeit dem letzten Reste des Chulunischen Seims sein Dasein.

Voll Besorgniß wegen des Zustandes seiner östlichen Gränze gebot der Min'sche Hof dem Gouverneur von Ljao-dun, Jan-chao, für den Einfall in das Gebiet des Kaiserthumes an den Mantschsuren Rache zu nehmen. 200,000 Chinesische Soldaten, in vier Corps vertheilt, sollten auf vier verschiedenen Wegen und zu derselben Zeit in das Reich Tai-zsu's eindringen und sich unter den Mauern von Sin-zsin, der Hauptstadt des Chans, vereinigen. Die gewaltige Masse der Streitkräfte, mit welchen sich noch Truppen aus Jeche und Korea zu vereinigen eilten, so wie der Ruhm der Feldherren, welche in dem diesmaligen Feldzuge befehligten, galten als ein sicheres Unterpfand des Sieges. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Jan-chao, war bekannt als ein Mann, welcher tiefe Kenntnisse in der alten, von den Chinesen so hoch geschätzten, Taktik besaß, und Du-ßun, der Befehlshaber des mittleren Corps, hatte sich schon längst den Ruf eines tapferen und biederen Generals erworben. Als er, vor dem Anfange des gegenwärtigen Feldzuges, mit seinem Heere von der südlichen Gränze heimkehrte, strömten Schaaren Volkes ihm entgegen, um ihren Lieblingsgeneral zu geleiten; und von der Theilnahme und den Lobsprüchen der Menge gerührt, entblößte dieser plötzlich seinen ganz mit Verletzungen und Wunden bedeckten Leib und wandte sich mit den Worten zu den Zuschauern: „Da seht, wie euer ungelehrter Du-ßun beschaffen ist!" — Die Volksmasse aber war verwundert über die große Anzahl von Schrammen und Narben, welche die Brust des greisen Kriegers bedeckten, vergoß Thränen und begrüßte ihn mit Zurufen des Entzückens. Nicht weniger ausgezeichnet

war der Anführer eines anderen Corps, Ljn-tin, dessen ungewöhnliche physische Kraft im ganzen Himmlischen Reiche fast sprüchwörtlich geworden war, während ihn gleichzeitig seine Erfahrung und seine Leidenschaft für den Krieg zu einer bedeutenden Persönlichkeit machten. Ausgeschieden aus dem Dienste, welcher große Anstrengungen nicht immer belohnt, hatte Ljn-tin sich auf sein Landgut in Ljao-dun zurückgezogen, daselbst eine Schaar kecker Bursche versammelt und füllte seine Tage mit deren militairischer Dressur aus. Mehr oder weniger hervorragend waren auch die übrigen Generale, welche an dem in Rede stehenden Kriege Theil nahmen.

Am 21sten Tage im zweiten Monate des Jahres 1619 sollten die Chinesischen Heere die Gränze überschreiten; in Peking jedoch wartete man mit solcher Ungeduld auf erfreuliche Nachrichten, daß man täglich eine rothe Fahne an die Armee schickte, um den Marsch zu beschleunigen.

Du-ßun selbst, feurigen Charakters, und Gefahren und Feinde verachtend, brannte vor Verlangen, rascher Lorbeeren zu ernten und die Ehre des ganzen Feldzuges allein davonzutragen; er erwartete daher die festgesetzte Zeit nicht, brach aus Zin-che auf, legte jeden Tag einen doppelten Marsch zurück und erreichte Chun-che schon vor der bestimmten Frist.

Die Sonne begann im Westen zu sinken, als das Chinesische Heer bei einem überaus reißenden und schwierig zu passirenden Flusse anlangte. Die von dem anhaltenden Marsche ermatteten Soldaten baten um Erholung und Aufschub des Ueberganges auf den folgenden Tag. Der General aber wollte von keinen Einwendungen hören, sagte, die Fahnen wären nach Osten gerichtet, die Armee müßte solcher Vorbedeutung des Sieges rasch folgen, und schloß seine Rede mit dem Befehle, sofort im Flusse eine Furt aufzusuchen. Das Wasser war auffallend seicht, und überdies wurden einige Dutzend Kähne vorgefunden, welche als Beweis dienen konnten, daß die umwohnende Bevölkerung durch die Armee überrascht worden war. Ueber diese Nachrichten erfreut, warf Du-ßun das Oberkleid von sich und stürzte sich mit seinem Pferde zuerst in das Wasser; und dem Beispiele des Feldherrn folgend, begann das ganze Heer an verschiedenen Stellen den Uebergang. Schon hatte ein großer Theil desselben das jenseitige Ufer erreicht, als plötzlich die Mantschsuren, welche den obe-

ren Lauf des Flusses gehemmt hatten, den Damm durchbrachen, und die augenblicklich herandringende Wassermasse die Armee in zwei Theile trennte. Tausende kamen in dieser unerwarteten Fluth um, und ein kalter Schauer durchlief selbst die Reihen Derjenigen, welche schon auf dem Trockenen standen. Sie hatten kaum Zeit gehabt, sich in Schlachtordnung zu stellen, da ging die Sonne unter, und ein dichter Nebel senkte sich auf die Erde. Erschrocken über ihre Stellung an einem unbekannten Ufer, mitten in der allgemeinen Finsterniß und im Angesichte eines unsichtbaren Feindes, eilten die Chinesen, Laternen und Fackeln anzuzünden; allein gerade das Licht wurde der verrätherische Verderber des verwirrten Heeres. Die Mantschsuren, selbst in Dunkelheit gehüllt, konnten ihre hell beleuchteten Feinde deutlich erkennen, und „zehntausend Pfeile schwirrten dicht gedrängt, wie ein Regen, heran, und nicht einer verfehlte das Ziel.“ Noch hofften die Chinesen auf ihre Artillerie; da sie jedoch aus dem Hellen in's Dunkele schießen mußten, so feuerten sie auf ein Weidengebüsch, während gleichzeitig der Feind, ohne Wunden und ohne Verlust, sich in die Reihen des unglücklichen Heeres stürzte und ein entsetzliches Blutbad anrichtete. Du-ßun selbst fiel, — sein Körper war in Stücke zerhauen; sogar der Commando-Stab *) des Feldherrn blieb in den Händen der Sieger; schwimmende Leichname und Fahnen bedeckten den Fluß und wurden von seinen reißenden Fluthen hinweggeführt.

Die Nachricht von Du-ßuns kläglichem Schicksale bestimmte Ma-lin, den Befehlshaber des nördlichen Corps, seine ferneren Bewegungen zu unterbrechen und sich am Berge Schan-gjan zu verschanzen. Ein dreifacher Wall umgab das Lager, außerhalb dessen unter dem Schutze der Reiterei die Kanonen aufgestellt waren; außerdem nahmen zwei Corps von je zehntausend Mann, unter Anführung der Generale Pan-zsun-jan und Gun-njan-sui, einige Li vom Hauptlager entfernt feste Positionen ein, damit man den Mantschsuren von verschiedenen Seiten her Widerstand leisten und dahin eilen könnte, wohin die Gefahr riefe, — welche auch nicht säumte, sich vor ihnen zu zeigen.

Der vierte Beile überfiel mit tausend Reitern das Lager Gun-njan-sui's, drang über die Verschanzungen, und der Rei-

*) Das Original sagt: „Signal-Pfeil.“ Der Uebers.

terei auf dem Fuße folgend, stürmte auch die Mantschsurische Infanterie nach; dann richteten sie mit vereinten Kräften ihre gesammte Thätigkeit gegen eine Ecke, zertrümmerten die Feldwagen, zerhieben die Schilde und brachten das feindliche Lager in vollständige Verwirrung. In derselben Zeit warf sich Tai-zsu selbst auf die Chinesische Haupt-Armee, welche sich, 20,000 Mann stark, am Berge Schan-gjan aufgestellt hatte. Der Chan wollte seinem Heere schon Befehl geben, die Höhen einzunehmen und von dort herab sich mit Ungestüm auf die Feinde zu stürzen; da er jedoch bemerkte, daß der Gegner seine Verschanzungen verließ und sich anschickte, eine entscheidende Schlacht zu liefern, so veränderte er den vorigen Befehl in den neuen: Alle sollten absitzen und zum Handgemenge vorgehen. Noch war diese Anordnung nicht in allen Mantschsurischen Heeres-Abtheilungen ausgeführt; da drang die Chinesische Armee in strenger Ordnung stürmisch vorwärts. In dieser Minute verhängnißvoller Verwirrung ergriff der Beile Dai-schan eine Fahne und warf sich mit seiner Reiterei dem Chinesischen Heere entgegen; dem Beispiele ihres Bruders folgten die beiden andern Söhne Tai-zsu's, und der Angriff dieser ausgezeichneten Reiterei, welche im vollen Galopp dahinflog, war so ungestüm und so furchtbar, daß die Beile die ganze feindliche Schlachtordnung durchbrachen und plötzlich im Rücken der bestürzten Armee erschienen. Gleichzeitig stürmten die Soldaten von sechs Fahnen, ohne sich in Schlachtlinie zu ordnen, und ohne auf irgend einen Befehl zu achten, gegen die feindliche Fronte, und Ma-lin's Heer, von zwei Seiten niedergemacht, „zerbröckelte wie ein Scherben und wie ein ausgedörrter Erdkloß." Wenigen nur gelang es, mit ihrem Feldherrn nach Kai-juan zu entrinnen; 20,000 Krieger, welche aus Jeche der Min'schen Armee zu Hülfe gezogen waren, kehrten bei der Kunde von Ma-lin's Flucht auf halbem Wege wieder um; und es waren auf diese Weise zwei Chinesische Corps geschlagen, zerstreut und vernichtet.

Noch waren indeß 120,000 Mann bereit, an den Mantschsuren schwere Rache für den Untergang ihrer Kameraden zu nehmen. Die Heere Li-schu-bo's und Lju-tin's, jedes der Armee des Chan's an Zahl bei weitem überlegen, wußten nichts von den jüngsten Ereignissen und drangen mit voller Siegeshoffnung in das Innere des Landes vor, da ihnen nirgends Widerstand oder sonst ein Unfall

begegnete; Jan-chao aber, durch die schrecklichen Nachrichten erschüttert, erließ an die beiden Generale den Befehl, — sich an die Chinesische Grenze zurückzuziehen. Li-schu-bo kehrte um; Lju-tin indeß, welcher schon alle gefährlichen Stellen hinter sich hatte und nur noch 50 Li von Sin-zsin entfernt war, konnte der Befehl nicht rechtzeitig erreichen. Die Strenge und Ordnung, mit welcher seine Truppen sich bewegten, die Geschicklichkeit seiner Bogenschützen und Kanoniere, die Spanischen Reiter, die Wagenburg und die eigene Erfahrung des Feldherrn beschützten das Corps, welches inmitten des feindlichen Landes zurückgeblieben war. Auch kannten die Mantschsuren die Geschicklichkeit ihres Gegners wohl, und beschlossen, vorerst ihre Zuflucht zur List zu nehmen und darnach erst zum Kampfe.

Bei Lju-tin erschien ein Spion unter dem Scheine eines Offiziers der Du-ßun'schen Armee und mit dem Commandostabe des umgekommenen Feldherrn. Der gefangene Chinese, welcher diese gefährliche Rolle übernommen hatte, meldete Lju-tin, es befände sich Du-ßun schon unter den Mauern von Sin-zsin und warte nur auf schleunige Unterstützung, um dem Feinde einen entscheidenden und letzten Schlag beizubringen. „Ich bin nicht Du-ßun's Stallknecht," sagte Lju-tun kalt bei dem Anblicke des Pfeiles (Commandostabes), welcher seine Eigenliebe verletzte. „„Euer Zorn ist gerecht,"" entgegnete der Bote: „„der Pfeil wird nur Untergebenen geschickt; aber, General, Untergebene warten nicht, bis er kommt; auf das bloße Gerücht schon eilen sie, wohin die Stimme des Oberfeldherrn sie ruft. Dieser Pfeil ist mir nur zum Beweise der kritischen Bedeutsamkeit der Umstände mitgegeben worden, und als ein unzweifelhaftes Unterpfand für die Wahrheit meiner Worte."" — „Warum höre ich denn die Signalkanone nicht? Hat Du-ßun etwa vergessen, daß bei dem Uebergange über die Gränze in allgemeiner Versammlung bestimmt worden ist: wer früher, als die Anderen, die feindliche Hauptstadt erreicht, der solle durch Kanonensalven Signale geben?"... „„Das Mantschsurische Land ist nicht, wie unser Mittelreich! Hier giebt es keine Leuchtthürme; alle Nachrichten werden durch besondere Boten überbracht; und wenn man auch auf 50 Li Entfernung von der Stadt Pikets vertheilen wollte mit dem Befehle, Kanonenschüsse zu thun: so würde es auch alsdann noch unmöglich sein, die Nachricht schneller zu befördern, als ein Courier, welcher auf jeder Sta-

tion wechselt."" — Lju=tin versank in Nachdenken; der angebliche Abgesandte Du=ßun's aber machte die übliche Kniebeugung vor dem Feldherrn und verließ das Zelt. „„Er wartet auf die Signalkanone,"" sagte der zurückgekehrte Courier zu den Mantschsuren, und alsbald wiederhallten die Umgebungen Sin=zsin's von dem Donner der Kanonen.

Unterdessen hatte Lju=tin, im Verdrusse darüber, daß Du=ßun allein die Ehre des ganzen Feldzuges zufallen sollte, die seltsame Flucht des Couriers nicht bemerkt, und seinem Heere Befehl ertheilt, — vorzurücken. Je mehr man sich der feindlichen Hauptstadt näherte, um so vernehmlicher wurden die Kanonenschüsse, und um so höher stieg Lju=tin's Ungeduld. Er vermeinte, es hätte sich zwischen Du=ßun und den Mantschsuren ein heißer Kampf entsponnen; in derselben Stunde würde vielleicht das Schicksal des ganzen Krieges entschieden, und bekränzte sich sein glücklicher Nebenbuhler mit Lorbeeren, welche ihm selbst nur die Entfernung geraubt hätte. Die Armee bewegte sich im schnellsten Marsche; gleichwohl schien es dem Chinesischen Generale, als wäre ihre Bewegung zu säumig, und es ward deßhalb zuerst die Wagenburg zurückgelassen, darauf wurden die Spanischen Reiter fortgeworfen, und zuletzt, da man einen Hohlweg betrat, die Reiterei in vier Regimenter getheilt, während die Infanterie nebst den Koreanern unter der Anführung Kan=in=zjan's weit zurück blieb.

Auf diesen Augenblick hatten die Mantschsuren gewartet. Der vierte Beile wurde mit seiner Reiterei auf den Höhen von Abudal sichtbar, wo Lju=tin's eigene Abtheilung rastete, und griff unter Geschrei und Pfeilschüssen den bestürzten Feind an. Gleichzeitig näherte sich der Beile Dai=schan mit den entfalteten Fahnen Dun=ßun's und einem zahlreichen, in Chinesische Uniform gekleideten Heere von der entgegengesetzten Seite dem betrogenen Lju=tin und fiel ihm in den Rücken. Die Niederlage war unvermeidlich: der Feldherr selbst fiel; seine Soldaten wurden entweder gefangen genommen oder niedergemacht, und sogar das Fußvolk, dem es geglückt war, eine vortheilhafte Stellung einzunehmen, ward geschlagen und zerstreut, während 5000 Koreaner sich den Mantschsuren ergaben.

Dies war der Ausgang des ersten Feldzuges der Chinesischen Armee gegen die Mantschsurei, des Feldzuges, von welchem Hof und

Reich so außerordentlich viel erwartet hatten. 50,000 Mantschsuren warfen einen Feind zu Boden, welcher sie fünfmal an Zahl übertraf, bedeckten, unter geringem Verluste in ihren eigenen Reihen, die Felder mit Feindesleichen, und erbeuteten Kameele, Pferde, Rüstungen, Kanonen, Bagage und mehrere tausend Stücke Kriegsmaterials jeder Art. Im Verlaufe eines einzigen Monats war der Feldzug vollständig beendet; kein einziger bewaffneter Chinese blieb auf Zsjan-tschsou's Gebiet; vielmehr trugen im folgenden Monate die Sieger ihrerseits die Waffen auf das Gebiet des Kaiserthums, und mit Bestürzung erblickte Ma-lin die Mantschsuren unter den Mauern Kai-juan's, wohin die Ueberreste der 200,000 Mann starken Armee sich gerettet hatten. Die Stadt wurde genommen: drei Tage hindurch zählten die Krieger des Chan's ihre Gefangenen und kehrten mit dem Eintritte der Hitze in ihre Hauptstadt zurück. Im Herbste desselben Jahres unterwarfen sie Jeche, und in der ganzen Mantschsurei gab es fortan nicht einen Aimak mehr, welcher Chinesische Oberherrschaft anerkannt hätte.

Das Kaiserreich konnte an sein Unglück nicht glauben. Der Oberbefehlshaber wurde durch einen außerordentlichen Courier und in Ketten an den Hof gefordert, wo das strengste und ungerechteste Gericht über ihn verhängt werden sollte; denn es war seinen Feinden gelungen, die Regierung zu überreden, daß alles Elend des Feldzuges nur das tückische Werk Jan-chao's und Li-schu-bo's wäre, welche Du-ßun beneidet hätten. Es traten Personen auf, welche versicherten, bei dem Uebergange über die Gränze hätte Li-schu-bo mit listigem Lächeln zu Du-ßun gesagt: „Euch überlassen wir den ganzen Ruhm des Krieges;" — Du-ßun aber, von Natur jedem Mißtrauen fremd, hätte solchen Antrag mit Vergnügen aufgenommen und vor Verlangen gebrannt, denselben durch die That zu verwirklichen, während Jan-chao und Li-schu-bo dem treuherzigen Generale bestochene Wegweiser, welche ihn in einen verderblichen Hinterhalt führen sollten, und den Mantschsuren geheime Nachricht gegeben hätten von allen Bewegungen des für den Feind besonders furchtbaren Du-ßun. Der Rückzug Li-schu-bo's ferner wäre keinesweges eine Folge des Befehles, welcher auf Veranlassung der Niederlage des mittleren Corps erlassen worden, sondern eine gleiche List Derjenigen, welche beschlossen hätten, mit Du-ßun zugleich auch

Ljü-tin zu verderben, der sie durch seine Talente und sein Glück verdunkelte; und schon vor dem Beginne des Feldzuges hätte Li-schu-bo diesen Befehl von Jan-chao erhalten, mit der Weisung, ihn bei der nächsten günstigen Gelegenheit auszuführen. Die Rechtfertigung der Angeklagten wurde nicht angenommen, und nach dem Urtheilsspruche der feindlichen Partei mußten Jan-chao und Li-schu-bo mit ihrem eigenen Leben das Leben Du-ßun's und Ljü-tin's bezahlen.

Zum Nachfolger des unglücklichen Oberfeldherrn wurde Sjün-tin-bi ernannt, ein Mann von seltenen Gaben, festem Charakter und solcher Erfahrung, wie sie die gefahrvolle Lage der Dinge auf der östlichen Gränze erheischte. Die Siege der Mantschsuren hatten durch ganz Ljao-dun Schrecken verbreitet: Volk und Soldaten waren aus Städten und Festungen geflüchtet; auf einer Strecke von mehreren hundert Li war keine menschliche Spur zu entdecken, und das allgemeine Gerücht rief sowohl in Peking, wie in ganz China die traurige Ueberzeugung hervor, daß der Verlust Ljao-duns unabwendbar wäre.

Sobald Sjün-tin-bi an dem Orte seiner Bestimmung eingetroffen war, machte er es zu seiner ersten Aufgabe, die Flüchtlinge und die Ausgewanderten zurückzurufen, in der Armee eine strenge Sichtung vorzunehmen, und vor allen Dingen den Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg umzuwandeln. Die 180,000 Streiter, welche er gesammelt hatte, vertheilte er in die Städte und in die Grenzstationen Ai-jan, Zin-che, Fu-schun, Tschai-che, San-tscha und Tschsen-zsjan. Jedes dieser Festungswerke sollte sich gegen eine geringere Feindeszahl mit seinen eigenen Kräften vertheidigen, von den andern dagegen Unterstützung begehren, falls die feindliche Streitmacht unvermeidliche Gefahr drohte; aus den erprobtesten Soldaten wurden fliegende Colonnen gebildet, welche, des Gegners Nachlässigkeit erspähend, seine vereinzelten Patrouillen vernichten, seine Pikets aufheben und Landvolk und Hirten alarmiren sollten; diese Detachements sollten sich der Reihe nach ablösen, und nur unter günstigen Umständen sich in das offene Feld hinauswagen. Ein solches Vertheidigungssystem führte die Ruhe und den Frieden wieder in das Land zurück, welches vorher von Muthlosigkeit und Entsetzen erfüllt war. Aus Armuth an Belagerungsmaschinen konnte Tai-zsu sich

nicht entschließen, gegen die durch zahlreiche Garnisonen vertheidigten Städte zu operiren; in das freie Feld kam der Feind nicht heraus, wo die Reiterei, der Mantschsuren Hauptstärke, mit vollem Erfolge hätte wirken können; dazu verhinderte die beständige Wachsamkeit der Chinesen eine ungestrafte Plünderung auf den Gränzen des Kaiserreiches, — und so geschah es, daß über ein Jahr Ruhe herrschte, durch welche vielleicht auf lange Zeit die Fortschritte Tai-zsu's gehemmt worden wären, wenn nicht China selbst seine eigene Schutzwehr zertrümmert hätte.

Am Hofe betrachtete man die offenbare Unthätigkeit des Oberbefehlshabers mit Unzufriedenheit, und die niedrigen Intriguen, welche Jan-chao gestürzt hatten, bedrohten auch seinen Nachfolger. An den Kaiser wurde ein Bericht abgefaßt über die Seltsamkeit der vom Ljao-dun'schen Gouverneur getroffenen Anordnungen, und der Reichsfiscal, welcher weder jemals einen Feind gesehen hatte, noch wußte, was Krieg ist, erlaubte sich, die Handlungsweise des erfahrenen Feldherrn im verkehrtesten Lichte darzustellen. Gekränkt schrieb Sjun-tin-bi eine scharfe Rechtfertigung seines ganzen Verfahrens, entsagte allen Aemtern, sandte die Zeichen seiner Würde und Macht an den Kaiser zurück und setzte sich in Erwartung des Willens der Regierung wie ein Angeklagter auf die Matte. Die Entscheidung erfolgte rasch: Sjun-tin-bi wurde entsetzt und seine Stelle von Juan-in-tai eingenommen. Eben so rasch aber sollte ein unerwartetes Ereigniß dem Hofe die ganze unheilvolle Bedeutung seines verkehrten Thuns unter die Augen stellen.

In den östlichen Mongolischen Aimaks brach eine harte Hungersnoth aus, in Folge deren eine Menge Volkes das Chinesische Gebiet betrat und um Brot und Aufnahme in den Unterthanenverband bat. Juan-in-tai bewies, daß die Ankömmlinge, wenn man ihr Verlangen nicht erfüllte, sich ohne Weiteres den Feinden des Reiches in die Arme werfen würden, nahm auf Grund solcher Erwägungen die Mongolen unter seinen Schutz und wies ihnen in zwei Hauptstädten Ljao-dun's, nämlich in Ljao-jan und in Schen-jan, Wohnsitze an. Diese Maßregel des Oberbefehlshabers unterlag allgemeinem Tadel; es hieß, die Aufnahme in die Unterthanenschaft wäre ohne allen Unterschied erfolgt; wahrscheinlich wären unter der Schaar dieser Bettler Spione versteckt, welche die Mantschsuren abgeschickt hätten,

und es wäre folglich das Sicherste, sie in ihre früheren Wohnsitze zurückzuschicken. Juan-in-tai nahm auf dergleichen Einwendungen keine Rücksicht; die Ankömmlinge aber entrissen den Einwohnern sehr bald ihre Häuser, Weiber und Töchter, was das Volk sowohl gegen die Person des Gouverneurs als gegen die Regierung aufbrachte, welche Räubern gestattet hätte, sich in die friedlichen Wohnungen der Bürger einzunisten. Gleichzeitig boten heimliche Anhänger der Mantschsuren Alles auf, um die Funken der allgemeinen Unzufriedenheit anzufachen, dergestalt, daß allmählich in beiden Städten sich eine sehr bedeutende Partei zu Gunsten des Chan's bildete, welcher es verstanden hatte, durch seine Einwirkungen und durch Versprechungen sowohl die unterdrückten Chinesen als die übermüthigen Mongolen seinen Wünschen geneigt zu machen. Nachdem auf solche Weise die Gemüther der Einwohner für den Verrath vorbereitet worden waren, zeigte sich im Frühlinge des Jahres 1621 Tai-zsu unter den Mauern Schen-jan's.

Die Mantschsurische Armee schlug ihr Lager 7 Li von der Stadt auf, welche von mehrfachen Kanälen und Gräben eingefaßt war und, umgeben mit einem Zaune, mit Batterieen, Schanzen und einer Wagenburg, von 70,000 innerhalb und außerhalb der Mauern vertheilten Soldaten beschützt wurde. Die Vertheidigung ging unter der strengsten Disciplin vor sich, und die Einnahme Schen-jan's würde dem Feinde ungewöhnliche Verluste verursacht haben, wenn nicht Zufall und Verrath den Belagerern zu Hülfe gekommen wären. Eines Tages erblickte der trunkene Stadtcommandant, Che-schi-sjan, von weitem einige Mantschsurische Abtheilungen in bedeutender Entfernung von ihrer Hauptarmee. Es gelüstete ihn, die Wagehälse, welche offenbar keines Ueberfalles gewärtig waren, zu vernichten: tausend Reiter schienen hinreichend, dieses Vorhaben auszuführen, und der Commandant verließ im Galopp die seinem Schutze anvertraute Stadt, um auf die feindlichen Detachements Jagd zu machen. Beim Anblicke des heranstürmenden Feindes wichen die Mantschsuren so lange zurück, bis sie den Chinesischen General in einen Hinterhalt gezogen hatten, und jetzt war Che-schi-sjan genöthigt, seinerseits sich zurückzuziehen und gleichzeitig zu kämpfen. Er hatte die Stadt schon erreicht, und seine Rettung war gewiß: da brachen die dem Chane ergebenen Mongolen die Brücken ab, und der Commandant

fiel, mit vierzehn Wunden bedeckt, am Thore von Schen-jan, welches nach dem Verluste seines vornehmsten Vertheidigers leicht in die Hände der Mantschsuren überging. Als ein neues Corps zur Unterstützung der Belagerten eintraf, war die Stadt schon in Tai-zsu's Gewalt. Dennoch beschlossen die Chinesen, und ohne Rücksicht auf ihre geringe Anzahl, eine Schlacht zu liefern, — und am linken Ufer des Flusses Ljao entbrannte ein Kampf, wie er seit dem ersten Beginnen kriegerischer Unternehmungen nicht vorgekommen ist. Von mehrfachen feindlichen Reihen umringt, kämpften sie auf Tod und Leben: die Tapferkeit mußte jedoch der Zahl unterliegen, und die siegreichen Mantschsuren drangen bis nach Ljao-jan vor, wo sich der Oberbefehlshaber selbst befand.

Juan-in-tai, welcher aus allen nahe gelegenen Städten die Garnisonen und die regulären Truppen an sich gezogen hatte, hoffte, dem vorgedrungenen Chane einen kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können, — bis die erste unglückliche Schlacht im offenen Felde den Chinesischen Feldherrn bestimmte, sich unter den Schutz der Stadtmauern zurückzuziehen, welche sich indeß bald eben so unzuverlässig gegen die Tapferkeit und die Waffen der Feinde erwiesen. Nach einer blutigen Belagerung, in welcher auf beiden Seiten Tausende ihre Unerschrockenheit mit dem Leben bezahlten, ward auf einer Ecke der Stadtmauer Tai-zsu's Fahne aufgepflanzt, und die Einwohner geriethen bei dem Anblicke dieses Siegeszeichens in ein solches Entsetzen, daß sie unter den Augen ihrer Streiter, welche sich noch hartnäckig auf den Mauern und in den Straßen schlugen, schon dem Mantschsurischen Chane einen glänzenden Empfang bereiteten. Die ganze Nacht währte das grauenvolle Blutbad; wer den Tod suchte, der fiel; wer Rettung suchte, der floh. Juan-in-tai verbrannte sich in einem Thurme, und als der Tag graute, befand sich die ganze Stadt in der Gewalt der Mantschsuren. Am Morgen waren die Häuser mit prächtigen Seidenstoffen behängt; geputzte Weiber standen in den Pforten ihrer Wohnhäuser; die Männer eilten mit duftenden Räucherkerzen und mit einem Triumphwagen hinaus, Tai-zsu entgegen, welcher an der Spitze seiner Armee und unter dem lauten Begrüßungsrufe des Volkes: „Wan-njan, Wan-sui!" feierlich in das unterworfene Ljao-jan einzog. Die Eroberung der bedeutendsten Stadt von Ljao-dun hatte zur Folge, daß sämmtliche im Osten des

Flusses Ljao-che gelegenen Festungen, Castelle, Stationen, Lager, fünf Kreise und schließlich über 70 größere und kleinere Städte nach einander sich dem Sieger zu Füßen warfen.

Der Chan war nicht geneigt, sich von einer so großen Menge Erwerbungen wieder zu trennen; er faßte vielmehr den Entschluß, seine Herrschaft dauernd in dem neu unterworfenen Lande zu befestigen, und berief alle seine Beile und Generale zu einer Berathung Behufs gemeinschaftlicher Entscheidung der Frage: Sollen die Mantschsuren nach Hause zurückkehren, oder für immer nach Ljao-jan übersiedeln? — Die Rathgeber Tai-zsu's hingen nicht ehrgeizigen Phantasieen nach; die Liebe zum Vaterlande zog sie unter das Dach ihrer Familien, und die einmüthige Antwort war der Ruf: „Nach Hause!“ — „„Wie!““ entgegnete Tai-zsu, „„ein Land voll Städte und Bewohner verlassen, von welchem aus es so leicht ist, sowohl China als die Mongolei und Korea zu bekriegen? Es verlassen, nur um es aufs Neue mit unserem Blute zu färben? Nein! Der Himmel selbst hat mir dieses Land gegeben, und ich werde mich in ihm niederlassen!““ — „Der Wille des Chan's ist Gesetz für uns,“ antworteten die Beile, und die Verlegung der Hauptstadt nach Ljao-jan war beschlossen.

Die beständigen Verluste, wie die nahe Nachbarschaft der Mantschsuren ließen endlich den Min'schen Hof wieder an den Mann denken, welchen man einst so ungerecht von einem hochwichtigen Posten entfernt hatte. Der Chinesische Kaiser gebot, die Personen zu entsetzen, welche durch Verleumdungen und parteiisches Urtheil zum Falle Sjun-tin-bi's mitgewirkt hatten, genehmigte die Handlungen des gestürzten Generals und berief ihn auf's Neue in die Stellung, welche die Aufmerksamkeit des gesammten Kaiserreiches auf sich gelenkt hatte. Zugleich erachtete die Regierung als nothwendig, drei neue Gouverneur-Posten in den Städten Den-tschsou, Lai-tschsou und Guan-nin zu gründen und der Autorität Zsin-lju's unterzuordnen, welcher seinen Wohnsitz in Schan-chai-guan nehmen sollte; bis zum Eintreffen des Ober-Befehlshabers an seinem Bestimmungsorte aber die Leitung der östlichen Angelegenheiten Wan-chua-tschsen, dem Gouverneur von Guan-nin anzuvertrauen.

Wie sehr auch Sjun-tin-bi seine Abreise nach Ljao-dun beschleunigte, so konnte er dennoch den Anordnungen seines zeitigen

Stellvertreters nicht vorbeugen, welcher an den Ufern des Ljao-che sechs Lager errichtete und einen großen Theil des Heeres in die Städte Sui-pin, Tschsen-u, Lju-che und Pan-schan verlegte. Dem Höchstcommandirenden mißfiel ein Plan, welcher die Streitkräfte zersplitterte. „Gegenwärtig," sagte Sjun-tin-bi, „muß vor Allem Guan-nin geschützt werden. Die Anlegung der Lager hat die Armee nur geschwächt. Wollen die Mantschsuren einen plötzlichen Ueberfall ausführen, so werden sie heimlich über den Ljao-che gehen, irgend ein beliebiges Lager vernichten, und die Truppen aller übrigen werden von selbst die Flucht ergreifen. Nach meiner Ansicht müssen längs der Ufer reitende Patrouillen eingerichtet werden, welche abwechselnd ausziehen, um ihre Anzahl zu verbergen; müssen vom Flusse bis nach Guan-nin Leuchtthürme und bei ihnen Pikets aufgestellt werden Behufs unverzüglicher Beförderung der Nachrichten; muß endlich die Hauptarmee in Guan-nin concentrirt und hier, unter dem Schutze tiefer Gräben und hoher Wälle, der Feind erwartet werden." Allein der Gouverneur erhob selbst Ansprüche auf strategische Erfahrung; überdies machten frühere feindselige Beziehungen zu Sjun-tin-bi, der Wunsch, seinen Plan aufrecht zu erhalten, und ein angeborener Starrsinn Wan-chua-tschsen zum Gegner aller Maßregeln und Vorschläge des Oberbefehlshabers. Es schien dem Gouverneur sogar völlig unnütz, sich um die Seemacht in Den-tschsou und Lai-tschsou zu kümmern, denn auf der Insel Pidao stände der Chinesische General Mao-wuin-lun; zwecklos, sich mit Truppenaushebungen oder Besorgung von Remonten, Rüstungen und Kriegsgeräth zu befassen: man hätte ja ein Hülfscorps von 40,000 Tschacharischen Mongolen; überflüssig, Proviant für die Menschen, Futter für das Vieh aufzuspeichern: die Bewohner Ljao's hätten Grütze genug und Gefäße voll Wasser und Wein; vergeblich dürfte auch die Sorge um Wegweiser sein, denn bei dem Mantschsurischen Chan befände sich Li-jun-fan, welcher alsbald dem Chinesischen Heere entgegen kommen und ihm den wahren und nächsten Weg zum Ruhme und zur Beute zeigen würde; Städte und Festungen endlich brauchte man nicht herzustellen, weil der Feind in Ljao-jan und Schen-jan viel neue erbaut hätte. — Umsonst bemühte sich Sjun-tin-bi, seinem Widersacher auf alle erdenkliche Art zu beweisen, wie gefährlich es wäre, auf die Ergebenheit der Bewohner

Ljao's zu bauen; wie noch weit übler, alle seine Hoffnungen und sein Heil in den Beistand der Mongolen zu setzen, oder seine Pläne und Erfolge auf die Mitwirkung des Verräthers Li-jun-fan zu gründen; daß in Guan-nin selbst viel feindliche Spione sich aufhielten, und daß es unerläßlich wäre, Gräben, Wälle, Lager und Städte in gehörigen Stand zu setzen und mit der unermüdlichsten Wachsamkeit zu hüten. „Wozu die Weitläuftigkeiten?" schrie der Gouverneur: „man gebe mir nur 60,000 Mann, so fege ich den Feind vom Angesicht der Erde weg und zerstöre seine Städte bis auf den Grund!" — In Folge solcher Meinungsverschiedenheit wurde die ganze Angelegenheit nach Peking gewiesen, damit die Regierung selbst entschiede.

Zum Unglück für das Kaiserthum und für Sjun-tin-bi kannte man in der Chinesischen Hauptstadt seinen ernsten und geraden Charakter vollkommen; am Hofe gab es eine Menge Leute, welche sich im Unrecht gegen den Ljao-dun'schen Oberbefehlshaber fühlten; die unerwartete Gnade des Kaisers, welche den ungerecht verurtheilten Feldherrn aus dem Privatleben wieder hervorzog, erschreckte die schuldbewußten Lieblinge und Günstlinge; der Vorsitzende im Kriegsministerium, Tschfen-chen-min, von welchem hauptsächlich die Entscheidung der Frage abhing, stand auf der Seite des Gouverneurs; selbst dem Sohne des Himmels (dem Bogdochan) gefiel die kriegerische Kühnheit Wan-chua-tschfen's: — und die Stimmenmehrheit entschied sich für Diejenigen, welche die feste Ueberzeugung hegten, daß die große Chinesische Nation für den Angriffskrieg geschaffen wäre. Die Folge einer solchen Ansicht von der Lage der Dinge in Ljao-dun war, daß eine Armee von 140,000 Mann unter Wan-chua-tschfen's Commando gestellt wurde, und Sjun-tin-bi nicht einen Soldaten, dafür aber den Namen eines Oberbefehlshabers hatte.

Es währte nicht lange, so bot sich dem Gouverneur Gelegenheit, dem Kaiserreiche die Weisheit seiner Anordnungen darzuthun. Im Winter des Jahres 1621 gingen nämlich die Mantschsuren über den Fluß, und die Uferbewohner, welche bei dem Anblicke der Feinde die Flucht ergriffen, verbreiteten überall die schreckenvolle Kunde von dem Einfalle eines zahlreichen Feindes. Wan-chua-tschfen vertraute sämmtliche Truppen seinem Günstlinge Sun-de-gun an, welcher gebeten hatte, es möchte ihm diese Gelegenheit vergönnt werden, um seinen Namen mit Verdienst und unsterblichem Ruhm zu

bedecken, — und befahl diesem General, der vom Chan belagerten Festung Sui-pin zu Hülfe zu ziehen. Die Garnisonen aller nahe gelegenen Städte mußten sich mit der Chinesischen Hauptarmee vereinigen, welche bald genug auf die Mantschsuren stieß. Gleich im Anfange der Schlacht wandte sich Sun-de-gun, als der Erste, zur Flucht, worauf sich die Truppen aus Tschsen-wu und Ljui-jun zerstreuten; Lju-zjui-zi allein that treulich seine Schuldigkeit und kam im Streite um. Die Mantschsuren selbst aber wollten an ihren Sieg nicht glauben, da sie Alles für eine Kriegslist hielten, und rückten, einen Hinterhalt befürchtend, nicht weiter vor, bis Sun-de-gun, welcher mit Beben an seine Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber dachte, geheime Verhandlungen mit Tai-zsu anknüpfte und ihn von der Reellität des unerwarteten Triumphes überzeugte. Noch einen anderen Dienst wollte der Chinesische General seinen neuen Freunden erweisen: er verbreitete ein falsches Gerücht, als ständen die Mantschsuren schon in der Nähe von Guan-nin. Die Einwohner geriethen in schrecklichen Tumult; Keiner dachte daran, die Wahrheit des Gerüchtes zu prüfen; Wan-chua-tschsen selbst, der Befehlshaber von 140,000 Mann, sprengte, in völliger Unkenntniß der wahren Sachlage, aus der Stadt, nur von zwei Dienern begleitet, welche zu Fuße hinter ihrem Herrn her liefen. Am Flusse Da-lin-che begegneten die Flüchtlinge Sjun-tin-bi, welcher auf die Nachricht von dem Siege der Mantschsuren einige Tausend Mann aus der Umgegend zusammengerafft hatte und mit ihnen dem Kriegsschauplatze zueilte. Verzweiflungsvoll und unter bitteren Thränen setzte Wan-chua-tschsen seinen Gegner von dem entsetzlichen Unglücke in Kenntniß, welches der Armee zugestoßen war, und der Oberbefehlshaber gab, nachdem er den niederschlagenden Bericht vernommen, dem General den Rath, nach Schan-chai-guan zu eilen, indem er gleichzeitig der Sicherheit wegen, und um den Rücken zu decken, einem Corps von 5000 Mann gebot, den Gouverneur bis an die Große Mauer zu geleiten; unterdessen marschirte er selbst vorwärts, verbrannte Alles, was des Feindes Beute vermehren konnte, und zog sich schließlich, nachdem er über 20,000 auf's Aeußerste getriebener Einwohner unter seinen Schutz genommen, nach Schan-chai-guan zurück.

Schon zwei Tage nach der Flucht Wan-chua-tschsen's rückten die Mantschsuren in Guan-nin ein, welches der Chinesischen

Regierung so viel gekostet hatte, und dem Feinde so leicht zugefallen war. Zsin-tschsou, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-schan, Sjan-schan, Ju-tun, Zjan-tun, im Ganzen mehr als 40 Städte und Festungen, ergaben sich ohne Kampf den Mantschsuren, welche, mit unendlicher Beute beladen, nach Ljao-jan zurückkehrten, nachdem sie das Land bis dicht unter Tschsun-zso-ßo verwüstet hatten. Beamte, Soldaten und Volk, welche auf der westlichen Seite des Flusses wohnten, wurden sammt ihrer Habe und ihren Familien auf das östliche Ufer versetzt und den Unterthanen des Chan's beigezählt. Dieser Einfall, durch welchen China so entsetzliche und unwiderbringliche Verluste erlitt, hatte im Ganzen nur zwei Monate gedauert, — und eine so kurze Zeit war hinreichend, um eine Landschaft mit Asche und Trümmern zu bedecken, welche von Gouverneuren, Generälen und Heeren bevölkert war, in welcher auf jedem Schritte Festungswerke, Städte, Lager, Leuchtthürme und Wälle emporstiegen, wo jede Erdscholle von Kanälen und Gräben durchschnitten, mit einem Zaune umgeben und durch Pikets bewacht war!

Der Min'sche Hof erschrak bei der Kunde von den unvermutheten Unglücksfällen, welche Ljao-dun betroffen hatten, und wie vormals, so begann man auch jetzt mit einer Untersuchung über die Ursachen der neuen Verluste; darnach erst dachte man auf Mittel, sich selbst zu schützen. Sjun-tin-bi und Wan-chua-tschsen wurden dem strengsten Gericht übergeben; da aber die gegenwärtige Angelegenheit von denselben Leuten untersucht wurde, welche noch jüngst die Meinung des Gouverneurs so bereitwillig getheilt hatten: so war es natürlich, daß die ganze Schwere des Urtheilsspruches ausschließlich auf den Oberbefehlshaber fiel, welchem es beschieden war, zum zweiten Male gestürzt zu werden, und zwar in noch kränkenderer Weise als früher. Der gefährliche Posten des Ljao-dun'schen Zsin-lju*) ward Wan-zsai-zsin übertragen; da jedoch der Hof schon wegen der Ruhe in der Statthalterschaft Tschsili selbst besorgt war, so erhielt auch Wan-sjan-zjan, der Gouverneur von Zsi-tschsou,

*) Zsin-lju oder Oberbefehlshaber. So wird bei den Chinesen der General genannt, welchem die Regierung zur Zeit eines Krieges den Oberbefehl über die Armee anvertraut, mit unbegrenzter Vollmacht, alle Maßregeln zu treffen, welche ihm nöthig erscheinen.

Befehl, seine Streitmacht mit der des Oberbefehlshabers gegen die Mantschsuren zu vereinigen.

Wan-sjan-zjan schlug der Regierung als das sicherste und leichteste Mittel, die Fortschritte der Feinde aufzuhalten, vor: durch Geld und Handel die Tschacharischen Mongolen auf ihre Seite zu ziehen und aus ihnen eine Schutzmauer für die Grenzen des Reiches zu bilden. Wan-zsai-zsin hingegen hielt es für durchaus nothwendig, ganz Ljao-dun den Mantschsuren zum Opfer zu überlassen und nur für die Rettung derjenigen Städte Sorge zu tragen, welche schon im Bereiche der Großen Mauer lägen; zu dem Ende rieth er der Regierung, 4 Li von Schan-chai-guan eine neue Stadt anzulegen, in dieselbe eine Garnison von 40,000 Mann zu setzen, und ruhig zuzusehen, wie der Feind sich in den alten Stammherrschaften China's niederließe. Wie groß nun immerhin die Furcht der Regierung sein mochte: einen solchen Vorschlag durfte der Hof dennoch nicht gleichmüthig hinnehmen, und der Minister Sun-tschen-zsun selbst bat sich bei dem Kaiser die Erlaubniß aus, sich nach Schan-chai-guan begeben zu dürfen, um neue und zweckmäßigere Maßregeln für die Vertheidigung eines Platzes zu treffen, welcher schleunige und wirksame Hülfe verlangte. Die Pläne Wan-zsai-zsin's wurden verworfen, er selbst seines Postens enthoben, und seine Stelle dem Minister überwiesen, welcher eine gleiche Erfahrung in den Angelegenheiten des Friedens und des Krieges an den Tag legte.

Vor allen Dingen beschloß Sun-tschen-zsun, unbedingt die Plätze zu vertheidigen, welche auf der anderen Seite der Schutzmauer lagen, und Guan-nin und Zsju-chua-dao zu Widerstandspunkten gegen alle Angriffe der Mantschsuren zu machen; demzufolge vertrieb er die Mongolen, welche unter dem Vorwande der Beschützung und Unterstützung China's alle Städte und befestigten Plätze westlich von Nin-juan inne hatten, befahl dem Gouverneur Juan-tschun-chuan, seinen Sitz in diese Stadt zu verlegen und die Ortschaften zu verwalten, welche in einer Ausdehnung von 200 Li außerhalb Schan-chai-guan's lägen; machte starke Garnisonen in den Städten Zsin-tschsou, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-schan, Ju-tun ansäßig und brachte fast sämmtliche alte Herrschaften China's auf dem westlichen Ufer des Ljao wieder zurück. Mit einem

Worte: während seines vierjährigen Aufenthaltes in Schan-chai-guan erneuerte und erwarb Sun-tschen-zsun mehr als zwanzig Städte und Festungen wieder, bildete eine Armee von 110,000 Mann und verminderte durch Klugheit und Thätigkeit die Ausgaben der Regierung bis auf 680,000 Lan Silber (etwa 1,360,000 Rubel Silber), obgleich er während derselben Zeit Helme, Rüstungen, Kriegsgeräth, Bogen, Pfeile, Kanonen, Pontons und große Schilde — mehrere Millionen Stück — anschaffte, und 5000 Zin*) Landes, von Nin-juan bis an Tschen-sjun-tschsen, urbar machte. Die Grenzplätze erfreuten sich auf's Neue eines lange ersehnten Friedens; die Einwohner strömten schaarenweis in die wiederhergestellten Städte, — und der Regierung blieb nichts weiter zu thun übrig, als den Mann mit Belohnungen zu überschütten, welcher durch seine gründliche Erfahrung und durch unermüdliche Anstrengungen ein Land wieder belebt hatte, über welche alle Schrecken der Verwüstung gekommen waren.

Leider aber litt damals der Min'sche Hof an jenem furchtbaren Uebel, welches bei den morgenländischen Herrschern so gewöhnlich ist. In der Stelle des Bogdochan's hatte die Herrschaft des Himmlischen Reiches der Eunuch Wei-tschsun-sjan in Händen, ein Mensch, welcher auf wahrhafte Verdienste nicht ohne Unruhe blicken konnte. Seine eigene Sicherheit, wie der Wunsch, seine Macht dauerhaft zu begründen, forderten, daß alle wichtige Posten des ganzen Reiches sich in den Händen seiner Creaturen befänden; es war daher für den neidischen Eunuchen unbedingt nothwendig, den Ruhm und die Verdienste des Ministers herabzusetzen. So wurde denn Gao-di abgeschickt, um Sun-tschen-zsun abzulösen, und begann, um seinen würdigen Beschützer zu befriedigen, seine Verwaltung damit, daß er alle Früchte der langjährigen und blutigen Arbeiten seines Vorgängers zerstörte. Der neue Oberbefehlshaber bestimmte, es wäre unnöthig, die außerhalb der Mauer gelegenen Städte zu vertheidigen; daher wurden Zsin-tschsou, Ju-tun, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-schan und Sin-schan verlassen, über 100,000 Säcke Grütze weggeworfen, und die Truppen nach Schan-chai-guan abgeführt; es wurde sogar beschlossen, Nin-juan und Zjan-tun aufzugeben;

*) Ein Zin ist eine Fläche von 2400 Quadrat-Faden (oder Klaftern), den Faden zu 6 Fuß 9⅜ Zoll Rheinl. gerechnet. D. Uebers.

Zjan-schi-dao aber und Juan-tschun-chuan beschlossen, lieber unter den Mauern ihrer Städte zu sterben, als dieselben den Feinden zur Beute zu lassen.

Mit der Verlegung ihrer Hauptstadt nach Schen-jan beschäftigt, hatten die Mantschsuren während eines Zeitraumes von vier Jahren nichts Ernsthaftes gegen das Chinesische Kaiserthum unternommen; auch mochten sie mit einem so gefährlichen Gegner, wie Sun-tschen-zsun war, nicht in Conflict gerathen. Sobald aber die eigenen Anordnungen des neuen Oberbefehlshabers eine breite Bahn zur Ausdehnung der Eroberungen aufschlossen, griff Tai-zsu auf's Neue zu den Waffen und rückte im Jahre 1626 vor die Mauern von Nin-juan. Der Vertheidiger der Stadt war Juan-tschun-chuan, entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Nachdem er mit seinem eigenen Blute einen Aufruf an die in der Umgegend zerstreuten Soldaten und Offiziere geschrieben, lud er sie ein, die offenen Plätze zu verlassen, sich mit allen Uebrigen unter dem Schutze der festen Stadt zu vereinigen, und männlich für die Ehre des Vaterlandes zu streiten. Hierher kamen auch die Truppen, welche in Zjan-tun gestanden hatten, und eine ansehnliche Abtheilung aus Schan-chai-guan, also daß sich Nin-juan mit einer mächtigen Garnison füllte. Die scharfen Maßregeln des Commandanten, welcher Jeden aufmerksam beobachtete, der hinsichtlich seiner Gesinnungen oder Absichten Verdacht erregte, erstickten jeden Versuch des Verrathes und des Spionirens schon im Keime, und die zum ersten Male in Ljao-dun erschienenen Europäischen Kanonen bereiteten den Mantschsuren so schwere Verluste, daß sie sich genöthigt sahen, dem Sturme und der Belagerung zu entsagen.

Der heftig erzürnte Chan wollte seine Unfälle durch irgend eine glänzende That bedecken, und wandte sich zu diesem Zwecke gegen Zsju-chua-dao, wo sich die Proviant-Magazine aller außerhalb Schan-chai-guan's stehenden Chinesischen Heeres-Abtheilungen befanden. Der Erfolg übertraf seine Erwartung: zwei Lager mit 40,000 Mann wurden zersprengt, 2000 feindliche Fahrzeuge verbrannt, und mit mehreren Wan erbeuteter Säcke Graupe kehrte der Chan in seine Hauptstadt zurück.

Dieser Zug gegen China war der letzte in Tai-zsu's Leben. Das Alter, die ununterbrochenen Anstrengungen und die Sorgen

hatten seine kraftvolle Natur erschöpft. Schon einen Monat vor seinem Ende, und wahrscheinlich im Vorgefühle des nahen Todes, versammelte er die Beile und die Vornehmen um sich, nahm auf immer Abschied von ihnen und ermahnte sie, die Mühen und Lasten eines thätigen Lebens nicht mit weichlicher Ueppigkeit zu vertauschen, Frieden und Eintracht unter sich zu bewahren und für das Volk, als für geliebte Kinder, Sorge zu tragen. „Der Himmel," sprach der greise Chan, „hat die Leiden unseres Vaterlandes gesehen und mich gesandt, damit ich seine Trübsal auf mich nähme; und ich habe meiner selbst vergessen, habe die schwere Bürde ergriffen und mein Leben dem Reiche geweiht. Ich fürchte nur, daß ihr nicht die ganze Bitterkeit der Sorgen und Mühsale kennet, welche ich für das allgemeine Wohl übernommen habe; ich fürchte, daß ihr, Genüssen euch hingebend, mein Volk unterdrücket.... In meinem ganzen Leben, in allen meinen Handlungen, habe ich die strengste Gerechtigkeit beobachtet; auch meinen Feinden haben ich die Belohnung nicht vorenthalten, wenn sie ihrer würdig waren; der Bestrafung habe ich meine eigenen Angehörigen nicht entzogen, wenn sie schuldig waren; und stets gnädig auf meine Thaten herabblickend, hat der Himmel mir Ljao-dun geschenkt. Solltet ihr aber Recht und Ehre nicht in euren Herzen bewahren, keinen Unterschied machen zwischen Wahrheit und Lüge, nicht wandeln auf dem Pfade des Gesetzes und der Pflicht: — so wird der Himmel seinen Segen, welcher mich allezeit behütet hat, von euch nehmen!"

Am 21. September des Jahres 1626 endete Tai-zsu, im Alter von 67 Jahren, sein sturmvolles Leben, welches von Anbeginn bis zum Schlusse dem Glücke und dem Ruhme seines Vaterlandes geweiht war. Das Volk ehrte das Gedächtniß seines großen Herrschers durch aufrichtige und heiße Thränen, auch bei den kommenden Geschlechtern dem Staube des Entschlafenen fromme Verehrung bereitend; und bis auf den heutigen Tag besuchen die Nachkommen des Chan's, obgleich Beherrscher des riesenhaften Chinesischen Kaiserreiches, und von der Pracht und Herrlichkeit eines zahlreichen Hofes umgeben, in Demuth und Dankbarkeit den Grabhügel Dessen, der einst eine verlassene Waise war, der aus dem Vaterhause vertrieben ward, und der seinen Wohnsitz in dem elenden Chetu-ala hatte. — Die Feinde selbst, und Solche, die nicht zur Zahl der Mantschsuren

gehörten, nahmen Antheil an ihrem Verluste: China ordnete eine Gesandtschaft ab zur Vollziehung des Wein-Opfers auf dem Grabe Tai-zsu's; die Mongolischen Fürsten erschienen zum Theil selbst, um dem entschlafenen Chan die letzte Pflicht zu erfüllen, zum Theil schickten sie freundschaftliche Schreiben, um die bekümmerten Beile und das betrübte Volk zu trösten. „Auch Tschsakrawartin *) (schrieb der Korzinische Tai-zsi), der Kaiser von Tschsambudwip, Beherrscher von vier Ländern, Herr der sieben Kleinode — auch er überschreitet nicht die Gränze der ihm bestimmten Jahre; auch der weiße Löwe, das Symbol der Stärke und der Macht, der Bewohner des Himmalaya, stirbt, wann seine Stunde schlägt; und alle Schätze der tiefen Meere vermögen nicht, Nagaratschsu, den Drachenkönig, von der letzten Minute loszukaufen, weil alles Geschaffene untergehen, und Alles, was einen Anfang erhalten, auch ein Ende haben muß. — Also auch der entschlafene Mantschsuren-Chan, welcher Größe aus Nichts geschaffen, große und kleine Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigt, und mit den Sprüngen des Tigers seine und fremde Reiche durchstürmt hat, — auch er mußte eine Schranke haben, vom Himmel selbst ihm aufgerichtet. Aber wer im Leben so stark war, daß er aus sich selbst Macht erschaffen konnte, der stirbt auch im Tode nicht. Sein Geist wird in den kommenden Wiedergeburten auf's Neue erscheinen!"

Tai-zsu hatte sich keinen Nachfolger bestimmt; vier Jahre vor seinem Tode indeß, als er acht Beile mit der Verwaltung der Reichsangelegenheiten betraute, hatte er zu diesen gesagt: „Verwaltet das Reich mit gemeinsamen Kräften, ihr Alle, jedoch unter der oberen Leitung Eines. Wer sich der höchsten Gewalt mehr als die Anderen würdig erweisen wird, der soll auch nach mir Chan sein." Nun hatten persönliche Verdienste und Geistesgaben, so wie die Meinung des Volkes und die besondere Liebe Tai-zsu's, längst den vierten Beile, Abachai, über Alle erhoben, — und ihn setzten mit seltener Einmüthigkeit und Selbstverleugnung die Brüder auf den Thron des Vaters. Die erste Handlung des neuen Herrschers war, daß er in Gegenwart Aller das feierliche Gelübde ablegte: in den Fußstapfen

*) Tschsakrawartin hießen, den Buddhistischen Büchern zufolge, die ersten Kaiser, welche im Anfange der gegenwärtigen Weltschöpfung über Tschsambudwip herrschten.

seines großen Erzeugers zu wandeln; seine älteren Brüder zu ehren und die jüngeren zu lieben; vom Rechte und vom Gesetze sich nicht abzuwenden; in seinen Handlungen stets Unparteilichkeit zu bewahren; Wohlthaten und Glück über das Volk zu ergießen. „Und wenn ich,“ fügte Abachai hinzu, „meine Eide breche: so möge der Himmel mich bestrafen.“ Die Beile und die Großen beugten das Knie vor ihrem Beherrscher, und mit dem 6. Februar des Jahres 1627 begann die Regierung Tjan-zun*), des Kaisers, welcher in der Geschichte unter dem Namen Tai-zsun bekannt ist.

Die neue Regierung war im vollen Wortsinne eine Fortsetzung der vorigen, mit dem Unterschiede, daß die Grundlagen, welche Tai-zsu geschaffen und befestigt hatte, unter seinem Nachfolger größere Stärke und Ausdehnung erhielten. Wenn der Gründer der Mantschsurischen Dynastie vor Allem seine Aufmerksamkeit auf die Concentrirung der verwandten Stämme unter dem Schirme einer gemeinsamen Gesetzgebung und Herrschaft zu richten hatte: so durfte Abachai, als Erbe eines dauerhaft aufgerichteten Ganzen, seinen Einfluß schon auf die die Mantschsurei umgebenden Reiche ausdehnen. Der Kampf mit China, welcher Tai-zsu's ganze Thätigkeit verschlang, gestattete ihm nicht, sich lebhaft bei Dingen zu betheiligen, welche außer dem Kreise seiner Hauptbestrebungen legen; jetzt aber, nachdem die Siege des Chans das Kaiserthum genöthigt hatten, auf die Vertheidigung seiner eigenen Gränzen bedacht zu sein; nachdem China durch Anordnung einer besonderen Gesandtschaft zur Darbringung der Opfer auf dem Grabe seines verstorbenen Feindes, wenn auch nicht aufrichtig, doch immerhin selbst die Hand zum Frieden geboten hatte: jetzt war es an der Zeit, aus den Umständen Nutzen zu ziehen, welche die Bahn zu neuen Erwerbungen, Einfluß und Macht weit erschlossen hatten. Zwei Länder mußten die Aufmerksamkeit der Mantschsuren besonders auf sich ziehen.

Von den Ufern des Nonni-ula bis an die Gränzen Turkestan's und von der Großen Mauer bis zum Fuße des Altai dehnt sich ein unabsehbarer Landstrich aus, arm an Producten, ungewöhnlich durch seine Geschichte. Die Stämme, welche in diesem Reviere hausen, bauen keine Städte und Dörfer, kennen nicht Häuser

*) D. i. der Name (oder Titel), welchen der neue Kaiser seiner Regierung beigelegt hat, und mit welchem auch seine ganze Regierungszeit bezeichnet wird. D. Uebers.

und feste Wohnsitze, treiben keinen Ackerbau, wohnen in engen und niedrigen Jurten und durchziehen mit ihren Heerden die Gegenden, welche reich sind an Wasser und fetten Triften. Das beständige Nomadisiren, und nicht weniger die Einförmigkeit der Steppen sind der Grund, weshalb bei Bestimmung der Gebiete einzelner Stämme die Geschichte keinen anderen Wegweiser gehabt hat, als die Lage derselben gegen die große Wüste, welche in China unter dem Namen der Sandsteppe Scha-mo oder Chan-chai bekannt ist. So theilte man unter der Dynastie Han das Haus der Hunnen in ein rechtes und ein linkes; in den Zeiten Chou-chan's und später erschienen nördliche und südliche Schan-jui, Dun-chu und Si-chu, östliche und westliche Tugju, innere und äußere Choichoren; alle diese Stämme aber, welche während mehrere Jahrtausende Bündnisse unter einander schlossen und wieder zerrissen, an Zahl und an Macht sanken und wieder wuchsen, — alle haben Anfang und Ende ihres Daseins in den Aimak's der Schamo gefunden. Nach Unterjochung des Landes, welches den Tugju gehörte, wollte die Dynastie Tan durch Errichtung von Städten und Kreisen bürgerliche Ordnung in dieses wilde Gebiet einführen, denn der Hof vermeinte damals, seine Macht wäre auf ihrem Gipfel angelangt; die Ereignisse bewiesen indeß gar bald seine Ohnmacht in der Herrschaft über Fremde. Die Dynastien Ljao und Gin gründeten die mittlere und die westliche Hauptstadt, während ihre Macht und ihr Einfluß sich nicht weiter, als bis auf die östlichen und die westlichen Chi erstreckte, ohne die Gegenden nördlich von der Schamo zu berühren. Nur das Haus Juan, welches sich an den Ufern der Tola und des Kerulun erhob und vorübergehend selbst China seiner Herrschaft unterwarf, gründete im Süden der Schamo die Kreise Da-nin, Schan-zsjun, Sin-che, Da-tun und im Norden Chorin, wo die Verwaltung aller außerhalb der großen Mauer gelegenen Ortschaften ihren Mittelpunkt hatte, der westliche Bezirk dagegen und Chuchenor wurden unter neu eingesetzte Fürsten und Kaiserliche Schwiegersöhne vertheilt. Damals war zum ersten Male von einem Unterschiede der alten und der neuen Gränzen der Schun die Rede, und erhielten die Stämme die allgemeine Benennung „Mongolen", welche bis heute vom Volke beibehalten worden ist, ungeachtet der in seinem politischen Leben eingetretenen Veränderungen.

Das Haus Min zertrümmerte die Herrschaft der Mongolen in China und drängte sie in den Norden der Schamo zurück; doch Beutelust zog die nomadisirenden Stämme von Neuem an den Südrand der großen Steppe, und seit ihrem Erscheinen entwickelten sich auf den Gränzen des Chinesischen Reiches Unruhen, welche bis zu der neuen Wendung in seinem Schicksale angehalten haben. Uebrigens verfielen die Macht und der Einfluß des dort regierenden Hauses mit jedem Tage mehr; die zahlreichen Nachkommen Tschingis-chan's, die Ohnmacht des Oberhauptes ausbeutend, verfolgten nur ihre Privat-Interessen, und gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sich aus dem einst furchtbaren Kaiserthume einige unabhängige Aimaks gebildet. Die vier Oiratischen Stämme, welche den ganzen Westen der Mongolei und Chuchenor inne hatten, lösten sich vollständig von dem gemeinsamen Leben ihrer Stammverwandten ab, und Guschi-chan legte unter steter Vergrößerung der Zahl seiner Unterthanen erst den Grund zu der neuen Macht, welche später in dem Kampfe der Tschsungaren mit China eine Rolle spielte. Im Norden gaben sich die Chalchas-Chane dem Einflusse des Buddhismus hin, disputirten über die Vorzüge des gelben und des rothen Gesetzes, und fanden die Lösung dieser schwierigen Frage nur in der erhitzenden Eingebung des Kumuiß. Der ganze Osten war in kleine Aimaks zersplittert, welche niemals eine besondere Bedeutung gehabt haben, weder hinsichtlich ihrer numerischen Stärke, noch durch ihren Einfluß auf den Zustand und die Angelegenheiten der ganzen Mongolei. Selbst die Oberhäupter der herrschenden Linie mußten, nach mancherlei Veränderungen in ihrem Leben und in ihren Gebieten, sich auf den Namen und die Ausdehnung des Aimak's der Tschacharen beschränken, welche auf der Gränze des Kaiserreiches längs der großen Mauer nomadisirten. Allerdings war die Horde immer noch furchtbar für China und nahm von demselben einen lästigen Tribut für die Sicherheit der Gränzen; der Wille des Chan's reichte noch bis Ordos und Tumot, und sogar die östlichen an Bevölkerung und Mitteln armen Aimaks hatten sich niemals vollständig von der Botmäßigkeit gegen ihr Stammhaupt losgesagt: allein die Maßregeln, welche die Tschacharen zur Befestigung ihrer schwankenden Herrschaft ergriffen, so wie die Erscheinung gefährlicher Nebenbuhler in der Person der Mantschsuren, drohten unabwendbare Veränderungen in dem Schicksale der Mongolei.

Lindan, der letzte Chan aus Tschingis Hause, wollte die alten Rechte seines Geschlechtes wieder aufrichten, forderte aber, auf die Gesetzlichkeit seines Verlangens sich stützend, nicht Bündniß, sondern unbedingte Unterwürfigkeit. Die Häupter der Aimaks hingegen, welche sich schon daran gewöhnt hatten, sich nur durch ihre eigene Willkür bestimmen zu lassen, konnten weder leicht noch gutwillig der neuen, ihnen Unabhängigkeit gewährenden Stellung entsagen. Auf solche Weise war ein Kampf unvermeidlich, und indem der Chan zu den Waffen griff, wünschte er, durch den Krieg nicht bloß seine Oberhoheit über die übrigen Gebiete zu befestigen, sondern zugleich die ungehorsamen Vasallen zu vernichten, welche sich erkühnt hatten, gegen ihren Gebieter zu streiten. Eine solche Politik indeß hatte zur Folge, daß die Aimaks, durch den Wunsch nach Selbstherrschaft einerseits und durch die stete Bedrängung von den Tschacharen andrerseits getrieben, bereit waren, entweder in der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit unterzugehen oder eine fremde Oberherrschaft anzuerkennen, um der Botmäßigkeit gegen den ihnen verhaßten Chan zu entgehen.

In diesen kritischen Augenblicken bot China, welches das beständige Wachsthum der Mantschsurischen Macht schon beunruhigte, Lindan Silber und Gold unter der Bedingung, daß er mit ihm ein Bündniß gegen die neuen Eroberer schlösse. Und der Tschacharische Chan erließ ein drohendes Schreiben an Tai-zsu, welches mit der höchst sonderbaren Ueberschrift anhob: „Der Oberherr von 400,000, Beherrscher der Mongolei, Batur-Tschingis-Chan, sendet dieses Schreiben an den Mantschsurischen Chan, den Gebieter über 30,000 Küstenbewohner.“ Nach solchem Eingange forderte Lindan, daß Tai-zsu die Ruhe auf des Kaiserreiches Grenzen nicht störte, welche er unter seinen Schutz und seine Vertheidigung genommen hätte.

„Ich weiß,“ antwortete Tai-zsu, „daß damals, als der Gründer des Min'schen Hauses Peking unterwarf, von vier Millionen Mongolen 60,000 sich durch die Flucht in ihre Steppen gerettet haben: 10,000 derselben haben sich in Ordos niedergelassen, 10,000 in Tumat, 10,000 in den Aimaks Aßut, Jonßibu und Karzin; sie alle haben gesonderte Herrschaften gebildet und leben nach ihren eigenen Gesetzen. Es bleiben also noch 30,000. Aber auch diese, stehen sie etwa sämmtlich unter Deiner Herrschaft?“

„Du schreibst: „„Belagere Guan-nin nicht! Ich habe Lösegeld von ihm genommen. Wenn Du Dich aufmachst, um diese Stadt zu unterwerfen, so werde ich Deine Fortschritte hindern, und unsere Begegnung auf einem und demselben Wege wird die verderblichsten Folgen haben.““

„Was wird denn aber Schlimmes darin liegen, wenn wir mit vereinten Kräften gegen das Kaiserthum losschlagen? Und wie hast Du so arge Worte aussprechen können, indem Du Dich China's annimmst, eines uns fremden Reiches?“

„Zweimal bist Du gegen China in den Krieg gezogen; und welche Beute hast Du gemacht? welche namhafte Stadt bezwungen? — Bei welchem Orte hast Du eine starke Armee geschlagen? Mit welchen außerordentlichen Geschenken hat der Min'sche Hof Dich beehrt?... Nur die Furcht, welche meine Waffen und meine Siege über die Chinesen gebracht haben, hat deren Kaiser bestimmt, Dir mit nichtigem Gewinne zu schmeicheln. Nein, hättest Du geschrieben: laß uns Herzen und Kräfte vereinigen, laß uns China gemeinschaftlich bekriegen, — so wäre das die Rede eines verständigen Mannes gewesen!“

Eine solche Antwort hatte der Beherrscher der Mongolei, Batur-Tschingis-Chan, nicht erwartet, und der Mantschsurische Gesandte mußte für das Schreiben seines Chans mit dem Leben büßen. Tai-zsu hatte keine Zeit, an Lindan Rache zu nehmen; aber das Blut und die Beleidigung legten den Grund zu unversöhnlicher Feindschaft zwischen beiden Reichen, — und da die Beile der östlichen Aimaks den wahren Schutz gegen die Absichten und Angriffe der Tschacharen in den Mantschsuren erblickten: so eilten sie, in Stamm-Bündnisse mit Tai-zsu zu treten, und schmeichelten ihm durch Titel, Freundschaftsbezeigungen und Unterwerfung. Der Tod des Mantschsurischen Chans versetzte die Mongolischen Fürsten in Zweifel hinsichtlich der Pläne und der Handlungsweise seines Nachfolgers. Die Besorgniß, der Willkür Lindan's preisgegeben zu werden, veranlaßte sie, sich enger an die mächtigen Nachbaren anzuschließen, und der Korziner Tai-zsi, welcher eine angesehenere Rolle unter den übrigen Machthabern gespielt hatte, sandte ein Schreiben an die Mantschsurischen Beile, in welchem er die Versicherung seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihr großes Reich aussprach, und zugleich die Hoffnung, daß der Geist des entschlafenen Chans in seinem erhabenen

Nachfolger nicht sterben würde. Gleichzeitig ließen verschiedene Mongolische Fürsten, welche persönlich erschienen waren, um Tai-zsu's Staube ihre Verehrung zu bezeigen, die Gelegenheit nicht vorüber, vor dem neuen Gebieter der Mantschsuren die Gefühle ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit auszudrücken.

Tai-zsun beschloß, die günstigen Augenblicke zu benutzen, und der Titel eines Chans war die Belohnung des Korziners Tai-zsi; unmittelbar darauf aber wurde ein ansehnliches Corps abgesandt, um — einen Einfall in das Tschacharische Gebiet zu machen. Diese beiden Maßregeln waren von glänzendem Erfolge gekrönt. Die Fürsten der östlichen Aimaks führten selbst die Soldaten Tai-zsun's gegen den unversöhnlichen Feind; denn, einmal in ein Kriegesbündniß mit dem siegreichen Mantschsurischen Chane getreten, wagten sie weder, seine Fahnen zu verlassen, noch auch, sich dem Einflusse und dem dictatorischen Tone ihres Beschützers zu widersetzen, welcher sie so geschickt und fest mit den Netzen seiner tief berechneten Thätigkeit zu umstricken wußte, daß nicht später als im Jahre 1629 das Mantschsurische Militair-Gesetz in den Aimaks Korzin, Aochan, Naiman, Chalcha, Karzin und anderen eingeführt wurde, und fast die ganze östliche Mongolei ihr Schicksal auf immer an die Geschichte und das Leben des Mantschsurischen Hauses knüpfte.

Ein anderes Reich, welches sich dem Willen Tai-zsun's vollständig unterordnete, war Korea. Seine Gränzen beginnen an den Ufern des Ja-lu-zsjan und enden in den Wogen des Gelben Meeres, welches es von drei Seiten umspült. Der Anfang dieses Reiches liegt in sehr fernen Zeiten, und es hat, nach den Berichten einheimischer Schriftsteller, ihr Vaterland viele Veränderungen in seinem Leben erfahren. Die älteste Dynastie herrschte unter dem Namen Tan-zsjun, monarchisch über das ganze Land, bis zu Ankunft Zi-zsui's, welchem U-wan, ein Chinesischer Kaiser aus dem Hause Tschsou, Korea zu Lehen gab; damals wurde die Familie Tan-zsjun aus ihrer Hauptstadt, welche sich in Pi-schan befand, vertrieben und verbarg sich in Bo-ju. Das war die erste Tschao-sjan. — Zi-zsui brachte Chinesische Bildung und Chinesische Einrichtungen in sein neues Vaterland, und bis auf den heutigen Tag werden in der Nähe der Stadt An-nin-fu die Ueberreste von Bewässerungs-Arbeiten gezeigt, welche durch den Stammvater des

neuen Hauses in dieser Gegend ausgeführt worden sind. Nach einundvierzig Geschlechtern, welche während der Periode vom Anfange bis zum Ende der Dynastie Tschsou vergangen sind, unterwarf ein neuer Auswanderer aus China, Wei-man, Korea seiner Herrschaft, und mit dem Falle des Hauses Zi-zsui endete die zweite Tschao-sjan. — Wei-man schlug seine Residenz in der Stadt Wan-sjan-tschen auf und führte in seinem Reiche Sprache, Gewohnheiten und Sitten des Mittelreiches ein; sein Enkel Ju-zjui jedoch wurde von dem Kaiser U-di, aus der Dynastie Han, gestürzt, Wan-sjan in die Provinz Le-lan umgewandelt, und dieses Ereigniß machte dem Dasein der dritten und letzten Tschao-sjan ein Ende. Jede derselben hatte ihre Hauptstadt in Pi-schan. Später traten San-chan, Sin-lo, Gao-zsjui-li und Bo-zsi auf, theilten das Land in mehrere besondere Herrschaften, befehdeten sich unter einander um Vorrang und Unabhängigkeit, — bis endlich Gun-i der Stifter eines neuen Hauses wurde und dem Reiche die Benennung Gao-li gab, den Namen, mit welchem die Koreaner noch jetzt ihr Vaterland bezeichnen. Trotz dieser politischen Wechsel blieb Korea zu allen Zeiten durch Handel, wie durch Einheit der Bildung und des Glaubens, enge mit China verbunden, zu welchem es ziemlich in denselben Beziehungen stand, wie eine Colonie zu ihrer Metropole. Auch nach dem Falle der Mongolenherrschaft verlor das Kaiserthum seine Macht über die alte Unterthanin und seinen Einfluß auf dieselbe nicht; vielmehr lieferte der Kampf des Hauses Min mit den Mantschsuren einen neuen Beweis für die Anhänglichkeit der Koreaner an das Kaiserthum.

Korea ahnte frühzeitig in seinen Nachbaren gefährliche Feinde und suchte deshalb bei allen Gelegenheiten der Entwickelung des neuen Reiches Gränzen zu setzen. Damals, als Tai-zsu's Heer bis an das östliche Meer vorgedrungen war, traten ihm die Koreaner wegen des Aimak's War-ka mit den Waffen entgegen, und es bedurfte der Vermittelung des Min'schen Hofes, damit dieser erste Streit nicht in einen entschiedenen Krieg ausartete. Auf Wunsch des Kaiserthumes gaben nämlich die Koreaner den Mantschsuren nach; als aber Jan-chao jenen unglücklichen Feldzug gegen Sin-zsin unternahm, ließen sie ein Corps von 20,000 Mann zu dem Chinesischen Heere stoßen, um mit vereinten Kräften den gemeinsamen Feind zu

züchtigen. Wir kennen die Folgen jenes Krieges schon, so wie den Umstand, daß 5000 Koreaner vor den Siegern die Waffen streckten. Der siegreiche Tai-zsu wollte dem, ohne Veranlassung in die Mantschsurei eingedrungenen, feindseligen Nachbar seine Großmuth zeigen und schickte mehrere Gefangene in ihr Vaterland zurück mit einem freundschaftlichen Schreiben an ihren König, welchem er den ungerechten Krieg bereitwillig verzieh, indem er ihn zugleich an die alten Bündnisse zwischen ihren beiden Reichen erinnerte und ihm vorschlug, schließlich zwischen der Mantschsurei und China zu wählen. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, streute der Chan das erdichtete Gerücht aus, als beabsichtigte der Kaiser, ihre alten Herrschaften seinen Kindern zur Apanage zu geben, und forderte ihn im Namen der gemeinsamen Gefahr auf, mit ihm vereint der gewaltthätigen Politik China's mannhaft entgegen zu treten. Der König beantwortete das friedfertige Schreiben des Chan's nicht, und dieses beleidigende Schweigen mußte an sich schon entscheiden, welches Verhältniß fortan zwischen den beiden Reichen herrschen sollte, wenngleich Tai-zsu sich nicht unmittelbar entschloß, zu den Waffen zu greifen. Als aber Mao-wuin-lun sich auf einer zum Königreiche gehörigen Insel festsetzte, um die Gränzen der Mantschsuren und deren kaum befestigte Herrschaft in Ljao-dun fortwährend zu beunruhigen; als Korea den Chinesischen General mit Getreide und Waffen versah und in Gemeinschaft mit ihm zwei Wachtposten gegen etwaige Unternehmungen des unermüdlichen Chan's errichtete; als Korea allein keine Gesandten mit Opfern zu Ehren des verstorbenen Tai-zsu beauftragen wollte: da blieb den Mantschsuren keine Friedenshoffnung mehr, und im ersten Monate seiner Regierung sandte Tai-zsun seine Brüder aus, den Feind „zu bestrafen."

Die Mantschsuren eröffneten ihre Siege mit einer Niederlage Mao-wuin-lun's bei Te-schan; sofort eroberten sie die Städte I-tschsou, Din-tschsou und Chan-schan, metzelten in ihnen mehr als 20,000 Einwohner und Soldaten nieder, verbrannten über eine Million Säcke Getreide, gingen über den Zin-zjuan-zsjan, nahmen An-schi, besetzten Pin-sjan, welches von Garnison und Einwohnern verlassen worden war, überschritten den Da-tun-zsjan, bezwangen Tschsun-lo und standen im zweiten Monate des Feldzuges schon bei Chuan-tschsou.

Das ganze Reich zitterte vor den Erfolgen der Mantschurischen Waffen, und Li-zsun, der König von Korea, wandte sich um Hülfe an das Kaiserthum. Allein die geschickten Bewegungen Tai-zsun's zogen die Aufmerksamkeit und die Streitkräfte China's ab; die Mantschsuren bedrohten inzwischen die Hauptstadt selbst; und da der König auf dem Festlande keine Rettung sah: so flüchtete er mit Weibern, Kindern und dem ganzen Hofe auf die Insel Zsjan-chua-dao, die der Leitung und des Schutzes beraubten Städte sammt ihrer Bevölkerung den Feinden zum Opfer bringend. Nur noch einen entscheidenden Schritt durften die Sieger thun, und der Fall Korea's war unvermeidlich. Sie trugen jedoch Bedenken, zu weit in das Innere des feindlichen Landes vorzudringen, während ihre eigenen Gränzen von aller stärkeren Vertheidigung und Deckung entblößt waren: China und die Tschacharen hätten die Abwesenheit der größeren Hälfte des Mantschsurischen Heeres benutzen und das Land verheeren können, bevor es den Siegern gelang, zur Rettung des Vaterlandes herbeizueilen. Deßwegen schrieb auch Tai-zsun selbst an seine Beile, sie sollten mit Vorsicht weiter rücken und sich nicht in augenscheinliche Gefahr begeben, welche leicht mit einer verderblichen Erschütterung des gesammten Reiches enden könnte. Und so beschlossen denn die Beile in allgemeiner Berathung, eine Proclamation zu erlassen, daß sie nicht gekommen wären, das Land zu unterjochen, sondern um für frühere Beleidigungen Rache zu nehmen und den Frieden herzustellen.

Es währte nicht lange, so erschienen Koreaner im Lager der Sieger mit der Bitte, die Beile möchten die Feindseligkeiten einstellen und dem unglücklichen Volke die Ruhe wieder schenken. „Unser Monarch," sagte der Gesandte, „gesteht seine Schuld ein, und will sie durch alle Schätze tilgen, welche er in seinem verwüsteten Reiche irgend zusammenraffen kann. Außerdem aber sind — da die Ankunft Eures Heeres den König gezwungen hat, seine Hauptstadt preiszugeben und auf dem Meere Rettung zu suchen, — die Reichthümer unserer Städte und Dörfer zerstreut worden und im Getümmel des Schreckens und der Auswanderung zu Grunde gegangen." Nach gegenseitiger Uebereinkunft wurde in allgemeiner Versammlung der Beschluß gefaßt, Behufs persönlicher Unterredung einen Mantschsurischen Bevollmächtigten an den Koreanischen Herrscher zu senden, und

Lju-sin-zsu, welcher diesen wichtigen Auftrag übernommen hatte, erschien auf Zsjan chua-dao, wo er Li-zsun vorgestellt ward.

Lange stand der Mantschsurische Abgesandte vor dem Könige und wartete auf Bewillkommnung und Verbeugung; Li-zsun aber machte nicht die kleinste Bewegung und sprach kein Wort. „Bist Du etwa eine Bildsäule, aus Thon gemacht?“ — sagte endlich Lju-sin-zsu, indem er sich mit dieser Frage zu Li-zsun kehrte. „Ich bin in Trauer und beweine den Tod meiner Mutter,“ konnte Li-zsun, durch solche Worte heftig erschüttert, nur mit Mühe hervorbringen.

„Seht da, die Früchte Eures Hochmuthes!“ fuhr der Gesandte fort; „das Volk geht in Gesetzlosigkeit zu Grunde und die Soldaten fallen unter dem feindlichen Schwerte! Uebrigens kannst Du mit dem heutigen Tage allen Verwirrungen ein Ende machen: wenn Du den Frieden willst, so sende schleunigst Deinen Sohn und Deinen Bruder zu eidlicher Uebereinkunft ab, und inzwischen bestimme Du selbst, welchen jährlichen Tribut Du uns zahlen willst.“ — „Aber“, entgegnete der König, „im Buche Tschun-zju steht geschrieben: Schmach wird auf das Haupt Dessen fallen, der mit dem Feinde Frieden schließt unter den Mauern seiner eigenen Stadt. — Wenn ein Gefühl der Gerechtigkeit und der Großmuth sich in Euch regt, so zieht Euch zuvor mit Eurem Heere zurück, und alsdann erst wollen wir über den Frieden verhandeln.“ — „Geschickt ausgedrückt“! bemerkte der Gesandte. „Ein Tag später, das ist ein Tag mehr Leiden für Dein Volk; und wird der Abend den Morgen retten? Nicht meinetwegen sage ich, sondern Deines Volkes wegen: Entsende schleunigst Deinen Bruder; es hilft kein Säumen.“ — Der unglückliche Li-zsun war gezwungen, sich in sein Schicksal zu ergeben, und Li-zsju, sein Bruder, erschien mit Geschenken und mit der Unterwürfigkeits-Erklärung im Mantschsurischen Lager.

Es war also nur noch der feierliche Eid vor dem Himmel abzulegen, und der Friede mußte dem erschütterten Korea die Ruhe wiedergeben: da überraschte ein Beile, Namens Amin, welcher über die frühzeitige Abschließung des Tractates unzufrieden war, seine Gefährten mit dem Proteste, daß er während seines ganzen Lebens darüber gesonnen habe, wie er wohl die Höfe des Chinesischen Kaisers und des Koreanischen Königs zu sehen bekommen könnte, und daß er nun, da die Mantschsuren fast die Pforten der Hauptstadt berührten, — nicht

heimkehren würde, ohne seinen unablässigen Wunsch realisirt zu haben. „Lasset uns vorwärts gehen! Dort wollen wir die Unterhandlungen führen!“ wiederholte Amin auf alle Einwendungen der Beile, welche endlich beschlossen, weil sie verzweifelten, den Eigensinn ihres Kameraden besiegen zu können, die begonnenen Unterhandlungen ohne sein Wissen zu Ende zu führen. Die Angelegenheit war abgethan, die Armee schickte sich zum Rückmarsche an, — und Amin allein, erbittert über das Verfahren der Beile, dachte an keinen Frieden und schwor, da er sich bei dem Tractate nicht betheiligt hätte, so würde er plündern und zerstören, was er auf dem Wege anträfe. Seine Worte waren keine leere Drohung, und wie seltsam auch das Benehmen des Generals war: der König mußte sich bequemen, einen neuen, besonderen Vertrag mit Amin abzuschließen.

Der Beherrscher von Korea bekannte sich als den „jüngeren Bruder“ in seinem Verhältnisse zu dem Mantschsurischen Chane; er verpflichtete sich, alljährlich im Herbste und im Winter einen Tribut einzusenden, Garnisonen in seine zwei Gränzstädte aufzunehmen und gegenseitigen Handel zu gestatten. Solches waren die wichtigsten Folgen des Feldzuges der Mantschsuren gegen Korea, eines Zuges, welcher nicht länger als drei Monate gewährt hatte; die östliche Gränze war gegen die Einfälle der Feinde sicher gestellt; — zugleich aber steigerte die glückliche Beendigung des Krieges die Forderungen der Mantschsuren und schlug die Hoffnungen des Kaiserthums auf Frieden darnieder.

Wir haben schon gesagt, daß China bei Gelegenheit des Ablebens Tai-zsu's eine Gesandtschaft nach der Mantschsurei schickte. Zu dieser Gesandtschaft gehörte auch ein Lama, welcher mittelst des Buddhismus auf den Geist des neuen Chan's einwirken sollte. Da nun Tai-zsun den Feldzug gegen Korea schon beschlossen hatte, so sah er mit Vergnügen die Bereitwilligkeit des Kaiserthumes zu Friedensvorschlägen, und beeilte sich, Zeit für die Ausführung seiner Pläne zu gewinnen, indem er Unterhandlungen anknüpfte, durch welche der Min'sche Hof von der Theilnahme an dem östlichen Kriege abgehalten werden sollte In dieser Absicht erließ der Chan, als die Chinesischen Gesandten abreisten, ein freundschaftliches Schreiben an den Ljao-dun'schen Gouverneur Juan-tschun-chuan; weit entfernt jedoch von einem wirklichen Friedensschlusse mit dem Kaiser-

thum, stellte er ihm so maßlose Bedingungen, daß wechselseitige Streitigkeiten und darauf folgendes Nachgeben von der einen und von der andern Seite die Erledigung der Angelegenheit auf lange Zeit verzögern mußten.

Tai-zsun fing sein Schreiben mit einer Wiederholung der sieben Beleidigungen an und verlangte, daß China, zur Genugthuung für seine früheren Ungerechtigkeiten und für den freiwilligen Vorschlag eines Freundschafts-Tractates, 100,000 Lan Gold, eine Million Lan Silber, eine Million Stücke Seidenzeug und zehn Millionen Stücke Leinwand an die Mantschsuren zahlte. Dagegen versprach der Chan, nach Abschluß des Vertrages dem Kaiser jährlich zehn Perlen, tausend Zobel und tausend Wurzeln Schen-schen zu liefern, forderte aber vom Kaiserthume, daß es eben so den Mantschsuren zehntausend Lan Gold, hunderttausend Lan Silber, hunderttausend Stücke Seidengewebe und 300,000 Stücke Leinewand sendete.

So groß auch Tai-zsun's Forderungen waren: der Gouverneur, welcher selbst des Waffenstillstandes bedurfte, mochte gleichwohl nicht durch eine entschiedene Ablehnung die Frist der beiderseitigen Unthätigkeit verkürzen. Die Truppen nämlich, welche sich hinter den Mauern Schan-chai-guan's befanden, litten fortwährend unter der außerordentlichen Schwierigkeit der Verproviantirung, welche wegen der mangelhaften Communicationswege weder zur festgesetzten Zeit, noch in hinreichendem Umfange geschehen konnte. Um dieses ernste Hinderniß zu beseitigen, hatte schon Sun-tschen-zsun in Zsin-tschsou, Tschsun-tun, Da-lin-che und anderen Orten Militair-Colonieen angelegt, welche die Garnisonen mit Getreide versehen sollten; seitdem aber Gao-di die Behauptung der Ljao-dun'schen Städte aufgegeben hatte, war das Werk des weisen Ministers wieder zerstört worden, und die Gränze reichte nicht einmal ganz bis Nin-juan. Juan-tschun-chuan hingegen, nach dessen Ueberzeugung der Plan Sun-tschen-zsun's durchaus wieder aufgenommen werden mußte, ging in der Stille an die Wiederherstellung und Befestigung der verlassenen Städte, und antwortete, um sein Vorhaben ungehindert durchführen zu können, auf die übertriebenen Vorschläge Tai-zsun's mit friedlichen, aber gleichfalls übertriebenen Forderungen.

Der Gouverneur entschuldigte sich damit, daß die Beleidigungen, wegen deren sich Tai-zsun beklagte, gar zu alt wären, und daß es ihm unnütz schiene, dieselben „aus der Tiefe von neun Brunnen" hervorzuziehen; daß durch die Zerstörung Chada's und Jeche's, sowie durch die Verheerung des ganzen Ljao-dun's, wo man nicht einmal ein altes Weib hätte finden können, welches nicht vor dem feindlichen Schwerte geflüchtet wäre, die Mantschsuren sich nicht so ganz im Rechte, China gegenüber, befänden, und daß sie die Grenzen ihrer Rache und ihrer Eroberungen schon zu weit vorgeschoben hätten. Zum Schlusse seines Schreibens ertheilte er sodann dem Chane den Rath, alle alten Besitzungen China's an dasselbe zurückzugeben, so würde das Kaiserthum gern mit seinem nahen Nachbar Frieden schließen, — natürlich ohne jene erniedrigenden und erschrecklichen Bedingungen, welche Tai-zsun gestellt.

Dem Briefe des Gouverneurs war ein Sendschreiben des Lama's beigefügt, welcher früher in der Gesandtschaft gewesen war, und welcher jetzt mit der ganzen Beredtsamkeit eines Verkündigers der Lehre sich bemühte, dem unbeugsamen Chane zu zeigen, wie gottlos die Leidenschaft für Eroberungen und Siege wäre; mit welchen Drohungen das gelbe Gesetz gegen Blutvergießer und Friedensstörer donnerte; wie leicht es wäre, von aufrührerischen Gedanken und von gesetzwidrigen Wünschen sich loszumachen, nach den Worten des großen Lehrers Buddha: „Gränzenlos ist das Meer der Trübsal; du darfst aber nur das Haupt wenden, — und du erblickst das Ufer;" und wie tief endlich er, der Lama, selbst von dem Wunsche durchdrungen wäre, es möchte die Stimme der Wahrheit das Herz des Chans in Barmherzigkeit und Liebe erweichen. In solcher Art entspann sich zwischen China und der Mantschsurei ein Briefwechsel, welchen beide Theile so weit wie irgend möglich auszudehnen suchten, ohne weder ihre Hauptansprüche aufzugeben, noch einen entscheidenden Schritt zur Beendigung der Sache zu thun.

Tai-zsun antwortete dem Gouverneur und dem Lama in umfangreichen Sendschreiben, welche hauptsächlich folgenden Inhalts waren: „Als nach der Eroberung Guan-nin's die Beile und Generale bei Tai-zsu die Erlaubniß nachsuchten, nach Schan-chai-guan selbst vorzudringen, da wünschte mein weiser Erzeuger, auf die Vorbilder und die Berichte der alten Historie sich stützend (wie z. B.

die Dynastieen Ljao, Gin und Juan die Sitten und Gewohnheiten ihrer Väter vergaßen, nachdem sie ihr Stammland verlassen), mittelst einer Gränzbestimmung, — nach welcher alles von Schan-chai-guan westlich Liegende China gehören, alles östlich vom Ljao Liegende aber unter der Herrschaft der Mantschsuren verbleiben sollte, — nur zu bewirken, daß China und die Mantschsurei zwei getrennte, selbstständige und von einander unabhängige Reiche bildeten; — und deswegen verbot mein erhabener Vater, welcher nicht daran dachte, dem Kaiser die Herrschaft über das Himmlische Reich streitig zu machen, seinem Heere, sich der Mauer zu nähern. Ich beuge mich in Ehrfurcht dem geheiligten Willen des entschlafenen Chans, werde aber nimmermehr den Eroberungen entsagen, welche meinem Erzeuger vom Himmel selbst verliehen worden sind. Uebrigens will ich, durch Friedensliebe bewogen, und um allen Streitigkeiten ein Ende zu machen, einwilligen, daß in allen Documenten und Schriftstücken der Name des Chinesischen Kaisers um einen Buchstaben höher geschrieben werde, als der meinige, mit der Bedingung jedoch, daß die Namen aller Eurer Machthaber und Großen eine Stufe tiefer, als der meinige, gesetzt werden. Ich bin selbst bereit, wenn China so gar verarmt ist, die Hälfte des Preises zu erlassen, für welchen das Kaiserthum den gegenwärtigen Frieden würde erkaufen müssen, so wie auch, statt der jährlichen Geschenke anzunehmen, was der Min'sche Hof selbst bestimmen wird. „Und somit", schrieb Tai-zsun an den Lama, „bleibt Dir nur übrig, den Rath, welchen Du mir gegeben, vor dem Chinesischen Kaiser zu wiederholen; sage ihm: Wende Dein Haupt der Gerechtigkeit zu, so wird der Friede in Deine Reiche einziehen."

Die Concessionen, welche der Chan gemacht, ließen das Kaiserthum hoffen, es würde zuletzt dennoch die sichere und stolze Politik China's unvermerkt die arglosen Mantschsuren besiegen, und die Ljao-dun'sche Angelegenheit vielleicht ohne grausames Blutvergießen zu einem erwünschten Schlusse gelangen. Als aber Tai-zsun erfuhr, daß Juan-tschun-chuan mit Befestigung der Städte und der Gränze beschäftigt war, und als überdies der Zug nach Korea durch den glänzendsten Erfolg gekrönt wurde: da ergoß sich der Chan gegen den Chinesischen General in drohenden Vorwürfen darüber, daß er Werke der Feindschaft mit Worten des Friedens verhüllt, und stellte seinem Gegner mit prophetischer Feierlichkeit die Frage: „Kann es

nicht geschehen, daß der Himmel den Chan auf's Neue mit Siegen krönt, daß er Peking in seine Hände giebt, und daß die Mantschsuren, von oben beschirmt, den Kaiser zur Flucht nach Nanking nöthigen?"

Fast zugleich mit seinem Schreiben war Tai-zsun selbst auf den Gränzen des Kaiserreiches. Im Juni des Jahres 1627 näherten sich die Mantschsuren Da-lin-che, dessen Garnison nach Zsin-tschsou flüchtete, mit der traurigen Nachricht vom Verluste der Stadt und mit der Bitte um Aufnahme unter den Schutz der festen Mauern. Allein der Commandant, Tschsao-schuai-zsjao, der unglücklichen Vorfälle bei Chun-che und Schen-jan eingedenk, nahm die Flüchtlinge nicht auf; dasselbe Schicksal erfuhren 2000 Chinesische Soldaten, welche der Feind aus verschiedenen eroberten Plätzen freiwillig zurückgeschickt hatte, und nicht einmal die Boten, welche nochmals erschienen, um wegen des Friedens zu unterhandeln, wurden in die Stadt eingelassen. Bald zeigten sich auch die Mantschsuren selbst vor Zsin-tschsou. Sie bemächtigten sich einer Ecke der Stadtmauer, wurden jedoch wieder verjagt, und waren genöthigt, fünf Li von der Stadt ein Lager aufzuschlagen. Man durfte überhaupt nicht hoffen, einen so festen Platz mit Leichtigkeit zu bewältigen; deßhalb richtete Tai-zsun seine Thätigkeit gegen Nin-juan, wo die Chinesischen Reserven standen.

Juan-tschun-chuan vertheidigte die Stadt von innen, während Man-gui und Ju-schi-lu sie von außen beschützten, wo sie ein von Wagen, Gräben und Batterieen umschlossenes Lager aufgeschlagen hatten.

Die Mantschsuren traten zum Scheine den Rückzug an, in der Absicht, den Feind in das offene Feld herauszulocken; doch die Chinesen verließen ihre Verschanzungen nicht, und die Vorsicht derselben bestimmte endlich die Beile Dai-schan und Amin, den Chan zu bitten, eine Belagerung aufzugeben, welche einen verzweifelten Kampf mit zahlreichen und erfahrenen Gegnern drohte. Statt der Antwort gebot Tai-zsun seinem Gefolge, die Panzer anzulegen, die Schilde zu nehmen, — und sprengte selbst gegen das Chinesische Lager. Sogleich stürmte die ganze Armee ihrem Gebieter mit Geschrei nach, drang in die feindlichen Reihen ein und verwickelte sich in ein hartnäckiges Handgemenge. Mehrere Beile waren verwundet und fuhren dessen ungeachtet fort, zu kämpfen; Man-gui war

gleichfalls verwundet, ohne sich zurückzuziehen; der Verlust war auf beiden Seiten gleich groß und höchst bedeutend; die Gräben und die Kanäle waren mit Leichen gefüllt. Zuletzt sahen sich die Mantschsuren genöthigt, zur Belagerung von Zsin-tschsou zurückzukehren, bis mißlungene Versuche, der Verlust an Menschen und der Eintritt der Hitze Tai-zsun bestimmten, den Rückweg anzutreten, und sich mit Zerstörung der beiden Städte Da-lin-che und Sjao-lin-che zu begnügen.

Seit dem Anfange des Krieges zwischen dem Kaiserthume und der Mantschsurei, Ljao-dun's wegen, hatten bis zu dieser Zeit die Chinesischen Truppen gewöhnlich gleich bei dem ersten Stoße der feindlichen Reiterei die Flucht ergriffen, da sie an Widerstand und Vertheidigung der Städte nicht einmal zu denken wagten, und es war Juan-tschun-chuan der Einzige, welcher mit Ehren den Kampf im offenen Felde und auf den Mauern bestanden hatte. Eine solche Heldenthat war zu groß für die damalige Zeit, und Wei-tschsun-sjan, welcher Sun-tschen-zsun gestürzt hatte, war unfähig, dem Generale seinen Ruhm und seine Siege zu verzeihen. Die Genossen des Eunuchen waren daher bemüht, die Bedeutung der Erfolge Juan-tschun-chuan's herabzusetzen; ja, sie fanden sogar Mittel, ihn anzuschuldigen, weil er nichts zur Unterstützung Zsin-tschsou's gethan, einer Stadt, welche der Hülfe durchaus nicht bedurfte. Der General begriff, daß seine Stellung unhaltbar geworden war, und nahm seinen Abschied; der an seiner Statt ernannte Wan-tschsi-tschen aber beschloß wiederum, Zsin-tschsou aufzugeben, und allein Nin-juan zu vertheidigen.

Obgleich die jüngsten Erfahrungen klar bewiesen hatten, wie seltsam und unangemessen jenes freiwillige Aufgeben eines alten Eigenthumes war, so bestätigte die Regierung dennoch den neuen Plan, welcher sicherlich mit dem unmittelbaren Verluste von ganz Ljao-dun geendet hätte, wenn nicht die Thronbesteigung eines neuen Chinesischen Kaisers der Herrschaft und dem Leben des Eunuchen Wei-tschsun-sjan ein Ziel gesteckt hätte. Chuai-zsun, in der Geschichte des Hauses Min durch sein Unglück berühmt, wandte mit Anerkennung seine Aufmerksamkeit auf Juan-tschun-chuan und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Ost-Armee; und dieser Feldherr beschloß, Ljao-dun durch die eigenen Kräfte dieses Landes zu

vertheidigen, mittelst seiner eigenen Producte die dortigen Truppen zu unterhalten, als ersten Schutz gegen den Feind die Städte und Festungen zu betrachten, als zweiten den Kampf im offenen Felde, als dritten und letzten den Frieden.

Das Erscheinen des tapferen Vertheidigers von Nin-juan in Ljao-dun machte einen gewaltigen Eindruck auf die Mantschsuren, welche den Urheber ihrer neulichen Unfälle und Verluste sehr wohl kannten und mit Unruhe auf die Anordnungen des neuen Oberbefehlshabers blickten. Ja, als Juan-tschun-chuan auf's Neue Unterhandlungen eröffnete, war Tai-zsun, welcher zur Befestigung seiner eigenen Macht aufrichtig Frieden wünschte, sogar bereit, dem Kaisertitel zu entsagen, sich mit dem bloßen Namen „Chan" zu begnügen, das Reichssiegel aus den Händen des Chinesischen Kaisers zu empfangen, — mit einem Worte, beinahe von neuem in die Reihe der Reichsvasallen einzutreten, unter der einzigen Bedingung, daß alles am östlichen Ufer des Ljao gelegene Land unter seiner Herrschaft bliebe. Der Min'sche Hof wähnte: es wäre schon die Zeit des Triumphes für ihn gekommen, verlangte Unterwerfung und wollte, gleich einem Sieger, nur auf die von ihm vorzuschreibenden Bedingungen Frieden schließen. Demzufolge endeten die Unterhandlungen damit, daß Tai-zsun in seiner Seele das Gelübde that, den Stolz des Kaiserthums zu brechen und, durch welche Mittel es immer sein möchte, Juan-tschun-chuan zu verderben, welchen er als seinen einzigen gefährlichen Gegner betrachtete.

Im Jahre 1629 wurde ein Feldzug, nicht mehr gegen das durch beständige Einfälle verwüstete Ljao-dun, sondern gegen das Kaiserreich selbst angekündigt, welches die Mantschsuren durch die Hoffnung auf unermeßliche Schätze und auf einen ruhmvollen Frieden unter den Mauern Pekings anlockte. Unter dem eigenen Oberbefehle des Chan's rückte eine zahlreiche Armee in die östlichen Aimaks der Mongolei ein, um mit Hülfe dortiger Wegweiser das gefahrdrohende Schan-chai-guan zu vermeiden und auf irgend einem anderen Punkte durch die Große Mauer zu brechen. Tai-zsun's Plan: die Mantschsurei ohne jeglichen Schutz zu lassen, während an ihren Gränzen ein zahlreiches feindliches Corps unter dem Commando eines unternehmenden und erfahrenen Feldherrn stand; durch eine öde und wasserlose Steppe zu ziehen, wo auf jedem Schritte die Tscha-

charen mit Hinterhalt und Ueberfall drohten; in ein von Millionen Feinden erfülltes Land einzudringen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, hartnäckig für die Rettung ihres Vaterlandes, ihres Heerdes und ihrer Familien kämpfen würden, und welche selbst, unter dem Schutze fester Städte und einer starken Artillerie, über alle Mittel geboten, den Mantschsuren den Rückweg abzuschneiden, während der Ljao-dun'sche Oberbefehlshaber die ganze Landschaft Ljao-che bis zum Tschan-bo-schan ohne Hinderniß mit Asche und Leichen bedecken konnte: ein solcher Plan erschien auch dem verwegensten Beile wegen seiner Tollkühnheit bedenklich. Als Tai-zsun schon bis Charachoton im Aimak Korzin gekommen war, erschienen eines Abends die Beile Dai-schan und Mangultai im Zelte des Chan's, um ihn von der Fortsetzung des Zuges abzumahnen, indem sie ihm die Länge des Weges vorstellten, die Ermattung der Pferde, den Mangel an Lebensmitteln, so wie schließlich ihre starke Besorgniß, es möchte der Feind die, weit jenseit fremden Grenzsteines vorgedrungenen Mantschsuren vollständig umringen und keinen von ihnen die heimathlichen Wälder wiedersehen lassen. Der heftige Wortwechsel dehnte sich über die Mitternacht hinaus, bis der durch den Widerspruch der Beile erzürnte Chan allen ihren Einwendungen mit den Worten ein Ende machte: „Jetzt ist es zum Ueberlegen schon zu spät; man hätte früher reden müssen. Fortan gilt es nur, zu handeln!" — Am Morgen des folgenden Tages befand die Armee sich wieder auf dem Marsche nach China; im October drang sie durch die Große Mauer, nahm Zsjun-chua-tschen und bedrohte unter stetem Vorrücken Peking. In allen umliegenden Städten und Ortschaften wurde eine Proclamation verbreitet, in welcher Tai-zsun die alten und neuen, dem Mantschsurischen Hause durch die Min-sche Regierung zugefügten Kränkungen aufzählte, sein feindliches Verfahren gegen China rechtfertigte und die Bewohner aufforderte, freiwillig auf die Seite Derjenigen zu treten, welche der Himmel selbst beschützte.

„Nicht ich (erklärte der Chan), sondern euer Kaiser und eure Großen haben in ihrer Gleichgültigkeit gegen den Krieg und in ihrer Unbarmherzigkeit gegen das Volk den Frieden verschmäht. Sie haben den Krieg verlangt, — und er ist gekommen; aber ist er so leicht, wie sie gewähnt haben? — Ich schenke Allen das Leben, Beamten,

Gelehrten, Volk und Soldaten, welche sich freiwillig meinem Willen unterwerfen, und drohe Jedem den Tod, welcher kämpfen, oder auch die Waffen ergreifen wird. Nicht durch mein Schwert werden solche umkommen: ihr eigener Herrscher hat sie dem Verderben geweiht!“

„Euer Hof sagt: Die Mantschsurei ist ein kleines Reich: darf man zugeben, daß der Chan sich Kaiser nenne? Allein die Dynastien Ljao, Gin, Juan herrschten anfänglich über unbedeutende Gebiete, und war China etwa im Stande, ihnen die Kaiserwürde zu rauben? Selbst Tai-zsu, (der Ahn) des Hauses Min, war nicht mehr als ein Chetan (Mönch). Wer faßt die Gesetze des Himmels, welcher allein die Ohnmächtigen erhöht und die Starken niederwirft? Der Himmel hat zu mir gesagt: Sei Kaiser. Die Ereignisse werden zeigen, ob China im Stande ist, mich in den Staub zu werfen.“

Die Min'sche Regierung war über die unerwartete Keckheit der Mantschsuren so betroffen, daß sie statt der Anordnung Juan-tschun-chuan's, Feuer und Schwert auf das schutzlose Gebiet Schen-jan's zu tragen, den ausgezeichneten General sammt seiner ganzen Armee eiligst zum Schutze der Hauptstadt (Peking) herbeirief, für deren Rettung die Streitkräfte einer zahlreichen Garde und der Truppen, welche aus den umliegenden Plätzen und Statthalterschaften herangezogen werden konnten, dem Hofe unzulänglich erschienen. Der Ljao-dun'sche Oberbefehlshaaer und mit ihm die Generale Zsu-da-schou und Che-ke-gan eilten in Doppelmärschen herbei und langten noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten gegen dieselbe Seitens der Mantschsuren in der Hauptstadt an, wo Juan-tschun-chuan den Oberbefehl über die gesammte Vertheidigungsarmee übernahm. Tai-zsun schlug in der Nähe des Thiergartens ein Lager auf; Juan-tschun-chuan vor dem Thore Schache, — also, daß sich nicht weiter als 20 Li von Peking entfernt und auf eine Ausdehnung von nicht mehr als 40 Li, der Kriegsschauplatz concentrirte, auf welchem die Würfel über das Schicksal einer dichtbevölkerten Hauptstadt und eines Hofes geworfen werden sollten, die beide für ihr Loos und für ihre Ehre zitterten. Gleich nach dem Zusammentreffen der beiden zahlreichen Heere ward eine blutige Schlacht geliefert, zwar mit gleichem Verluste für beide Theile und ohne alles sichtbare Uebergewicht, dennoch aber von höchst wichtigen Folgen für den Chinesischen Feldherrn.

Dieses hing folgendermaßen zusammen.

Während der Schlacht hatten die Mantschsuren einen Hof-Eunuchen gefangen genommen, welcher das Vertrauen des Kaisers besaß. Ohne alle Aufsicht unter die Soldateska geschleudert, welche ihn nicht der mindesten Aufmerksamkeit würdigte, saß der Gefangene, über die Mittel zu heimlicher Flucht aus dem feindlichen Lager nachsinnend, als er neben sich eine, in Chinesischer Sprache geführte, geheimnißvolle Unterredung zweier Personen vernahm, von denen eine die andere wegen der Ankunft Juan-tschun-chuan's, als des erfreulichsten Ereignisses für die Mantschsuren, beglückwünschte. Auf den Einwand seines Gefährten, daß das Erscheinen eines so furchtbaren Feindes, wie der Ljao-dun'sche Oberfeldherr, und seiner zahlreichen Armee doch nothwendigerweise die verderblichsten Folgen mit sich führen müßte, entgegnete der Erstere zuversichtlich, Juan-tschun-chuan wäre schon längst auf ihrer Seite, — und der Zug gegen Peking mit seiner Zustimmung beschlossen worden, denn sonst möchten ihre Häuser wohl längst schon in Flammen aufgegangen sein, und ihre Weiber den Chinesen Wasser tragen; er selbst hätte die Couriere gesehen, welche der Ljao-dun'sche Oberbefehlshaber unmittelbar nach seiner Ankunft vor der Hauptstadt heimlich herübergesandt; dieselben wären in das Zelt des Chans geführt worden und erst nach langen Unterredungen mit dem Chane in ihr Lager zurückgekehrt; sogar die heutige Schlacht wäre nur zum Scheine geliefert worden, um keinen Verdacht bei den Feinden zu erregen, und bald würde, das wüßte er zuverlässig, die Fahne des Chans von Peking's Thürmen wehen.

Im Besitze eines so wichtigen Geheimnisses, brannte der Eunuch vor Ungeduld, die Freiheit wieder zu erlangen. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Am folgenden Tage wiederholte er vor dem Kaiser selbst die entsetzliche Verleumdung gegen den großen Feldherrn, welche die Mantschsurischen Soldaten auf Anstiften Tai-zsun's ausgesprochen hatten; denn dieser Letztere suchte Juan-tschun-chuan's Verderben.

Der Min'sche Hof verstummte vor Bestürzung und Entsetzen. Nunmehr schien Allen verständlich, auf welche Weise die Mantschsuren sich zu einem so verzweifelten Unternehmen, wie der Zug nach Peking war, hatten entschließen können. Gleichzeitig erinnerte man sich, daß

der Ljao-dun'sche Oberbefehlshaber Mao-wuin-lun getödtet hatte, welcher dem Kaiserthume so wichtige Dienste geleistet, — und als Grund eines so gewaltthätigen Verfahrens betrachteten Alle den längst beabsichtigten Verrath Juan-tschun-chuan's, seine Besorgniß, der tapfere und scharfsinnige General möchte seine verbrecherischen Absichten durchschauen und zu nichte machen; mit einem Worte: die Verrätherei des Oberbefehlshabers wurde zur allgemeinen Ueberzeugung; man wußte nur noch nicht, wie man sich des gefährlichen Feindes bemächtigen sollte. Endlich sprengte ein Courier mit dem Befehle des Kaisers zu Juan-tschun-chuan, wichtiger Besprechung wegen augenblicklich in die Hauptstadt zu kommen. Keine Gefahr ahnend, erschien der General ohne alles Gefolge bei Hofe, wo man ihn sogleich in Ketten warf. Auf die Anklage des Eunuchen wurde darauf der Feldherr zum Tode verurtheilt, welcher durch seine Talente die Ehre und das Glück des Reiches gerettet hatte, und in einer von Peking's Straßen ward das blutige Urtheil vollzogen, und zerriß der wüthende Pöbel den Leichnam des Generals, welcher auch nach dem Tode noch von ungerechten Zeitgenossen in ihren Schriften mit der Schmach des Verrathes gebrandmarkt wurde, bis die Mantschsuren durch eine vollständige Enthüllung der ganzen Angelegenheit das Andenken des großen Mannes von der lügenhaften Anschuldigung befreiten.

Die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale des Oberbefehlshabers brachte die ganze Ljao-dun'sche Armee in Aufruhr: Che-ke-gan und Zsu-da-schou, für ihre Sicherheit besorgt, zogen mit dem Heere nach Schan-chai-guan ab, und somit beraubte der Bogdochan, indem er einem lügenhaften Gerüchte Glauben schenkte, sich selbst der tapfersten Vertheidiger. Die Beschützung der Hauptstadt übertrug der Hof dem Da-tun'schen General Man-gui, während in die Stelle des Ljao-dun'schen Oberbefehlshabers auf's Neue der früher gestürzte Sun-tschen-zsun berufen und sofort nach Schan-chai-guan abbeordert wurde.

Man-gui ließ seine 40,000 Mann Infanterie vor dem Jun-din-muin'schen Thore Peking's ein Lager beziehen, welches in mehreren Reihen von Zäunen und Kanonen umgeben und von einem Kanale eingefaßt war. Im Vertrauen auf die Stärke der eingenommenen Position war der General von seiner Sicherheit zu sehr überzeugt,

als daß er hätte glauben mögen, der Feind könnte den Entschluß fassen, ihn in seinen Verschanzungen anzugreifen. Indessen legten die Mantschsuren Kleider an, welche dem Costüme Chinesischer Soldaten glichen, nahmen eben solche Fahnen und Standarten und näherten sich Abends dem Lager Man-gui's, welcher sie für eines der damals die Umgebungen der Hauptstadt überschwemmenden Hülfs-Corps hielt. Mit Anbruch des folgenden Tages aber warfen sich die Mantschsuren in die Verschanzungen, zersprengten die feindliche Armee, tödteten Man-gui, machten zwei Generale zu Gefangenen und feierten ihren Sieg dicht vor den Thoren Peking's.

Das neue Unglück stürzte den Hof in eine verderbliche Ungewißheit, wem die Vertheidigung der fast zum Aeußersten gebrachten Hauptstadt anvertraut werden sollte. Da meldete einer von den gelehrten Staatsbeamten dem Kaiser, daß in der Stadt ein Einsiedler-Mönch lebte, Namens Zsja-fu, ein Mann, welcher unter dem Friedenskleide des Klausners ein Heldenherz bärge und hohe militairische Talente; — und die Regierung war über diese Entdeckung dermaßen erfreut, daß der unbekannte Schüler Buddha's, ein einfacher Almosen-Empfänger, zur Würde eines Generals erhoben wurde mit dem Befehle, zur schnelleren Vertilgung der Feinde ungesäumt Streitwagen nach alter Art erbauen zu lassen. Zu gleicher Zeit erhielt ein anderer Gelehrter, Lju-tschsi-lun, das Amt des Präsidenten im Kriegs-Ministerium nebst dem Auftrage, einen Plan für die Fortsetzung der Kriegs-Operationen und für die Vertheidigung Pekings zu entwerfen.

Diese beiden sonderbaren Anordnungen der Min'schen Regierung liefern das beste Verständniß der schrecklichen Lage, in welche Hof und Hauptstadt durch die Erfolge der Mantschsuren gestürzt worden waren. Die Gefahr wuchs noch höher, als Zsja-fu und Lju-tschsi-lun, welche zum ersten Male in ihrem Leben auf der kriegerischen Laufbahn erschienen, geschlagen wurden und umkamen, denn mit ihnen waren auch die letzten Hoffnungen auf Rettung entschwunden. Die größere Hälfte der Truppen, welche man aus verschiedenen Plätzen zum Schutze Pekings herbeigerufen hatte, war vernichtet oder zerstreut; die anderen Truppen waren noch weit von der Hauptstadt entfernt; dazu hatten die beständigen Verluste einen verderblichen Eindruck auf Armee und Volk gemacht, und im Falle einer regelmäßigen Belagerung

war die mit Lebensmitteln nicht versehene, volkreiche Stadt keineswegs im Stande, einem hartnäckigen Feinde lange Widerstand zu leisten.

Allein Tai-zsun selbst trug Bedenken, von seinem Reiche länger fern zu bleiben, seitdem Sun-tschen-zsun und Zsu-da-schou nach Schan-chai-guan abgezogen waren; auch hatten die reiche Beute aus den eroberten Städten der Umgegend, der Untergang Juan-tschun-chuans und die Furcht des Chinesischen Kaisers den Hauptwunsch des Mantschsurischen Chans vollständig befriedigt; daher gebot er, an den Thoren Pekings Friedensschreiben auszustreuen, und trat den Rückmarsch an. Im Februar des Jahres 1630 eroberten die Mantschsuren auf dem Heimwege in ihr Vaterland noch Jun-nin-fu, Zjan-an und Luan-tschsou, und nach einem fehlgeschlagenen Versuche gegen die Stadt Tschan-li zog sich Tai-zsun nach Mukden zurück, indem er den Beile Zsir-galan mit 10,000 Kriegern in Jun-nin-fu und unbedeutendere Abtheilungen in den Städten Zjan-an, Luan-tschsou und Zsun-chua hinterließ, wohin alsbald auch der Beile Amin mit 5000 Mann zur Verstärkung der Garnison geschickt wurde.

Die Anordnungen des Chans bewiesen deutlich seinen bestimmten Willen, im Bereiche der großen Mauer feste Punkte zu beherrschen, damit er die Möglichkeit besäße, Peking jederzeit Gesetze vorzuschreiben. Der Min'sche Hof dagegen war kaum aus seiner Gefahr erlöst, so leuchtete ihm ein, worauf Tai-zsun's Pläne hinzielten, und eine Armee von 200,000 Mann, unter dem Oberbefehle Ma-schi-lun's, ward zur Befreiung der vom Feinde besetzten Städte abgeschickt; zu derselben Zeit erhielt Sun-tschen-zsun Befehl, von Osten her gegen die innerhalb der Mauer gebliebenen Mantschsuren zu operiren, welchen auf diese Weise von zwei Seiten unentrinnbare Vernichtung drohte. Den Abmarsch der feindlichen Hauptarmee benutzend, rückten die Chinesen vor allen Dingen gegen Luan-tschsou an: jeder Soldat hatte einen Weidenbaum abhauen müssen, und mit diesen Bäumen waren im Nu die Gräben ausgefüllt, welche die Mauer umgaben, während das Feuer der Batterieen die Schießscharten zerstörte. Da machten die Mantschsuren einen verzweifelten Ausfall, durchbrachen die unzähligen Reihen der Belagerer und zogen ab, in den Händen des Feindes nur die verwüstete Stadt zurücklassend. Der

Beile Amin hatte, auf die Meldung von der außerordentlichen Stärke des Chinesischen Heeres, nicht gewagt, Luan-tschsou zu Hülfe zu kommen, sondern war in Jun-nin-fu geblieben, wohin auch sämmtliche Einwohner nebst der Garnison von Zjan-an übergeführt worden waren. Uebrigens währte es nicht lange, so entwich er selbst bei nächtlicher Weile aus Jun-nin-fu, mit dem Befehle an die Garnison von Zsun-chua, ebenfalls sich auf Mantschsurisches Gebiet zurückzuziehen, nachdem er zuvor alle Chinesen in der Stadt, Soldaten, friedliche Bürger und sogar Mantschsurische Unterthanen, hatte niedermachen lassen. Und in solcher Eile und Unordnung wurde der Rückzug ausgeführt, daß der Feind, welcher den Mantschsurischen Nachtrab einholte, demselben einen schweren Verlust zufügen konnte. Ueber diesen Verlust einer der wichtigsten Erwerbungen seines Pekingschen Zuges, so wie über das unbedachtsame Verfahren des Beile Amin erzürnt, verhängte der Chan die strengste Untersuchung über seinen Bruder und warf ihn unter starker Bewachung in's Gefängniß.

Das letzte Unglück sowohl, wie die frühere mißlungene Belagerung Tschan-li's, wo die vereinten Streitkräfte der ganzen Mantschsurischen Armee, unter persönlicher Anführung Tai-zsun's, nach wiederholtem Sturme und großem Menschenverluste, dennoch nicht vermocht hatten, eine Stadt zu bewältigen, deren Vertheidigung nur aus einer geringen Garnison und einigen Kanonen bestand, überzeugte den Chan, von wie hoher Bedeutung die Artillerie im Kriegswesen ist: im Jahre 1631 wurden bei den Mantschsuren die ersten Kanonen gegossen, und im Herbste desselben Jahres unternahm Tai-zsun einen Zug gegen Da-lin-che, um die Wirkung seiner neuen Waffe zu erproben.

Nachdem Sun-tschen-zsun die vier innerhalb der Mauer gelegenen Städte wieder unter die Herrschaft des Kaiserthums gebracht hatte, wollte er auch der Ostgränze ihre alte Ausdehnung wiedergeben und betrachtete, in Uebereinstimmung mit seiner Grundansicht, vor Allem die Wiederherstellung und Befestigung von Da-lin-che als unbedingt nothwendig, während dem Gouverneur dieser Stadt, Zju-che-zsja, auch der unverzügliche Wiederaufbau Ju-tuns erforderlich schien. Unglücklicherweise für Sun-tschen-zsun wurde der bisherige Präsident des Kriegsministeriums Ljan-tin-dun seines Amtes entsetzt; sein Nachfolger, welcher sämmtliche Einrichtungen sei-

nes Vorgängers vollständig umstürzte, führte den Beweis, daß durch die Erbauung von Städten die Sicherheit des Reiches keineswegs erhöht würde, — und in Folge solcher Betrachtungsweise ward der Befehl erlassen, es sollten von der Garnison Da-lin-che's 14,000 Mann innerhalb Schan-chai-guan's zurückgeführt werden, die übrig bleibenden 10,000 Mann aber einen Wachtposten gegen die Mantschsuren bilden. Jetzt fürchtete Sun-tschen-zsun, es möchten die verminderten Streitkräfte zur Abwehr des Feindes nicht mehr genügen, schlug deshalb vor, die Stadt völlig preiszugeben und die in derselben befindlichen ungeheuren Getreidevorräthe unter die Truppen zu vertheilen, damit die Feinde nicht Unterstützung und Beute fänden; allein Zju-che-zsja fügte sich abermals dem Verlangen des Oberbefehlshabers nicht.

Als Tai-zsun im achten Monate sich der Chinesischen Gränze näherte, hatte man in beiden Städten erst seit einem halben Monate die Arbeiten begonnen, und als die Mantschsuren Da-lin-che von allen Seiten einschlossen, waren dessen Mauern erst bis zu den Schießscharten aufgeführt.

Zju-che-zsja ging gemeinschaftlich mit den Generalen U-sjan und Sun-wei über den Sjao-lin-che und erwartete den Angriff des Chans. Tai-zsun, welcher sein Heer in zwei gleiche Hälften getheilt hatte, rückte vor, zog sich aber, sobald er die äußerst vortheilhafte Stellung des Feindes wahrgenommen hatte, sogleich wieder zurück, um die Zeit abzuwarten, da die Gegner die getrennten Lager beziehen und den Vortheil der Vereinigung verlieren würden. In der vierten Nachtwache zogen die Chinesen durch Da-lin-che und lagerten sich 15 Li von der Stadt, bei dem Passe Tschan-schan-kou. Tai-zsun eilte, die Gelegenheit zu benutzen; aber der Feind stand in Schlachtordnung. Da sammelte der Chan aus seinen beiden Heeren Freiwillige und Verwegene, und führte sie selbst gegen das Lager Sun-wei's, trotz des hartnäckigen Kartätschenfeuers, mit welchem die Chinesische Artillerie sie niederschmetterte. Doch schob sich in Folge dessen der linke Flügel, welcher vor den Schüssen etwas gewichen war, hinter die rechte Flanke, welche den Feind schon angegriffen hatte; Sun-wei aber schlug sich auf Tod und Leben, und mit schwerem Verluste in den vorderen Reihen mußten die Mantschsuren ihrem Unternehmen entsagen. Durch die Verluste und das Miß-

lingen indeß keineswegges niedergeschlagen, änderte Tai-zsun nur seinen Plan, und befahl der linken Flanke, sich auf das Lager U-sjan's zu werfen. Die Kanonen und die Brandpfeile der Mantschsuren brachten die Reihen der Chinesen in Unordnung; ein scharfer Wind trug Rauchwolken empor, und die Flammen ergriffen das Lager auf allen vier Seiten. Der entsetzte Feind floh. Unterdeß hatte sich der rechte Flügel, durch die Erfolge seiner Kameraden ermuthigt, nochmals mit Hartnäckigkeit auf Sun-wei's Lager geworfen: bis zum Abende dehnte sich die blutige Schlacht aus; das Chinesische Heer war endlich vollständig geschlagen, und selbst die Fliehenden geriethen noch in einen Hinterhalt und kamen um. Jetzt blieb die Festung Da-lin-che ohne Hülfe und ohne Zufuhr, so daß im zehnten Monate die Einwohner gezwungen waren, sich mit Menschenfleisch und Obst zu ernähren, und daß von der ganzen Bevölkerung, welche sich auf 30,000 Köpfe belaufen hatte, nur der dritte Theil am Leben blieb. Eines Tages vernahmen die Belagerten eine starke Kanonade in geringer Entfernung von ihren Mauern, und zugleich sahen sie dichte Wolken von Süden her sich rasch in die Lüfte erheben; die Garnison zweifelte nicht, daß eine Hülfsarmee angekommen wäre, und machte freudig einen Ausfall, damit die Mantschsuren von zwei Seiten angegriffen würden. Gar bald indeß erkannte sie ihren Irrthum unter dem Schwerte des Feindes, welcher nur die Leichtgläubigkeit seiner Gegner benutzt hatte, sich mit Nachdruck auf sie stürzte und sie nöthigte, unter großem Verluste sich durch die Flucht in die schutzlose Stadt zu retten. Diese verderbliche Täuschung raubte den Belagerten jegliche Hoffnung auf Rettung; und als endlich in der That ein Corps von 40,000 Mann zum Entsatze Da-lin-che's anlangte, unterstützten die Einwohner die Ihrigen nicht, weil sie einen neuen Betrug fürchteten, und merkten zu spät, daß unter ihren Augen die Retter der Stadt geschlagen und in die Flucht getrieben wurden. Zuletzt mußten sie ihr Schicksal in die Hände des Chans legen.

Der Fall Da-lin-che's war zugleich der Fall des Ober-Feldherrn. Bei Hofe beschuldigte man Sun-tschen-zsun, daß er durch die unnütze Wiederherstellung der Stadt eine Armee zu Grunde gerichtet und durch seine Verluste der Macht China's einen Schimpf zugefügt hätte; der Oberbefehlshaber beschwerte sich über Zju-che-zsja, in dessen Ungehorsam und Versehen der Grund so unglücklicher

Folgen läge, und bat um seinen Abschied. Ohne Bedauern erfüllte der Hof ein solches Verlangen.

Damit waren die Streitkräfte und der Schutz Ljao-dun's wiederum durch die Waffen der Mantschsuren gebrochen. Nur Zsin-tschsou war unbesiegbar geblieben. Feste Mauern nnd eine zahlreiche Garnison hatten diese Stadt mehrmals vor der Macht des Chans gerettet; allein mit der Möglichkeit, sich selbst zu vertheidigen, waren noch nicht die Mittel zur Ergreifung anderweiter, entscheidenderer Maßregeln gegeben, und Tai-zsun fürchtete einen Feind nicht, welcher sich mit seiner eigenen Sicherheit begnügte, sondern ließ vielmehr den Chinesen volle Freiheit, auf ihren hohen Wällen zu sitzen, während er selbst einen neuen Feldzug unternahm, durch welchen der Ruhm der Mantschsurischen Waffen und des Mantschsurischen Namens gemehrt worden ist.

Auf den unablässigen Kampf des Kaiserthumes mit Tai-zsun bauend, hatte Lindan gemeint, diesen Umstand zur Wiederherstellung seines verlorenen Einflusses auf die benachbarten Mongolischen Aimaks benutzen zu müssen. Im Jahre 1631 überfielen daher die Tschacharen Aru-korzin, welches dem Dalai-tschuchuru gehörte; dieser aber hatte schon die Mantschsurische Oberhoheit anerkannt, und es war natürlich ein so feindseliges Verfahren hinreichend, Tai-zsun in die Mongolei zu rufen.

Nachdem er ein großes Heer gesammelt, zog der Chan im folgenden Jahre über das Chingan-Gebirge und erließ an die Mongolischen Fürsten den Befehl, mit ihrer Streitmacht auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Es ist überhaupt der gegenwärtige Feldzug nicht sowohl wegen seiner Folgen wichtig, als vielmehr wegen jenes außerordentlichen Einflusses der Mantschsuren auf die Mongolischen Tschsasaken, welcher sich in ihrer unbedingten Unterwürfigkeit gegen die Befehle Tai-zsun's ausdrückte. Täglich kamen Mongolische Fürsten und Machthaber in sein Lager, um ihm ihre Dienste und ihre Waffen anzubieten, und Tai-zsun bewirthete seine Vasallen mit Gastmählern, ertheilte ihnen gnädig Lobsprüche oder Belehrungen, unterwies sie hinsichtlich der Schlachtordnung und der militairischen Gesetze, klagte China wegen seiner hochmüthigen und beleidigenden Politik an, und gab Allen die Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen und seines aufrichtigen Wunsches, das Reich nach den Gesetzen des Him-

mels und der Gerechtigkeit zu regieren. Täglich erschienen auch Couriere mit erfreulichen Berichten, daß die Tschacharen flöhen, ohne ein einziges Mal den Kampf mit dem Mantschsurischen Heere zu wagen; daß sie aus Furcht ihre fetten Weideplätze verlassen, sich längs der Chinesischen Gränzen zerstreut und weit nach Westen zurückgezogen hätten, von wo sicherlich das bloße Erscheinen der unbesiegbaren Mantschsurischen Armee sie verjagen würde. Bis nach Gui-chua-tschen drang Tai-zsun vor, ohne das Schwert zu ziehen, als ob er in seinen eigenen Landen eine Reise machte, und hier beschloß er, die Verfolgung ohnmächtiger Flüchtlinge abzubrechen und ein ansehnliches Armee-Corps auf die Gränzen China's nach Dai-tun zu schicken.

Die unerwartete Ankunft der Mantschsuren machte den dortigen Gouverneur so bestürzt, daß er nach der ersten Aufforderung sich beeilte, Tschacharische Flüchtlinge an die Generale Tai-zsun's auszuliefern, welcher Letztere erklärte: die Mongolei wäre ehemals das Reich Tschingis-chan's gewesen, in der Folge eine Beute der Tschacharen, endlich aber ein Erbtheil des Mantschsurischen Hauses geworden, und es geziemte China nicht, fremde Unterthanen in seiner Gewalt zurückzuhalten. Die Bereitwilligkeit des Chinesischen Statthalters, dem Willen des Chans sich zu beugen, brachte Tai-zsun auf den Gedanken, demselben einen anderen, wichtigeren Vorschlag zu machen.

Schon während der Regierungszeit Tjan-zi's (1621—1627) hatte Wan-sjan-zjan, der Gouverneur von Zsi-tschsou, in der Ueberzeugung, daß es unerläßlich wäre, die Zuneigung der Mongolen zu gewinnen, die Chinesische Regierung überredet, ihnen außer dem monatlichen Geschenke nach dem alten und dem neuen Etat noch eine besondere Zahlung für die Pferdelieferung zu leisten, also daß die Summe der jährlichen Ausgaben an die Mongolen mehr als 1,000,000 Lan Silber (ungefähr 2 Millionen Rubel Silber) betrug. Der Pferdehandel wurde von Schun-i-wan Anda's Nachkommen betrieben, welche in jedem Jahre gegen 52,000 Pferde an China lieferten und dafür vom Hofe 320,000 Lan Silber (640,000 Rubel Silber) erhielten. Als sie aber in der Folge von den Tschacharen vertrieben worden waren, übernahmen diese die Verpflichtung, die Chinesischen Gränzen unter den früheren Bedingungen gegen die Ein-

fälle anderer Mongolischer Stämme zu schützen, jedoch mit dem Zusatze, daß, falls sie in Folge eines Mißjahres oder anderer Unglücksfälle nicht im Stande wären, Pferde zu liefern, China gehalten sein sollte, ihnen die Hälfte des festgesetzten Preises auszuzahlen.

Gegen dieses Abkommen seiner Regierung protestirte der Da-tun'sche Gouverneur nachdrücklich, indem er behauptete, daß die Tschacharen, ein an Macht höchst unbedeutender Aimak, nichts weniger, als unternehmend und für irgend wichtige Dinge geeignet wären; daß es sonderbar wäre, alljährlich Millionen Lan Silbers für die Erhaltung einer Schaar hungriger Räuber auszugeben; und zugleich führte er 14 Gründe für die Ausrottung der Tschacharen an und 14 Mittel zur Ausführung eines solchen Unternehmens. Wan-sjan-zjan dagegen, welcher mit Unterstützung der Mongolen die wachsende Macht der Mantschsuren zu brechen hoffte, führte dieses Gegenstandes wegen einen hitzigen Streit mit dem Gouverneur von Da-tun, und die Folge des endlosen Handels war, daß China fortfuhr, den nomadisirenden Horden in alter Weise seinen Tribut zu entrichten.

Unter solchen Verhältnissen richtete Tai-zsun, nachdem er Lindan in die Flucht gejagt, an die Chinesischen Gränz-Commandanten ein Schreiben, in welchem er sagte: „Ich habe gehört, daß das Kaiserthum den Tschacharen mehr als eine Million Lan Silber zahlt; wäre es nicht besser für Euch, mit mir einen Vertrag abzuschließen, als dieses Geld an nichtsnutzige Menschen wegzuwerfen? Ich räume Eurem Kaiser den Vorrang ein: dafür müßt Ihr aber auch mich höher stellen, denn die Tschacharen.“ Aus Besorgniß vor den Angriffen der Mantschsuren auf die seiner Hut anvertrauten Städte entschloß sich der Da-tun'sche Gouverneur, Schen-zi, ohne die Entscheidung seiner Regierung einzuholen, den Vorschlag des Chans anzunehmen, und auf das Blut eines weißen Rosses und einer schwarzen Kuh wurde folgender Vertrag geschlossen: der Pferdehandel sollte unter den bisherigen Bedingungen in der Stadt Tschsan-zsja-kou (Kalgan) Statt finden; dagegen verpflichteten sich die Mantschsuren, jeden unter ihrer Oberhoheit stehenden Mongolen mit dem Tode zu bestrafen, sobald er auf der Chinesischen Gränze Räuberei verübt hätte; Schen-zi seinerseits versprach, in Ljao-dun zwischen dem Kaiserthume und dem Chane den Frieden zu vermitteln. — Ungeachtet der Sonderbarkeit, welche in dem Verfahren des Da-tun-

schen Gouverneurs lag, verlangte Tai-zsun, nach Mukden zurückgekehrt, von der Chinesischen Regierung die sofortige Abschließung eines Freundschafts-Tractates zwischen den beiden Reichen, und richtete sogar unmittelbar an den Bogdochan ein Schreiben, welches mit den Worten schloß: „Ich wünsche den Frieden, um alljährlich aus China Geschenke zu empfangen, und um ungehindert der Jagd und der allgemeinen Ruhe mich erfreuen zu können."

Mit Unwillen verwarf der Min'sche Hof den Tractat, als von einer Person abgeschlossen, welche weder irgend eine Vollmacht besessen, noch die wahren Absichten der Regierung gekannt, noch die Ehre des Kaiserthums im Mindesten gewahrt hätte. Schen-zi selbst wurde vor Gericht gestellt, weil er durch sein dreistes und unkluges Benehmen nur die Ansprüche des Feindes erhöht und die Hindernisse für den Abschluß des Friedens vermehrt hatte, welcher dem Wohle des Reiches so unerläßlich geworden war; — denn diesem drohte ganz in der Nähe eine neue Gefahr.

Schon vor den erwähnten Begebenheiten hatten sich nämlich in zwei westlichen Provinzen China's, in Schan-ßi und San-ßi, Räuberbanden gezeigt, welche plötzlich die allgemeine Ruhe trübten. Beständiger Mißwachs und eine schreckliche Hungersnoth hatten die Menge der aufrührerischen Haufen rasch vermehrt, während die Bedrückungen und die Gewinnsucht der Orts-Obrigkeiten das verarmte und mit lästigen Steuern überbürdete Volk endlich ungeduldig gemacht und ein allgemeines Murren gegen die Regierung unter den Einwohnern hervorgerufen hatten, welche die Fortschritte jener Banden heimlich begünstigten. Trugen nun auch die regulären Truppen mit Leichtigkeit Siege über den ungeordneten Haufen davon, so zerstreuten sich andererseits die an einer Stelle geschlagenen Räuber in der ganzen Umgegend, und fanden bald neue und zahlreichere Genossen, so daß jeder Sieg der Ortsbehörden nur dazu diente, die Funken zu verstreuen, durch welche der Brand nach allen Seiten verbreitet wurde. Dabei aber bestärkte jeder augenblickliche Triumph den Hof zu Peking, wo man die wahre Lage der Dinge nicht kannte, in jener unheilvollen Geringschätzung des Feindes, durch welche das Min'sche Haus vollständig zu Falle gebracht worden ist.

Als im Jahre 1629 die Mantschsuren unmittelbar unter den Mauern Peking's erschienen, gab der für sein Schicksal zitternde Hof

den fünf Generalen, welche ihre Posten in den fünf wichtigsten Städten Jan-fui, Gu-juan, Gan-su, Lin-tao und Nin-sia hatten, Befehl, zur Rettung des Bogdochan's herbeizueilen. Mit der Entfernung der Truppen jedoch war die Macht der erwähnten Straßenräuber, welche sich in den, von Garnisonen und Schutzmitteln entblößten westlichen Gegenden des Reiches festgesetzt hatten, zu einer solchen Stärke angewachsen, daß nur zahlreiche Armeen genügen konnten, um in der aufwogenden Provinz Schan-ßi die Ruhe wieder herzustellen. Zu derselben Zeit hatte auch Gen-schu-zi, Gouverneur der Provinz San-ßi, mit einem Corps von 5000 Mann der Hauptstadt zu Hülfe ziehen müssen. Bei seiner Ankunft in Peking befahl ihm das Kriegsministerium, Tun-tschsou zu beschützen; am folgenden Tage sandte es ihn zum Schutze Tschan-pin-tschsou's aus; am dritten gebot es ihm, Ljan-sjan zu bewachen; und da seine Soldaten während dreier Tage und Nächte keinen Proviant erhalten hatten: so begannen sie, vom Hunger gequält, die Einwohner zu plündern und Lebensmittel zu rauben. Während nun der Hof den Gouverneur der Unfähigkeit beschuldigte, seine Untergebenen zu zügeln, zerstreuten sich die Soldaten theils aus Erbitterung über die Regierung, theils aus Furcht vor den Folgen und vor der Untersuchung, entflohen in ihre Heimat San-ßi und legten daselbst den Grund zu der furchtbaren Macht der Aufrührer. Somit standen also der Osten und der Westen zu derselben Zeit gegen die allgemeine Ruhe auf, und das Haus Min besaß keine Mittel mehr, den Frieden in das Himmlische Reich zurückzuführen.

Bald brach die Flamme, welche die entfernten Provinzen China's ergriffen hatte, auch in der Nähe des Hofes selbst aus, fast auf den Grenzen der Statthalterschaft Tschsi-li. Kun-ju-de nämlich und Gen-tschsun-min, die Befehlshaber der Truppen von Den-tschsou, einer äußerst wichtigen Küstenstadt, in welcher ansehnliche Streitkräfte für die Operationen von der Seeseite gegen die Mantschsuren concentrirt waren, veranlaßten einen Aufstand, erklärten sich zu unumschränkten Feldherren und luden zu ihrem Bunde auch den General Schan-ke-ßi ein, welcher die Truppen auf der Insel Guan-lu befehligte. Eine zahlreiche Armee, welche man gegen die Rebellen abgeschickt, schloß Den-tschsou ein; allein Kun-ju-de und Gen-tschsun-min unternahmen, wohl wissend, daß sie keine

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeihung vom Kaiser zu erwarten hatten, einen Ausfall, durchbrachen die dichten Reihen der Belagerer, setzten sich auf Schiffe und segelten nach der Mantschsurei. Ihrem Beispiele folgte auch Schan-ke-ßi, welcher sammt seinen Soldaten und den mehrere Tausend Familien starken Inselbewohnern mit der Bitte bei Tai-zsun erschien, sie als seine Unterthanen aufzunehmen. Der Chan überhäufte die Flüchtlinge mit ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen und schwor, sie sollten diesen Schritt niemals zu bereuen haben; die Anzahl seiner neu erworbenen Unterthanen aber war so bedeutend, daß dieselben allein zwei starke Corps bildeten, welche in den Reihen der Mantschsurischen Armee unter dem Namen Utsch-schen-tscho-cha (Chinesisch: Chan-zsjun) bekannt waren.

Die berichteten Vorfälle enthüllten Tai-zsun zum ersten Male deutlich, wie schwankend die scheinbare Macht des Kaiserthums war, wie groß der Eindruck der Mantschsurischen Eroberungen auf die Gemüther der Chinesen, da sie zu Tausenden kamen, um sich vor den Verfolgungen ihrer eigenen Regierung unter dem Schutze eines ihnen fremden Monarchen zu bergen, und wie leicht es sein müßte, dem Min'schen Hause die letzten entscheidenden Streiche zu versetzen. Die Weigerung China's, den Friedensvertrag zu bestätigen, hatte von Neuem kriegerischen Unternehmungen die Bahn geöffnet, und Tai-zsun, welcher den Gang der Zeitereignisse vollkommen begriff, legte seinen Beile und Vornehmen die Frage vor: „Gegen wen soll Krieg geführt werden? gegen China oder gegen die Tschacharen und Korea, welches abermals feindselige Gesinnungen gegen die Mantschsurei gezeigt hat?". Alle stellten einmüthig dem Chane vor, daß der gefährliche Feind für sie China wäre; wenn man sein Augenmerk nur auf Zsin-tschsou und Nin-juan richtete, welche außerhalb der Mauer lägen, so hieße dies, seinen Plan nur im Kleinen und theilweise ausführen; wenn man aber auf den nächsten Wegen unmittelbar in das Herz dieses Reiches vordränge und seine inneren Städte und Provinzen unterwürfe: so würde dieses heißen, China mit einem Schlage niederschmettern, und gleichzeitig auch alle äußern Herrschaften, welche sich als Vasallen des Min'schen Hauses bekennten, sich unterthänig machen. Und so ward in dieser Versammlung zum ersten Male die Idee jenes colossalen Reiches aufgestellt, welches die gegenwärtige Mantschsurische Dynastie beherrscht,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

— und zum ersten Male wird hier der unbestimmte Gedanke, über China zu herrschen, durch eine klare Einsicht in die Möglichkeit seiner Ausführung beleuchtet, zu einem Plane geordnet und der Berechnung unterworfen. Von nun an beginnt eine Reihe ununterbrochener Einfälle in das Gebiet des Himmlischen Reiches, mit der Absicht, seine Unabhängigkeit und seine letzte Macht nach und nach zu vernichten.

Im Jahre 1634 hieß Tai-zsun seine Truppen auf vier verschiedenen Wegen durch die Große Mauer dringen und die Umgebungen Pekings verheeren. Der Befehl wurde mit Erfolg ausgeführt: die im August ausmarschirten Mantschsuren kehrten schon im October wieder zurück, mit Beute beladen, welche sie im Angesichte einer zahlreichen Chinesischen Armee gemacht hatten, da der Feind nicht wagte, sich in einen entscheidenden Kampf mit ihrer Reiterei einzulassen. Trotz ihrer Unthätigkeit täuschten die Min'schen Heerführer ihre Regierung durch unwahre Berichte, in denen sie dem Bogdochane versicherten, es wären die Mantschsuren durch die unüberwindliche Tapferkeit seiner Armee genöthigt worden, sich mit Verlust und voll Schreckens in ihren dichten Wäldern zu verbergen; ja, Zao-wuin-tschsao schloß den Rapport über seine Siege mit den Worten: „Es ist unmöglich, herzuzählen, wie viel Feinde umgekommen sind durch die sicher gezielten Schüsse unserer Artillerie, welche mit ihrem Donner den Himmel erschüttert hat; ich übersende dem Hofe keine feindlichen Köpfe, denn wir haben sie, ihrer zahllosen Menge wegen, nicht gesammelt, und ich begnüge mich, als Zeichen des Sieges nur eine Fahne zu überreichen, welche ich hiermit dem Sohne des Himmels zu Füßen lege." — Durch die Schnelligkeit des Einfalles und des Rückzuges der Mantschsuren wurde offenbar die Wahrhaftigkeit der Berichte bekräftigt, und der Hof schickte sich eben an, auf seinen Lorbeeren auszuruhen: als Tai-zsun, in dessen Hände eine Abschrift der Relation des Chinesischen Generals gekommen war, durch ein neues und drohendes Schreiben die minutenlange Illusion des Hofes zerstörte. Der Chan bedauerte die klägliche Lage des Kaisers inmitten gewissenloser Großen, welche stündlich und gröblich die Leichtgläubigkeit ihres Herrschers mißbrauchten, und geschorenen Chinesen die Köpfe abschnitten, um sagen zu können, wie viel feindliche Häupter von der Schärfe ihres siegreichen Schwertes gefallen wären, — und versicherte, daß einzig der Wunsch nach Frieden und Mitleid mit der unglückseligen

Unwissenheit des „Himmelssohnes“ den Chan bewogen hätten, dem Kaiser wahrhafte Nachrichten über den Verlauf des Kampfes zwischen China und den Mantschsuren mitzutheilen. Der Min'sche Hof antwortete nicht auf die herben Wahrheiten, welche Tai-zsun ausgesprochen, und im folgenden Jahre erschien das Heer des Chans von Neuem innerhalb der Großen Mauer.

Der Beile Dorgon drang über den Grenzposten Nin-u-guan in China ein, plünderte die Städte Dai-tschsou, Sin-tschsou, In-tschsou und Tschun-tschsou, machte über 6000 Chinesische Soldaten nieder, nahm eine große Menschenmenge gefangen, erbeutete gegen 76,000 Stück Vieh, und kehrte zum Chane mit einem Geschenke zurück, welches die Bedeutung und das Ansehen des Mantschsurischen Heerführers noch erhöhte.

Schon im vorhergehenden Jahre (1634) war Tai-zsun gegen die Tschacharen ausgezogen, und hatte diesen Aimak, welcher längst seine Macht eingebüßt, beinahe vollständig erobert. Von seinen Tschsasaken und seinen Unterthanen verlassen, hatte Lindan sich gezwungen gesehen, nach Chuchenor zu entfliehen, und war auch daselbst, im Districte Da-zao-tan, verstorben. Mit seinem Tode aber ging die Unabhängigkeit und die Chanen-Würde den Nachkommen der Juan'schen Dynastie vollständig verloren, und ein großer Theil der Tschacharen erkannte die Oberherrschaft der Mantschsuren an. Indeß war, nachdem Tai-zsun sich in sein Reich zurückgezogen hatte, Etschse, der Sohn Lindan's, zu den alten Weideplätzen zurückgekehrt, und hatte alle Diejenigen, welche noch Ergebenheit für sein Haus bewahrt hatten, unter seine Herrschaft gesammelt. Natürlich entging dieser neue Versuch, die Selbstständigkeit des Tschacharischen Aimaks wieder herzustellen, der Aufmerksamkeit Tai-zsun's nicht; derselbe gebot vielmehr dem gegen China ausziehenden Beile Dorgon, vor Allem das Schicksal des unterworfenen Aimaks zu vollenden, und alsdann erst seine Waffen über die Gränzen des Kaiserthums zu tragen. — Und Dorgon war die Ehre vorbehalten, mit den Chinesischen Gefangenen zugleich den überwundenen Etschse sammt allen seinen Unterthanen dem Chane vorzuführen, und sogar das Kaiserliche Reichssiegel zu überreichen, welches die aus China vertriebenen Nachkommen Chubilai's mit sich hinweggenommen hatten.

Mit Entzücken begrüßten die Mantschsuren das Symbol der Herrschaft über das Himmlische Kaiserthum, und Volk, Soldaten und Vornehme sagten laut, die Erlangung des Siegels wäre ein unmittelbarer Befehl des Himmels an die Mantschsuren, die Macht des Hauses Juan als Erbschaft zu übernehmen. Unverweilt richteten die Beile und die höheren Reichswürdenträger im Vereine mit verschiedenen Mongolischen Fürsten, welche des jährlichen Tributs wegen erschienen waren, an den Chan die Bitte, einen neuen Titel anzunehmen, welcher des Ruhmes seines großen Hauses würdig wäre; — und wenngleich Tai-zsun früher aus Rücksicht auf China dem Namen eines Kaisers mehrmals entsagt hatte, so wünschte er doch jetzt selbst, sich in einer Würde befestigt zu sehen, welche Tai-zsu aus eigener Machtvollkommenheit und ohne die anerkennende Zustimmung der benachbarten Herrschaften sich beigelegt hatte. „Berathet Euch wegen dieser Angelegenheit mit meinem jüngeren Bruder, dem Könige von Korea", antwortete der Chan auf den schmeichelhaften Antrag seiner Vasallen und Unterthanen; und solcher Willensmeinung Tai-zsun's zufolge richteten die Mantschsurischen und Mongolischen Fürsten, jeder für sich und persönlich, an Li-zsun Schreiben mit dem Gesuche, er möchte seine Theilnahme für den allgemeinen Wunsch des ganzen Reiches dadurch an den Tag legen, daß er von sich aus Abgeordnete mit einer Adresse an den Chan entsendete.

Am 5. Mai des Jahres 1636 zog Tai-zsun, unter dem Geleite von 49 Mongolischen Fürsten aus 26 Aimaks, der Mantschsurischen Beile, der Militair- und Civilbeamten, sowie der Corps der acht Fahnen, in den Tempel des Himmels, um auf die neue Würde Segen von oben herab zu erflehen und ein großes Opfer für das Wohl des Volkes darzubringen. Nachdem er durch religiöse Gebräuche und Gebete seine Gesinnungen und Absichten geweiht, setzte sich der Chan auf einen goldenen Thron, nahm das große Reichssiegel an nebst dem Titel des „Liebreichen und barmherzigen Kaisers", und gab seiner Dynastie den Namen Dai-zin, seiner Regierung aber den Namen Tschun-de. Darauf berührte unter dem betäubenden Schmettern der Trompeten und unter dem einstimmigen Rufe „Herrsche lange zum allgemeinen Glücke!" die ganze Versammlung neun Mal die Erde mit der Stirn vor dem neuen Kaiser, welchem es beschieden war, China eine neue Dynastie zu geben, die bis auf

den heutigen Tag den von ihrem großen Stifter ererbten Namen beibehalten hat. Dankbar gegen die Dienste seiner Mitarbeiter auf dem Schlachtfelde und in der Verwaltung der Reichs-Angelegenheiten, eilte Tai-zsun, dieselben mit Belohnungen und Gnadenbezeigungen zu überschütten, und zum ersten Male erschien am Mantschsurischen Hofe die Würde der „Wan", ein Rang, durch welchen die Beile in eine Linie gestellt worden sind mit den Fürsten der Vasallenherrschaften, und welcher zur Begründung jener zahllosen Aristokratie gedient hat, die, im Widerspruche mit den hundertjährigen Satzungen China's, in acht Häusern das Recht besitzt, daß der Aelteste eines jeden dieser Häuser in allen Geschlechtern die Würde eines Fürsten ersten Ranges erbt, welches Recht nicht einmal den nächsten Gliedern der regierenden Linie zusteht.

Die neue Regierung sollte unter eben solchen Umständen beginnen, wie sie die erste Thronbesteigung Tai-zsun's begleitet hatten. Korea nämlich, im Jahre 1627 zu einem Friedensschlusse auf die Bedingungen des Siegers gezwungen, hatte seine Unterdrückung nicht verschmerzen können, und durch die trügerische Hoffnung auf die Stärke China's und dessen früheren oder späteren Triumph über die Handvoll Mantschsuren hatte sich Li-zsun zum Bruche des Tractates hinreißen lassen, welcher fast unter dem Schwerte des Feindes abgeschlossen worden war. Als daher Tai-zsun im Jahre 1631 einen Gesandten mit dem Gesuche nach Korea schickte, man möchte ihn bei Unterwerfung der Inseln im Ljao-dun'schen Meerbusen, welche Min'sche Truppen besetzt hielten, mit Kriegsschiffen unterstützen: zögerte Li-zsun drei Tage, bevor er den Gesandten zur Audienz ließ, und erklärte endlich dem Chan, es wäre China der Vater Korea's, und dieses könnte Leuten nicht beistehen, welche sich gegen seine Metropole erhoben hätten. Das Stillschweigen, mit welchem Tai-zsun diese feindselige Antwort ertrug, machte den König nur kühner, dergestalt daß er beschloß, die Anzahl der Gegenstände, welche er als Tribut an den Mantschsurischen Hof einliefern mußte, zu vermindern, und daß er demselben vorschlug, die wechselseitigen Gesandtschaften zwischen den beiden Reichen gänzlich aufhören zu lassen. Zwar bestimmte das zornige Antwortschreiben Tai-zsun's Korea, sich den Bedingungen des Tractates zu unterwerfen, konnte jedoch die feindseligen Gesinnungen nicht ersticken, von welchen Li-zsun gegen die Mantschsurei

erfüllt war. So wurden die vom Chane zurückgeschickten Gefangenen mit dem Tode bestraft, weil sie sich vom Feinde hätten entwaffnen lassen, statt die Ehre des Vaterlandes mit ihrem Leben zu behaupten. Alle Chinesische Ueberläufer, welche sich aus den von den Mantschsuren eroberten Ljao-dun'schen Plätzen nach Korea flüchteten, wurden den Grenzbehörden des Kaiserreiches ausgeliefert; desgleichen fingen auch die in den Gewässern des Meerbusens kreuzenden Koreanischen Fahrzeuge die Insulaner und Chinesen auf, welche nach der Mantschsurei segelten, um sich dem Chane zu unterwerfen, und führten sie der Min'schen Regierung wieder zu. Als Gent-tschsun-min und Schan-ke-ßi mit 20,000 Eingeborenen China verlassen und während ihrer Ueberfahrt in die Mantschsurei Boten mit der Bitte nach Korea gesandt hatten, man möchte auf Grund des, zwischen dem Chane und dem Könige abgeschlossenen, brüderlichen Friedens sie mit Lebensmitteln unterstützen: da schickten die Koreaner diese Unterstützung erst, als die Flüchtlinge schon in Mukden angelangt waren. Bald darauf verweigerte Li-zsun, ungeachtet wiederholter Aufforderungen Tai-zsun's, demselben die Auslieferung der Ueberläufer aus Choi-nin und dem früheren Aimak Ula, bestritt das Recht der Mantschsurischen Herrschaft über Warka, und antwortete auf alle Beweisgründe des Chans dafür, daß die Warkaner seit alten Zeiten die Stammherrschaft der Njui-tschsen gebildet hätten, mit dem Rathe: — Tai-zsun möchte nur die Geschichte der Dynastieen Ljao und Gin aufmerksamer durchlesen. Ein ähnliches Schicksal erfuhren die Anträge, durch welche der Mantschsurische Hof Korea aufforderte, die Vermittelung eines Friedensvertrages zwischen China und dem Chane zu übernehmen.

In Angemessenheit des Tractates vom Jahre 1627 war der König von Korea gehalten, in seinem Verhältnisse zu dem Mantschsurischen Monarchen sich nur als den jüngeren Bruder zu bezeichnen. Dessen ungeachtet wurde in allen diplomatischen Verhandlungen eine fast vollständige Gleichheit zwischen beiden Mächten beobachtet: die Mantschsuren erwiederten Koreanische Gesandtschaften durch die ihrigen; bei dem Ableben irgend eines Mitgliedes der Königlichen Familie fertigten sie einen außerordentlichen Gesandten ab zur Vollbringung der Opferfeierlichkeiten über dem Staube des Entschlafenen; in ihrem Schriftwechsel gebrauchten beide Theile den Namen ihres

Nachbarn niemals anders, als mit dem Zusatze „das ehrfurchtgebietende Reich", während sie von sich selbst mit dem verringernden Epitheton „die geringe Herrschaft" redeten. Auch die Monarchen legten in ihren Schreiben, um die Gleichstellung und die Höflichkeit zu beobachten, ihren Personen nur den Titel „der Freie" bei, und sogar der Tribut, welchen die Koreaner zu entrichten hatten, trug nicht den verletzenden Namen „Tribut", sondern hieß „die jährlichen Gewebe". Aber ungeachtet der maßhaltenden und weisen Politik der Mantschsuren betrachtete Korea die Gleichstellung mit einer Horde, welche kaum zu einiger Bildung gelangt war, als beleidigend für seine Würde, und im Jahre 1634 fertigte Li-zsun einen Gesandten an den Chan ab mit dem Antrage: die Mantschsurei sollte ihre Forderung hinsichtlich der Auslieferung der Ueberläufer fallen lassen, sollte den gegenseitigen Handel abbrechen und ihren Gesandten am Königlichen Hofe anbefehlen, ihren Platz unter den Koreanischen Großen zu nehmen. Durch diese Wünsche Li-zsun's beleidigt, wies Tai-zsun den von Korea eingesandten Tribut ab und hielt den Gesandten an seinem Hofe zurück, indem er hoffte, eine so strenge Maßnahme würde den König beugen; allein gerade damals, als es sich um die Annahme des Kaisertitels von Seiten des Chans handelte, enthüllten sich die Absichten und Gesinnungen des Koreanischen Monarchen vollständig.

Ingultai, welcher mit den Briefen der Mantschsurischen und der Mongolischen Beile nach Korea abgesandt worden war, wurde nicht zur Audienz bei Li-zsun vorgelassen: statt einer persönlichen Unterredung mit dem Könige ward dem Gesandten vorgeschlagen, mit dem ersten Minister zu verhandeln und diesen mit dem Zwecke seines Besuches bekannt zu machen; die Wohnung Ingultai's wurde mit Wachen umstellt, und im ganzen Reiche wurden Kriegsrüstungen anbefohlen. Sobald der Gesandte die feindseligen Absichten der Koreanischen Regierung erkannt hatte, entfloh er heimlich aus der Hauptstadt, und es mußte ihm ein besonderes Detachement nachsetzen, um ihm die Antwortschreiben auf die Briefe der Beile einzuhändigen, und zugleich den Koreanischen Gränz-Commandanten die strengsten Befehle des Königs hinsichtlich ungesäumter Sicherung und Befestigung der Reichsgränzen zuzustellen. In diesen geheimen Befehlen, deren einer zufällig in Ingultai's Hände fiel, erklärte Li-zsun feierlich den mit den Mantschsuren abgeschlossenen Frieden für das Werk einer

höchst unglücklichen Uebereilung, und die Zeit wäre nunmehr gekommen, den die Ehre ihres Vaterlandes verletzenden Vertrag zu zerreißen.

Uebrigens wollte Korea nicht geradezu die Schuld des Vertragsbruches auf sich laden und selbst den gefährlichen Kampf mit den Mantschsuren beginnen; daher schickte es nach alter Weise seine Gesandtschaft an den Chan, um den Tribut zu entrichten und den gewöhnlichen Glückwunsch zum neuen Jahre abzustatten, — hatte jedoch dem Gesandten derartige Instructionen gegeben, daß Tai-zsun nothwendigerweise gekränkt und zum Friedensbruche gereizt werden mußte. Als während der feierlichen Ceremonie, unter welcher derselbe den neuen Ehrentitel annahm, die Mantschsurischen und Mongolischen Fürsten auf die Kniee fielen und mit freudigen Zurufen den Kaiser einmüthig begrüßten: da weigerte sich allein der Koreanische Gesandte, dem Chane zu der neuen Würde Glück zu wünschen. Diese in Gegenwart des ganzen Hofes ihm zugefügte Kränkung veranlaßte endlich Tai-zsun, von der Koreanischen Regierung strenge Rechenschaft wegen aller ihrer Handlungen und Geißeln als Unterpfand der friedlichen Gesinnungen und der Unterwürfigkeit des Königs zu verlangen. Das Schreiben des Kaisers blieb unbeantwortet, und nun beschlossen die Mantschsuren, die ihrem Herrscher zugefügte Beleidigung mit den Waffen zu rächen, zuvor aber einen Einfall in das Kaiserreich zu machen, damit China von jeglicher Unterstützung Korea's abgehalten würde.

Diesem Entwurfe gemäß drang Azsige durch Du-schi-kou in die Tschili'sche Ebene vor, nahm Tschan-pin-tschsou, rückte bis unter die Mauern Pekings, zog durch Bao-din-fu, eroberte zwölf Städte, siegte in 56 Schlachten und Gefechten, und durfte ungestraft über die Gränze zurückkehren, weil der Min'sche Oberbefehlshaber Tschsan-fuin-i und der Gouverneur Ljan-tin-dun nicht wagten, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, sondern hinter den verschlossenen Stadtthoren Tun-tschsou's saßen und Tag für Tag gewaltige Portionen Rhabarber verschlangen, um durch den Tod sich dem Gerichte und der Schande zu entziehen. Die glückliche Ausführung der ersten Unternehmung beschleunigte das Schicksal Korea's.

Im November des Jahres 1636 that Tai-zsun im Tempel des Himmels und der Ahnen die Verschuldungen Li-zsun's kund;

im December erschienen die Mongolischen Fürsten sammt ihrer Streitmacht, um sich mit der Mantschsurischen Armee zu vereinigen, welche noch in demselben Jahre, 100,000 Mann stark, in Korea einfiel. Schui-zin-wan Dorgon und der Beile Chouge, die Befehlshaber des linken Flügels, marschirten aus Kuan-djan auf Tschan-schan-kou; Zin-wan Doni ging mit 1500 Mann vom ersten Corps, und durch die 4000 Mann starke Avantgarde des Beile I-oto verstärkt, gerade auf die feindliche Hauptstadt los; den übrigen Theil des Heeres befehligte Tai-zsun selbst, welcher, nachdem er den Uebergang über den Tschsen-zsjan bewerkstelligt, durch Go-schan-tschen zog, Den-tschsou und An-tschsou eroberte, und bis an den Fluß Lin-zsin-zsjan, d. h. hundert Li von der schon in Unruhe und Schrecken versetzten Hauptstadt, vordrang.

Schon vor Annäherung des Chans war Mafuta, vom Corps Doni's, mit 300 Mann weiter vorgegangen, um Kundschaft einzuziehen, wo Li-zsun sich verborgen hielte. Unter dem Scheine einer Karavane reisender Kaufleute hatten die Mantschsuren nur zur Nachtzeit und auf Feldwegen fortziehend, ihre Reise ungehindert zurückgelegt, und stießen nicht eher, als fast unter den Mauern der Hauptstadt, auf eine feindliche Abtheilung, nach deren Vernichtung sie sich ohne Zögern am Thore der völlig unvorbereiteten Stadt zeigten. Die Koreaner aber meinten, die ganze Mantschsurische Armee folgte dieser Hand voll Wagehälse auf dem Fuße, und wollten durch Unterhandlungen Zeit zur Rettung ihres Monarchen gewinnen.

Vor dem Führer der kleinen Truppe erschienen Deputirte unter dem Vortritte eines der höchsten Staatsbeamten, um die Mantschsuren — nach dem Zwecke ihres Besuches zu fragen. „Ich habe Befehl, mit dem Könige zu unterhandeln,“ antwortete Mafuta: „„Wenn das ist,““ erwiederten die Deputirten, „„so müssen wir alle Gebräuche beobachten, welche dem Range eines Gesandten gebühren,““ und ein üppiges Mahl unter den Mauern der feindlichen Hauptstadt war der erste Triumph des kecken Kriegers. Während nun draußen die Feinde sich bemühten, durch gegenseitige Höflichkeiten und Aeußerungen ihrer Friedensliebe einander zu überbieten, erhob sich in der Stadt selbst, durch die übereilte Flucht des Hofes veranlaßt, ein allgemeiner Tumult. Die Weiber, die Kinder und die bedeutendsten Staatsbeamten Lin-zsun's flüchteten nach Zsjan-chua-dao, während der König

selbst sich in Nan-chan-schan, dem festesten Platze von ganz Korea, einschloß. Die außerordentliche Bewegung der Hauptstadt konnte Mafuta nicht entgehen, welcher schnell die Ursache der allgemeinen Verwirrung errieth, und sich zur Verfolgung des Königs aufmachte. Nur der Bestürzung und der übergroßen Verwirrung der Koreaner ist der sonderbare Umstand beizumessen, daß es Niemandem in den Sinn kam, die unbedeutende Schaar, welche sich so weit in das Innere des feindlichen Landes vorgewagt hatte, zu entwaffnen.

Die von ihrem Herrscher verlassene Hauptstadt konnte dem Mantschurischen Heere keinen Widerstand leisten, und des Chans Fahne ward auf Li-zsun's verödetem Palaste aufgepflanzt. Zugleich wurde durch die Nachricht von diesem wichtigen Verluste das Vertrauen des Königs zu der Unangreifbarkeit Nan-chan-schan's so mächtig erschüttert, daß er sich zu einer abermaligen Flucht in die südlichste Gegend seines Reiches entschloß, indem er voraussetzte, es würden Entfernung und Schwierigkeit des Marsches die Fortschritte der Feinde hemmen; allein gleich im Anfange seiner hastigen Reise stürzte Li-zsun vom Pferde, und der heftige Schmerz, eine Folge des Falles, nöthigte ihn, an seinen früheren Zufluchtsort zurückzukehren. Noch war er nicht völlig wieder zu Kräften gelangt, als eine Mantschurische Heeres-Abtheilung nach der anderen sich den Mauern Nan-chan-schan's näherte und den von Feinden umringten Fürsten in die Unmöglichkeit versetzte, einen neuen Versuch zu seiner Rettung zu machen.

Die Stadt, in welcher unerwartet das Geschick des Krieges den Beherrscher von Korea erfaßte, war trotz ihrer künstlichen und natürlichen Befestigung nicht im Stande, der zahlreichen Einwohnerschaft und der Garnison einen zuverlässigen Schutz zu gewähren. Schon im Anfange der Belagerung zeigte sich ein Mangel an Lebensmitteln, so daß die Soldaten auf halbe Rationen gesetzt werden mußten; noch empfindlicher aber war der Wassermangel, seitdem der Feind den Belagerten den Weg zu den vier Quellen abgeschnitten hatte, welche hauptsächlich die Stadt mit Wasser versorgten. Die Hoffnungen auf das Eintreffen der Hülfstruppen aus den übrigen Provinzen wurden gänzlich zu nichte gemacht durch die schweren Niederlagen dreier Armeen, welche zum Entsatze ihres Monarchen herangezogen waren; überdies waren zahlreiche feindliche Detachements

durch das ganze Land verstreut, und jeder ihrer Schritte war durch Siege und durch Verwüstungen bezeichnet; denn die Soldaten kamen entweder in dem ungleichen Kampfe um, oder sie warfen bei dem bloßen Anblicke der Feinde ihre Waffen von sich, übergaben Städte und Festungen, und stellten ihr Schicksal der Gnade des Siegers unbedingt anheim. Zwei mißlungene und mit großen Verlusten verbundene Ausfälle hatten Li-zsun überzeugt, daß er ein Gefangener der Mantschsuren war, deren Stärke und Tapferkeit besonders durch die Ankunft Tai-zsun's vermehrt wurde; dieser bezog ein Lager unweit Nan-chan-schan's; und als endlich mit dem Eintreffen der Mantschsurischen Artillerie den Koreanern auch die letzte Hoffnung auf Langwierigkeit der Belagerung und Ermüdung des Feindes erlosch, so beschlossen sie, ihr Heil in zwei neuen Mitteln zu suchen: in Unterwürfigkeit und Unterhandlungen.

Vor Tai-zsun stellten sich Abgesandte des Königs dar mit der demüthigen Bitte um Gnade für ihren unglücklichen Herrscher; zugleich überreichten sie dem Mantschsurischen Chane ein eigenhändiges Schreiben Li-zsun's, welcher den Kaiser anflehte, er möchte „das undankbare Benehmen seines jüngeren Bruders großmüthig mit Vergessenheit bedecken." Die Worte der Boten, so wie Li-zsun's Brief, blieben ohne Antwort. Nach zehn Tagen schickte der König andere Boten, um den Siegern kund zu thun, „daß seine Kräfte gebrochen wären, und seine Gedanken versiegt; daß er mit ausgerecktem Halse und mit gehobenem Fuße das Wort der Gnade erwartete." — „„Wollt ihr leben: geht hervor aus der Stadt, und unterwerfet euch; wollt ihr kämpfen: geht hervor aus der Stadt, und liefert eine Schlacht,"" antwortete Tai-zsun. So lakonische Worte, welche das Schicksal der Belagerten völlig unentschieden ließen, bestimmten Li-zsun, sich mit neuen Bitten an den Chan zu wenden. „Fürwahr," schrieb der König abermals, „in der starren Kälte des Herbstes liegt das Unterpfand der belebenden Frühlingswärme verborgen: so birgt sich auch in Eurer Majestät Gebot, im Lager zu erscheinen, der Abgrund der himmlischen Gnade. Allein noch umringen Heere meine Zufluchtsstätte, und die Zeit des Zornes ist noch nicht vorüber. Soll ich meine Mauern vertheidigen? soll ich meine Bollwerke verlassen? — hier, wie dort, erwartet mich dasselbe Schicksal, — der Tod. ... Und so werde ich denn untergehen, nur aus der Ferne

auf die Fahne des Drachen blickend. Die Alten neigten sich vor dem Sohne des Himmels von den Mauern ihrer Stadt, um nur die Pflicht der Ehrfurcht nicht zu verletzen. Vielleicht wird auch der Kaiser, gleichwie Himmel und Erde nur von dem einen Drange erfüllt sind, alles Seiende zu ernähren, Schutz, Leben und Gnade über das unglückliche Reich ausgießen." — Tai-zsun gab sein Wort, daß er Li-zsun Leben und Verzeihung gewähren, und ihm die Herrschaft über sein Reich in der alten Weise lassen wollte; nur sollte der König im Lager des neuen Kaisers erscheinen und vor demselben Reue über seine Verschuldung ausdrücken.

Es war schwer für den König von Korea, auf eine Zumuthung einzugehen, welche seine hohe Würde demüthigte. Als Gefangener im feindlichen Lager zu erscheinen, Leben und Reich aus der Hand des Feindes zu empfangen, — wann noch die Waffen blieben, um sein Leid und seine Kränkungen zu rächen, und etwas Mehl, um seine Vertheidigung zu verlängern; wann die ganze Königliche Familie in Freiheit war, und mit Li-zsun's eigenem Untergange das Reich nicht in Gefahr kam, die gesetzlichen Herren seines Thrones zu verlieren; wann heute oder morgen Hülfsvölker aus China anlangen mußten, wo man den beklagenswerthen Zustand Korea's schon längst kannte: unter solchen Umständen sich zu einem solchen Schritte entschließen, hieß, muthwillig seinen Namen der Schande preisgeben, und Li-zsun wollte den Kelch des Unglücks bis auf den letzten Tropfen leeren. — So sollten denn die Unterhandlungen dem Kampfgetümmel weichen.

Allein das Kaiserthum war, mit seiner eigenen Sicherstellung hinreichend beschäftigt, außer Stande, seiner alten Bundesgenossin eine nennenswerthe Unterstützung zu gewähren: einige Chinesische Fahrzeuge, welche an die Küsten Korea's bestimmt waren, wurden durch widrige Winde zurückgehalten und wagten sich nicht in das offene Meer hinaus. Die Mantschsuren aber ahnten die geheimen Gedanken des Königs, rüsteten in der Eile ein kleines Geschwader aus, segelten nach Zsjan-chua-dao, landeten daselbst auf der Insel, schlugen das dortige Heer und nahmen die Gemahlin des Koreanischen Monarchen mit zwei Söhnen und allen zur regierenden Familie gehörenden Personen gefangen, so wie gleichzeitig einen Minister nebst einer Menge anderer Personen, welche bedeutende Staatsämter bekleideten.

Tai-zsun meldete den Belagerten seinen neuen Triumph mit den schrecklichen Worten: „Wenn der König noch ferner mit seiner Unterwerfung zögert, so möge er ein Todtenopfer für seine Familie verrichten.“ Doch Li-zsun weigerte sich, im feindlichen Lager zu erscheinen.

Die Standhaftigkeit des unglücklichen Königs setzte die Mantschsuren selbst in Verwunderung, und es schien dem Chane zur Bewirkung eines Friedensschlusses besser, milde Maßregeln zu wählen, als einen entscheidenden Kampf, welcher beide Theile mit entsetzlichen Verlusten bedrohte. Daher ward am 12. Februar des Jahres 1637 ein Schreiben an die Belagerten erlassen, in welchem — Tai-zsun die Bedingungen umständlich auseinandersetzte, unter welchen er sich entschließen wollte, dem Könige den Frieden zu bewilligen. „Du willst die Ehre Deines Reiches retten; aber auch ich nehme den Befehl nicht zurück, welchen ich einmal ausgesprochen habe. Ich wünsche durch Begründung einer ewigen Ordnung Dir, allen kommenden Geschlechtern, Deinen Nachfolgern und Deinen Unterthanen Frieden, Sicherheit und Recht zu verleihen. Du aber sollst, um alle Deine frühere Schuld zu tilgen und für meine Gnade mir würdig zu danken: dem Chinesischen Kalender entsagen und an seiner Stelle den Mantschsurischen annehmen; mir Deine beiden ältesten Söhne nebst den Kindern oder den jüngeren Brüdern Deiner Großwürdenträger als Geißeln zusenden; in Ausübung der Gebräuche der Verneigung und der Vorstellung bei Hofe unabänderlich dem Chinesischen Ceremoniel folgen; falls ich einen Feldzug gegen das Kaiserthum unternehme, Deine Streitmacht zu Wasser und zu Lande, Reiterei und Fußvolk, zu der Zeit und an den Ort entsenden, welche ich bestimmen werde; mitwirken zur Stiftung wechselseitiger Ehen und Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Unterthanen unserer Reiche, sowohl Vornehmen, als Geringen. Ich gestatte, daß die alten Städte wieder hergestellt werden, jedoch durchaus nicht, daß neue erbaut werden; ich gebiete, daß die Gesandten aus Warka fort- und in die Mantschsurei geschickt werden, und daß Deinen Unterthanen jeder Handelsverkehr mit diesem Aimak verboten werde; dafür aber, daß ich Dir das Leben neu schenke, das Erbe Deiner Väter wieder in Deine Hand lege und Alles durch meine Waffen Erworbene zurückgebe, — sollst Du, und sollen Deine Kinder, Deine Enkel und alle Deine

Nachkommen den gegenwärtigen Vertrag unverbrüchlich halten. Nur unter dieser Bedingung wird die Existenz Korea's für immer gesichert sein." Fast unmittelbar nach dem Schreiben wurden ein Eunuch und ein Verwandter Li=zsun's zurückgesandt, um dem Könige zu melden, daß seine Familie gesund und unversehrt wäre, und daß sie sich unter dem Schutze des hochherzigen Siegers befände, welcher geboten hätte, seinen Gefangenen alle ihrem hohen Range gebührende Achtung und Ehrfurcht zu bezeigen. Und so bewirkte denn endlich Tai=zsun's edelmüthiges Benehmen, so wie der äußerste Nothstand der Stadt und des Reiches, daß der König sich in das Unvermeidliche fügte.

Am 14. Februar fand die Zusammenkunft der beiden Monarchen Statt. Auf dem östlichen Ufer des Chan=zsjan im Districte San=tjan=du wurde ein gelbes Zelt aufgeschlagen, in welchem alsbald Tai=zsun erschien, von dem glänzenden Gefolge der Wane und Beile umringt und von Reiterei und Fußvolk begleitet. Letzteres ordnete sich in zwei Reihen unterhalb des Kaiserlichen Zeltes, welches auf einer ansehnlichen Erhöhung stand. Fahnen, Musik, zahllose Reihen der Krieger, Alles vereinigte sich, um der beginnenden Ceremonie eine besondere Feierlichkeit zu verleihen.

Kaum hatte Tai=zsun sich auf den für ihn aufgerichteten Thron niedergelassen, so that sich das Thor Nan=chan=schan's auf, und aus der Stadt bewegte sich die Trauer=Procession des Koreanischen Königs heran. In das vollständige Costüm seines hohen Ranges gekleidet, das Min'sche Siegel und das für die Königliche Würde ihm verliehene Diplom in den Händen und begleitet von seinen angesehensten Militair= und Civilbeamten, näherte sich der König zögernd und zu Fuße dem Zelte des Chans. Fünf Li hatte Li=zsun zurückzulegen, und erst als er noch eine halbe Werst vom Zelte des Chans entfernt war, kamen dem besiegten Fürsten einige Beamte entgegen. Sobald derselbe sich den Mantschsurischen Reihen näherte, erhob sich der Kaiser von seinem Throne und verneigte sich neun Mal gegen den Himmel; der König folgte seinem Beispiele. Nach Beendigung dieser Ceremonie nahm Tai=zsun seinen vorigen Platz ein, Li=zsu aber fiel sammt seinem Gefolge auf die Kniee und bat gebeugten Hauptes, zu den Mantschsurischen Großen gewendet, dieselben, sie möchten den erhabenen Kaiser bewegen, daß er nach seiner außerordentlichen Gnade dem schuldigen Könige seine tausendfältigen

Vergehen verzeihe, ihn des Lebens und des Erbes seiner Väter nicht beraubte, seiner Rache Gränzen setzte und über das untergehende Volk Freude ausgösse. „Von diesem Augenblicke an," sprach der Gefangene, „will ich mein Herz und mein Thun erneuern und meine Kinder und meine Enkel sollen in Ewigkeit der großen Wohlthat nicht vergessen."

„„Der König von Korea,"" erwiederte Tai-zsun von seinem Throne aus, „„ist zu uns gekommen, um seine früheren Verschuldungen zu bekennen, — und wir verzeihen ihm. Möge er sich des Lebens erfreuen und in allen seinen Handlungen nur durch den Gedanken der Gerechtigkeit sich leiten lassen und durch die dankbare Erinnerung an unsere Großmuth!"" — „Die Gnadenerweisungen des heiligsten Herrschers werden unvergeßlich bleiben," sagte Li-zsun und beugte von Neuem das Knie vor seinem Sieger.

Also ward die Feindschaft zwischen der Mantschsurei und Korea ausgelöscht, und Leben und Friede dem erschütterten Reiche wieder geschenkt. Noch aber blieb ein wichtiger Punkt zu bestimmen, nämlich: welche Bedeutung fortan der Koreanische König am Mantschsurischen Hofe haben sollte, inmitten der Wane und Beile, welche so eben Zeugen seiner schmerzlichen Demüthigung gewesen waren. — Li-zsun selbst, noch hinter der Linie der Soldaten stehend, erwartete mit Ungeduld die Beantwortung dieser Frage, welche ungesäumt dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt worden war; und die Worte, mit welchen der Chan schließlich das Schicksal seines Gefangenen feststellte, sind der Geschichte und Tai-zsun's würdig: „Besser ist, durch Gnade besiegen, denn durch Furcht; darum gebiete ich, daß dem Könige von Korea alle Achtung und alle Ehrenbezeigungen erwiesen werden, welche dem Beherrscher eines fremden Reiches gebühren."

Mit diesem Momente hatte die schwere Heimsuchung Li-zsun's ein Ende, und dem in alle seine Rechte wieder eingesetzten Monarchen ward sein Platz neben Tai-zsun angewiesen, welcher seinen hohen Gast mit Kaiserlicher Pracht bewirthete. Nach der Tafel, als es für beide Theile Zeit war, an ihren Ort zurückzukehren, traten die Weiber, Kebsweiber und Kinder Li-zsun's sammt den Familien der höchsten Koreanischen Staatsbeamten in das Zelt des Chan's und fielen dem Kaiser zu Füßen. Tai-zsun gab seinen Gästen diese theuren Unterpfänder zurück, und Li-zsun, welcher alle Erschütterungen des Un-

glückstages männlich ertragen hatte, konnte bei dem unerwarteten Wiedersehen alles Dessen, was seinem Herzen so theuer war, die Thränen nicht zurückhalten. „Herr," sagte er unter dem allgemeinen Schluchzen seines Gefolges, „mit einem Male hast Du alle Deine Gnade über uns ausgegossen; wenn aber Dein Zorn nur einen Tag währte, so wären wir längst Staub und Asche!"

Dieser feierliche Auftritt bildete den Schluß des dramatischen Koreanischen Krieges. Am 16. Februar traten die Mantschsuren den Rückmarsch an, und am 7. April erreichten sie Mukden. Des Siegers erste Handlung war, daß er sich im Tempel des Himmels darstellte; und erst nachdem er den Schatten seiner Ahnen ein Dankopfer für die glückliche Beendigung des Krieges dargebracht hatte, kehrte Tai-zsun in seinen Palast zurück, wo ihn Vasallen aus Ordos erwarteten. Die wichtigste Frucht des gegenwärtigen Feldzuges aber war, daß Korea, vom Min'schen Hause sich vollständig lossagend, mit der neuen Schutzmacht sich innig verband, und daß es bis auf den heutigen Tag, länger als 200 Jahre, unwandelbar an seinem Vasallenverhältnisse zum Mantschsurischen Hause festgehalten hat; China verlor damit seine letzten Bundesgenossen, und der Siegesruhm trug Tai-zsun's Namen in solche Fernen, daß selbst Guschichan von den Gränzen Chuchenor's eine Gesandtschaft erließ, welche vor dem neuen Kaiser die Gefühle der Ergebenheit und Ehrfurcht von Seiten des Beherrschers der Eljuten (Kalmücken) bezeugen mußte.

Durch den Kampf der Mantschsuren mit Korea hatte China einige von feindlichen Einfällen freie Monate gewonnen. Nun hätte man glauben sollen, das Kaiserthum würde diese Zeit zur Befestigung seiner Gränzen benutzen, welche schon mehrmals die Gewalt der Mantschsurischen Waffen erfahren hatten: allein das Schicksal selbst zog gewissermaßen das Min'sche Haus in den unvermeidlichen Fall, und in den kritischen Augenblicken der Gefahr wurde das schon am Rande des Abgrundes stehende Kaiserreich von einer seltsamen Trägheit eingeschläfert. Denn als im Jahre nach der Besiegung Korea's die Mantschsuren unter Dorgon's Oberbefehle an die Große Mauer rückten, um über die Gränzposten Zan-zsui-li und Zin-schan-guan in die Tschili'sche Ebene einzufallen, fanden sie diese wichtigen Plätze fast ohne alle Vertheidigung; nirgends stießen sie auf

Widerstand, verheerten die Umgegend, und drangen bis Tsch-tschsou, 20 Li von Peking, vor, wo sie sich in acht Corps theilten, und ihren weiteren Zug nach Süden fortsetzten. Ein Theil folgte der Richtung der Höhen, welche sich um die Peking'sche Ebene winden, ein anderer dem Laufe des Jun-che; die Uebrigen schlugen sechs verschiedene Wege zwischen dem Flusse und den Bergen ein.

Schleunigst stellte der Min'sche Hof dem Feinde eine starke Armee entgegen, und zwar unter dem Oberbefehle Lu-sjan-schen's, eines Mannes, welcher in der That die Mantschsuren für ihre Kühnheit hätte scharf züchtigen können; allein die Chinesische Regierung verstand wohl, Talente zu erkennen, doch nicht, sie zu benutzen.

Jan-zui-tschan, der Präsident des Kriegsministeriums, von welchem alle wichtigen Anordnungen bei der Armee abhingen, entzweite sich mit dem Oberbefehlshaber, und die Folge dieses Zwiespaltes zwischen zwei Personen, welche über das Loos des gegenwärtigen Krieges zu entscheiden hatten, war, daß fast sämmtliche Truppen Gao-zi-zjan anvertraut wurden, Lu-sjan-schen hingegen sich mit einem Corps von 20,000 Mann begnügen mußte, von welchem man in der Folge fast die Hälfte noch einem anderen Generale, Tschen-sin-zsja, zuertheilte. Nachdem er so den Einfluß auf die übrigen Truppen eingebüßt, konnte der Oberbefehlshaber, bei der Beschränktheit seiner eigenen Streitkräfte, keinerlei entscheidende Maßregeln ergreifen; dennoch brach er nach Bao-din-fu auf, erreichte den Feind, und lieferte bei Zin-du eine Schlacht, in welcher der Verlust auf beiden Seiten sehr bedeutend und gleich war. Ungeachtet seiner Einbuße an Mannschaften rückte der Chinesische General noch bis In-lu vor; dort warf jedoch die Hälfte seiner Schaar, über ihre geringe Zahl erschrocken, die Fahnen weg und zerstreute sich, also daß er mit nur 5000 Mann nochmals der feindlichen Armee entgegentreten mußte, welche ihren Gegnern an Zahl weit überlegen war. In mehreren Reihen umringten die Mantschsuren Lu-sjan-schen, und zwei volle Tage kämpfte dieser einen Verzweiflungskampf für seine Rettung. Als er weder Pulver noch Pfeile mehr hatte, warf sich der Oberbefehlshaber selbst in das Handgemenge und fand unter den Schwertern der Feinde den Heldentod, während Gao-zi-zjan, welcher mit seiner gesammten Streitmacht in derselben Richtung aus-

marschirt war, zu derselben Zeit nur 50 Li entfernt stand, ohne seinem Kameraden Beistand zu leisten.

Nach dem Falle Lu-sjan-schen's stand dem Siege der Mantschsuren kein ernstliches Hinderniß mehr im Wege. Sie verwüsteten Tschsen-din, Guan-pin, Schun-de und Da-min, und drangen in das Schan-dun'sche Gebiet ein, wo die verkehrten Anordnungen der Chinesischen Regierung dem Feinde abermals reiche Gelegenheit zu Siegen bereiteten. Jan-zui-tschan meinte nämlich, die Mantschsuren wagten nicht, weiter nach Süden zu gehen, weil sie De-tschsou nicht erobert hätten; und in Folge dieser Voraussetzung wurden die Truppen der ganzen Provinz in die eine Stadt zusammengezogen, mit der strengsten Weisung, sich keinen Schritt von ihrem Posten zu entfernen. Nachdem indeß der Feind Lin-zin-tschsou erobert hatte und über den Jun-che gegangen war, wandte sich derselbe gerade auf Zsi-nan, welches, auf eine Vertheidigung nicht vorbereitet, sich sogleich ergab; — und der neue Oberbefehlshaber, Lju-jui-ljan, sammt Tschen-sin-zsja und sämmtlichen Truppen, welche aus verschiedenen Plätzen dem Bogdochan zu Hülfe geeilt waren, begnügte sich damit, daß er den Mantschsuren auf dem Fuße folgte. Welcher Art überhaupt der Geist und die Thätigkeit der Chinesischen Feldherren waren, das läßt sich am besten aus einer für diesen Krieg besonders bezeichnenden Thatsache beurtheilen. Als im zweiten Monate des folgenden Jahres der Feind auf seinem Rückzuge in Tjan-zin eintraf, hatte der Fluß Jun-che eine ausgedehnte Ueberschwemmung verursacht, und stellte dem Uebergange der mit gewaltigem Gepäck und Beute beladenen Armee große Hindernisse entgegen. Einige Offiziere schlugen ihren Feldherren vor, diesen ihnen so günstigen Umstand zu benutzen, und dem Feinde den Rückweg nach Norden abzuschneiden; allein drei Corps-Generale, welche mit ihren Truppen an den Ufern des Flusses standen, sahen einander nur an, und entsagten gern der Ehre, die Mantschsuren geschlagen zu haben. — Mehr als 1000 Li südlich von Peking war Dorgon vorgedrungen, hatte die Statthalterschaften Tschsi-li, Schan-dun und einen Theil von San-ßi durchstürmt, hatte 58 Chinesische Städte erobert, und durfte mit seiner Beute und etwa 450,000 Gefangenen, zu welchen auch De-wan, ein sehr naher Verwandter des Min'schen Kaisers, gehörte, ungefährdet in sein Vaterland zurückkehren.

Ein so glänzender Erfolg mußte natürlich Tai-zsun zu neuen Unternehmungen anfeuern. Der Chan hatte sich überzeugt, daß vor Unterwerfung der Städte außerhalb des Gränzpostens Schan-chai-guan, welcher selbst die kräftigste Stütze für China und das schwierigste Hinderniß für die Mantschsuren bildete, alle Operationen gegen das Kaiserthum sich nur auf verheerende Einfälle beschränken mußten, durch welche in keiner Weise die Herrschaft über Plätze innerhalb der Großen Mauer gesichert wurde; daß der bisherige Plan viel mehr kühn war, als auf sichere und wahre Grundlagen gestützt, und daß folglich zur vollständigen Erschütterung seiner Gegner die schließliche Eroberung Ljao-dun's unerläßlich war, welches als der nächste und ausschließliche Weg in das Herz des Kaiserreiches dienen mußte. In Folge solcher Ueberzeugung schickte Tai-zsun im Jahre 1641 Dorgon zur Eroberung Zsin-tschsou's ab, mit dem gemessenen Befehle, sich dieser Stadt um jeden Preis zu bemächtigen.

Dorgon's Anstalten waren von so vielfachem Mißlingen und solchen Verzögerungen begleitet, daß der über die Erfolglosigkeit der Belagerung erzürnte Chan seinen Feldherrn abberief und an seiner Stelle Zsir-galan ernannte, welcher die Stadt mit Wällen umgab und sehr bald in eine kritische Lage versetzte. Die Belagerten sahen sich genöthigt, über die derzeitigen Absichten der Mantschsuren nach Peking zu berichten, und indem Zsu-da-schou, der Stadtcommandant, in grellen Farben die Gefahr schilderte, welcher das Kaiserthum durch den endlichen Verlust Ljao-dun's preisgegeben werden müßte, verlangte er sehr bedeutende und augenblickliche Unterstützung. Da entschloß sich denn der Hof, welcher die Wichtigkeit der vorliegenden Umstände vollkommen einsah, noch einmal alle Kräfte zusammenzuraffen, um in den letzten blutigen Streit für seine Ehre und seine Existenz zu gehen.

Chun-tschen-tschou, der Gouverneur der Kreise Zsi und Ljao, brach mit einer in acht Corps getheilten Armee von 130,000 Mann, nebst vollständigen Remonten und Proviant für ein ganzes Jahr, im Mai aus Nin-juan zur Rettung Zsin-tschsou's auf. Voll Unruhe wegen der traurigen Erfahrungen früherer Kämpfe, fertigte Zsu-da-schou einen besonderen Courier an den Oberbefehlshaber ab, um demselben zu melden, daß Zsin-tschsou dem Feinde noch lange genug widerstehen könnte, und daß er deshalb

Chun=tschen=tschsou bäte, sich keiner gefährlichen Eile hinzugeben, sondern mit der äußersten Behutsamkeit, und stets durch Wagenburgen gedeckt, sich vorwärts zu bewegen. Nach Zsu=da=schou's Rathe nahm sich der Oberbefehlshaber vor, unter starker Bedeckung zuerst nach Sin=schan Proviant zu senden, darauf nach Sun=schan, und von dort aus denselben nach Zsin=tschsou zu geleiten, auf der ganzen Operationslinie aber Lager aufzustellen, und nur Behufs der Vertheidigung zu kämpfen. Allein den Präsidenten des Kriegsministeriums, Tschen=sin=zsja, erschreckte die Besorgniß, es möchten bei einer längeren Dauer des Krieges die Getreidevorräthe sich rasch erschöpfen, und er schickte deshalb einen seiner Beamten, Namens Tschsan=scho=zi, mit dem Befehle zur Armee ab, Chun=tschen=tschou vorzustellen, wie höchst nothwendig die schleunigste Beendigung des begonnenen Feldzuges wäre.

Durch das Auftreten dieses Menschen wurde das Unglück des Reiches noch vergrößert. Der allgemeinen in China herrschenden Regel gemäß hat nämlich eine Person, welche von der Regierung mit außerordentlichen Aufträgen entsendet wird, besondere Vollmacht, durch welche sie in gewisser Art über die örtlichen Gewalten gestellt wird. Nun schien es Tschsan=scho=zi, als ob jetzt für ihn die Zeit gekommen wäre, alle Welt durch seine ungewöhnlichen Talente zu überraschen, denen bis dahin noch keine würdige Laufbahn sich eröffnet hatte, und seit dem Augenblicke seiner Ankunft trachtete er, seinen Einfluß auf die Generale, wie auf die Soldaten geltend zu machen, sowohl Diese, als Jene seinen Plänen unterzuordnen. Unaufhörlich flogen Couriere mit erdichteten Nachrichten von täglichen Gefechten und Siegen aus Ljao=dun nach Peking; am Schlusse eines jeden Berichtes aber drückte Tschsan=scho=zi seine Unzufriedenheit aus über die ungemeine Langsamkeit des Oberbefehlshabers, welcher durch seine verderbliche Bedenklichkeit Zeit und Gelegenheit verlöre, die Chinesischen Waffen mit unsterblichem Ruhme zu bedecken. Chun=tschen=tschou erhielt aus Peking nur Vorwürfe und Aufmunterungen zur Antwort, wurde endlich ungeduldig über die unablässigen Wiederholungen von der einen, wie von der anderen Seite, und gab seinen ersten Plan auf; er ließ den Proviant in Nin=juan, in Sin=schan und bei Bi=zsja=gan, außerhalb Ta=schan's, und rückte vor; die übrigen Truppen folgten ihm. Als man Sun=schan

erreicht hatte, stellte sich die Reiterei vor der Stadt auf, das Fußvolk aber in sieben Lagern bei Schu-fuin-gan, denn hier mußte Chun-tschen-tschou mit den Mantschsuren zusammenstoßen, welche ihm die Hauptstraße vom Gebirge nach dem Meere verlegten, die Zufuhr aus Sin-schan abschnitten, und über sämmtliche Vorräthe in Bi-zja-gan geboten, nachdem ein Theil ihrer Streitkräfte die Soldaten niedergemacht hatte, welche den Proviant bei Ta-schan bewachten. Dieser erste wichtige Verlust machte einen tiefen Eindruck auf die Chinesische Armee; dieselbe fing schon an, für ihre Sicherheit zu fürchten, und die Infanterie verließ ihre sieben Lager und stellte sich hinter Sun-schan auf, wiewohl auch die neue Stellung das Loos des Heeres keineswegs sicherte, da es nur für fünf Tage mit Proviant versehen war. Den Mantschsuren war die Lage der Gegner vollkommen bekannt, und in der Voraussetzung, daß der Feind sich ungesäumt zurückziehen würde, schickte Tai-zsun ein ansehnliches Corps in Hinterhalte bei den Orten Ta-schan, Sin-schan und Sjao-lin-che, verstärkte zugleich die Garnison, welche die Lebensmittel bei Bi-zsja-gan bewachte, und besetzte selbst die Hauptstraße, um die Bewegungen der Chinesischen Armee abzuwarten.

Wirklich begann in der zweiten Nacht U-san-gui, mit fünf anderen Generalen beständig im Nachtrabe wechselnd, in strenger Ordnung den Rückzug. Als jedoch die Reihe an den General Wan-pu kam, die vorderen Reihen einzunehmen, fingen seine Soldaten an, zu laufen; ihrem Beispiele folgten auch die übrigen Truppen, und es war, als ob sie unter einander wetteiferten, wer früher Sin-schan erreichen würde. Die Mantschsurische Hauptarmee fiel die Flüchtlinge im Rücken an; der Hinterhalt versperrte ihnen den Weg. Gärten und Felder bedeckend, zogen die Chinesischen Soldaten bald weiter, bald kämpften sie, bis endlich in entsetzlicher Unordnung und unter schrecklichem Verluste die Corps der sechs Generale sich in Sin-schan bargen, Zao-bjan-zsjao aber und Chun-tschen-tschou in Sun-schan; Letztere hatten, von allen Seiten durch die Mantschsuren bedrängt, fünf Male verzweifelte Anstrengungen gemacht, die Belagerungslinie zu zerreißen, jedoch ohne Erfolg; und einmal hatte Zao-bjan-zsjao sich sogar bis in das feindliche Lager durchgeschlagen, war jedoch verwundet worden, und mußte sich durch die Flucht retten.

Ueberzeugt, daß die in Sin=schan eingeschlossene Chinesische Armee von neuem den Rückzug antreten würde, schickte Tai=zsun seine verwegensten Soldaten ab, damit sie sich bei Gao=zjao und bei der Festung Sangarzi in den Hinterhalt legten, — und diese Detachements, welche gefährliche Stellen besetzten und das Erscheinen des Feindes abwarteten, vollendeten die Vernichtung des Chinesischen Heeres. Wan=pu und U=san=gui retteten nur sich selbst; Tschsan=scho=zi kehrte in einem Fischerboote über das Meer zurück; in allen diesen auf einander folgenden Kämpfen aber hatten die Chinesen 53,780 Mann verloren, und den Mantschsuren Kameele, Pferde, Rüstungen, Feuergewehre und andere Waffen, in einer Anzahl von mehr als 20,000 Stück, zur Beute gelassen. Die ganze Strecke von Sin=schan bis Ta=schan war mit den Leibern der Erschlagenen und der Verwundeten übersäet, und die Leichname der im Meere Ertrunkenen schwebten, nach den Worten der Mantschsurischen Geschichtschreiber, auf dem Rücken der Wogen, gleichwie Schaaren wilder Gänse.

Im folgenden Jahre entschied sich auch das Schicksal Sun=schan's, wo sich Chun=tschen=tschou noch tapfer vertheidigte. Sja=tschen=de, einer von den Generalen, welche zum Corps des Oberbefehlshabers gehörten, sandte seinen Sohn mit dem feierlichen Versprechen zu den Belagernden, er würde die Garnison zum Vortheile der Mantschsuren aufwiegeln; der Vorschlag wurde angenommen, und der Verrath glücklich ausgeführt; Chun=tschen=tschou mußte mit seiner Person den Triumph Tai=zsun's schmücken, welcher auf den Feldern von Sun=schan das Schicksal des Kaiserthumes entschieden hatte. Zsin=tschsou hielt ein ganzes Jahr hindurch glücklich die Belagerung aus, und öffnete sodann selbst dem Sieger seine Thore; Ta=schan aber und Sin=schan wurden schon nach kurzer Zeit genommen.

Nach so harten Verlusten blieb China keine andere Wahl, als sich an die Großmuth des Siegers zu wenden. Der Bogdochan forschte in Fuin=sjan=djan, wie er unter so kritischen Umständen sich zu verhalten hätte, und die Geister zeigten dem Sohne des Himmels an, daß sofort zu Unterhandlungen geschritten werden müßte. Demzufolge schickte der Min'sche Hof, welcher so oft die Vorschläge der Mantschsuren zurückgewiesen hatte, seine Bevollmächtigten zum

Abschlusse eines Freundschafts-Tractates zwischen den beiden kriegführenden Mächten nach Zsin-tschsou. Doch die hundertjährige Etiquette des Min'schen Hofes verbot dem Sohne des Himmes, bis zu der Bitte um Frieden herabzusteigen; überdies meinte man, die Mantschsuren, als halbwilde Barbaren, würden nicht im Stande sein, alle Feinheiten des diplomatischen Verkehrs, wie sie im Mittelreiche üblich wären, zu verstehen; und so hielt man es denn für hinreichend, einen Bevollmächtigten mit einem unbestimmten, an den Präsidenten des Kriegsministeriums, Tschen-sin-zsja, erlassenen Befehl abzufertigen. Dieser hatte nämlich dem Kaiser berichtet, als ob die Mantschsuren, durch den anhaltenden Krieg ermattet, endlich Verlangen trügen, der Ruhe eines dauerhaften Friedens zu genießen, — und der ganze diplomatische Befehl bestand in folgenden wenigen Worten: „Aus dem Berichte des Kriegsministeriums haben Wir ersehen, daß in Schen-jan thatsächlich der Wunsch vorhanden ist, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, und dem Volke die Ruhe wiederzugeben. Die mangelhaften Berichte der früheren Statthalter haben Uns nicht gestattet, an die Aufrichtigkeit einer solchen Absicht zu glauben. Nach den wiederholten Vorstellungen des Ministeriums indeß, daß eine Darlegung der Geneigtheit und Redlichkeit von Unserer Seite die fernen Völkerschaften unfehlbar zur Unterwerfung bringen werde, — wollen Wir, geleitet von der erhabenen Barmherzigkeit des höchsten Himmels und von dem Wunsche, das alte Erbtheil, welches durch die Gerechtigkeit und Milde Unserer Vorfahren erworben worden ist, unter Unsere Herrschaft zurückzuführen, endlich den Befehl an das Ministerium erlassen, die vorliegende Angelegenheit zu erledigen, in Schen-jan Unseren Willen kund zu thun, und alle zuverlässige Nachrichten über den ferneren Gang der Ereignisse Unserer Kenntnißnahme zu unterbreiten." — Mit einer solchen Vollmacht erschienen die Chinesischen Gesandten auf der Mantschsurischen Gränze. „Was heißt das?" fragte Tai-zsun, nachdem er das Creditiv der Gesandten durchgelesen; „das Schriftstück ist an mich adressirt, dabei aber nichts weiter, als ein dem Vorsitzenden des Kriegsministeriums, Tschen-sin-zja, ertheilter Befehl. Soll das ein Beglaubigungsschreiben sein: so fehlt ihm das Kaiserliche Siegel; außerdem aber sind derartige Ausdrücke, wie: „die fernen Völkerschaften zur Unterwerfung bringen" und „das alte Erbtheil unter unsere Herrschaft zu-

rückführen" nur beleidigend für die Würde unseres Reiches." — „Nicht also schließt man Frieden!" sagte der Chan, und mit dieser barschen Antwort mußten die Botschafter nach Peking zurückkehren.

Solches Mißlingen bestimmte den Min'schen Hof, eine zweite Gesandtschaft zu erlassen, und zwar im Namen des Chinesischen Kaisers und mit den bestimmtesten Friedensvorschlägen. Dieses Mal nahm der Chan die Bevollmächtigten gnädig auf, und legte sogar in einem eigenhändigen Schreiben dem Kaiser die Bedingungen des Tractates vor. „Durch die Gnade des Himmels haben Wir nach Unserem Erzeuger, Tai-zsu, den Thron geerbt, und Unseres Reiches Gränzen vom nordöstlichen Meere bis zum nordwestlichen ausgedehnt. Und die Stämme, welche mit Hunden und Rennthieren fahren, und die Jäger der schwarzen Zobel und Füchse, und die Leute, welche keine Brodfrucht säen, sondern nur vom Fleische der wilden Thiere und der Fische leben, und die Aimaks der Eljuten, und die Aimaks, welche an den Ufern des Onon wohnen, und die Herrschaften des Juan-schen Hauses und Korea, sie alle haben sich unter unserer erhabenen Herrschaft vereinigt, und Alle, Fürsten, Vornehme und Volk haben Uns einmüthig den Ehrentitel beigelegt und Unserer Regierung den Namen Tschun-de. Die vielfältigen Einfälle in die Gränzen des Kaiserthums, die Eroberung der Städte und Festungen, die Niederlagen der Armeen, haben China selbst bewiesen, daß es nicht eine Veste besitze, welche der Stärke Unserer Waffen widerstehen könnte. Wenn Wir daher Frieden schließen, so lassen Wir Uns in solchem Falle allein durch Unseren aufrichtigen Wunsch leiten, Millionen Menschen Ruhe und Wohlsein zu schenken; und wenn es dem Kaiser beliebt, einen dauernden Vertrag aufzurichten, so muß derselbe in folgenden Bedingungen bestehen:

Von nun an müssen alle frühere Mißhelligkeiten der Vergessenheit überliefert werden, und jeder Streit über den Vorrang des einen oder des anderen Reiches aufhören.

Die Gesandten müssen persönlich Zutritt zu den Beherrschern beider Staaten haben, und die Versagung einer Audienz soll als Zeichen maaßlosen Stolzes und als Verletzung des Tractates betrachtet werden.

Es sollen außerordentliche Gesandtschaften erlassen werden bei dem Eintritte besonders froher oder trauriger Ereignisse an dem einen oder dem anderen Hofe.

China verpflichtet sich, alljährlich 10,000 Lan Gold und eine Million Lan Silber an die Mantschsurei zu senden, wogegen diese ihrerseits an China 1000 Pfund von der Wurzel Schen-schen und 1000 Zobelfelle liefern wird.

Die beiderseitigen Ueberläufer werden ihren Gebietern ausgeliefert.

Als Gränze des Chinesischen Kaiserthums wird der Gebirgskamm festgesetzt, welcher zwischen Nin-juan und Schuan-pu hinstreicht; als Gränze des Mantschsurischen Reiches das Gebirge Ta-schan; Ljan-schan aber soll als neutraler Boden gelten.

Alle Ueberschreitungen der bestimmten Gränzlinie unterliegen der Untersuchung und dem Gericht.

Fischerei und Schifffahrt auf dem Meerbusen haben sich strenge nach der Gebietsabgränzung auf dem festen Lande zu richten und dürfen nicht über die festgestellten Gränzen ausgedehnt werden.

Endlich muß der wechselseitige Handel zwischen beiden Reichen gestattet werden.

Wenn Ihr also entschlossen seid, die obigen Bedingungen anzunehmen, so werden Wir selbst entweder eine persönliche Zusammenkunft abhalten und den Vertrag beschwören, oder Wir werden Unsere höchsten Staatsdiener zur Vollziehung der heiligen Ceremonie absenden. Werden hingegen Meine Vorschläge verworfen, so haben alle Gesandtschaften und Unterhandlungen hiermit ein Ende, — und nicht Ich werde der Schuldige sein, wenn Millionen dem Kriege zum Opfer fallen!"

Voll schwerer Sorgen über die entsetzlichen inneren Gährungen, welche das ganze Himmlische Reich durchwogten, wünschte der Chinesische Kaiser aufrichtig den Frieden mit den Mantschsuren, um seine schon wankende Macht zu stützen. Allein die begonnenen Unterhandlungen, welche anfänglich ein Staatsgeheimniß gewesen waren, erhielten bald die ausgedehnteste Oeffentlichkeit, und unter den nicht zum Hofe gehörenden Personen offenbarte sich lautes Murren über den von der Regierung gefaßten Entschluß. Auch in den Provinzen zeigte sich Unzufriedenheit: täglich flogen Vorstellungen nach Peking, um den Kaiser von einem Frieden abzuhalten, welcher die Ehre des Himmlischen Reiches mit unauslöschlicher und ewiger Schande bedecken müßte. Die gelehrten Politiker des ganzen Landes bemühten sich, unter zahl-

reichen Berufungen auf die großen Weisen und die Beispiele des grauen Alterthums, der Regierung darzuthun, wie bedenklich es wäre, an die Aufrichtigkeit der Fremden zu glauben, und wie strafbar der Minister, welcher gewagt hätte, die Majestät seines Herrschers durch den Vorschlag eines Friedens mit verächtlichen Barbaren zu beleidigen. Die öffentliche Meinung erklärte Tschen-sin-zsja für den einzigen Urheber eines so erniedrigenden Projectes; sie forderte, daß er unnachsichtlich vor Gericht gestellt würde, und in Folge dieser Kundgebungen wurde Tschen-sin-zsja seines Amtes entsetzt, und die Verhandlungen abgebrochen.

Ungeduldig über das Schweigen China's rüsteten sich die Mantschsuren von Neuem zum Kriege. Das allgemeine Verlangen, das erschütterte Kaiserreich zu erobern, hatte eine solche Stärke erreicht, daß Tai-zsun's Generale selbst ihren Gebieter baten, sie gegen das Reich der Mitte zu schicken. „Der Friede bringt China Nutzen, nicht uns," stellte einer der höchsten Staatsbeamten dem Chane vor. „China benutzt die Ruhe, um heimlich zu rüsten, während wir, an den Frieden uns gewöhnend, des kriegerischen Muthes und der Anstrengungen vergessen. Wenn die Ausdehnung und die Volksmenge China's uns Bedenken erregen, so darf man nicht übersehen, daß an den vier Enden des Kaiserthums Empörer aufgestanden sind, und daß China ein Reich ist, welches sich selbst verschlingt. Wir dürfen nur die Zufuhr des Getreides aus Tai-zsin, der Steinkohlen aus den südlichen Gebirgen abschneiden, so wird Peking zu unseren Füßen liegen. Erobern wir vor Allem Schan-chai-guan, dann müssen die Städte außerhalb der Gränzposten von selbst fallen. Das ist das Mittel, den Gegner gerade in das Herz zu treffen und ihm die Kehle zuzuschnüren!"

Im November des Jahres 1642 sandte Tai-zsun seine Armee abermals zur Verheerung China's aus. Die Mantschsuren theilten sich in zwei Flügel: der linke überschritt die Gränzen des Kaiserthumes bei Zse-schan, durch eine Bresche, welche sie in der Großen Mauer gemacht hatten, während der rechte über Jan-muin-guan und Chuan-jan-kou vordrang. Beide Corps vereinigten sich in Zsi-tschsou, dehnten ihre Expedition bis Jan-tschsou im Gouvernement Schan-dun aus und kehrten schon im Sommer des Jahres 1643 zurück, nachdem sie 3 Provinzen, 18 Kreise und 67 Bezirke erobert,

den Min'schen Fürsten Lu-wan in die Flucht geschlagen, 369,000 Gefangene gemacht und 550,000 Stück Vieh nebst einer Menge Gold, Silber, Perlen, Seidenzeuge und anderer werthvoller Gegenstände erbeutet hatten. Seit ihrem Eintritte in das Gebiet des Kaiserthumes, im Winter, hatten die Mantschsuren die Rüstung nicht abgelegt und nicht abgesattelt bis zum April des Jahres 1643 und bis zu ihrer Ankunft in Zsjui-tschsou, wo sie sich zum ersten Male Erholung gönnten. Zu derselben Zeit bedeckten sich die Berge mit Frühlingsgrün, und, angelockt durch die Bilder, welche ihnen ihr Heimathland in das Gedächtniß riefen, verließen die Sieger die große Heerstraße und ließen ihre Pferde ruhig weiden. Die Gegend, in welcher die Mantschsuren so behaglich rasteten, und welche früher von Leben und Bevölkerung wimmelte, war jetzt menschenleer, und auf der Straße, welche den Norden des Kaiserthumes mit dem Süden verbindet, zog nicht ein einziger Mensch daher, welcher die friedlichen Beschäftigungen seiner furchtbaren Feinde hätte beobachten können, — also daß die Chinesen, verwundert, wie der Feind so plötzlich ihren Augen entschwunden, sich schon einbildeten, derselbe wäre weit jenseit der Großen Mauer. Aber Bestürzung und Schrecken erreichten den höchsten Grad, als die aus dem Süden zurückkehrenden Mantschsuren von Neuem unter Tjan-zsin erschienen. Von dieser Stadt bis nach Tschso-tschsou und zur Brücke Lu-gou-zjao dehnte sich, auf einer Strecke von 300 Li, eine ununterbrochene Reihe von Kameelen und Lastwagen aus, mit Habseligkeiten und Beute beladen; mehr als 20 Tage bedurfte dieser gewaltige Troß, um über die Brücke zu ziehen, welche im Angesichte Pekings und unfern Tun-tschsou's liegt, wo sämmtliche dem Bogdochan zu Hülfe geeilten Truppen unter dem Oberbefehle des Ministers Tschsou-jan-schu versammelt standen. Dieser saß hinter den festen Mauern und sandte Berichte über seine Siege in die Hauptstadt, indeß die Mantschsuren selbst nach Hause zogen; denn den Chinesischen Generalen schien es gefährlich und unnöthig, den Feind zu rascherer Entfernung über die Gränze anzutreiben.

Erst nach dem Abzuge der Mantschsuren entwickelte der Hof eine lebhaftere Thätigkeit in der Sorge für seine Sicherheit. Von Schan-chai-guan bis Peking und dessen Umgegend, also auf einer Ausdehnung von kaum 1000 Li, wurden 4 General-Gouver-

neure, 6 Gouverneure und 8 Corps=Commandeure aufgestellt, welche nur die nordöstlichen Gränzen der Statthalterschaft Tschi=li beschützen sollten; Generale und Truppen wurden verstreut, wie die Sterne am Himmel und wie die Steine auf dem Damenbrette, — und dabei lenkte Keiner von ihnen den Gang der Dinge. Ueber die ganze ungeheure Masse von Streitkräften erhob sich vielmehr ein Eunuch, welcher unumschränkt über Armee und Feldherren gebot, während ein furchtbarer Gerichtshof im Namen des Bogdochan's ohne Gnade über Schuldige oder Unschuldige aburtheilte: die General=Gouverneure Tschao=guan=bjan und Fan=tschi=wuin, so wie der Minister Tschou=jan=schu fielen nach einander unter dem Messer des Henkers. Die außerordentlichen Anstrengungen der Chinesischen Regierung erschöpften jedoch die letzten Hülfsmittel dieses Reiches. Am Schlusse der Regierung Wan=li (um das Jahr 1615) beliefen sich die Ausgaben für den Unterhalt der Armee in Ljao jährlich nur auf 6,600,000, waren aber nach der ersten Hälfte der Regierung Tschun=tschen (um das Jahr 1635) bis auf 16,600,000 Lan Silber angewachsen, d. h. es wurde der größere Theil der Summen, welche für den Militair=Etat des gesammten Kaiserreiches bestimmt waren, bloß für die östlich von Schan=chai=guan gelegenen Gegenden verausgabt. Inzwischen hatten sich im Innern China's selbst Hunderttausende von Aufrührern erhoben, vor welchen die ganze Macht der Bogdochanischen Heere in Trümmer ging, feste Städte fielen und ganze Provinzen sich beugten, — also daß gleichzeitig im Osten und im Westen die Gewalt der Regierung niedergeworfen wurde; der Peking'sche Hof war in Parteien gespalten, welche einander mit Erbitterung verfolgten, und Verrath umgab selbst den Bogdochan, welchem die klägliche Lage des Reiches sorgfältig verheimlicht wurde. Die Mehrzahl der Großen rieth dem Gebieter des Himmlischen Reiches, mit den Anführerbanden sich zu vergleichen, und jeden Gedanken an irgend eine Unterhandlung mit den Mantschsuren in sich zu ersticken, — während eben diese Mantschsuren, vom ersten Fürsten bis zum letzten Soldaten, insgesammt vor Verlangen brannten, ihre Zelte im Herzen des Kaiserthums selbst aufzuschlagen. Doch Tai=zsun zögerte noch, China den letzten Schlag zu versetzen, indem er auf die Zeit wartete, da das Himmlische Reich, durch seine eigenen Convulsionen erschöpft, unter dem Gewichte der Unordnung

und der Unruhen von selbst fallen würde, — ein Ereigniß, welches sich schon unter der Regierung des neuen Kaisers Schi-zſu vollendete.

Am 10. September des Jahres 1643 entschlief Tai-zſun, und sein Tod beschloß die erste Periode in der Geschichte der Mantschsuren; denn gerade ein Jahr nach dem Ableben des Chan's verlegte dessen Nachfolger seine Residenz nach Peking und begann mit dieser wichtigen That eine neue Seite in den Jahrbüchern seiner Dynastie und seines Volkes.

Einen wie gewaltigen Schritt hatte im Verlaufe nur zweier Regierungen die Mantschsurei vollbracht, — jener arme Aimak, dessen ganze Ausdehnung 200 Li betrug, welcher sodann zu einem mächtigen Reiche anwuchs und China, Korea und die Mongolei bis zu den Gränzen Tibets und Chuchenors in seine Anziehungs-Sphäre riß! Und welch' nnermeßlicher Abstand zwischen dem kleinen Nur-chazi und Tai-zſun, vor welchem selbst der Sohn des Himmels bis zu der Bitte um Frieden herabsteigt, der Beherrscher Korea's, um Verzeihung flehend, das Knie beugt, Mongolische Fürsten und Chane, als Vasallen und Tributpflichtige, die Erde mit der Stirn berühren, und welchem sogar aus Tibet die beiden Häupter des Buddhismus, der Dalai-Lama und der Bantschan-Erdeni, ihren Segen und die Aufforderung senden, — der Beschützer des Gelben Gesetzes zu sein!

Historische Uebersicht

der

Bevölkerungs-Verhältnisse China's.

Von

J. Sacharoff.

Historische Uebersicht der Bevölkerungs-Verhältnisse China's.

Erstaunenswerth ist die gewaltige Menge des Chinesischen Volkes, welches im Laufe so vieler Jahrhunderte eine hohe politische Bedeutung gehabt hat, und auch jetzt noch Einfluß auf die Welt übt. Wenn man die Größe der Bodenfläche, auf welcher, einem Ameisenhaufen vergleichbar und nach seiner Meinung durch die große Mauer gesichert, dieses Geschlecht nistet, mit der Anzahl ihrer Bewohner vergleicht, so geräth man unwillkürlich in Verwunderung über die Menge der Letzteren, und zwar um so mehr, wenn man die mächtigen Hindernisse in Betracht zieht, welche einer raschen Vermehrung der Volksmasse unübersteigliche Schranken entgegenstellen mußten. Man kann nicht sagen, daß das von diesem Volke besetzte Land in physischer Hinsicht, und mit anderen verglichen, bedeutende Mängel hätte, wie Unfruchtbarkeit des Bodens, schädliches Klima u. dgl. Allein jedem aufgeklärten Denker ist bekannt, daß im Allgemeinen ein Volk sich nur bei hinreichenden Mitteln zur Subsistenz und zur Sicherung seines Wohlstandes vermehrt; daß die Mittel der Volkserhaltung hauptsächlich von der Productivität des Bodens abhangen; daß diese — auch unter den größesten Fortschritten der Wissenschaft und der Industrie, mit deren Hülfe der Mensch dem Boden höhere Erträge abnöthigt — endlich ihre Gränze findet, über welche sie nicht hinaus getrieben werden kann; daß Handel und Kunsterzeugnisse nur zeitweilig die Bodenerzeugnisse ersetzen können, und nicht im Stande sind, den Mangel des Unterhaltes und die Armuth zu beseitigen, sobald innerhalb desselben Gebietes eine rasche Vermehrung der Bevölkerung eintritt. Dazu kommt, daß in China, — obgleich jede Erdscholle, selbst an unzugänglichen und scheinbar unmöglichen Stellen, durch die Arbeitsamkeit und das Bedürfniß der Bewohner längst urbar

gemacht ist und Lebensmittel liefern muß, — die Menge des für den Ackerbau geeigneten Bodens, wegen des beschränkten und nach allen Richtungen von Bergketten durchschnittenen geographischen Raumes, mit der Menge der Population in einem zu wenig angemessenen Verhältnisse steht. Mögen daher auch Millionen Hände ihren Lebens-Unterhalt in Hervorbringung von Gegenständen des Bedürfnisses und des Luxus finden, wie Metalle, Steinkohlen, Thee und andere sind; mag der innere und zum Theil auch der auswärtige Handel dieses Reiches die höchste Entwickelung erreicht haben: aus obigen Gründen, und trotz der allgemeinen Neigung zur Enthaltsamkeit, lasten dennoch Armuth und Elend in entsetzlicher Weise auf diesem Reiche. Aber neben dieser Armuth und bei aller Unzulänglichkeit des für den Ackerbau tauglichen Bodens, im Vergleiche mit der übermäßigen Menge der Bewohner, — nimmt die Volksmasse mit jedem Tage zu, und steigt ihre Zahl immer höher.

So oft Europäer die Chinesischen Seestädte besuchen, erfüllt deren Volksmenge sie stets mit Bewunderung; diesen Eindruck haben sie nach Europa getragen, und wißbegierige Forscher haben sich bemüht, die Frage zu entscheiden, und genau zu bestimmen, wie hoch sich die Gesammtzahl der Chinesischen Bevölkerung belaufe, ohne indeß, trotz aller Anstrengungen, jemals zu einer genügenden Antwort gelangt zu sein. Die Einen, zu denen alle Reisenden gehören, haben sich getäuscht, weil sie ihre Nachrichten aus trüber Quelle geschöpft haben, nämlich aus den Mittheilungen der Makler, Factoren und Dolmetscher, d. h. solcher Leute, mit denen sie in den Seestädten allein Bekanntschaft und Freundschaft anknüpfen konnten, denen es aber, bei ihrer Unwissenheit und Unbildung, viel mehr darum zu thun ist, sich an den wißbegierigen Besuchern zu bereichern, als die Volksmenge ihres Vaterlandes zu bestimmen, zumal da in China selbst mit dieser Frage nicht einmal gelehrte Mönche sich besonders beschäftigen. Anderen ist die Lösung dieser Aufgabe deßhalb nicht gelungen, weil ihnen entweder nur ein Theil der officiellen Documente zugänglich gewesen ist, oder doch nur die Bevölkerungs-Tabellen einer gewissen Epoche, und weil sie auf solcher Grundlage ihre Berechnungen nach den Grundsätzen und Regeln der Wissenschaft angestellt haben, welche sich erst aus den Einrichtungen uud Zuständen der neueren Europäischen Staaten gebildet hat. Ihre Resultate würden ohne

Zweifel zuverlässiger ausgefallen sein, wenn sie die besten Chinesischen Autoren und vollständige amtliche Nachweise unter Händen gehabt hätten.

In Frankreich hat Biot sich mit diesem Gegenstande gründlich beschäftigt, und nach Anleitung des trefflichen Chinesischen Werkes Wuin-sjan-tun-kao den Fortgang der Bevölkerung China's seit den ältesten Zeiten bis zum Anfange der jetzt in China herrschenden Dynastie Zin dargestellt. Leider aber haben Kürze und Unvollständigkeit des Chinesischen Textes, die ungenügende Kenntniß des Uebersetzers hinsichtlich der Chinesischen Sprache und Literatur, so wie endlich der Mangel anderer Chinesischer Werke, besonders über die Zeit nach dem 13. Jahrhundert, Herrn Biot bei jeder Zeile in Verlegenheit gebracht, und ihn zu dem Fehlschlusse verleitet, als würde in dem bezeichneten Werke nur die Gesammtzahl der steuerpflichtigen Seelen, nicht aber der ganzen Bevölkerung, aufgeführt; demgemäß hat er denn auch, schon bei dem ersten Schritte irre gehend, seine Anschläge und Berechnungen gemacht, und nach ihnen China bevölkert. Gleichwohl verdient seine Untersuchung Aufmerksamkeit, ungeachtet der irrigen Schlußfolgerung, welche ich an geeigneter Stelle nachweisen werde; denn sie stützt sich auf das beste Werk eines Chinesischen Autors, welcher bei dessen Abfassung die Reichshistorie seines Vaterlandes benutzt hat. Außerdem ist der Plan selbst, welchen Biot von dem Chinesischen Schriftsteller entlehnt hat, durchaus der beste, weil bei einer historischen Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse China's die Jahrbücher der verflossenen Jahrhunderte uns klar nachweisen, daß schon in alten Zeiten die Seelenzahl China's weit ansehnlicher gewesen ist, als bei anderen Völkern in den ersten Perioden ihrer Civilisation; daß der Keim seines gegenwärtigen Zustandes in dem früheren liegt; und weil sie uns lehren, in wie weit die Zahlenangaben hinsichtlich der heutigen Bevölkerung Glauben verdienen. In solcher Absicht haben auch wir, nach dem Vorgange Chinesischer Schriftsteller unternommen, den Fortgang der Bevölkerung China's historisch zu betrachten, und ihre numerischen Verhältnisse in allen Jahrhunderten, ihr Wachsthum und ihre Abnahme, so wie die Ursachen eines solchen Wechsels, nachzuweisen. *)

*) Die Quellen, aus welchen diese Abhandlung geschöpft hat, sind folgende:

Der Gegenstand unserer Betrachtung ist also die Bevölkerung China's, d. h. des Landes, welches im Nordosten, im Norden und zum Theile im Nordwesten von der großen Mauer begränzt, im Osten und im Süden vom Meere bespült und im Westen von den Indischen und Tangutischen Völkern umschlossen wird, folglich mit den Statthalterschaften Sui-tschuan, Jun-nan und Guan-ßi abschließt. Ohne Zweifel hatte dieses Land nicht immer so ausgedehnte Gränzen, zumal in den ersten Zeiten des Reiches und seiner Organisirung; es steht jedoch historisch fest, daß dasselbe wenigstens schon 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ein einziges mächtiges Reich bildete, dessen Gränzen nicht bedeutend verschieden waren von dem späteren, eigentlichen China; und die Dynastieen Chan, Sui, Tan, Juan und Min, unter deren Regierung China die weitesten Gränzen hatte, herrschten fast über dieselbe Länderstrecke innerhalb der großen Mauer, wie die gegenwärtige Dynastie Zin.

Ein ähnlicher Nachweis der Gränzen China's unter den verschiedenen Dynastieen und in verschiedenen Perioden würde uns zu weit von unserm Gegenstande abziehen, während seine Unterlassung keinen besonderen Einfluß auf die Totalsumme der Bevölkerung ausüben kann, da die westlichen Provinzen des heutigen China's, in welchem selbst unter den starken Dynastieen Veränderungen der Reichsgränzen vorzugsweise Statt gefunden haben, von Alters her bis in die Gegenwart weit weniger bevölkert gewesen sind, als die östlichen,

1) Njan-san-schi 23 Geschichten der Dynastieen, welche in China geherrscht haben.

2) Wuin-sjan-tun-kao, das Werk Ma-duan-lin's, eines ausgezeichneten Chinesischen Schriftstellers des 13. Jahrhunderts.

3) Sjui-wuin-sjan-tun-kao, eine Fortsetzung desselben Werkes durch das Gelehrten-Comité unter der gegenwärtigen Dynastie Zin, und fortgeführt bis zum Ende der Dynastie Min.

4) Chuan-tschao-wuin-sjan-tun-kao, eine weitere Fortsetzung desselben Werkes, die Zeit und die Geschichte der gegenwärtigen Dynastie umfassend.

5) Tun-djan, das Werk Du-ju's, eines Autors des 9. Jahrhunderts, mit zwei ähnlichen Fortsetzungen.

6) Chuan-tschao-zsin-schi-wuin-djan, eine Sammlung von Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, durch Gelehrte und Staatsbeamte unter der gegenwärtigen Mantschsurischen Dynastie verfaßt.

Bemerkung. Dieselben Werke haben auch der Abhandlung über das Grundeigenthum in China als Quellen gedient.

und weil die dortigen fremden Völkerschaften auch jetzt noch nicht vollständig von der Regierung abhängig sind, folglich auch keiner Volkszählung unterliegen. Alle Stämme und Völker nämlich, welche jenseit der großen Mauer wohnen, und überhaupt alle sogenannten äußeren Herrschaften und Fremden, selbst innerhalb derselben, bleiben von unserer Betrachtung ausgeschlossen, weil diese Völker, wiewohl in verschiedenen Zeiten zu China gehörig, doch immer nur in einem Abhängigkeitsverhältnisse, niemals aber in vollständiger Unterthanenschaft gestanden haben. Daher hat denn auch die Chinesische Regierung, in Ermangelung der Macht, nach Belieben über dieselben zu verfügen, sie mit Steuern zu belasten und zum Staatsdienste heranzuziehen, es einerseits für unnöthig gehalten, andererseits aber auch nicht die Möglichkeit besessen, ihre Anzahl festzustellen und in ihrer eigenen Geschichte keinerlei Nachrichten über die Bevölkerung jener Landschaften aufbewahrt.

Das Volk Chinesischen Stammes also, als des zahlreichsten, wird vorzugsweise Gegenstand unseres Ueberblickes sein. Im Laufe der zweitausendjährigen, historisch beglaubigten Existenz China's ist eine Menge benachbarter Stämme gewaltsam in dieses Reich eingedrungen, hat sich zu Herren des erschöpften Landes gemacht, und für immer seinen Wohnsitz in demselben genommen. Das wilde Geschlecht, ohne alle Bildung bei seiner Ankunft in einem Lande, welches auf der höchsten Stufe der Civilisation stand, verließ gar bald seine heimischen Sitten und Gewohnheiten, hatte nach einigen Menschenaltern seine Muttersprache vergessen, unterschied sich endlich in Nichts mehr von den Eingeborenen, und verschmolz vollständig mit den Chinesen. In solcher Art verflossen Jahrzehende, Jahrhunderte, und die Ankömmlinge erfuhren das Loos des von ihnen besiegten Volkes: sie wurden entweder die Unterthanen neuer nomadisirender Eroberer, oder ihrerseits Sclaven der Chinesen. Hatten sie nach ihrer Ankunft in China immerhin noch eine besondere Klasse gebildet, so verschwand mit dem Verluste der Herrschaft über China auch diese Besonderheit sehr schnell; denn da sie die Ruhe und Behaglichkeit des ansäßigen Lebens nicht gegen die rauhen Weideplätze vertauschen mochten: so blieben sie auf immer bei dem früher unterjochten Volke, mit welchem sie ohnehin schon in Lebensweise und Sprache sich verbunden hatten, und mehrten durch ihre Masse nur die Zahl des Chinesischen Stammes.

Wenn die Chinesischen Schriftsteller von der Bevölkerung ihres Reiches reden, so beginnen sie im Allgemeinen mit sehr alten Zeiten und behaupten, daß im Jahre 2275 v. Chr., — als Jui, der Gründer der ersten Dynastie, Sja, in China, die Austrocknung des Landes nach einer großen Ueberschwemmung vollendet, Aecker und Abgaben vertheilt hatte, — die Bevölkerung China's schon 13,553,923 Seelen betragen habe, und daß bei dem Tode des Kaisers Schun (2205 v. Chr.), als eben jener Jui den Thron aus den Händen der versammelten Lehnfürsten empfing, dieser Letzteren mehr denn 10,000 gewesen seien. Die Anzahl solcher Lehnfürstenthümer nahm aber in der Folge mit jedem neuen Herrscherhause ab; denn je näher die Zeiten der Epoche standen, in welcher die Historiker lebten, desto glaubwürdiger wurden die historischen Berichte, und desto mehr schrumpften diese Zahlen zusammen. Im Anfange der zweiten Dynastie Schan (i. J. 1766 v. Chr.) gab es nur 3000 Lehen, und als im Jahre 1122 das Haus Tschsou sich auf den Thron des Kaiserthumes setzte, zählte man nur 1773 wirkliche Vasallen; — in demselben Verhältnisse hat sich auch die Bevölkerung vermindert.

Mit Befestigung der dritten Dynastie Tschsou auf dem Throne China's wurde auch ein dauerhafter Grund für die bürgerliche Ordnung gelegt. Das ganze Streben der Kaiser aus diesem Hause, der Regierungsbeamten und der Weisen ging dahin, die Ruhe und die Wohlfahrt des Reiches zu sichern: Alle beschäftigten sich mit Politik, d. h. mit den Maaßregeln und den Gesetzen, welche das Glück der gesammten Nation begründen könnten. In jener Zeit kam die Regierung zu der Ansicht, daß, wo die Menge ist, da auch die Macht sei, und daß eine zahlreichere Bevölkerung des Landes ihr die Möglichkeit verschaffen müßte, über größere Einkünfte und über mehr Menschen für ihre Dienste zu verfügen; daher leuchtete ihr die Nothwendigkeit ein, das Volk, seine numerische Stärke, seine Lebensweise, seinen Zustand, sein Vermögen, kurz dasselbe in allen Beziehungen genau zu kennen, und daher hatte die Volkszählung, welche erst unter dieser Dynastie eingeführt wurde, eine große Bedeutung. Zu diesem Zwecke wurden besondere Beamte angestellt, welche die Verpflichtung hatten, jährlich das Volk zu zählen und dasselbe nach Lebensalter, Vermögen u. s. w. im Mittelreiche sowohl, wie in den Lehnfürstenthümern, zu classificiren.

Nach Anordnung dieser Dynastie wurden bei der Zählung schon diejenigen Kinder mit gerechnet, denen die Milchzähne auszufallen anfingen, und die Namen beider Geschlechter wurden auf Tafeln geschrieben, woher auch die heutigen Revisionslisten noch Ban-zsi, d. i. Verzeichnisse auf Tafeln (oder Brettern) genannt werden. Behufs bequemerer und genauerer Ausführung dieses Geschäftes ernannte man eine Menge von Beamten, deren jeder nur mit einem gewissen Theile, einer besonderen Klasse des Volkes, zu thun hatte; und da die Benennungen dieser Aemter sich in den klassischen Schriften erhalten haben, so kann die ganze Einrichtung keinem Zweifel unterliegen, sofern man an die Vollständigkeit und Integrität dieser Bücher ohne Einschränkung glauben darf. Alle drei Jahre hatte eine allgemeine Volkszählung Statt, und überdies mußten die Landeshauptleute zu Anfange eines jeden Jahres die Zahlenverhältnisse der ihnen unterstellten Population ermitteln, so daß am Jahresschlusse dem Hofe Listen über die gesammte Bevölkerung des Staates zugehen konnten. Diese Listen wurden, wann man zur Zeit der Winter-Sonnenwende dem Himmel opferte, demselben durch den Kaiser dargebracht, zum Zeichen dessen, daß er, als Sohn und Statthalter des Himmels, sich verpflichtete, für dieses vom höchsten Wesen seiner Leitung anvertraute Volk Sorge zu tragen. *)

Dergleichen von der Dynastie Tschsou getroffene Anordnungen hinsichtlich der Volkszählung dienten auch den folgenden Geschlechtern zum Muster und zur Regel. Wie sie jedoch ausgeführt worden, welche Folgen sie gehabt, und wie hoch sich die Bevölkerung China's in jener Zeit belaufen, — darüber hat die Geschichte keine zuverlässige Auskunft aufbewahrt. Gleichwohl darf man annehmen, daß die erwähnten Einrichtungen von dem wohlthätigsten Einflusse auf die bürgerliche Ordnung gewesen seien, und daß der Grund, welchen diese Dynastie für eine allgemeine Bildung gelegt, höchst erfolgreich auf die Vermehrung des Volkes eingewirkt habe. Nach Beendigung des

*) Dieser religiöse Gebrauch blieb bei allen Dynastieen in Kraft. Auch die heutige Mantschsurische Dynastie folgt derselben Sitte mit einer geringen Abweichung; namentlich bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers, wann derselbe auf dem Altare des Himmels ein Opfer vollzieht, um seinen Regierungs-Antritt zu melden, und eben so während der Regierung desselben Kaisers, wird diese Ceremonie nach Maßgabe der Umstände mehrfach wiederholt.

Thronstreites mit der vorigen Dynastie trat eine tiefe Ruhe im Reiche ein, also daß I-wan, der erste Kaiser dieses Hauses, sagen durfte: „Einmal nur habe ich das Kriegskleid angelegt, und das Himmlische Reich hat die Ruhe wiedergefunden; nun habe ich den Saum meines Gewandes bis auf die Erde niedergelassen und regiere das Reich mit zusammengelegten Händen.“ Und dieser Friedenszustand des Reiches dauerte länger als 350 Jahre. Natürlich mußte unter solchen Umständen die Bevölkerung zunehmen, und, wenn man den späteren Historikern glauben darf, — welche übrigens sicherlich die Volkszahl China's in jenen glücklichen Zeiten ermittelt haben werden, — so betrug dieselbe im 11. Jahrhundert 13,704,923 Seelen.

Mit der zweiten Hälfte der Dynastie Tschsou jedoch, seit der Zeit, da Pin-wan (770—719), durch die westlichen Fremdlinge, Si-schun, bedrängt, seinen Hof weiter östlich nach Lo*) verlegen mußte, sowie in Folge der Unordnungen, welche vor ihm in der Verwaltung geherrscht hatten, begann das Reich, sich dem Verfalle zuzuneigen. Dies offenbarte sich auch in der Volkszahl, so daß z. B. im Jahre 685 über 500 Li hinaus der „Sohn des Himmels“ keine Unterthanen mehr hatte, und in demselben Verhältnisse auch die Bevölkerung gesunken war, wie denn in demselben Jahre die Zählung, „von den Kindern des Kaisers bis zum letzten Unterthanen herab,“ nur 11,941,923 Seelen ergab. Mithin hatte sich im Laufe von höchstens 430 Jahren die Bevölkerung um 1,763,000 Seelen vermindert.

Nunmehr tritt die Periode ein, welche in der Geschichte unter dem Namen „Frühling und Herbst“ (Tschun-zju) bekannt ist, und welche der Bevölkerung einen noch härteren Schlag versetzte. Die Lehnfürsten nämlich geriethen, der Pflichten gegen das Reichsoberhaupt vergessend, unter einander in einen blutigen Krieg, zogen an der Spitze ganzer Armeen aus einer Provinz in die andere, und achteten weder der Saatfelder, noch des Lebens der schutzlosen Bewohner. Dieser Zustand des Reiches währte 242 Jahre, während welcher Zeit 52 Lehnfürstenthümer ihre Existenz einbüßten, und eine große Menge Volkes umkam; die Tschsou'schen Kaiser aber konnten nach solchen Erschütterungen ihre frühere Macht und Herrschaft nimmer wieder herstellen, denn die Lehnfürsten, welche während des

*) Gegenwärtig Lo-jan-sjan in der Statthalterschaft Che-nan.

„Frühlings und Herbstes“ mächtig geworden waren, übten einen durchgreifenden Einfluß auf das Schicksal ihres Gebieters: die Wahl und die Erhaltung desselben auf dem Throne hingen von dem Mächtigsten ab, und er, der nur den Namen des Reichsoberhauptes trug, war nicht im Stande, den Zwistigkeiten und den blutigen Kriegen unter seinen Vasallen ein Ende zu machen. Auf solche Weise hob das Blutvergießen, welches im Jahre 480 wegen der Ohnmacht der Fürsten aufgehört hatte, von Neuem und mit noch größerer Erbitterung an. Die Lehnfürsten unterstützten scheinbar das Haupt des Reiches, trachteten aber heimlich selbst nach dieser Würde; daher waren alle Pläne und Maßregeln jedes Einzelnen darauf berechnet, die Zahl seiner Unterthanen zu vergrößern, und seinem Nachbar einen Theil seiner Besitzungen zu entreißen. Ganze Provinzen oder Lehnfürstenthümer lagen in Fehde mit einander; Armeen bis zu 10,000 Mann wurden in Bewegung gesetzt; nicht Felder, nicht Menschenleben verschont. So groß war die Wuth, daß einst nach einer Schlacht über 24,000 Köpfe abgeschnitten wurden, und diese Raserei stieg noch höher, als sämmtliche Lehnfürstenthümer in sieben Reiche umgewandelt worden waren; als deren Herrscher es nicht mehr für nöthig hielten, ein Reichsoberhaupt aus den Nachkommen des Hauses Tschou zu stützen, und sich 33 Jahre hindurch (255—222) ganz offen wegen des höchsten Thrones unter einander bekämpften; als ganz China aufwogte und schon jedes männliche Individuum Soldat war; als es — wenn man den Generalen Su-zin und Tschan-i glauben darf, welche eine Volkszählung angestellt hatten — in den sieben erwähnten Reichen 5 Millionen Soldaten gab, während die Gesammtbevölkerung nur etwas über 10 Millionen betrug.

Schi-chuan-di, ein Kaiser der Dynastie Zin, machte dieser Periode, welche die Geschichte unter dem Namen Tschan-go (die Kriege der Reiche) kennt, ein Ende. Die Lehnfürsten machten entweder ihrem Leben ein Ende, oder traten in die Reihe gewöhnlicher Unterthanen, und ihre Herrschaften wurden Eigenthum des Staates und des Selbstherrschers, weil Schi-chuan-di das feudale Regierungssystem vernichtete, welches die eigentliche Quelle des langen Blutvergießens war. Der Uebergang aus der Form der Lehnfürstenthümer in die Monarchie kostete übrigens dem Reiche, nach dem Zeugnisse der Geschichte, den dritten Theil der Bevölkerung des ge-

sammten damaligen China's; dazu kamen noch Unzufriedenheit und Murren, durch landstreichende — angeblich gelehrte — Scribler gegen die neue Ordnung der Dinge hervorgerufen, und oft in Rebellionen übergehend, deren Stillung viele Opfer erforderte; außerdem aber wurde das Reich auch noch von außen her durch die damals erstarkenden Hunnen beunruhigt.

Um diesen den Weg nach China zu versperren, unternahm Schi-chuan-di die Erbauung der großen Mauer, ein Werk, bei welchem mehr als 400,000 erwachsene männliche Personen verwendet wurden; der Süden erforderte gleichfalls eine starke Vertheidigungslinie, und es wurden gegen 500,000 Soldaten dahin gesandt; endlich bestand die Schutzwache des Kaiserlichen Palastes und der Begräbnißstätte aus 700,000 Soldaten. Unter diesem Kaiser wurden auch, nach dem Plane des Ministers Schan-jan, welchen die Nachwelt mit Unrecht verflucht hat, lästige Leistungen angeordnet. Statt dessen nämlich, daß der Kaiserliche Länderantheil durch gemeinschaftliche Arbeiten bestellt wurde, legte man sämmtlichen Feldern die Ablieferung des Zehnten an die Schatzkammer der Rohproducte auf, und ordnete hinsichtlich der dienstlichen Leistungen eine monatliche Versetzung aus einem Orte in den anderen an: einen Monat in den Provinzialstädten, den anderen in den Kreisstädten, den dritten in der Hauptstadt; ein Jahr auf den Militair-Ansiedelungen, das andere zu den Arbeiten für die Schatzkammer, — und es ward dadurch die dienstliche Leistung (Frohn), gegen die frühere Zeit, um das Dreißigfache vermehrt. Da nun zu dieser Leistung Alle — sogar die Kinder des Ministers nicht ausgenommen — verbunden waren, welche die Verpflichtung hatten, eine gewisse Zeit auf den Gränz-Wachtposten zu dienen: so gestattete man wohlhabenden Personen, sich von solcher Verbindlichkeit durch Entrichtung von 300 Kupfermünzen an die Schatzkammer loszukaufen. Die Armen hingegen, welche nicht im Stande waren, diese für die damalige Zeit ansehnliche Summe zu zahlen, begaben sich an ihren Posten; von dort reisten sie nach Monatsfrist an einen anderen Ort und zu einem anderen Dienste, so daß ein großer Theil der Zeit allein durch die Reisen weggenommen wurde; schließlich aber waren sie gezwungen, sich an Andere zu vermiethen, und dadurch ihr Leben zu fristen, die eigenen Familien ihrem Schicksale überlassend. Daher darf man sich durchaus nicht wundern, wenn die Geschichte

sagt, daß auf den Landstraßen ganze Reihen von Leichnamen gelegen haben.

Mit Schi-chuan-di's Tode sank auch die Schöpfung hin, welche sein Genie und sein mächtiger Wille hervorgerufen hatten; es brachen Empörungen aus, und aus der Schaar der vernichteten Lehnfürstenthümer erhob sich auf's Neue Tschu, welches (im Jahre 209) für seine Rechte und seine Unabhängigkeit mit den Nachfolgern Schi-chuan-di's einen Kampf begann. Derselbe wurde mit solcher Unmenschlichkeit und Hartnäckigkeit geführt, daß auf einmal mehr als 200,000 Krieger in die Gruben geworfen wurden; in der Schlacht bei der Stadt Puin-tschen*) der Fluß durch die Leichname gestaut wurde", — bis unter diesen Unruhen endlich ein Stamm-Aeltester überwiegende Macht gewann und das Fürstenthum Chan gründete, welchem es gelang, das durch Blutvergießen ermattete Kaiserthum in seine Gewalt zu bringen (im Jahre 202). Solcher Heldenthat verdankte das Haus Chan seine Berühmtheit; es herrschte mit Glanz, jedoch ebenfalls nicht ohne großes Blutvergießen, denn seine Befestigung auf dem Kaiserthrone kostete dem Stifter dieser neuen Dynastie eine Million Erschlagener und Verwundeter, also daß von den 10 Millionen Seelen, welche zur Zeit der sieben Reiche die Bevölkerung China's ausgemacht hatten, nicht drei Viertheile übrig geblieben waren.

Von der Gründung des Reiches bis zur Thronbesteigung der Dynastie Chan werden bei den späteren Chinesischen Historikern vier Totalsummen für die Bevölkerung China's angeführt, und die mittlere Zahl für diese vier verschiedenen Epochen erhebt sich nur etwas über 10 Millionen. Das erschien Herrn Biot**) nicht eben bedeutend, und nach seinen eigenen auf Nichts gegründeten Berechnungen, und im Widerspruche mit allen Chinesischen Schriftstellern erhöhte er diese Zahl fast um das Doppelte. Das alte historische Werk Schu-zsin stellt uns das Land, in welchem Ansäßigkeit und geordnete Zustände des Reiches ihren Anfang genommen haben, als ein wildes, von dichten, unwegsamen Wäldern bedecktes Gebiet dar, also daß, um eine Stelle urbar zu machen, zuvor auf ihrer ganzen Fläche die Waldung

*) In der heutigen Statthalterschaft Zsjan-ßu, in der Provinz Sjui-tschsou-fu.

**) Journal Asiatique, tome 1. 1836. Mémoire sur la population de la Chine.

ausgerodet werden mußte. Unter der dritten Dynastie Tschʃou, als das Reich schon Selbstständigkeit erlangt hatte, war nur die Hälfte — d. i. kaum der dritte Theil des heutigen China's — bewohnt, und auch diese noch ungleich bevölkert, denn die Bewohner häuften sich um die Flüsse an, und der Ackerbau hatte, in Folge der unzweckmäßigen Einrichtungen, nur geringen Fortgang, wie aus Muin-zsui ersichtlich. Aber selbst diese bevölkerten Gegenden hatten nur Dörfer aufzuweisen, zerstreut, in weiten Abständen von einander; nach einer Bemerkung Guan-zsui's lebten die Hirten vereinzelt, gab es in einem Umkreise von 10 Li keine Bewohner, und enthielt jedes Dorf, der Bestimmung zufolge, nur 8 Familien; sogar die Fürstenthümer waren, nach dem Zeugnisse Muin-zsui's, nicht umfangreich: das Fürstenthum Schan, welches die Dynastie Sja verdrängte, umfaßte nur 10 Quadrat-Li, und das Fürstenthum Tschsou, durch welches die Dynastie Schan gestürzt wurde, gar nur 7 Li. Aus Allem ist ersichtlich, daß Dörfer und Städte sich erst seit den Zeiten der Dynastie Tschsou vermehrt haben, und zwar bestimmter seit dem Zeitpunkte, da der Hof in den Osten, nach Lo-jan, dem heutigen Gouvernement Che-nan, verlegt wurde. Der ganze Süden endlich war von wilden, unabhängigen Stämmen bewohnt.

Wohin sollen nun jene 10,000 Lehnfürstenthümer gesetzt werden, wenn man diese Zahl als eine historische Angabe auffaßt, und nicht vielmehr in figürlicher Bedeutung, im Sinne von „Menge", was der eigenthümlichen Ausdrucksweise der Chinesischen Sprache durchaus angemessen ist, — oder als die Anzahl der Familien und Hauptgeschlechter, aus denen das Reich bestand? Woher will man eine solche Volksmasse nehmen? Es ist bekannt, daß erst seit den Zeiten der Dynastie Zin, im 3. Jahrhundert vor Chr. G., das Reich nach allen Seiten hin eine namhaftere Ausdehnung gewonnen hat, so wie, daß erst spätere Schriftsteller um die Zeit der Geburt Christi — auf Fragmente sich stützend, welche der Zeit und der allgemeinen Vernichtung der historischen Bücher unter Schi-chuan-di durch ein Wunder entgangen sein müßten — die Menge der Bewohner unter den ersten drei Dynastieen berechnet haben.

Zwei Mittel boten sich den Chinesischen Schriftstellern dar, um die Volksmenge in den glücklichen Zeiten der Kaiser Jao und Schun, als der Epoche der höchsten Civilisation, zu bestimmen: die Landes-

eintheilung in Hinsicht der Verwaltung und die Menge des wirklich bestellten Landes. Erstere würde allerdings einen genügenden Bestimmungsgrund bilden können, wenn in den alten Büchern angegeben wäre, wie viel Hauptprovinzen es damals gab, und auf welche, als auf ihr Centrum, sich die niedrigeren Instanzen bezogen. Nimmt man z. B. neun Hauptprovinzen an, wie sie der Fürst Jui gegründet, so wird die Bevölkerung im 23. Jahrhundert höchst unbedeutend sein: nicht über 100,000 Familien und höchstens eine Million Seelen. Die Berechnung nach Maßgabe des Pfluglandes aber kann nichts beweisen, weil die klassischen Bücher kaum anführen, wie viel Quadrat-Klafter auf eine Seele gerechnet wurden, während von der Gesammtmasse des beackerten Landes gar nicht die Rede ist, so daß man zu dessen Bestimmung eine willkürlich angenommene Seelenzahl gelten lassen müßte.

Es ist bemerkenswerth, daß im 23. und im 11. Jahrhundert vor Chr. G. die Zahl der Bewohner fast dieselbe ist, nämlich ungefähr 13 Millionen, und daß der Unterschied nur 150,000 beträgt; dieses bedeutet: nur um eine so unbedeutende Menge ist die Bevölkerung im Laufe von tausend Jahren gewachsen; sogar die Brüche sind in den ersten drei Totalsummen dieselben (923). Alles zusammengenommen beweist, daß die Data oder die Grundlagen, auf welche die Historiker ihre Berechnungen gestützt haben, dieselben und folglich willkürliche gewesen sind. Ohne Zweifel muß unter der Dynastie Tschsou die Volksmenge schon ziemlich ansehnlich gewesen sein, wenn man die Bevölkerung China's in Betracht zieht, wie sie in den Revisionslisten erscheint, welche die Dynastie Chan hat aufstellen lassen, allerdings 200 Jahre nach ihrer Thronbesteigung und bei größerer Ausdehnung der Reichsgränzen; allein man darf mit Sicherheit annehmen, daß im 23. Jahrhundert, der ersten Bildungsperiode des Reiches, die Bevölkerung sich nicht so hoch belaufen konnte, wie sie von den späteren Schriftstellern berechnet wird.

Mit der Befestigung des Hauses Chan auf dem Kaiserthrone kehrte dem, durch die Kämpfe mehrerer Jahrhunderte entkräfteten, Reiche die Ruhe wieder, besonders unter den Kaisern, welche ihre ganze Aufmerksamkeit der inneren Ordnung und der Verbreitung der Aufklärung widmeten, und kriegerischen Unternehmungen fremd blieben. Fast sämmtliche Neuerungen, welche der Zin'sche Kaiser Schi-

chuan-di eingeführt hatte, welche überall Widerspruch erregt, und endlich den Sturz seines Hauses herbeigeführt hatten, eignete man im Gegentheile unter der Dynastie Chan sich vollständig an, und brachte sie in Ausübung. Die Loskaufung vom Dienste führte auf den Gedanken, eine allgemeine Abgabe oder Kopfsteuer einzurichten, und dafür das Volk von der Verbindlichkeit eines Dienstes zu befreien, dessen eigentliche Verrichtung weniger Zeit erforderte, als der zurückzulegende Weg. Dabei waren im Anfange dieser Dynastie Armuth und Dürftigkeit so allgemein, daß der erste Kaiser aus diesem Hause der ärmeren Volksklasse erlaubte, ihre Kinder oder sich selbst als Sclaven zu verkaufen oder zu verpfänden, damit ihr nur irgend ein Mittel des Lebensunterhaltes geboten würde, und dieser Anordnung verdankt jene Art der vertragsmäßig eingegangenen Leibeigenschaft ihren Ursprung, welche bis zu dieser Stunde in China existirt und von der Regierung geduldet wird. In einem solchen Zustande konnte man an Ehebündnisse natürlich gar nicht denken, da die Subsistenzmittel nicht einmal für eine Person ausreichten; die Vermehrung des Volkes hatte daher keinerlei Fortgang, und überall machte sich ein durch die früheren verheerenden Kriege verursachter Menschenmangel bemerklich. Deshalb sah sich im Jahre 189 v. Chr. die Regierung genöthigt, Mädchen von 15 bis 30 Jahren, welche unverheirathet geblieben waren, mit einer schweren Geldstrafe oder einer Leistung zu belegen, welche fünfmal größer war, als für eine erwachsene Mannsperson; nur Leibeigene und Kaufleute unterlagen dieser Steuer nicht, sondern hatten nur die doppelte Abgabe eines volljährigen Bauern zu entrichten. Um die Armuth und die Noth, welche auf dem Volke lasteten, zu beseitigen, und zugleich seine Wohlfahrt und seine friedliche Vermehrung zu befördern, setzte die Regierung die Kopfsteuer auf ihren dritten Theil herab und die Grundsteuer auf ihren dreißigsten.

Die Ruhe des Reiches und dergleichen Erleichterungen, wie sie dem Volke bewilligt worden, verbreiteten überall Zufriedenheit und hoben die Totalsumme der Bevölkerung bedeutend. Freilich unternahm seit dem Jahre 140 v. Chr. der Kaiser U-di gegen die Gränzvölker, namentlich gegen die Schunen und die Hunnen, Kriege, welche während eines Zeitraumes von 50 Jahren große Opfer forderten: das Reich verlor eine unzählige Menge Volkes, und das Volk seinen

vorigen Wohlstand; und wiewohl durch dieses Unternehmen China sein Gebiet erweitert und die Feinde von seinen Gränzen entfernt hatte, so konnten doch jene Erwerbungen die Verluste nicht ersetzen, welche dem Reiche zugefügt worden waren. U-di's Nachfolger entsagten allen kriegerischen Plänen; das Volk legte sich mit besonderem Eifer und ungestört auf den Ackerbau; nach und nach hob sich die Bevölkerung des Reiches wieder, und im 2. Jahre nach Chr. G. war seine Gesammtzahl zu einer solchen Höhe gestiegen, wie weder jemals vor dieser Zeit, noch auch während der übrigen Dauer derselben Dynastie. Sie betrug nämlich 12,233,062 Familien und 59,594,978 Seelen! Auf solche Weise erhob sich in der glücklichsten Epoche, unter der westlichen Dynastie Chan, die Bevölkerung China's zu so großem Ansehen, und das Verhältniß der Seelenzahl zu den Familien, nämlich 48—49 Seelen auf 10 Familien — beweist deutlich, wie sehr die Umstände jener Zeit die Vermehrung des Volkes begünstigt haben.

Plötzlich schwanden die Ruhe und der Wohlstand wieder hin, deren das Reich so lange genossen hatte. Im 5. Jahre nach Chr. G. trat der Minister Wan-man mit Absichten auf den Thron hervor, und erreichte im Jahre 9 n. Chr. seinen Zweck. Dieser Thronraub verursachte 15 Jahre hindurch im ganzen Reiche Unruhen, und an sie schlossen sich sofort neue an, welche von den unter der Benennung „die Rothbrauigen" bekannten Aufrührern erregt wurden. Die Meutereien und die Aufstände, welche 16 Jahre das ganze Land durchtobten, wirkten so zerstörend auf die Bevölkerung, daß nach dem Zeugnisse der Geschichte nur zwei, höchstens drei Zehntel übrig blieben, und daß nach Wiederherstellung des Chan'schen Hauses, als der Krieg aufgehört hatte und Ruhe im Reiche herrschte, — wenn man absieht von einem Erdbeben, welches im Jahre 46 n. Chr. überall die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete, — 32 Jahre nach jenen Ereignissen und im Jahre 57 n. Chr. das ganze Reich nur 4,276,634 Familien und 21,007,820 Seelen zählte. Somit war die Bevölkerung auf den dritten Theil herunter gesunken im Vergleiche mit der Anzahl, welche die Volkszählung des zweiten Jahres der christlichen Aera ergeben hatte.

Ein so merkliches Sinken der Bevölkerung veranlaßte die Regierung zu Maßregeln, welche die frühere Volksmenge wieder herstellen und ihre Vermehrung befördern sollten. Man erließ zu diesem

Zwecke dem Volke sehr oft die Abgaben, befreite es von den Leistungen und gewährte insonderheit den Familien Unterstützung, wie z. B. im Jahre 85 n. Chr. durch die Verordnung, daß jedem Weibe, welches sich in der letzten Periode der Schwangerschaft befände, drei Sack Hirse aus der Schatzkammer verabreicht werden sollten, ihr Ehemann aber auf ein Jahr von der Kopfsteuer frei sein sollte. Bei solcher Fürsorge der Regierung und unter der tiefen Ruhe, deren sich das Reich, nach den Umwälzungen der ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung, ein volles Jahrhundert ohne Unterbrechung erfreute, begann die Bevölkerung sich in sehr raschem Wachsthum zu vermehren. Sämmtliche Volkszählungen, welche nach der Anordnung dieser Dynastie (der östlichen Chan) im Todesjahre der Kaiser vorgenommen wurden, ergaben die erfreulichsten Resultate, nämlich ein stetes Wachsen der Volksmenge; und im Jahre 157 bestand die Gesammtmasse der Bevölkerung aus 10,677,960 Familien und 56,486,856 Seelen.*)

Nachdem eine längere Ruhe im Reiche geherrscht, und nach der für die Volksvermehrung günstigen Periode entbrannte auf's Neue ein Bürgerkrieg, welchen im Jahre 184 die unter dem Namen der „gelben Mützen" bekannten Meuterer erregten. Diese Aufrührer verwüsteten die Hauptstädte, verbrannten die Paläste, zwangen den Kaiser, aus einer Provinz in die andere zu flüchten, und endlich seinen Sitz gänzlich nach Westen zu verlegen; Verwüstung und Zerstörung boten überall ein entsetzliches Schauspiel: Leichname lagen in zahlloser Menge unbeerdigt auf Landstraßen und Feldern; in der heutigen Statthalterschaft Schan-ßi wurden, nach dem Zeugnisse der Geschichte, die abgeschnittenen Finger mit Besen zusammengefegt. Damit nicht zufrieden, riefen die Rebellen auch benachbarte Nomadenstämme herbei, welche mit noch größerer Grausamkeit plünderten, mordeten und überall die Spuren ihres Besuches hinterließen. Fast 30 Jahre hindurch erfüllten diese Unruhen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung; das Volk konnte sich deshalb seinen Beschäftigungen

*) In der Geschichte der Dynastie Chou-chan wird gerechnet: 16,070,906 Familien und 50,066,856 Seelen; allein die späteren Schriftsteller haben auf Grund eines historischen Zeugnisses, daß unter dieser Dynastie auf 10 Familien 52 Seelen gerechnet worden seien, die in der Geschichte aufgeführten Summen verändert, wo die Seelenzahl mit der Zahl der Familien nicht zusammenstimmt, und wo namentlich auf eine Familie nur drei Seelen kommen. Im Texte sind die veränderten Summen angegeben.

nicht ungestört hingeben, der Ackerbau wurde vernachlässigt, und es trat eine allgemeine Hungersnoth ein, welche das Volk nöthigte, seine Wohnsitze zu verlassen und sich Nahrung suchend zu zerstreuen. Unterdessen belastete die Regierung das übrig gebliebene Volk mit drückenden Auflagen, — und alle diese Umstände verminderten die Bevölkerung des Reiches so, daß die Revisionslisten nur $\frac{1}{5}$ der früheren Volksmenge nachwiesen, und der Fall der Dynastie Chan ward dadurch beschleunigt.

Die Stifter der drei Häuser U, Wei und Schu benutzten solche Zerrüttung des Reiches, und es gelang ihnen, einen Theil desselben an sich zu reißen, und auf den Trümmern des Chan'schen Kaiserthumes eine „Dreiherrschaft" zu gründen. Da indeß Jeder von ihnen nicht nur über einen gewissen Theil, sondern über das ganze China herrschen und Kaiser desselben weitläufigen Reiches sein wollte, welches das Haus Chan beherrscht hatte: so währte der innere Krieg noch 60 Jahre und übte einen zerstörenden Einfluß auf die Bevölkerung des Landes. Jedes dieser Reiche trachtete nach einer größeren Volksmenge, um mit besserem Erfolge im Bürgerkriege auftreten zu können, und nach größeren Staatseinkünften, welche ebenfalls durch eine zahlreichere Bevölkerung bedingt werden. Allein die langjährigen Kriege hatten die Zahl des kräftigen und gesunden Volkes, welches vorzugsweise den Absichten der Regierung entsprach, verringert, während Viele in so stürmischer Zeit sich verborgen hielten und von Ort zu Ort schweiften, um dem Steuerdrucke zu entgehen. Solchen Menschenmangels wegen waren die Regierungen der Reiche Schu und U genöthigt, Fahrzeuge nach den benachbarten Inseln zu schicken, um die dortigen Einwohner einzufangen und auf das Festland zu führen, damit durch diese das Feld bestellt und der Dienst versehen würde. Unter so ungünstigen Verhältnissen blieb die Bevölkerung China's sogar weit hinter der numerischen Stärke zurück, welche sie selbst in der Unglückszeit der Dynastie Chan besessen hatte; denn die auf uns gekommenen Revisionslisten, welche von den drei Regierungen zu verschiedenen Zeiten, zwischen den Jahren 221 und 240 n. Chr., aufgestellt worden sind, ergeben als Totalsumme der Bevölkerung China's während der „Dreiherrschaft" nur 1,473,433 Familien und 7,672,881 Seelen, wobei Männer und Weiber jeder Volksklasse sowohl, als das niedere Volk, gezählt worden sind.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß ungeachtet der Zerrüttungen und der inneren Kämpfe die wirkliche Bevölkerung der damaligen Epoche eine größere Zahl ergeben müßte, und daß deren Geringfügigkeit sich aus den Verwirrungen des Reiches erklärte, unter welchen eine ordentliche Volkszählung unmöglich war. Dies wird durch folgenden Umstand bestätigt. Als im Jahre 280 das Haus Zsin ganz China unter eine Herrschaft vereinigt hatte, und als die Flüchtigen in ihre früheren Sitze zurückgekehrt waren, wiesen die Listen der damaligen Bevölkerung des Reiches 2,459,804 Familien und 16,163,863 Seelen nach, folglich doppelt so viel, wie man in der Periode der Dreiherrschaft gezählt hatte.

Die Integrität China's, als Kaiserthumes, und die Ruhe des Reiches, wie das Haus Zsin sie hergestellt, dauerten nicht gar lange. Schon nach 25 Jahren, im Jahre 305, bildeten sich im Innern des Kaiserthumes zwei vom Hause Zsin unabhängige Reiche; und dieses Beispiel veranlaßte auch andere Nachkommen früherer Regentenhäuser, oder benachbarte Nomadenvölker, den Versuch zu machen, ob sie etwa mit den Waffen in der Hand innerhalb des Chinesischen Kaiserreiches Herrschaften und Unterthanen für sich entdecken könnten, also daß während der übrigen Regierungszeit des Hauses Zsin (305—419) sich noch 16 unabhängige Reiche in China bildeten. Die Geschichte dieser 114jährigen Periode hat nur eine lange Reihe von Wirren und inneren Kämpfen zu berichten. Im Jahre 420 mußte das Zsin'sche Haus, durch das Ringen mit solcher Vielherrschaft erschöpft, den Thron an seinen Feldherrn überlassen, den Gründer des Hauses Sun, welches eben so wenig vermochte, das Kaiserthum in seinem früheren Umfange herzustellen; denn zu jener Zeit hatte das Mongolische Haus Wei (Toba), nach Zerstörung der 16 Reiche, sich das ganze nördliche China unterworfen, und es herrschten demzufolge im Jahre 440 zwei Dynastieen im Kaiserthume. Weil aber jedes nach der Herrschaft des Ganzen strebte, so fanden weder die Unterthanen der nördlichen, noch die der südlichen Dynastie Ruhe und Erleichterung; der Kriegslärm schwieg nicht, große Ausgaben verlangten entsprechende Einkünfte, und es wurden deswegen dem Volke noch drückendere Leistungen und Abgaben, besonders im südlichen Reiche Sun, auferlegt.

Ueberhaupt muß man sagen, daß während der Periode der Vielherrschaft im 4. und 5. Jahrhundert der christlichen Aera die drücken-

den doppelten Steuern, die überhäuften Dienste für die Schatzkammer, die Härte der Regenten in den kleinen Reichen, der Müßiggang, die Sorglosigkeit und die nicht seltene Willkür der Beamten — daß dieses Alles das Volk moralisch und physisch niederdrückte. Zwar erließen die Kaiser dieser Zeit viele vortreffliche Verordnungen, welche, von den späteren Dynastieen wieder aufgenommen, in Friedenszeiten das Glück der Unterthanen gründeten; allein in einer Epoche, da die Wunden, welche ein langes Blutvergießen dem Reiche geschlagen hatte, noch zu tief waren, und das Volk keine bestimmten und dauernden Wohnsitze hatte, konnten auch die weisesten Verordnungen das Volk nicht von dem Elende der Zeit erretten: unter den allgemeinen Mißbräuchen verloren die Gesetze bald ihre Kraft. Bei einer solchen Lage der Dinge entwickelte sich aus der allgemeinen Armuth und Noth eine derartige Landstreicherei, wie sie bis zu dieser Zeit, ungeachtet aller politischen Umwälzungen, in China noch nicht vorgekommen war. Die untere, steuerpflichtige Volksklasse suchte ihr Leben aus den Kriegsgräueln zu retten, suchte sich loszumachen von den maßlos drückenden Auflagen, welche ihre Arbeiten und ihr Erbtheil verschlangen, und verließ — wobei allerdings Manche der Gewohnheit des Müßigganges und schlechten Neigungen folgen mochten — die Staatsländereien, das eigene Haus und das Vaterland, um von Ort zu Ort zu schweifen und ihren Unterhalt durch jegliches Mittel zu suchen.

Dieser Zustände, so wie nicht minder der gränzenlosen Noth des Volkes und der Schwäche der Regierung, verstanden die mächtigen und reichen Häuser sich zu ihrem eigenen Vortheile mit großem Erfolge zu bedienen. Sie hatten bei verschiedenen Gelegenheiten, zur Zeit der politischen Wechsel, eine Menge Landes erworben, und machten nun dem herumschweifenden verarmten Volke den Vorschlag, gegen die Hälfte der Kron-Abgaben Ländereien von ihnen in Pacht zu nehmen; das durch die Schatzkammer-Frohnen ausgemergelte Volk aber nahm dergleichen Vorschläge der Reichen mit Freuden an, während Viele, um ihr Leben zu fristen, sich solchen Häusern sogar als Diener anschlossen. Dieser Mißbrauch dehnte sich dermaßen aus, daß man in einem reichen Hause wohl hundert, in manchen gegen tausend Familien zählen konnte, und es entzog sich auf solche Weise, von den Reichen gegen die Nachforschungen der Regierung geschützt, eine bedeutende Volksmenge der Revision und den Kaiserlichen Abgaben.

Sobald die Regierung durch eine abgehaltene Volkszählung in Erfahrung gebracht, daß viele Familien ihren Wohnort verlassen hatten und sich versteckt hielten, legte sie, um diesem Uebel zu steuern, alle Leistungen der Flüchtlinge den Verwandten und Nachbaren derselben auf, welche im Orte zurückgeblieben waren, und dem Staate noch, wenngleich mit Noth und Mühe, nützlich waren. Diese Maßregel hatte wahrscheinlich den Zweck, die Verwandten und Nachbaren dahin zu bringen, daß sie der Regierung bei Aufsuchung der Flüchtigen behülflich wären, — brachte aber eine völlig unerwartete Wirkung hervor. Die Bauern, ohnehin mit Steuern für sich und die Ihrigen überbürdet, sollten jetzt gar doppelte Abgaben, für sich und für die Entlaufenen, entrichten, verließen deshalb, obwohl ungern, ihren Wohnsitz ebenfalls, und folgten dem Beispiele ihrer längst entwichenen Verwandten und Nachbaren.

Dennoch vermochten weder diese Zustände der ansehnlichsten Volkskasse, noch die inneren, fast 200 Jahre dauernden Kriege, die Bevölkerung China's zu vermindern. Die in verschiedenen Zeiten des 4., 5. und 6. Jahrhunderts von den Regierungen der kleinen Dynastieen während ihrer kurzen Herrschaft aufgestellten Bevölkerungslisten sind entweder unter den Staatsumwälzungen zu Grunde gegangen, oder sie gestatten doch, wenn auch der Zerstörung entgangen, keinen Schluß auf die Bevölkerung des gesammten China's in jener Epoche, und es läßt sich nicht bestimmt angeben, um welche Größe die Zahl seiner Bewohner damals gesunken sei. Auch die Vereinigung China's unter eine Herrschaft durch die Dynastie Sui kann diese Frage nicht vollständig lösen: im Jahre 581 wurden dem Stifter des Hauses Sui von der Dynastie Tschsou 3,599,604 Familien und 9,009,604 Seelen übergeben, und im Jahre 589, nach der Eroberung des Reiches Tschen, wiesen die Zählungslisten des unterworfenen Volkes 500,000 Familien *) auf; mithin betrug in der Epoche der Vereinigung China's unter einer Herrschaft seine Gesammtbevölkerung 4,099,604 Familien und ungefähr 11,000,000 Seelen.

Die Monarchie machte allen Verwirrungen und Kriegen, welche das Reich 250 Jahre hindurch erschüttert hatten, ein Ende, und all-

*) Da man drei Seelen auf eine Familie zu rechnen hat, so sind ihrer 1,500,000 auf 500,000 Familien zu zählen.

gemein kehrten Friede und Ruhe für China wieder; allein seine Volksmenge war noch sehr gering, verglichen mit dem, was sie vor 500 Jahren unter der Dynastie Chan gewesen war. Die Regierung begriff die wahre Ursache einer so übermäßigen Abnahme des Volkes bald. Die erste und wichtigste lag in den höchst drückenden Abgaben, welche unvermeidlich waren zur Zeit der Vielherrschaft, als ein Haus mit dem anderen in beständiger Fehde lebte, und welche die steuerpflichtige Volksklasse bewogen hatten, Vaterland, Haus und Habe zu verlassen, um den Revisionen und den Steuern zu entrinnen. Ein solches Wanderleben erzeugte allgemeine Dürftigkeit und verhinderte eine friedliche Vermehrung des Volkes. Eine zweite Ursache war die Erstarkung der reichen Privathäuser, welche den Heimatlosen eine Zufluchtsstätte eröffnet hatten, und, nachdem sie dieselben verpflichtet, ihnen gegen eine gewisse Abgabe ihre Felder zu bearbeiten, sie nicht selten hart und despotisch behandelten. Darin lag weder für die Armen, noch für die Regierung der mindeste Nutzen; denn die Ersteren konnten ihren Zustand nicht verbessern, da sie ihr früheres, unbewegliches Eigenthum verloren hatten und in vollständiger Abhängigkeit von ihren Grundherren standen, — Letztere aber erhielt die gesetzlichen Steuern nicht.

Unter diesen Verhältnissen schlug der Sui'sche Minister Gao-zsjun Maßregeln vor zur Ausrottung der Landstreicherei, welche sich unter den getheilten und kraftlosen Regierungen eingeschlichrn hatte. Er beauftragte Beamte mit einer strengen Volkszählung, in welche unweigerlich Alle einbegriffen werden mußten, welche sich in den reichen Häusern verborgen hielten; auf dem geringsten Fehler aber — Uebergehung, oder absichtlicher Verheimlichung — ruhte strenge Verantwortlichkeit sowohl des Beamten, wie des Grundherrn, und Demjenigen, welcher einen Uebergangenen anzeigte, war es gestattet, diesen an seiner Stelle für den Schatzkammer-Dienst zu verwenden. Damit in der Folge das Volk keine neue Veranlassung zum Entweichen hätte, erleichterte Gao-zsjun die Abgaben und Leistungen und traf außerdem Einrichtungen, welche dem Volke Ruhe, Zufriedenheit und Ueberfluß verschafft, und die besondere Aufmerksamkeit und die Nachahmung der nachfolgenden Jahrhunderte verdient haben. Die ausgewanderten Armen kehrten, nachdem sie in die Revisionslisten eingetragen worden waren, sämmtlich in ihre Heimath zurück;

unter geringen Steuern beschäftigte sich das Volk friedlich mit Ackerbau und anderen Gewerben, empfand in Allem Erleichterung und Zufriedenheit und wuchs an Zahl, — daher 18 Jahre nach der Befestigung des Sui'schen Hauses auf dem Throne des ganzen Chinesischen Kaiserthumes die Bevölkerung auf die doppelte Familienzahl gestiegen war, im Vergleiche mit dem Jahre 589. Die nach den neuen Anordnungen vorgenommenen Zählungen lieferten günstige Resultate und bekundeten den hohen Werth der getroffenen Maßregeln. Die Geschichte hat uns die Ergebnisse der Revision des Jahres 606 aufbewahrt, welche mit besonderer Strenge und Sorgfalt ausgeführt worden ist; sie weist 8,907,536 Familien und 46,019,956 Seelen nach, und es ist dieses die größeste Totalsumme der Bevölkerung China's im 7. Jahrhundert, wie überhaupt nach dem Falle der Dynastie Chan.

Allein nach dem raschen Wachsthume sank auch die Volkszahl China's eben so rasch. Im Jahre 605 stieg Jan-di auf den Thron, und sofort wurden gewaltige Arbeiten unternommen: die Erbauung der Hauptstadt in Lo,*) wozu monatlich gegen 2,000,000 Arbeiter verwendet wurden; die Verbindung des Flusses Lo-schui mit dem Chuan-che (dem Gelben) und dem Chuai; die Ableitung des Flusses Zin-che Behufs seiner Verbindung mit dem Gelben Flusse; die Fortführung der Großen Mauer auf 1000 Li von Osten nach Westen. Für alle diese Arbeiten wurden abermals über 1,000,000 Menschen zusammengetrieben, und in Ermangelung der Männer verwendete man auch Weiber. Von der ganzen Arbeitermenge aber starben mehr als die Hälfte. Bald darauf ward ein Feldzug nach Chu-chenor, gegen den König von Togon unternommen, bei welcher Gelegenheit $^3/_{10}$ der Armee umkamen; zu dreien Malen zog man gegen die östlichen „Fremden" aus, und die dabei verwendeten Truppen beliefen sich im Ganzen auf mehr als 1,000,000, während das Fuhrwesen doppelt so viel erforderte. Dergleichen Unternehmungen machten große Ausgaben nöthig, zu deren Deckung man die Steuern auf mehrere Jahre voraus eintrieb. Das Volk aber wurde durch diese unzeitigen und lästigen Erhebungen und durch die häufigen Heranziehungen zum Krondienste in Noth versetzt, zerstreute sich von

*) Lo-jan, in der Statthalterschaft Che-nan.

Neuem und begann wieder zu vagabundiren; die vorige Armuth und Dürftigkeit kehrte zurück; bald lebte im Reiche von zehn Menschen nur einer auf ehrliche Weise: die übrigen 9/10 verschafften sich den Lebensunterhalt durch Diebstahl, Plünderung und Straßenraub. Solche Zerrüttung des Staates benutzten mächtige Fürsten, desgleichen die Nachkommen früherer Regentenhäuser und die Oberfeldherren; wiederum tauchten Gelüste auf, neue Dynastieen zu gründen, erhoben sich Empörer, welche blutige Kriege im Innern des Kaiserreiches veranlaßten. Um den Gefahren dieser Aufstände zu entgehen, zerstreute sich das Volk dergestalt, daß, als das Sun'sche Haus gestürzt war, und die neue Dynastie Tan, nach Vernichtung aller Prätendenten, sich auf dem Throne des Kaiserthums festgesetzt hatte, dieselbe nur den dritten Theil, nämlich 3,000,000 Familien, in die Zählungslisten eintragen konnte.

Obgleich die seit der Thronbesteigung der Dynastie Tan unternommenen Kriege gegen die Bewohner Turkestans, Korea's, — mit deren Gefangenen die Ansiedelungen an den Flüssen Zsjan und Chuai vervollständigt wurden, — und gegen andere Völker, welche außerhalb der Großen Mauer wohnten, einen glücklichen Ausgang hatten und Gelegenheit boten, die Gränzen des Kaiserthums auszudehnen und ihm mehrere Millionen Menschen zu unterwerfen: so blieb dennoch die Bevölkerung China's in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts sehr weit hinter der numerischen Stärke zurück, welche sie unter der Dynastie Sui besessen hatte.

Die Regierung war sehr besorgt wegen des auffallenden Mißverhältnisses zwischen dem ausgedehnten Ländergebiete und der vorhandenen Einwohnermenge. Zur Erleichterung der Volksernährung wurde zunächst ein bestimmter Preis für alle Gegenstände festgesetzt; dazu kam, daß mehrere Jahre hinter einander die Ernte überall sehr reich ausfiel, und die Lebensmittel zum niedrigsten Preise verkauft wurden: die Bevölkerung begann unter so glücklichen Umständen ansehnlich an Zahl zu wachsen. Allein im Jahre 682 verursachten gewaltige Regengüsse in der Provinz der Hauptstadt eine große Hungersnoth, und der Preis des Getreides stieg um 100 Procent; damit verbanden sich Krankheiten und eine allgemeine Seuche, welche eine bedeutende Volksmenge hinwegrafften. Dessenungeachtet mehrte sich die Bevölkerung und näherte sich dem Revisionsresultate der Dy-

nastie Sui, denn die Volkszählung, welche unter der Kaiserin U-tai-chou vorgenommen wurde, ergab 6,356,141 Familien, d. h. doppelt so viel, wie man im Anfange dieser Dynastie gezählt hatte.

Inzwischen war durch die Beamten-Willkür, welche den höchsten Grad erreicht hatte, und durch die Verheerungen, welche die Heuschrecken in vielen Provinzen des Reiches angerichtet, das Volk abermals zum Entweichen veranlaßt worden. Um diesem Uebelstande zu begegnen, hatte man besondere Beamte für die Beaufsichtigung der Landbewohner und des Ackerbaues angestellt, und sämmtlichen Behörden zur Pflicht gemacht, die wanderlustige Volksklasse zu ermahnen, daß sie an ihrem beständigen Wohnorte verbliebe; falls aber dergleichen temporäre Einwohner nicht binnen einer bestimmten Frist heimgekehrt wären, dieselben an dem Orte zu belassen und einzuschreiben, wo sie sich am Schlusse dieser Frist befänden. In die verödeten Gegenden wurden Bewohner aus anderen Provinzen gerufen, und denselben auf sechs Jahre gewisse Erleichterungen bewilligt; überhaupt wurden die Frohnen um drei Tage monatlich abgekürzt, die Grundsteuer beträchtlich erniedrigt; den Aufsehern der Kornmagazine war auf's Strengste untersagt, willkürlich Getreide zu verabfolgen, damit man im Falle eines Mißwachses dem Volke helfen und eine Preiserhöhung der Lebensbedürfnisse verhüten könnte. Diese Anordnungen hatten rasch den gewünschten Erfolg: die Lebensmittel wurden wieder überall sehr billig, und die Theuerung aller Gegenstände verschwand im ganzen Reiche; überdies konnte man die weitesten Reisen, auf mehrere Tausend Li unternehmen, ohne sich mit Waffen zu versehen, — so ruhig und sicher war es im Lande.

Bei solchem Wohlstande des Volkes und unter der vollkommenen Ruhe des Reiches stieg die Volksmenge fortwährend. Im Jahre 742 gab es 8,348,395 Familien und 45,311,272 Seelen; im Jahre 755 aber 8,914,709 Familien und 52,909,309 Seelen, ungeachtet der schrecklichen Verwüstung, welche im Jahre 754 durch das Austreten der Bergströme in den beiden Hauptprovinzen Schan-ßi und Che-nan verursacht worden war, wo die Häuser und Mauern ganzer Stadttheile einstürzten, während gleichzeitig die Bewohner dieser Provinzen durch eine furchtbare Hungersnoth, die Folge der großen Theuerung, aufgerieben wurden. — Auch ist dieses die höchste Zahl, welche die Bevölkerung China's unter der Dynastie Tan erreicht hat.

Da übrigens unter jenen Verhältnissen die Zahl der Entweichenden und Umherschweifenden sich täglich mehrte, und dieselben nicht in die Revisionslisten kamen, so muß man die Gesammtbevölkerung bedeutend höher veranschlagen, und darf ohne Uebertreibung als Totalsumme für jene Epoche wenigstens 75,400,000 Seelen annehmen, obwohl eine solche Annahme historisch nicht begründet werden kann.

Nach dieser glücklichen Periode trat eine Zeit der Krisis ein, in Folge deren die Bevölkerung sank, ohne unter dieser Dynastie sich wieder heben zu können. In demselben Jahre (755) nämlich wurde durch An-lu-schan, den Generalgouverneur der nordöstlichen Provinzen und Anführer einer, gegen Ki-dan aufgestellten, 150,000 Mann starken Armee, ein Aufstand wider die Regierung erregt, und die daraus hervorgehenden Ereignisse schlugen dem Reiche tiefe Wunden und rissen Millionen in das Verderben. Ungestraft durfte das Volk wiederum seine Ortschaften verlassen; es schweifte im Lande umher, und nicht lange währte es, so bildeten sich Räuberbanden. Bald darnach begann ein 150 jähriger Kampf mit dem Tibetanischen Reiche. Dieser Krieg, welcher größtentheils an den Westgränzen geführt wurde, war für China mit namhaften Verlusten, nicht nur zahlreicher Heere, sondern sogar ganzer Provinzen verbunden. Die Anzahl der Soldaten, im ganzen Reiche um ein Drittel vermehrt, betrug im Ganzen 830,000 Mann, welche auf Kosten des Landmannes lebten und unterhalten wurden; daher deckten die Staats-Einnahmen bei weitem die täglich wachsenden Ausgaben nicht; das Volk aber, durch die Schwäche der Regierung ermuthigt, machte immer kühnere Versuche, sich den Steuern zu entziehen, und endlich wurde die Landstreicherei zur allgemeinen Sitte, obgleich die Regierung verordnet hatte, daß die bewegliche und unbewegliche Habe der Entwichenen eingezogen werden sollte, wenn sie bis zu einem bestimmten Termine nicht zurückkehrten. Demzufolge sanken die Totalsummen der Bevölkerungslisten schnell, und die Zählung des Jahres 780, für welche der Hof außdrücklich Große abgeordnet hatte, ergab nur 3,805,076 Familien.

Da nun die Menge der in den Volkslisten Verzeichneten so gering war, so konnte man sich kaum auf die gewöhnlichen, nicht eben zu lästigen Abgaben beschränken, um so weniger, als im Jahre 760, mit dem Sinken der Revisionslisten, die Zahl der steuerpflichtigen

Seelen sich noch mehr verminderte. Die Regierung sah sich deshalb zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben genöthigt, die früheren Auflagen zu verdoppeln, indem sie zugleich das bisherige System der Steuern und Leistungen abänderte. Diese Maßregel, verbunden mit den ausgedehntesten Mißbräuchen der Beamten, welche, nach dem Ausdrucke der Chroniken, „die Seen austrocknеten, ohne zu bedenken, daß auch die Fische verschwinden,“ führte eine allgemeine Verarmung herbei und in ihrem Gefolge eine noch größere Landstreicherei, also daß in manchen Provinzen nur die Hälfte der Bewohner übrig blieb, in anderen noch weniger. Um dem zu begegnen, verordnete die Regierung, daß den Flüchtlingen, welche nach zweijähriger Abwesenheit zurückkehren würden, ihr Eigenthum zurückgegeben, die auf sie fallende Steuer aber bis dahin von ihren Verwandten und Nachbaren eingezogen werden sollte. Dadurch ward dem Unwesen einigermaßen gesteuert, denn die Letzteren waren jetzt der Regierung behülflich, die Ausreißer zu entdecken und zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Eben so setzte man, um die Bevölkerung zu mehren, dem mächtig um sich greifenden Buddhismus Schranken, weil seine Bekenner, zum Theil aus frommem Eifer, zum Theil aus Scheu vor den Frohnen, Mönche wurden: im Jahre 845 mußten mehr als 265,000 Seelen beiderlei Geschlechts in die Weltlichkeit zurücktreten. Alle Versuche der Regierung, die Volkszahl zu heben, hatten übrigens nur unerhebliche Erfolge; denn im Laufe von 150 Jahren, — der übrigen Zeit des sturmvollen Lebens dieser Dynastie, während das Reich durch innere und äußere Kriege auf allen vier Seiten, durch Mißwachs und durch schlechte Verwaltung litt, — lieferten die Volkszählungen fortwährend höchst unbedeutende Resultate: von 2 bis 5 Millionen Familien, d. h. es hatte sich gegen das Ende dieser Dynastie die Anzahl der Familien etwa um 3 Millionen vermindert.

In völliger Ohnmacht endete die Dynastie Tan ihr fast 300jähriges Dasein (i. J. 907), und mit ihrem Falle verschwand auch China's politische Einheit wieder; denn die neue Dynastie Ljan war nicht im Stande, ihre Herrschaft über das ganze Kaiserthum auszudehnen, was der Gründer dieses Hauses allerdings beabsichtigte, als er seinen Kaiser tödtete; von Neuem ward China zerstückelt und die Beute verschiedener Regierungen; von Neuem nomanisirenden Erobern eine breite Heerstraße im Innern des Kaiserreichs aufgeschlossen.

Fünf Dynastieen wechselten in 53 Jahren, während gleichzeitig zehn Häuser getrennt und unabhängig ihre zufällig und ohne Verdienst erworbenen Fürstenthümer regierten.

Während dieser ganzen Zeit wüthete ein Bürgerkrieg, welcher eine zahllose Menge Volkes fortraffte; es haben sich indeß keine Bevölkerungstabellen aus der damaligen Periode erhalten. Im Jahre 960 fiel der Thron dem Hause Sun zu; aber auch dieses konnte während seines langen Daseins die vereinzelten Theile China's nicht zu einem einzigen politischen Körper vereinigen, weil im Nordosten Kidan, und in Ordos das Tangutische Haus Sja schon mächtige Reiche bildeten, während das Sun'sche Haus noch im Süden mit den kleinen Herrschern für die Integrität des Kaiserreiches kämpfte.

Gegen das Ende der Dynastie Tan, als die Regierung vorzugsweise durch den Westen und durch innere Unruhen in Anspruch genommen wurde, waren diese beiden Reiche entstanden, hatten sich während der fünf Dynastieen (908—960) gekräftigt, und drängten sich in dem Maße, wie ihre Macht zunahm, immer tiefer in das Innere der Großen Mauer, mit jedem Jahre ganze Provinzen China's an sich reißend, und die Zahl ihrer Unterthanen mehrend. So waren alle nordöstlichen und nördlichen Provinzen, Tschsi-li, Schan-dun und San-ßi in die Gewalt der Kidaner gekommen, Schan-ßi aber, Gan-ßu, ein Theil von San-ßi und sogar Che-nan dem Hause Sja zugefallen. Unter solchen Umständen hatten sich die Gränzen des Kaiserreiches bedeutend verengt, und es muß folglich auch die Bevölkerung China's unter der Dynastie Sun an Zahl geringer erscheinen, als unter der Dynastie Tan.

Nach der Vernichtung der kleinen Herrschaften im Jahre 997 zählte das Sun'sche Haus in seinen Volkstabellen nur 4,132,576 Familien. Hierauf trat eine kurze Ruhe für das Reich ein, und die Bevölkerung begann sich allmälig zu vermehren, da die Regierung für den Wohlstand des Volkes Sorge trug, besonders aber, seitdem sie Maßregeln getroffen hatte, welche die persönliche Freiheit der Unterthanen sicher stellten.

Wir haben gesehen, wie nach dem Falle des Hauses Chan, als das Kaiserthum in mehrere Stücke zerfallen war, die Einwohner durch schwere Auflagen genöthigt wurden, von Ort zu Ort zu wan=

dern, und von Privatbesitzern Ländereien in Pacht zu nehmen. Dieses Umherziehen herrschte unter allen Dynastieen, da die Verordnungen und Maßregeln, welche man in verschiedenen Zeiten traf, nicht im Stande waren, dasselbe völlig auszurotten. Abgesehen nun davon, daß die bezeichnete Volksklasse, indem sie von Privatgrundherren Land pachtete, die Kronländereien verließ, und daß diese fortan der Regierung keinen Nutzen brachten, so wurde sie durch das beständige Umherschweifen in die äußerste Dürftigkeit versetzt und war nicht selten gezwungen, ihre Kinder oder ihre jüngeren Verwandten und sogar sich selbst an die reichen Häuser zu verpfänden. Diese Knechtschaft vernichtete den Menschen vollständig und raubte ihm jede Möglichkeit, Eigenthum zu erwerben, und dadurch den Unterhalt und das Glück seines eigenen Lebens und seiner Familie zu sichern. Indessen waren im Laufe mehrerer Jahrhunderte Landstreicherei und Leibeigenschaft dem Volke dergestalt zur Gewohnheit geworden, und hatten sich so mit den Sitten der Bewohner verschmolzen, daß die Regierungen durch keinerlei Maßnahmen diesen Strom zu hemmen vermochten.

Das Haus Sun ergriff andere Mittel, um das Loos der Umherziehenden und Elenden zu erleichtern. Da die Regierung wußte, daß die Rückkehr in den früheren Wohnort für die Armen nicht leicht, für die Schatzkammer aber beschwerlich war, so traf sie Vorkehrungen, welche zum Zwecke hatten, die häufige Uebersiedelung des Volkes aus einem Orte in den andern zu verhindern. Sie machte es nämlich den Landeshauptleuten zur Pflicht, der armen, umherziehenden Menschenklasse zuzureden, daß sie in ihrem Kreise und in dem dermaligen Wohnorte verbliebe, — und derjenige Beamte, welcher die größere Menge temporärer Einwohner in seinem Kreise ansäßig gemacht hatte, besaß auch Anspruch auf größere Belohnungen. Damit endlich arme und überhaupt temporäre Einwohner im Drange der Noth sich ihrem Grundherrn nicht auf immer, oder auf Zeit verschreiben und auf solche Weise sich zu Sclaven machen möchten, drohte die Regierung Allen Strafe an, welche mittelst solcher Verschreibungen sich beständige Diener verschaffen würden; für Diejenigen aber, welche sich vorlängst aus Armuth versetzt hatten, zahlte sie den Herren ein Lösegeld.

Diese Maßregeln vermehrten die Zahl des steuerpflichtigen Volkes und erhöhten die Bevölkerung des Reiches. Im Jahre 1201 zählte sie 8,677,677 Familien und 19,930,320 Seelen; im Jahre

1080 hatte sie sich schon auf das Doppelte erhoben, nämlich bis zu 14,852,684 Familien und 33,303,889 Seelen; und im Jahre 1102 bestand die Bevölkerung des Sun'schen Reiches aus einer so großen Menge, wie sie die folgenden Perioden dieser Dynastie nicht mehr gekannt haben, denn die Gesammtzahl lautete damals: 20,019,050 Familien und 43,820,769 Seelen.

Leider waren indeß Schelmerei und Betrügerei den Sun'schen Beamten nur zu bekannt. Wohl hatte die Regierung den ländlichen Behörden die Pflicht auferlegt, die umherziehende Volksklasse in ihren Bezirken anzusiedeln, und hatte Belohnungen ausgesetzt, welche der Menge der angesiedelten Familien entsprachen; allein die Beamten brachten diese wohlthätige Maßregel der Regierung in einer ganz anderen Weise zur Ausführung. Statt nämlich einfach die schweifende Volksklasse zum Bleiben zu bewegen, und den Ankömmlingen Unterhalt und Ruhe zu vermitteln, waren die Beamten nur darauf bedacht, wie sie die Anzahl der Familien oder der Häuser in ihrem Bezirke vermehren, und dadurch sich den Weg zur Beförderung und zu den Gnadenerweisungen der Regierung erschließen könnten. Zu dem Ende theilten sie die Häuser, welche in einer Familie mehrere männliche Seelen hatten, und erlaubten zwei erwachsenen Brüdern nicht, beisammen zu wohnen, und eine einzige Familie zu bilden; natürlich wurde durch diesen allgemeinen Mißbrauch die Zahl der Familien vergrößert, die Seelenzahl aber war, im Verhältnisse zur Häusermenge, unbedeutend, weil sich die wirklich vorhandene Zahl der Individuen nicht mit einer erdichteten vertauschen läßt, indem sonst, mit Erhöhung der Seelenzahl, auch die Menge der Steuern und der für den Kaiserlichen Dienst brauchbaren Personen sich vermehren müßte. Sämmtliche Volkszählungen zur Zeit der Sun'schen Dynastie tragen den Stempel solchen Mißbrauches der damaligen ländlichen Obrigkeiten an sich: in allen historischen Angaben verhält sich die Menge der Seelen zur Anzahl der Familien, wie 2 : 1, und es fielen folglich auf eine Familie nur zwei Seelen, zuweilen weniger, niemals aber drei; weßhalb denn auch allein die Seelen-Listen officielle Glaubwürdigkeit besitzen, während die Summen der Familien nicht die geringste Aufmerksamkeit verdienen. *)

*) Diese Sonderbarkeit in den Volkszählungen der Sun'schen Dynastie ist Herrn Biot zwar aufgefallen, hat ihn aber zu falschen und seltsamen Annah-

Es ist oben gesagt worden, daß unter der Dynastie Sun die Bevölkerung niemals so groß gewesen ist, wie im Jahre 1102; seit dieser Zeit aber begann sie wieder zu sinken. Die Ursache einer solchen Verminderung des Volkes muß in den damaligen Zuständen des Reiches gesucht werden. Zwei auswärtige Reiche, Kidan und Sja, welche viele Provinzen innerhalb der Großen Mauer erobert hatten, waren dem Sun'schen Hause sehr gefährlich, und da dieser Umstand dasselbe höchlichst beunruhigte, so verabsäumte seine Regierung kein Mittel, um Jene hinter die Große Mauer zurückzudrängen. Schon im Jahre 979 begann die Sun'sche Regierung, bald mit dem Ordos'schen Chanate Sja, bald mit dem nördlichen Hofe China's, Kidan, Krieg zu führen: Hunderttausende wurden in Bewegung gesetzt, und in eben solcher Menge kamen die Soldaten durch das Schwert des Feindes um; Niederlage folgte auf Niederlage; fast jeder Krieg endete mit dem Verluste eines zahlreichen Heeres, mit Abtretung ganzer Pro-

men verleitet. Ohne zu berücksichtigen, daß unter der Dynastie Sun die Gränzen China's beträchtlich enger geworden waren, im Vergleiche mit den vorhergehenden großen Dynastieen, daß folglich in demselben Maaße auch die Zahl der Bewohner sich verringert haben mußte, — und ohne die Andeutungen des Chinesischen Autors hinsichtlich des oben erwähnten Mißbrauches der Beamten verstanden zu haben, hat Herr Biot eine Berechnung der gesammten Einwohner-Menge angestellt, wobei er die Angabe der Chinesischen Schriftsteller für die Totalsumme der steuerpflichtigen Seelen genommen hat. In der Revision des Jahres 1080 indessen, welche mit aller Umständlichkeit bei Ma-duan-lin (den auch Herr Biot benutzt hat) mitgetheilt ist, wird die Familien- und Seelenzahl der beständigen und der temporären Einwohner — jeder Gattung besonders — deutlich angegeben, und unmittelbar darauf wird auch die Zahl derjenigen angeführt, welche den Schatzkammerleistungen unterworfen waren. Gegen dergleichen Angaben sich ohne gewichtige Gründe auflehnen zu wollen, wäre seltsam. Außerdem zieht Herr Biot, zur Unterstützung seiner Ansicht, die Volkszählung des Jahres 1290 heran, als ganz China durch die Mongolen zu einem Reiche vereinigt war; es fällt aber in die Augen, daß diese Zählung eine ansehnlichere Totalsumme zeigen muß, als die Revisionen des Hauses Sun, welches nur die Hälfte China's beherrscht hat. Wenn man die Volksmenge unter dem Sun'schen Hause, welches den Süden China's beherrschte, zu der Volksmenge der Dynastie Gin addirt, welche sich den ganzen Norden unterworfen hatte: so bildet die Bevölkerung in diesem Jahrhundert der Herrschaft zweier Dynastieen eine ansehnlichere Menge, als jene, welche im Jahre 1290, zur Zeit der Vereinigung China's unter einer Herrschaft, gezählt worden ist. Ueberhaupt hat Herr Biot in seiner Untersuchung sich nirgends so weit von der Wahrheit entfernt, und so willkürliche Vermuthungen aufgestellt, wie in der Uebersicht der Bevölkerung unter der Dynastie Sun.

vinzen und, was noch schlimmer, mit der „Schmach“ für das Haus Sun, jenen Reichen alljährlich einen ziemlich lästigen Tribut, unter dem anständigen und mildernden Namen „Geschenke“, zahlen zu müssen. Natürlich bestimmten diese Unfälle und die erlittene Demüthigung das Sun’sche Haus, jegliche Gelegenheit zu benutzen, ob es etwa die für das Reich empfindlichen Verluste wieder einbringen und den Makel der durch die Barbaren erfahrenen Erniedrigung abwaschen könnte; nur folgte es dabei der verkehrten Richtung des Zeitalters und der Ansicht, daß die Heiligkeit der Verträge in Beziehung auf fremde Reiche für das Chinesische Kaiserthum nicht vorhanden wäre. Daher brach die Sun’sche Regierung sehr häufig und fast immer zuerst den nur eben mit jenen Reichen abgeschlossenen Friedensvertrag, und jedesmal war eine ähnliche Ungerechtigkeit von neuen Verlusten für China begleitet.

Die Tungusen (Njuitschsen) hatten sich gegen die Kidaner erhoben, und das Haus Sun, welches sie zur Waffe seiner Politik — Barbaren durch Barbaren zu vernichten — machen wollte, schloß insgeheim einen Vertrag mit ihnen gegen die gemeinschaftlichen Feinde. Als aber der Tractat ausgeführt werden sollte und die Chinesen nichts gegen die Kidaner unternahmen: da wurde den Tungusen die Hinterlist des Sun’schen Hauses klar, und das Recht des Siegers übend, gaben sie ihm die Länder innerhalb der Großen Mauer nicht nur nicht zurück, sondern entrissen im Gegentheile, nachdem sie die Kidaner aus Nordchina vertrieben hatten, dem Hause Sun noch einen ansehnlichen Theil seiner Besitzungen. Um dieser willen unternahm die Chinesische Regierung einen neuen Krieg, war indeß dieses Mal eben so unglücklich: zwei Kaiser wurden als Gefangene an den Fluß Amur hinweggeführt; abermals kamen viele Provinzen an die Tungusen, und das Sun’sche Haus sah sich in dieser Bedrängniß zu einem noch schmachvolleren Frieden genöthigt, in welchem es sich als Vasallen der Dynastie Gin bekannte und einen jährlichen Tribut — nicht mehr „Geschenke“ — zu entrichten versprach.

Dergleichen Kriege, wie China sie im 11. und 12. Jahrhundert führte, schlugen dem Staate tiefe Wunden. Seine Volksmenge nahm beträchtlich ab, da nicht nur die Soldaten in der besten Blüthe der Jahre umkamen, wodurch unmittelbar eine Verminderung der Volkszahl bewirkt wurde, sondern auch die Bewohner ganzer Provinzen den

zerstörenden Wirkungen des Krieges erlagen, oder vertragsmäßig unter eine neue Regierung traten, und somit für das Sun'sche Haus verloren waren. Wiederum wurde den Landeshauptleuten aufgegeben, allen Eifer aufzubieten, damit die Zahl der Ansäßigen wüchse, und Revisionsscheue entdeckt würden, — und Belohnungen für diese Dienste verheißen. Endlich wurde verordnet: die Landeshauptleute sollten sofort nach ihrem Dienstantritte eine Liste der ihrer Verwaltung anvertrauten Volksmenge anfertigen und dieselbe versiegelt bis zu dem Zeitpunkte aufbewahren, da sie einen Nachfolger erhielten; dieser sollte gleichfalls seine Amtsführung mit einer neuen Volkszählung beginnen, die Resultate beider Revisionen sollten mit einander verglichen und hiernach die Dienste des Ersteren beurtheilt werden. Doch nun trieb die Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, oder die Aussicht auf Rangerhöhung zu verlieren, die Beamten an, Unmündige in die Listen der Erwachsenen, welche den Schatzkammerleistungen und den Steuern schon unterlagen, aufzunehmen; und sie brachten dadurch das Volk so weit, daß die niedere Klasse anfing, ihre eigenen Kinder umzubringen, damit sie neuen Auflagen entginge. Zwar verfügte die Regierung, sobald sie hiervon Kunde erhalten, es sollte den Armen nach der Geburt eines Kindes eine Geldunterstützung (4000 Kupfermünzen) ausgezahlt werden; allein dieses Geld ging selbstverständlich durch die Hände der Beamten, die Unterstützungsberechtigten blieben im früheren Elende und setzten den Kindermord fort. Dazu kamen Pest, Seuchen, Ueberschwemmungen oder Dürre in den südöstlichen Provinzen, und diese Leiden brachten das Volk so weit, daß $1/5$ bis $3/10$ desselben Mönche, Soldaten oder Straßenräuber wurden. Unter so unglücklichen Umständen des Reiches sank die Bevölkerung auf die Hälfte der Summe, welche die Revision des Jahres 1102 ergeben hatte; die im Jahre 1160 veranstaltete Zählung zeigte nämlich 11,375,733 Familien und 19,229,008 Seelen.*)

Während so im südlichen China die Bevölkerung abnahm, gewann unter der Herrschaft der Tungusen das nördliche durch seine Volksmenge ein bedeutendes Uebergewicht über die Unterthanen des Sun'schen Hauses. Alle Umstände begünstigten das Volk der Dynastie Gin: die steten Erfolge im Kriege, dessen Folgen für den Sieger

*) Hier tritt der Mißbrauch der damaligen Beamten noch deutlicher hervor: es kommen nicht einmal 2 Seelen auf eine Familie.

weniger verderblich sind; Wohlstand und Zufriedenheit, welche im Tungusischen Reiche herrschten; Regierungsverordnungen, welche alle Hindernisse der Volksvermehrung beseitigten. Die Vorgänger der Tungusen auf dem Throne Nordchina's nämlich, die Kidaner, waren der Buddhistischen Religion überaus zugethan und hatten aus Frömmigkeit den Tempeln und den Klöstern *) dieser Lehre große Opfer gebracht; die Kaiser und die angesehenen reichen Häuser hatten, außer kostbaren Geschenken an Geld und anderen Gegenständen, den Klöstern auch Bauern verschrieben, welche demzufolge einer zwiefachen Abgabe unterlagen, an die Schatzkammer und an die Klöster, — und manche dieser letzteren konnten zu ihrem Besitze 20—30,000 Seelen rechnen. Solcher Reichthum der Klöster reizte natürlich eine Menge Volkes, seine Häuser zu verlassen und in die Mönchsverbrüderung einzutreten, um so mehr, da mit diesem Austritte aus der Welt der Mensch auch aus den weltlichen Verhältnissen schied und von Kaiserlichen Abgaben und Leistungen erlöst wurde. Die Tungusen hingegen beschlossen nach der Eroberung des nördlichen China's, diese Gewohnheit auszurotten. Das gesammte Kloster-Vermögen wurde der Schatzkammer zugewiesen, und es blieben von dieser Maßregel nur wenige Klöster ausgenommen, welche Schenkungsurkunden in Betreff der Bauern aufweisen konnten, — Urkunden, die allein von den Kidanischen Kaisern ertheilt sein durften; alle Mönche, welche nicht durch ein Diplom in diesem Berufe bestätigt waren, mußten in die Welt zurückkehren, und zugleich wurde Jedermann untersagt, ohne vorgängigen Beschluß der Obrigkeit in diesen Stand zu treten. Dergleichen Verfügungen, verbunden mit den glücklichen Umständen des Reiches, übten einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Bevölkerung des Tungusischen Kaiserthumes, im geraden Gegensatze zum südlichen China; und es wurden z. B. im Jahre 1193 unter dem Sun'schen Hause 12,302,873 Familien und 27,845,085 Seelen gezählt, unter der Tungusischen Dynastie dagegen im Jahre 1195: 7,223,400 Familien und 48,490,400 Seelen, **) so daß die Gesammtbevölkerung China's unter den beiden

*) Der Verfasser des vorliegenden Artikels bedient sich dieser Bezeichnung, welche von dem Verfasser einer früheren Abhandlung absichtlich vermieden worden ist. D. Uebers.

**) In dieser Totalsumme liegen auch die Bewohner der Mantschsurei; die Volksmenge der nomadisirenden Aimak's dagegen, welche in Abhängigkeit standen, fällt nicht unter diese Rechnung.

Dynastieen im Ausgange des 12. Jahrhunderts sich auf 76,335,485 Seelen belief.

Seit dieser Zeit (1195) zeigt die Geschichte ein umgekehrtes Verhältniß zwischen den Volksmengen der beiden Reiche. Mißwachs und andere Trübsal lasteten fort und fort auf dem südlichen China; die durch solche Leiden zum Aeußersten getriebenen und mit Steuern überbürdeten Bewohner betrachteten als einziges Rettungsmittel, welches überdies etwas Gewöhnliches geworden war, die Ermordung oder die Aussetzung der Kinder; hatte gleich die Sun'sche Regierung Befehl ertheilt, die ausgesetzten Kinder zu sammeln und auf Staatskosten zu ernähren, — waren gleich Kornmagazine errichtet worden, aus welchen besonders den Armen die Mittel zur Ernährung ihrer Familien verabreicht werden sollten: so wurde doch diese wohlthätige Anordnung nicht ausgeführt, sondern gereichte nur den Beamten zum Vortheile, während die Armen in der Unmöglichkeit blieben, die Ihrigen zu ernähren, und unter der dürftigen Volksklasse, deren Anzahl sehr bedeutend war, die Sitte des Kindermordes fortbestand. Um dem Unfuge der Beamten Gränzen zu setzen, wurden endlich die strengsten Maßregeln ergriffen; man verordnete: solchen Armen sollten die Kron-Abgaben erlassen und sie selbst von Leistungen befreit sein; den Amtshauptleuten ward zur Pflicht gemacht, der Regierung Bericht über solche Familien abzustatten, welche in besonderem Mangel lebten, und Denjenigen, welche ausgesetzte Kinder aufnähmen, sollte die Schatzkammer zu deren Unterhalte das Erforderliche auszahlen. Durch solche Mittel wurde eine Menge Volkes dem ansäßigen Leben wieder zugeführt, während überdies den Beamten oblag, die Umherschweifenden zum bleibenden Aufenthalte zu ermahnen; endlich war den ländlichen Behörden auch aufgegeben, für den Lebensunterhalt hülfsbedürftiger schwangerer Weiber Sorge zu tragen.

Diese Anordnungen wurden, trotz des vorangegangenen Elendes, welches einen ansehnlichen Theil des Volkes weggerafft hatte, rasch mit dem gewünschten Erfolge gekrönt: die Bevölkerung des südlichen Reiches fing an, sich zu erhöhen. Gleichzeitig aber begann sie im nördlichen China zu sinken. Es ist ungewiß, welches die Ursachen dieses Verfalles waren; ob Unglücksfälle, welche das Reich betroffen, oder ob die kurze Bekanntschaft der einfachen Tungusischen Beamten mit den raffinirten Mißbräuchen und der Sittenverderbniß im südlichen

China eine Abnahme in den Totalsummen der Bevölkerung hervorgerufen hatte; genug, in der Epoche der Erhebung der Mongolen wurden im nördlichen China 3 Millionen Seelen weniger als früher gezählt, während unter dem Hause Sun sich eine Zunahme von beinahe 1,000,000 zeigte. So gab es im Jahre 1207 im Tungusischen Reiche 7,684,838 Familien und 45,816,079 Seelen, im Sun'schen dagegen im Jahre 1223: 12,670,801 Familien und 28,320,085 Seelen. Die Verbindung dieser beiden Zahlen ergiebt als Gesammtsumme der Bevölkerung China's im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts 74,136,164 Seelen.

Das Jahr 1207, die Epoche der Erhebung Tschingis-Chan's gegen die Tungusen, war zugleich die Epoche, seit welcher die Dynastie Gin begann, sich mit raschen Schritten ihrem Verfalle zu nähern, und die Bevölkerung des Reiches, gleichzeitig abzunehmen. Außer den äußeren Mongolischen Feinden, welche einen Krieg der unmenschlichsten Art führten, eine Provinz nach der anderen raubten, und damit die Zahl der Tungusischen Unterthanen verminderten, gab es auch innere, welche den Bewohnern noch größeren Schaden zufügten. Die nördlichen Provinzen verlangten nämlich einen besonders starken Schutz gegen den ungestümen Einfall der Mongolen, und es wurde deshalb ein großer Theil der Truppen ans den übrigen Provinzen dahin beordert; allein der Durchmarsch dieser Truppen war für die Einwohner schrecklicher, als selbst die äußeren Feinde: überall hinterließen sie die Spuren ihres Besuches, verübten Plünderungen und entsetzliche Verwüstungen, wie in einem feindlichen Lande. Das Volk, ohnehin schon aufgeregt durch die Steuer-Erhöhung, welche der Krieg nöthig gemacht hatte, verließ, in Folge solcher Gewaltthätigkeit von Seiten seiner Mitbürger, Häuser und Habe und flüchtete sich in versteckte und sichere Oerter; und wiederum griff die Landstreicherei dermaßen um sich, daß in manchen Kreisen nur der zehnte Theil der Bewohner, wahrscheinlich der ärmste, auf dem heimathlichen Boden zurückblieb, um zwischen Furcht und Hoffnung sein Leben hinzuschleppen; aus der Umgebung der Hauptstadt Peking aber, wo sich die dichteste und wohlhabendste Bevölkerung drängte, flüchtete bei Ankunft der Truppen mit einem Male gegen eine Million Menschen.

Seit der Verlegung des Hofes nach Süden (im Jahre 1213) richteten sich Aller Blicke auf Che-nan, und dahin drängte sich auch

das Volk; die Statthalterschaft Tschi-li wurde entweder den Feinden zur Beute oder ihrem eigenen Schicksale überlassen; daher traten Armuth und das äußerste Elend ein, also daß die ganze Landschaft verödete. So schmolz die Zahl der steuerpflichtigen Seelen bedeutend zusammen, und der Regierung konnten in dieser kritischen Zeit die Einkünfte nicht genügen, welche die ungemessenen Ausgaben bei weitem nicht deckten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, nahm sie mit dem Münzsysteme eine Veränderung vor, welche sich jedoch bald als unzweckmäßig erwies; Veränderungen folgten auf Veränderungen, wodurch das Volk zweifelhaft gemacht und mit Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt wurde: endlich nahm man, um die Finanzen zu verbessern, seine Zuflucht zu einer noch größeren Erhöhung der Steuern und Auflagen. Desto mehr suchte das Volk Rettung in dem einzigen Mittel: die Landstreicherei wurde allgemein, indem man sich gegenseitig dabei unterstützte und verhehlte, um so mehr, als zu den unmäßigen Abgaben sich noch Mißwachs und Hungersnoth, sogar in Che-nan, der Kornkammer des Reiches, gesellten. Jetzt gebot die Regierung, um sich die Gemüther wieder zu gewinnen, den Hülfsbedürftigen Nahrung und Kleidung zu verabreichen, erließ ihnen auf ein Jahr die Abgaben und versprach, den Flüchtigen ihr Eigenthum zurückzugeben, wenn sie vor Ablauf einer bestimmten Frist heimkehrten. Da Alles vergeblich war, ward den Ausbleibenden Strafe angedroht und befohlen, bis zu ihrer Rückkehr ihre Steuern den im Orte Gebliebenen aufzuerlegen. Dadurch aber entfremdete man sich das Volk noch mehr; Niemand wagte ferner in seine Heimat zurückzukehren, aus Furcht vor doppelten Abgaben, — für sich und für die Anderen. Endlich bestimmte die Besorgniß vor Aufruhr zur Abänderung der strengen Maßregeln; indeß konnte auch damit die Regierung dem Landstreichen kein Ende machen. — Als die Mongolen, welche übrigens durch ihr grausames und unmenschliches Verfahren ebenfalls Entsetzen über das unterjochte Volk brachten, im Jahre 1234 das ganze nördliche China der Tungusischen Dynastie entrissen und unter ihre Herrschaft gebracht hatten, konnten sie in den 36 Straßen oder Provinzen bei einer Revision nur 4,754,975 Seelen zählen.

Nach dem Sturze des Tungusischen Reiches führte das Sun'sche Haus noch einige Jahre neben so mächtigen Nachbaren, wie die Mongolen damals waren, eine zweifelhafte Existenz fort. Die schwan-

kende Stellung des südlichen Hofes verlangte außerordentliche Opfer: im Vergleiche mit der früheren Volksmenge, welche zu persönlichen Dienstleistungen verpflichtet war, hatten die Anforderungen in großem Maßstabe zugenommen, sowohl für die Schatzkammer, als für den Lagerdienst; die Staatseinkünfte, weit entfernt, die Ausgaben zu decken, hatten für ihre Vermehrung keine andere zuverlässige Quelle, als eine Erhöhung und Vergrößerung der Steuern und Auflagen. Sobald aber diese Maßregel zur Ausführung gebracht wurde, verließ das ohnehin schon ausgesogene Volk, wie gewöhnlich, Häuser und Aecker, und zerstreute sich, woher denn selbst diejenigen Ländereien für die Regierung nutzlos wurden, welche bisher noch eine sichere Einnahme gewährt hatten. Die Landstreicherei gewann eine Ausdehnung, wie vor dem Sturze der nördlichen Dynastie Gin, und es gesellte sich hierzu noch die Abneigung gegen die Regierung, da das Volk den Glauben an deren Gerechtigkeit verloren hatte. Die Krondienste lasteten allein auf den Armen, während die Reichen in so bedenklicher Zeit es für gerathener hielten, unter mancherlei Vorwänden und durch Loskauf sich von jeder Art Leistungen frei zu machen, und sich mit Handelsunternehmungen zu beschäftigen, welche unter so unglücklichen Umständen den sichersten und größesten Gewinn brachten; in Folge dessen vereinigte sich das arme Volk in Banden, und suchte die Mittel zu seiner Existenz in Plünderung und Straßenraub. Auf dem größeren Theile der Einwohner lasteten Armuth und Dürftigkeit, so daß selbst in reichen Jahren, bei sehr niedrigen Getreidepreisen, das Volk kaum ein Maaß Hirse kaufen konnte. Besonders in den südöstlichen Provinzen Min und Tschse, d. h. in den heutigen Statthalterschaften Fu-zsjan und Tschse-zsjan, wo in jenem Zeitpunkte die Vermehrung der Bevölkerung ihre äußerste Gränze erreicht hatte, wo, nach dem Ausdrucke Chinesischer Schriftsteller, Schulter an Schulter stieß, und Aermel an Aermel sich rieb, wo die Bedürfnisse der Bewohner schon längst die Kräfte und die Productivität des Landes überschritten hatten, welches für die Höhle eines nichtsnutzigen, liederlichen Volkes galt, — besonders hier führte das Volk das kümmerlichste und elendeste Leben. — Die Provinzen Zsin und Tschu, gegenwärtig Chu-bei und Chu-nan, hingegen hatten ihre Kraft und ihre ansehnliche Bevölkerung schon seit den Zeiten der inneren Kriege unter der Dreiherrschaft (220—280) eingebüßt, und der

Mangel an Bewohnern hatte die Regierung der Vortheile beraubt, welche ein für den Ackerbau — die Grundlage der Staatswohlfahrt — geeignetes Land bringen konnte. Die unglückliche Lage des Reiches und die übergroße Armuth, welche auf den Provinzen lastete, in welchen die Menge der Bevölkerung mit der Productivität des Bodens im Mißverhältnisse stand, hatten endlich die Chinesische Regierung und die Weisen überzeugt, „daß die Kraft eines Reiches nicht immer von der großen Volksmenge abhangt; daß eine überflüssige Bevölkerung, welche der Productionskraft des Landes und den Mitteln des Unterhaltes nicht angemessen ist, nur die Klasse der Taugenichtse und Bettler vermehrt, eine Last für die Gesellschaft bildet, und ein innerer Feind des Staates ist.“

Hierzu kam, daß gegen das Ende der Sun'schen Dynastie ein großer Theil der Ländereien reichen Privatleuten gehörte, welche dieselben mit fremden Händen bearbeiteten, während die für den Ackerbau Befähigten ein solches Eigenthum nicht besaßen, und dasselbe kaum unter schweren Opfern von den reichen und harten Besitzern in Pacht erhalten konnten. Lebensmittel und unerläßliche Lebensbedürfnisse stiegen zu einem enormen Preise: manche waren um das Drei- und Fünffache, Aecker und Häuser um das Zehnfache theurer geworden; die Abgaben waren so hoch, daß das Volk kaum ihren dritten Theil zu entrichten vermochte. Unter solchen Drangsalen konnten die Armen offenbar nur das tägliche Brot erwerben, an die Gründung einer Familie aber nicht denken; Viele lebten deßhalb ehelos, und die Bevölkerung konnte aus diesem Grunde nicht nur nicht zunehmen, sondern sich nicht einmal auf der vorigen Höhe erhalten.

In den folgenden Zeiten des Hauses Sun zeigten die Volkszählungen eine außerordentliche Abnahme der Volksmenge, so daß nach dem Berichte der Finanzkammer im Jahre 1264 die Bevölkerung des südlichen China's nur 5,696,989 Familiien und 13,026,532 Seelen betrug. Sechszehn Jahre später schlug die letzte Stunde des Hauses Sun: im Jahre 1280 wurde sein Reich von den Mongolen erobert, und auf solche Weise China, welches fast 400 Jahre hindurch zerstückelt gewesen war, unter der Herrschaft des Hauses Juan wieder vereinigt.

Bis zum 13. Jahrhundert waren die Gränzen des Chinesischen Kaiserthums niemals so ausgedehnt gewesen, wie unter der von

Tschingis-Chan gestifteten Dynastie; doch hatte diese Ausdehnung keinen Einfluß auf die Bevölkerungszahl während der Mongolenherrschaft, weil alle äußern, nur im Verhältniß der Abhängigkeit stehenden Gebiete und die gesammte, unter verschiedenen Herrschern stehende Bevölkerung der Aimaks, mit einem Worte, die Bewohner der Länder außerhalb der großen Mauer, nicht in dieselben Zählungslisten eingetragen wurden, wie das Volk innerhalb derselben, d. h. die Bewohner des eigentlichen China's. Die Volkszahl der äußeren Herrschaften war entweder der damaligen Regierung selbst unbekannt, oder ist nur verloren gegangen. Uebrigens erhielt unter der Juan-schen Dynastie auch China selbst eine größere Einheit und wurden seine Bewohner fester mit der Regierung verbunden, als in früheren Zeiten. So konnte z. B. die Tan'sche Regierung noch nicht frei und vollständig über das Volk der Provinzen Jun-nan, Sui-tschuan, Gan-ßu, Chu-bei, Chu-nan und Ljao-dun verfügen, während unter der Mongolischen Dynastie die Bewohner dieser Statthalterschaften sich vollständig ihrem Willen beugten, Abgaben entrichteten und Frohndienste thaten, gleich wie die übrigen Bewohner China's.

Dieses Uebergewicht und diese Kraft der Juan'schen Regierung mußten auch die Bevölkerung China's verstärken. Die Regierung Chubilai's gilt für die glänzendste Epoche des Juan'schen Hauses, und die unter ihm im Jahre 1290 vorgenommene Zählung weist eine ansehnliche Volksmenge im damaligen China nach. Es hatten jedoch Aufstände und innere Unordnungen, gegen den Ausgang der Dynastieen Gin und Sun, eine große Menschenmenge veranlaßt, sich zu zerstreuen und ein vagabundirendes Leben zu führen, und die Härte und Grausamkeit der Mongolen hatten das Chinesische Volk noch mehr dazu getrieben, sich vor den neuen Gebietern zu verbergen. Unter den vorigen Dynastieen war es bei dem durch Steuern erschöpften und während der Aufstände Sicherheit suchenden Volke Sitte geworden, solche Häuser zu bauen, welche von einem Orte an den andern fortbewegt werden konnten, d. h. auf Kähnen zu wohnen; unter der Juan'schen Dynastie wurde dieses sogar eine unumgängliche Nothwendigkeit und erhielt gewissermaßen gesetzliche Sanction: eine Menge Volks erbaute sich auf Flüssen und Seen Kähne und schlug sammt Familie in diesen beweglichen Häusern ihre Wohnungen auf, während Manche sich in unzugängliche Gebirge zurückzogen und dort

sich niederließen. Auf solche Weise entzog sich diese ganze Volksmasse einer strengeren Aufsicht der Regierung, und wurde niemals in die Revisionslisten eingetragen.

Ueberdies gab die Mongolische Dynastie dem Systeme der Sclaverei unter den unterjochten Chinesen eine weite Ausdehnung. Auf Grund der Steppen-Gewohnheiten, welche in der Mongolei Gesetzeskraft hatten, schenkten die Kaiser ihren Verwandten beiderlei Geschlechtes, ihren Weibern und Beischläferinnen, Fürsten und verdienten Personen eine Menge Volkes als Haussclaven, und zwar so freigebig, daß im Jahre 1281, nach Unterwerfung der Provinz Zsjannan, 16 Fürsten je 10,000 bis 100,000 Familien, und 36 verdienstvollen Großen je 40,000 bis 100,000 Familien für geleistete Dienste geschenkt wurden. Wer von dieser ganzen Menge nicht zur häuslichen Dienerschaft seines Herrn gehörte, der mußte eine gewisse Abgabe an denselben zahlen. — Sowohl die Neuheit dieser Einrichtung, als auch ihre Lästigkeit, vermehrte die Zahl der Flüchtigen und der Vagabunden im ganzen Reiche.

Trotz der strengen Gesetze, welche Todesstrafe und Güterconfiscation über Alle verhängten, die ihren bisherigen Wohnsitz verlassen würden; trotz der Bemühungen der Beamten, denen Strafe für Verminderung des Volkes angedroht war, die Umherziehenden zu bewegen, daß sie heimkehrten oder sich am Orte ihres zeitweiligen Aufenthaltes einschreiben ließen, — ungeachtet alles dessen verharrte ein großer Theil des Volkes bei seinem umherschweifenden Leben und entging dadurch der Eintragung in die Bevölkerungstabellen. Daher umfaßt die Revision des Jahres 1290 nur 13,196,206 Familien und 58,834,711 Seelen, mit Ausschluß aller Derjenigen, welche in den Gebirgen oder auf Flüssen und Seen in Kähnen wohnten.

Die nachfolgenden Kaiser der Dynastie Juan wandten dem Volke große Sorgfalt zu und beförderten durch ihre wohlthätigen Einrichtungen, durch ihre Aufmerksamkeit auf Ackerbau und Seidenzucht, durch das Verbot, seine Kinder als Sclaven zu verkaufen oder sie zu verpfänden, sowie endlich dadurch, daß sie den Klöstern die ihnen verschriebenen Bauern wieder entzogen, — die Vermehrung der Bevölkerung und die Mittel zu deren Unterhalte bedeutend. Ueberall sagt die Geschichte, daß zu einer gewissen Zeit und unter einem gewissen Kaiser die Bevölkerung zugenommen habe, allein es

wird weder eine Gesammtsumme der Bewohner, noch die Menge des Zuwachses angeführt, weshalb man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, daß die Bevölkerung unter der Juan'schen Dynastie, d. h. in der Zeit des höchsten Wachsthumes und unter den glücklichsten Verhältnissen, 10—20 Millionen mehr gezählt habe, als die Revision des Jahres 1290.

Die Gründe für eine solche Annahme finden sich 1) in der damaligen Geographie China's, welche der Geschichte der Juan-schen Dynastie angehängt ist, und eine umständliche Aufzählung der Volksmenge jeder einzelnen Provinz und jedes einzelnen Kreises enthält. Obgleich nämlich die Zählungslisten vieler Provinzen und Kreise, ja sogar der ganzen sechs Statthalterschaften Jun-nan, Guan-dun, Fu-zsjan, Tschse-zsjan, Zsjan-nan und Schan-dun verloren gegangen sind; obgleich an manchen Stellen nur die Zahl der Familien angeführt, die Seelenzahl aber fortgelassen oder nur die Anzahl der steuerpflichtigen Seelen verzeichnet ist: so stellt sich dennoch, diesem historischen Denkmale zufolge, eine größere Totalsumme heraus, als in der vorhergehenden Zeit, denn die Geographie kennt 13,689,294 Familien und 59,908,969 Seelen. 2) Darin, daß nach allen inneren Unruhen am Ende der Juan'schen und bei der Thronbesteigung der Min'schen Dynastie die Bevölkerung im Jahre 1381 nur um 20—30,000 Seelen geringer war, als die Geographie sie angiebt. Schlägt man außerdem die Bevölkerung China's unter den Dynastieen Gin und Sun auf etwa 76 Millionen an, welche unter zwei Regierungen vertheilt waren, so muß diese Menge nothwendiger Weise einen Zuwachs erhalten haben, als die Juan'sche Herrschaft das ungetheilte China umfaßte.

Die Zeit der Thronbesteigung Togon-temur's (1333) bildet eine Epoche, mit welcher die Leiden des Volkes begannen. Fast alljährlich traten Calamitäten ein, welche dem Volke Verderben brachten; Dürre, oder Ueberschwemmung und Heuschrecken verursachten überall Hungersnoth; dazu gesellten sich Pest und Erdbeben, und ein ansehnlicher Theil des Volkes kam um. Die Uebrigen zerstreuten sich, um auf irgend eine Weise ihr Leben zu fristen, und bald wurden aus den Landstreichern Räuber und Plünderer, welche sich das Nothwendige mit Gewalt verschafften. Erleichterungen und Nachlässe von Seiten der Regierung vermochten nicht, die Bewegung im Volke zu stillen,

vielmehr nahmen die Räuberhaufen eine drohende Gestalt an: die Statthalterschaften Che-nan, Guan-dun, Sui-tschuan, Chu-nan, Chu-bei, Schan-dun und sogar der südliche Theil Tschsi-li's erhoben die Fahne des Aufruhrs und füllten sich mit Meuterern. Diese Unruhen vermehrten sich noch, als im Jahre 1351 große Durchbrüche des Gelben Flusses Ausbesserungen nöthig machten, und das aus verschiedenen Gouvernements für diese Schatzkammer-Leistung versammelte Volk großentheils die Arbeiten verließ, sich zerstreute und entweder besondere Banden bildete, oder sich mit den schon vorhandenen verband. Die Anführer dieser Schaaren hatten zuletzt ganze Armeen zu ihrer Verfügung und erklärten sich, durch den Erfolg verblendet, entweder zu regierenden Fürsten oder zu Kaisern; als aber durch ihr Beispiel ihnen viel Nebenbuhler erweckt wurden, entbrannte zwischen den Führern der Heere ein blutiger Krieg. Die Truppen der Mongolischen Regierung, welche „durch Verweichlichung und Sittenverderbniß" ihre alte Tapferkeit eingebüßt hatten, kämpften selbst gegen abgesonderte Haufen der Aufrührer ohne Erfolg, bis endlich, nach mehrjährigem, blutigem Bürgerkriege, Tschsu-juan-tschsan über seine Rivale im Süden triumphirte, den von den Mongolen verlassenen Kaiserthron einnahm und den Grund der neuen Dynastie Min legte. Diese 30jährige Periode, während welcher ganz China als ein Schauplatz unaufhörlichen Blutvergießens erscheint, war für die Bevölkerung des Landes im höchsten Grade verderblich.

Seitdem die Mongolen sich in ihr Vaterland zurückgezogen hatten, war im Innern China's, unter der Min'schen Dynastie, die Ruhe wiedergekehrt, obgleich an den Gränzen Unruhen und Kriege noch sehr lange fortdauerten. Der erste Kaiser des Min'schen Hauses erneuerte die alte Gewohnheit, nach welcher alljährlich, zur Zeit der Winter-Sonnenwende, wann dem Himmel ein Opfer dargebracht wurde, die Bevölkerungslisten des gesammten Reiches neben den Fuß des Altars gelegt, und nach Beendigung des Opfers in der südlichen Hauptstadt (Nan-zsin, d. i. Nanking), in einem besonders dazu eingerichteten Saale, aufbewahrt werden mußten. Deswegen ward angeordnet, es sollte die Zählung des Volkes jährlich geschehen, alle zehn Jahre aber die Zahl des in den Jahreslisten verzeichneten Volkes verificirt, d. h. eine allgemeine Revision vorgenommen werden. Ungeachtet der inneren Kriege und der Erschütterungen des Reiches bei dem Unter-

gange des Juan'schen Hauses, zeigte die Bevölkerung China's im Anfang der Dynastie Min eine ansehnliche numerische Stärke, indem die Zählung des Jahres 1381 10,654,362 Familien und 59,873,305 Seelen ergab.

Indessen hatten die Mongolen auch jenseit der Großen Mauer den Plan noch nicht aufgegeben, den Thron China's wiederzuerlangen, und um ihren Versuchen, in das Innere der Großen Mauer einzudringen und endlich dennoch ihren Zweck zu erreichen, ein Ende zu machen, sah sich das Min'sche Haus zu großen Anstrengungen und außerordentlichen Opfern genöthigt. Man mußte nicht nur die Große Mauer auf der ganzen Strecke vom östlichen Meere bis an die Gränzen Chuchenor's wiederherstellen, oder ganz neu weiterführen, was Millionen Hände erforderte; es mußte dieser vermeintliche Schutz nicht allein gegen die Einfälle der erobernden Nomaden durch gewaltige Garnisonen verstärkt werden, welche mehr als eine Million Menschen wegnahmen: sondern es war zugleich nothwendig, Heereszüge in das Innere der Mongolei, nach Norden, zu unternehmen, wo der Mongolische Chan sein Hauptzelt aufgeschlagen hatte, — und nicht immer fielen diese Züge erfolgreich aus, und Hunderttausende kamen in den sandigen Steppen um. Inzwischen sahen die Gränzplätze während einer Periode von beinahe 250 Jahren selten Ruhe, denn die Angriffe und die Einfälle der Mongolen in die verschiedenen Gränzposten brachten schreckliche Verwüstungen über die nächsten Städte und Niederlassungeu. Historischen Zeugnissen zufolge raffte die Schlacht in dem Kalganischen Thale eine Armee von 500,000 Mann hinweg, welche theils im Kampfe fielen, theils mit ihrem Kaiser in Mongolische Gefangenschaft geriethen.

Um daher die Gränze im Stande zu halten und den häufigen Einfällen der Mongolen mit Erfolg zu begegnen, wurden gleich nach der Thronbesteigung des Min'schen Hauses längs der ganzen Ausdehnung der Großen Mauer Militair-Ansiedelungen gegründet. In Friedenszeiten sollten die Soldaten zum Theil für sich, zum Theil für die Krone das Feld bestellen, im Falle eines feindlichen Angriffes aber zur Vertheidigung ausrücken, und wirklichen Kriegesdienst thun. Eine solche Doppelleistung war für die Militairbauern höchst beschwerlich, und wurde besonders unerträglich durch die Oberbefehlshaber, welche, vom Hofe ernannt, meist mit kläglichen Einsichten in das Kriegswesen und mit voller Unkenntniß der Localitäten und der Verhältnisse aus

der Hauptstadt ankamen; sie bewirkten nur Unordnungen und Veränderungen in den früheren Einrichtungen, und belästigten die Untergebenen mit Anordnungen, welche dem Staate und den Soldaten mehr Schaden brachten als Nutzen. So fanden sich die Soldaten veranlaßt, sich für todt auszugeben, oder von ihrem Posten in das Innere des Reiches zu desertiren, wo sie in die Klöster oder in den Dienst reicher Häuser eintraten, welche sie vor den Nachforschungen der Obrigkeit schützen konnten; viele faßten auch den Entschluß, ihren Unterhalt durch eigene Kraft, d. h. durch Plünderung und Raub, zu gewinnen. Das Beispiel wirkte verderblich auf Alle, welche Kronleistungen unterworfen waren; die Landstreicherei verbreitete sich, wie unter den früheren Dynastieen, aller Orten, besonders in den Statthalterschaften Sui-tschuan, Guan-dun und Che-nan; Hunderttausende führte man in ihre früheren Wohnorte zurück, oder schrieb sie da ein, wo man sie gefunden hatte, so daß z. B. der Chenan'sche Statthalter mehr als 110,000 Familien auf ein Mal in beständige Wohnsitze einwies, und im Jahre 1471, gleichfalls mit einem Male, über 1,400,000 Flüchtige in ihre Heimat dirigirt wurden; — von Letzteren kamen jedoch $^{7}/_{10}$ auf der Reise um.

Neben einer so großartigen Landstreicherei konnten die angestellten Volkszählungen unmöglich zuverlässig ausfallen. Zwar hat sich unter der Min'schen Dynastie die Bevölkerung China's, im Vergleiche mit den früheren Dynastieen, etwas erhöht; auf der anderen Seite aber zeigen die zu verschiedenen Zeiten unter der Dynastie Min vorgenommenen Revisionen, wenn man sie unter einander vergleicht, ein augenblickliches Steigen und Sinken der Population, wie die nachstehende allgemeine Tabelle sämmtlicher Zählungen bestätigen mag.

Nach Christi Geb.	Anzahl der Familien.	Anzahl der Seelen.	Nach Christi Geb.	Anzahl der Familien.	Anzahl der Seelen.
1381	10 654,362	59,873,305	1466	9,202,718	60,653,724
1393	10,652,870	60,545,812	1486		65,442,680
1402	10,626,779	56,301,026	1487		50,207,134
1403	11,415,829	66,598,337	1491	9,113,446	53,281,158
1404	9,685,020	50,950,470	1504		60,105,835
1411	9,533,692	51,446,834	1505	12,972,974	
1412	10,992,436	65,377,630	1506	9,151,773	46,802,005
1413	9.684,916	50,950,245	1513		63,300,000
1454	9,466,288	54,338,476	1522	9,721,652	60,861,273
1462	9,385,012	56,370,250	1578	10,621,436	60,692,856
1463	9,107,205	60,479,330			

Aus dieser Tabelle ersieht man deutlich, wie unter der Min'schen Dynastie die Bevölkerung China's beständig zwischen 50 und 66 Millionen Seelen auf und niederschwankte; wie der höchste Punkt, bis zu welchem sie sich erhob, die Totalsumme des Jahres 1403 (66,598,337 Seelen) ist, die größeste Abnahme dagegen in der Revisionssumme des Jahres 1506 (46,802,005 Seelen) erscheint.

Es muß bemerkt werden, daß diese Zahlen gerade entgegengesetzte Wirkungen derjenigen Ursachen darstellen, welche unter den früheren Dynastieen den stärksten Einfluß auf die numerischen Verhältnisse des Volks geübt haben. Unter der Dynastie Min ging überhaupt Alles verkehrt: in der Zeit, da das Reich sich in glücklicher Lage befand, im Innern Ruhe und tiefer Friede herrschten, und keinerlei Landplagen dem Volke verderblich wurden, sank die Populationsmenge; sie stieg im Gegentheile zur Zeit des Krieges und der Noth. So rief im Jahre 1381 der von Tschen-juan erregte Aufstand Mord und Landstreicherei in derselben Ausdehnung, wie gegen das Ende der Dynastie Sui, hervor; 20 Jahre später aber, als das Volk Ruhe hatte und sich zu vermehren begann, im Jahre 1402, zählte es 3,572,279 Seelen weniger, als im Jahre 1381. Nach einem dreijährigen blutigen Kriege zwischen Oheim und Neffen, des Thrones wegen (1399—1402), da den Heeren keine Rast vergönnt ward, und die Statthalterschaften, welche der Fürst von Peking durchzog, für ihre Treue gegen den rechtmäßigen Herrscher furchtbar verwüstet worden waren, hatte die Bevölkerung gleichwohl, mit der früheren verglichen, um 10,297,311 Seelen zugenommen (nach der Zählung des Jahres 1403); im folgenden Jahre (1404) dagegen war sie wieder um 5,350,556 Seelen geringer als im Jahre 1402. Im Jahre 1412 waren abermals 13,930,796 Seelen hinzugekommen, und im Jahre 1413, als die Bevölkerung von An-nan in die Bewohnerzahl China's eingeschlossen war, hatte dieselbe sich im Gegentheile um 14,427,386 Seelen vermindert. Nach der Zählung des Jahres 1486 stand die Bevölkerung um 15,235,546 Seelen höher als im folgenden Jahre 1487. Das Jahr 1506 stand dem Jahre 1504 um 13,303,785 Seelen nach. Hierauf brachen in allen Statthalterschaften mehrjährige Unruhen und Aufstände aus, und dennoch zeigte sich schon im Jahre 1513 eine Populationszunahme von 17,000,000 Seelen. Diese Sonderbarkeit läßt die Min'schen Re-

visionstabellen durchaus unglaubwürdig erscheinen, und die Chinesischen Schriftsteller vermuthen deshalb, daß die Beamten jener Zeit nicht eben mit großer Genauigkeit und strenger Beobachtung ihrer Pflicht die Volkszählung ausgeführt und die vorhergehenden Revisionslisten collationirt haben.

Die letzten 24 Jahre der Existenz des Min'schen Hauses waren für die Bevölkerung China's höchst verderblich. Von der einen Seite nämlich begannen im Nordosten die durch Bedrückungen gereizten Tungusen Einfälle in Tschsi-li, verwüsteten Städte und Dörfer und unterwarfen sich die ganze Provinz Ljao-dun, eine alte Herrschaft China's; von der anderen erhoben sich im Westen, innerhalb des Kaiserthumes, die eigenen Unterthanen gegen ihre Mitbürger und ihren Kaiser. Eine Hungersnoth im Gouvernement Schan-ßi rief Landstreicherei und Plünderungen hervor; dieses war anfänglich zwar unbedeutend, allein in der Folge wuchs die Zahl der Räuber, und nachdem ihre Führer aus dem armen, müßigen Volke ganze Armeen gebildet hatten, zogen sie aus dem von ihnen verwüsteten Gouvernement in andere, welche ihrer Raublust größere Vortheile versprachen. Die Statthalterschaften Che-nan, San-ßi, Zsjan-nan, Schan-dun, Chu-guan und Sui-tschuan füllten sich plötzlich mit Aufrührern, welche dem Reiche und dem Volke mehr Schaden zufügten, als im Nordosten die Tungusen. Wohin sie kamen, wurde nicht allein die Habe der Einwohner confiscirt, sondern die von ihnen Ausgeplünderten waren häufig sogar gezwungen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, um nicht Hungers zu sterben. Die Meuterer fanden ein Vergnügen darin, das schutzlose Volk zu quälen und auf die grausamste Art umzubringen, und nicht selten weihten sie unter Ausbrüchen thierischer Wildheit die Einwohnerschaft ganzer Städte der Vernichtung.

Dabei hegt man in China seit den ältesten Zeiten eine ganz besondere Vorstellung hinsichtlich der Darlegung seiner Treue gegen den Thron, — eine Vorstellung, welche in gefahrvollen Lagen des Kaisers und des Vaterlandes das Volk keinesweges bestimmt, Beistand zu leisten, sondern nur mit Ergebung in den Willen des Schicksals, die Hände im Schooße, die Meuterer oder die Feinde zu erwarten und bei ihrem ersten Erscheinen sich sammt seiner Familie zu tödten, — worin eben die Treue gegen den Kaiser ihren Ausdruck

finden soll. Eine solche Ansicht herrscht nicht bloß unter dem schwachen und schirmlosen Volke, sondern selbst unter den Vertheidigern des Reiches, den Feldherren, welche, anstatt ihr Leben für den Thron ehrenvoll auf dem Schlachtfelde zu enden, häufig, ohne zu kämpfen, sich den Tod geben, und auf diese Weise den Verlust einer Festung und den Untergang eines Heeres beschleunigen. In Folge dieses Irrthumes hat bei Staatsveränderungen schon eine Menge Volkes sich das Leben genommen, und sogar alsdann, wenn durchaus keine Nöthigung vorhanden war, zu so verzweifelten Mitteln zu greifen; wenn der Feind nur die Truppen angriff und an die Ermordung des friedlichen und vertheidigungslosen Bürgers gar nicht dachte; — während man, das eigene Leben bewahrend, in der Folge dem Herrscherhause seine dankbaren Gesinnungen und seine Ergebenheit durch die That würde haben beweisen können.

Dasselbe geschah denn auch unter den Staatserschütterungen, welche den Ausgang der Dynastie Min begleiteten: viele Tausende brachten sich jener unwahren Ueberzeugung zum Opfer, und, was noch schlimmer ist, tödteten zugleich ihre eigenen unmündigen Kinder, welche nicht einmal die Aufmerksamkeit der frechen Meuterer erregt haben würden; das Volk erlag sowohl den Aufrührern, deren Zahl die Chinesischen Schriftsteller auf wenigstens eine Million anschlagen, als seiner eigenen Verblendung. Diese Vernichtung und das Verderben des Volkes waren allgemein, und die Hauptstraßen, die Kreuzwege, wohin sonst eine große Volksmenge sich drängte, waren jetzt so öde, wie die entlegensten Gassen. Endlich entwarfen die Empörer einen festen Plan, und gaben ihren Unternehmungen ein bestimmtes Ziel: ihr Anführer Li-zsui-tschen war frech genug, seine Gedanken bis zum Throne zu erheben. Mit dieser Absicht setzte sich die ganze Masse nach Norden in Bewegung, und drang über die Leichen zahlreicher Bürger bis an die Mauern Pekings vor, welches verrätherischer Weise den Aufrührern seine Thore öffnete. Der Min'sche Kaiser setzte seinem Leben durch Selbstmord ein Ziel, und auf seinen Thron stieg im Anfange des Jahres 1644 Li-zsui-tschen.

Im Beginne dieses für China so unheilvollen Jahres 1644 erschienen auch die Tungusen wieder auf dem Kampfplatze. Schon hatten sie das mächtige Reich Man-tschsu gegründet, hatten für ihre Unabhängigkeit einen langwierigen Kampf mit China geführt, hatten

lange erwartet, mit der selbst im Unglücke noch stolzen Min'schen Regierung einen auf dem Principe der Gleichheit beider Mächte ruhenden Friedensvertrag schließen zu können, und setzten sich jetzt mit ihrer Armee gegen Peking in Bewegung, um durch die Waffen ihren Forderungen Gewicht zu geben, und dem langen Kriege auf den Gränzen ein Ende zu machen. Inzwischen waren die unglücklichen Veränderungen in der Chinesischen Regierung zur Kunde der Mantschsuren gelangt, und hatten deren Politik und Absichten vollständig umgestaltet, besonders, da sowohl die Chinesischen Beamten, als auch der Oberfeldherr des östlichen Corps, U-ßan-gui, auf ihre Seite getreten waren, und sie aufmunterten, gegen den Thronräuber zu ziehen, und das Kaiserthum ihrer Herrschaft zu unterwerfen. In kurzer Zeit war Peking genommen; der Kaiser verlegte alsbald seinen Hof dorthin, und die Armee verfolgte den fliehenden Li-zsui-tschen. Das Volk, welches 20 Jahre hindurch vor seinen eigenen Landsleuten keine Ruhe gehabt, welches täglich für sein Leben und sein Eigenthum hatte zittern müssen, dieses Volk war, trotz des Hasses und der Verachtung, von welchen die Chinesen im Allgemeinen gegen die fremden Stämme erfüllt sind, sehr geneigt, die neue und fremdländische Regierung anzuerkennen. Hierzu wurde es durch die Unruhen und Aufstände bestimmt, welche gegen das Ende der Min'schen Dynastie geherrscht hatten, und wahrscheinlich würde nach Li-zsui-tschen's Vernichtung die Eroberung China's durch die Mantschsuren rasch vollendet worden sein, wenn nicht Nachkommen des vorigen Herrscherhauses mit ihren Ansprüchen auf den Thron aufgetreten wären, und das Volk zweifelhaft gemacht hätten, welcher Regierung es sich unterwerfen sollte. Daher währte die Eroberung des Reiches in seinem ganzen Umfange beinahe 18 Jahre. In dieser 40jährigen Periode, d. h. seit Erhebung der letzten Meuterer bis zur völligen Unterjochung durch die Mantschsuren, kam eine zahllose Menge Volkes um, denn diese ganze Katastrophe und das mit ihr verknüpfte Elend trafen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung, während sie ihre Vollendung größtentheils im Mittelpunkte des Kaiserthumes fanden, wo seit alten Zeiten die Bevölkerung am zahlreichsten war.

Seit dem Augenblicke ihres Einrückens in das Chinesische Gebiet hatten die Mantschsuren ihre Aufmerksamkeit auf die Entwerfung der Revisionslisten gerichtet, in welche anfangs natürlich nur die Unter-

worfenen eingetragen wurden. Zu dem Ende war in den eroberten Gegenden sofort eine Verwaltung nach Amtsbezirken eingeführt worden: je zehn Häuser erhielten einen Vorsteher; je hundert standen abermals unter einem besonderen Aufseher, und ihrer tausend bildeten einen Amtsbezirk, welcher durch einen Amtshauptmann verwaltet wurde. Jedes Haus mußte an seiner Pforte eine alljährlich von der Ortsobrigkeit auszuliefernde Tafel aufhängen, auf welcher die Einwohner verpflichtet waren, den Namen und den Zunamen des Familienhauptes zu verzeichnen, die Seelenzahl beider Geschlechter, Beschäftigung und Gewerbe, Abreise und Rückkehr, die Uebersiedelung aus einem Orte in den anderen, oder den Umzug aus einem Quartiere in das andere. Außer anderen Obliegenheiten hatte der Amtshauptmann auch die, gemeinschaftlich mit den Aufsehern über Hundert und Zehn jährlich eine Zählung der unter seiner Jurisdiction stehenden Volksmenge vorzunehmen; alle fünf Jahre aber mußten die Landeshauptleute der Kreise und Bezirke, wie schon die Min'sche Regierung angeordnet, aus ihrer Behörde Personen absenden Behufs einer allgemeinen Revision der unter ihrer Verwaltung stehenden Population.

Im Anfange der Mantschsurischen Herrschaft in China wandte man derjenigen Volksklasse eine besondere Aufmerksamkeit zu, welche durch Abgaben und Leistungen der Regierung Nutzen bringen konnte, d. h. dem Volke mit voller Leibeskraft von 16 bis 60 Jahren. Die Landeshauptmannschaft hatte besonders und allein für die völlig Erwachsenen zu sorgen, führte mit gebührender Sorgfalt die Revisionslisten dieser Klasse, und richtete ihr ausdrückliches Streben auf deren Vermehrung. Doch auch diese Klasse war anfänglich unbedeutend im Vergleiche mit der ungeheuren Masse der Gesammtbevölkerung China's.

Das Volk hielt sich von der neuen Regierung noch entfernt, und in Folge der Kriegsoperationen, welche, wenn auch nicht das ganze Kaiserthum, so doch einige Statthalterschaften beunruhigten, fanden Viele Vorwand und Gelegenheit, sich den Blicken der Obrigkeit zu entziehen. Die Regierung empfand den ganzen Nachtheil dieses Mißstandes; sie erkannte zugleich deutlich, daß die in den Revisionslisten angegebene Volkszahl bei weitem nicht genügte für die gesammte Population China's, und beschloß daher, in den Dienstlisten der Landeshauptleute — später auch der höheren Beamten einer Statthalter-

schaft: des Provinzialvorstehers, des Procurators, des Präsidenten der Finanzkammer, des Gouverneurs und des Generalgouverneurs — Vermerke zu machen, so oft sich in den von ihnen eingesandten Zählungslisten eine Vermehrung der für Kronleistungen geeigneten Volksklasse zeigen würde. Allein ungeachtet dieser Aufmunterungen hatte doch im Jahre 1661, d. h. 17 Jahre, nachdem die Mantschsuren auf den Thron gelangt waren, die in den Revisionslisten verzeichnete Volksmenge sich nur bis auf 20,968,609 Seelen erhoben.

Seit dieser Zeit trat für das Reich Ruhe ein, und die Bevölkerung hätte sich heben müssen, wenn nicht 12 Jahre später neue Unordnungen ausgebrochen wären, welche dem Lande den kaum hergestellten Frieden raubten und einen nachtheiligen Einfluß auf die Volksmasse ausübten.

Im Jahre 1673 erhob U-ßan-gui einen Aufstand gegen die Mantschsuren. Nach seinem längst und kunstvoll entworfenen Plane war dieser Aufruhr durchaus verschieden von den früheren Unternehmungen der Räuberhauptleute, und es begann ein Krieg im eigentlichen Centrum China's. Der Ruhm U-ßan-gui's, als eines geschickten Feldherrn, und seine Chinesische Abstammung wirkten stark auf die Gemüther und die Stimmung des Volkes, und ungesäumt unterwarfen sich alle südlichen und westlichen Provinzen dem Gründer einer neuen Dynastie, während nur die fünf nördlichen Statthalterschaften den Mantschsuren treu blieben. Sieben Jahre erforderte die Bewältigung dieses Aufstandes, und ganze Statthalterschaften wurden während dieser unruhvollen Zeit verwüstet, namentlich Jun-nan, Gui-tschsou, Guan-ßi und Sui-tschuan; die Felder blieben unbestellt; eine Menge Volkes fand entweder den Untergang, oder verließ die Wohnstätten und zerstreute sich.

Daher wuchs, nach Wiederherstellung der Ruhe, die Zahl der steuerpflichtigen Seelen durchaus nicht, und erst 30 Jahre nach diesen Convulsionen des Reiches, — als die Bewohner vieler Provinzen, welche man bis dahin von Kronleistungen dispensirt hatte, wieder unter die Steuerpflichtigen eingereiht worden waren, und nachdem sich die weitläuftige Statthalterschaft Sui-tschuan mit freiwilligen Colonisten aus anderen volkreichen Gegenden bevölkert hatte, — wurde eine Zunahme in ihrer Totalsumme sichtbar. Im Jahre 1711 zählte man 24,621,334 Seelen.

Sämmtliche Bemühungen der Regierung, die Zahl der Steuerpflichtigen zu mehren, blieben ohne erheblichen Erfolg. Mit der weiteren Verbreitung der Ruhe und Zufriedenheit im Reiche nahm auch die Bevölkerung zu; dabei stand aber, ungeachtet der großartigen Auswanderungen aus den übervölkerten Provinzen nach Sui-tschuan, die Menge der vorhandenen Subsistenzmittel in bedenklichem Mißverhältnisse mit der übermäßigen Bevölkerung, denn der Ackerbau — die Basis des Wohlstandes und der Zufriedenheit eines Volkes — besaß nicht die erforderliche Menge Pfluglandes, welche für die Ernährung und Beschäftigung der Hauptklasse des Volkes hinreichend gewesen wäre. Das Volk mehrte sich täglich, und das Ackerland blieb dasselbe. Hätte man daher dem ganzen Volke Steuern auferlegen wollen, so würden, bei dem herrschenden Bodenmangel, jedenfalls Entweichungen und Landstreicherei eingetreten sein, wie unter allen Chinesischen Dynastieen; aber gerade diese müßigen, umherschweifenden Schaaren hatten stets Straßenraub verübt, und dieser war in Aufruhr und Bürgerkrieg übergegangen, deren Ende gewöhnlich der Sturz einer Dynastie war. Wahrscheinlich waren es dergleichen, aus hundertjähriger Erfahrung hergeleitete Erwägungen, welche die Regierung bestimmten, dem Volke eine in China unerhörte Gnade zu erweisen. Im Jahre 1712 erschien ein Befehl, nach welchem die Zahl der steuerpflichtigen Seelen des Jahres 1711 für immer als die beständige und unveränderliche Anzahl Derjenigen angenommen werden sollte, welche den Kronleistungen unterworfen wären; das übrige Volk hingegen, wie sehr es auch anwüchse, sollte auf immer steuerfrei sein.

Uebrigens war mit dieser Feststellung keineswegs die Nothwendigkeit aufgehoben, die vollständige und wirklich vorhandene Bevölkerung des Kaiserthums zu ermitteln. Denn, um dem Himmel die Volkslisten darbringen und dieselben dem Collegium der Reichshistorie mittheilen zu können, so wie aus mancherlei anderen Staats-Rücksichten, war es erforderlich, die Volksmenge, ihren Zuwachs und ihre Abnahme zu kennen; daher verblieb den Amtshauptleuten, wie früher, die Aufgabe, alljährlich für die ihnen vorgesetzte Kreis- oder Bezirks-Regierung Bevölkerungslisten aufzustellen. Diese letztere Behörde bildete sodann aus der Bewohnerzahl sämmtlicher Amtsbezirke die Gesammtsumme von der Bevölkerung des ganzen Bezirkes oder Kreises, und sandte dieselbe an die Provinzial-Regierung, durch welche wieder

die Totalsumme der ganzen Provinz an den Cameralhof gelangte; von hier aus ging der Bericht über die Population der ganzen Statthalterschaft durch den Gouverneur oder General-Gouverneur an das Finanz-Ministerium, und das Ministerium endlich stellte in einem allgemeinen Berichte die Bevölkerung des gesammten Reiches zusammen und legte denselben am Jahresschlusse dem Kaiser zur Prüfung vor.

Da durch die Verordnung vom Jahre 1712 die Zahl der Steuerpflichtigen für immer festgesetzt, und in Folge dessen die Gratificationen der Beamten für die Vergrößerung jener Zahl, als fernerhin unnöthig, abgeschafft worden waren, so kamen in der Volkszählung jene Mißbräuche auf, welche selbst in der Gegenwart noch fortbestehen. Die Beamten und die Provinzial-Vorstände, welche aus Allem eigenen Vortheil ziehen wollten, nunmehr aber in der strengen Beaufsichtigung der Revisionen keinen Gewinn mehr für sich erblickten, und zugleich meinten, die Sache wäre auch für die Regierung ohne weiteren Nutzen, vernachlässigten diesen Gegenstand vollständig, überließen ihn dem Gutdünken ihrer Untergebenen, und betrachteten die oft wiederholten Verordnungen als „leere, zur Ausschmückung der Rede dienende Worte." Solche Versäumniß veranlaßte die Regierung zu strengerer Ueberwachung dieser Angelegenheit, und seit der Thronbesteigung des Kaisers der Regierung Zjan-lun (1736) wurden viele ausführliche Verordnungen in Betreff der Art erlassen, wie die Volkszählungen ausgeführt werden sollten. Von sämmtlichen Revisionslisten indeß, welche auf Grund dieser Bestimmungen zusammengestellt und seit dem Jahre 1736 bis zum Jahre 1812 der Regierung vorgelegt worden sind, hat man nur neun publicirt, nämlich:

Nach Christi Geburt.	Seelenzahl.	Nach Christi Geburt.	Seelenzahl.
1749	177,495,339	1776	268,238,181
1757	190,348,328	1780	277,548,431
1761	201,013,344	1783	284,033,785
1767	209,839,547	1812	361,693,179
1771	214,647,251		

In diesen Summen sind weder die dem Militairstande angehörenden Personen mitgezählt, noch die fremden Stämme, welche im Innern China's wohnen. Die zu Letzteren gehörenden Mjao, Li, Jao und J, welche seit den ältesten Zeiten in den Gebirgen wohnen, haben bis zu dieser Stunde ihre rauhen Sitten bewahrt, und, trotz aller Gegenbemühungen der Regierung, ihre Unabhängigkeit behauptet; daher denn auch die nächsten Localbehörden niemals und unter keiner Dynastie im Stande gewesen sind, vollständige und ausführliche Nachrichten über die numerischen Verhältnisse dieser feindseligen Stämme einzuziehen. Uebrigens sind manche derselben, welche den Chinesischen Städten und Ansiedelungen näher sitzen, schon längst von ihren ursprünglichen Gewohnheiten abgewichen, in vollständige Unterthanenschaft eingetreten und mit ihrer Volksmenge in die Totalsumme der Bevölkerung China's aufgenommen. Die Bevölkerung der Mongolei, Turkestan's, Tangut's und anderer Stämme, welche unter ihren eigenen Stammfürsten stehen, wird besonders gezählt und an das Ministerium des Auswärtigen gemeldet, — tritt also gleichfalls nicht in die Volkszahl ein, deren Revisionslisten sich im Finanzministerium befinden.

Aus den oben mitgetheilten Totalsummen der Bevölkerung China's ist ersichtlich, wie hoch dieselbe unter der gegenwärtigen Zin'schen Dynastie steht, im Vergleiche mit den früheren Zeiten; sie beträgt z. B. nach der letzten, im Jahre 1812 officiell veröffentlichten Gesammtzahl beinahe das Sechsfache der Volksmenge aus der glücklichen Epoche der Dynastie Min. Allerdings sind, durch die von der jetzigen Dynastie angeordnete Festsetzung einer bestimmten steuerpflichtigen Seelenzahl, — eine Einrichtung, welche länger als ein Jahrhundert unverändert bestanden hat — jene Ursachen beseitigt worden, welche unter den früheren Regierungen das Volk veranlaßt haben, von Ort zu Ort zu schweifen und sich vor den Revisionsbeamten zu verbergen, um den Frohndiensten zu entgehen, — während heutiges Tages ein Jeder ruhig zugeben kann, daß sein Name in die Volkstabellen eingetragen werde, da er keine Steuerforderung zu befürchten hat. Diese Einrichtung hat dem Volke auch noch einen anderen Vortheil verschafft, nämlich die Freiheit, sich nach seinem Gefallen mit einem Gewerbe zu beschäftigen, welches jeder Bezahlung an die Regierung fremd ist; und es ist ihm folglich damit die Möglichkeit er-

öffnet worden, alle seine Mittel für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt zu verwenden, woher denn ein zufriedenes Loos auch den Armen bei weitem zugänglicher geworden ist, welche durch ihrer Hände Arbeit nur das tägliche Brot erwerben. Außerdem hat sich unter der regierenden Dynastie in der zahllosen Bevölkerung sowohl die innere Gewerbthätigkeit, als auch der Handel naturgemäß und in größerem Maßstabe als früher entwickelt, und beide gewähren Millionen Menschen Unterhalt; besonders der auswärtige Handel China's ist niemals so ausgebreitet gewesen, wie unter der Mantschsurischen Regierung, welche ihre Häfen und Schlagbäume den fremden Reichen geöffnet hat. Diese Erlaubniß führt wesentliche Vortheile für China selbst mit sich, wo die Bevölkerung größer ist als die Productionskraft des Bodens, und wo dem Ackerbau keine genügende Menge urbaren Landes zur Disposition steht. Offenbar konnten und können alle diese Ursachen die Ernährung und das Wohl des Volkes bedeutend fördern, und die Vermehrung desselben ungehemmt fortschreiten; allein auf der anderen Seite darf man wohl, ohne der Glaubwürdigkeit der Regierungs-Documente zu nahe zu treten, hinsichtlich der ungeheuren, officiell veröffentlichten Bewohnerzahl einige Zweifel geltend machen, und gewisse Einwendungen gegen dieselbe herleiten 1) aus dem historischen Verlaufe, welchen die Vermehrung des Chinesischen Volkes genommen; 2) aus den Mißbräuchen, von welchen in China die Aufstellung der Bevölkerungstabellen begleitet ist, und welche entweder aus anderen gleichfalls officiellen Documenten erkannt werden können oder schon längst von den Chinesen selbst in ihren Schriften und in den Berichten an den Kaiser geradezu aufgedeckt worden sind.

Schon im 2. Jahre nach Christi Geburt betrug China's Bevölkerung 59 Millionen. Jahrhunderte verflossen, und die Volksmenge schwankte in den glücklichen Perioden beständig um diese Zahl: die Tan'sche Dynastie zählte nicht einmal so viel; im 2. Jahrtausend beherrschten die Dynastieen Sun und Gin zusammen 76 Millionen; der sie verdrängenden Dynastie Juan dürfen wir etwa 80 Millionen beilegen; unter der Dynastie Min sind es nur noch 66 Millionen. Demnach hat sich im Laufe von 1400 Jahren die Volksmenge sehr wenig vermehrt. Nun erscheint die Mantschsurische Dynastie, und — 105 Jahre nach ihrer Thronbesteigung, oder 350 Jahre nach dem

höchsten Anwachsen des Volkes unter der Dynastie Min — im Jahre 1749 ist China schon von 177 Millionen bevölkert! Allerdings hat China niemals so ausgedehnte Gränzen gehabt, wie unter der jetzigen Dynastie; niemals hat es so lange des Friedens und der tiefsten Ruhe genossen, wie unter der Mantschsurischen Regierung, welche nur zwei Ereignisse erlebt hat, fähig, durch ihre zerstörenden Folgen die Volkszahl zu mindern, nämlich die Aufstände U-ßan-gui's und der Anhänger „der weißen Seerose" (Bai-ljan-zsjao). Andrerseits muß man jene Erschütterung des Reiches am Schlusse des Min'schen Hauses berücksichtigen, da auf China's ganzer Oberfläche 20 Jahre hindurch Aufrührer wütheten, welche ihre friedlichen Landsleute barbarisch hinschlachteten; eben so jene Katastrophe, durch welche der Thron an die Mantschsuren kam, und nicht weniger die Unterdrückung U-ßan-gui's: dieses Alles hat seinen Verlauf und seine Entwickelung innerhalb China's gehabt, und dessen Bewohner sind hauptsächlich die handelnden Personen in diesem Drama gewesen. Nachdem indeß dieser Sturm vorübergegangen, nachdem Alles wieder ruhig geworden und zur gewöhnlichen Ordnung zurückgekehrt ist, erscheinen 70 Jahre später plötzlich 111 Millionen, — als ob allein für China ein solches Anwachsen möglich wäre. Ein Volk vermehrt sich im Allgemeinen nur bei hinreichenden und seinem Wachsthume proportionirten Ernährungsmitteln, welche hauptsächlich der Ackerbau gewährt. Nun besitzt, officiellen Actenstücken zufolge, China in der gegenwärtigen Epoche an nutzbarem Ackerlande 792,037,852 Mu (Felder); folglich kommen, nach der officiellen Bevölkerungszahl des Jahres 1812, auf jede Seele nur 2 Felder, und nach der Totalsumme von 1842 gar noch weniger. Jedes Feld aber liefert, bei der reichsten Ernte, zwei Sack Reis und von anderer Brotfrucht nicht mehr als einen Sack, welcher etwas über 4 Pud enthält. Nehmen wir mithin als mittleren Ertrag der glücklichsten Ernte 1½ Sack pro Mu an: so sehen wir, daß der Chinese sich jährlich mit 6 Pud Brotfrucht begnügt. Die Getreide-Einfuhr aus fremden Ländern ist höchst unbedeutend. Freilich herrscht in China eine entsetzliche Armuth, welche eine zahlreiche Volksklasse ergriffen hat, und der Dürftige muß, aus Mangel an Lebensunterhalt, die mannigfaltigsten Mittel zu seiner Ernährung ausfindig machen, und die Brotfrucht durch die Wurzeln wilder Kräuter ersetzen, oder durch die Knospen und Blätter mancher Bäume, wie z. B. der

Ulme, welche sogar in den Augen der Chinesischen Regierung für ein Hauptmittel der Volksernährung gilt; — ja, man verwandelt alles Unreine und Schädliche in Nahrung. Ein derartiger Unterhalt aber ernährt die Menschen nicht, sondern verkürzt ihr Leben und bewirkt folglich Verminderung der Bevölkerung, statt zu ihrem Wachsthume beizutragen. Ferner haben in früheren Zeiten Landescalamitäten, wie Mißwachs, Dürre, Ueberschwemmung und mancherlei Seuchen stets mit einer ansehnlichen Abnahme der Bevölkerung geendet: unter der Mantschsurischen Dynastie hingegen hat sich, trotz mehrfacher Wiederholung solcher — für das Leben des Volkes so zerstörender — Uebel, die Volksmenge nicht im Geringsten verringert und schreitet gegenwärtig mit jedem Jahre in raschem Wachsthume fort. Sie beträgt zur Zeit fast das Doppelte der Summe, welche wir in den Zählungslisten des Jahres 1749 finden; und aus Allem geht entweder hervor, daß die früheren Dynastieen, wenigstens im 2. Jahrtausend nach Chr. G., niemals zuverlässige Volkszählungen gehabt haben, oder man findet sich durch den Widerspruch der angeblichen Volksmenge gegen den historischen Entwickelungsgang unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, daß die Revisionen, welche China in unserer Zeit angestellt hat, der Beamtenwillkür überlassen gewesen seien, und kein unbedingtes Vertrauen verdienen.

Niemand ohne Zweifel kann die Einwohnerzahl eines bestimmten Ortes besser kennen, als die Behörden der Amtsbezirke: der Amtshauptmann, die Hundertmänner und die Zehnmänner, denen zugleich die Volkszählung übertragen wird; andererseits aber hat diese Einrichtung ihr Bedenkliches und vermag nicht zur Kenntniß der wahren Einwohnermenge zu führen. Es nöthigt nämlich das Mißverhältniß zwischen Ackerland und Bevölkerung, so wie überhaupt der Mangel an Subsistenzmitteln, wenigstens den dritten Theil der Population, die Heimath zu verlassen und seinen Unterhalt als Tagelöhner in den großen Handels- und Gewerbestädten zu suchen, wo zahlreiche Unternehmungen fremder Hände bedürfen; oder man läßt sich, im Besitze eigener Mittel, in mehr oder weniger ausgedehnte Handels-Unternehmungen ein, um sein Vermögen zu vermehren, — ein Gewerbe, welches in China die weiteste Verbreitung gewonnen und seine höchste Entwickelung erreicht hat. Gemäß einer Regierungs-Verordnung dürfen aber alle diese Personen, wo sie immer in Ge-

schäften sich aufhalten, und wie fern sie von ihrer Heimath sein mögen, — mit wenigen Ausnahmen, — nirgends eingeschrieben werden. Wie sollen nun die daheim gebliebene Familie und die Bezirksvorstände um ihre Existenz wissen? — Zwar kann der Abweseude, trotz der Schwierigkeit des Verkehrs in China, seiner Familie Mittheilungen machen; allein das ist nur den Wohlhabenden, den Kaufleuten möglich, deren Anzahl unendlich übertroffen wird durch die Menge Derjenigen, welche nur in die Fremde gezogen sind, um durch Handarbeit ihr Leben zu fristen, und für die zurückgelassene Familie eine unbedeutende Unterstützung zu erübrigen. Einige Jahre gehen leicht ohne gegenseitige Nachricht vorüber. Inzwischen rückt die Zeit der Revision heran, und die Beamten des Amtsbezirkes, welche die Verantwortlichkeit vor den Landeshauptleuten hinsichtlich einer verminderten Einwohnerzahl scheuen, schreiben die auf den Haustafeln verzeichnete Einwohnermenge ab, ohne nach ihrem wirklichen Vorhandensein zu fragen; kommt dann die Zeit der Verification oder der allgemeinen Revision, welche gesetzmäßig alle 5 Jahre vorzunehmen ist, so sind die zu diesem Zwecke von der Landeshauptmannschaft abgeschickten Personen allemal Schreiber, welche nicht sowohl auf Ermittelung der wahren Einwohnerzahl, als vielmehr auf Erleichterung ihres Geschäftes und auf den eigenen Vortheil bedacht sind. Daher findet eine unglaubliche Menge temporärer Einwohner, wie Gewerbetreibende, so oft es ihren Plänen und Berechnungen zusagt, Gelegenheit und Möglichkeit, sich an zwei und mehr Orten einschreiben zu lassen, obschon viele Verordnungen gerade gegen diesen Mißbrauch gerichtet sind.

Die an die Bezirks- oder Kreisregierung gelangenden Volkstabellen unterliegen keiner strengen Prüfung, weil dem Landeshauptmann selbst alle Anhaltspunkte fehlen, um ihre Richtigkeit beurtheilen zu können; persönlich die Verification einiger Dörfer vorzunehmen, erlaubt ihm seine Zeit nicht, und überdies dürfte, der Ortssitte gemäß, seine Abreise nicht Statt finden ohne den bestehenden und allgemein üblichen Gebrauch eines ceremoniellen Geleites; solche Abreise könnte daher nur störend und belästigend für das Volk sein, dessen Murren aber schließlich große Unordnungen herbeiführen. Und so bleibt denn stets die Ausführung der Revision jenem höchst verderblichen, und man kann sagen China eigenthümlichen Stande der Schreiber über-

lassen, welche bei dieser Gelegenheit nicht an die Volkszählung denken, sondern an eine unfehlbare Berechnung und Verification des Geldes der Landleute, und daran, wie sie wohl mit diesen theilen könnten. Die Bedrückungen und Chicanen, welche sie dem Volke bereiten, sind so zahllos, daß die Regierung, bloß um die Unterthanen von diesen zu befreien, nicht selten die allgemeine Revision ausgesetzt hat, was öfter auch deswegen geschehen ist, weil dieselbe keinen Nutzen versprach, indem alle sie betreffende Befehle als „leere Worte" betrachtet wurden. Die Provinzialvorstände, die Gouverneure und die General-Gouverneure sind noch weniger im Stande, die Volkszahl zuverlässig zu erforschen, weil sie nur durch die Landeshauptleute handeln können, und folglich diese sich selbst controliren lassen müssen, — woher sämmtliche höhere Beamte der Statthalterschaft „den Landeshauptleuten durch die Finger sehen, und für ihre eigene Person die ihnen eingesandten Bevölkerungstabellen nicht aufmerksam durchsehen."

Bei solcher Lässigkeit der oberen Behörden haben die Landeshauptleute ohne Verstand und Ueberlegung eine Anzahl Seelen in den neuen Listen hinzugefügt und an eine Collation mit den früheren gar nicht gedacht, so daß z. B. im Jahre 1775 der Kaiser selbst, bei einer Durchsicht der von den Generalstatthaltern vorgelegten Volkslisten, und indem er sie mit den früheren verglich, die außerordentliche Nachlässigkeit und Unachtsamkeit in diesen Stücken bemerkte: in mehreren Kreisen betrug die ganze Zunahme der Bevölkerung nicht mehr als 5, 6, 8 und 20 Seelen! In Folge dessen erfolgte der Befehl, es sollte in der zuverlässigsten Weise und mit gebührender Achtsamkeit eine allgemeine Volkszählung unternommen werden. Allein dieses Gebot wurde auf eine eigenthümliche Art vollzogen. Die Bemerkung des Kaisers in Betreff des geringen Zuwachses schärfte den Beamten größere Vorsicht ein; sie aber ersannen eine andere Manier, die Revisionslisten zusammenzustellen: sie vergrößerten die Seelenzahl und wiesen eine beständige Zunahme des ihrer Verwaltung anvertrauten Volkes nach.

Dazu kamen in verschiedenen Zeiten Unglücksfälle, wie: Ueberschwemmungen, Dürre, Mißwachs u. dgl., welche Unterstützung des Volkes von Seiten der Regierung erforderten. Auch in diesem Falle suchten die Beamten eigenen Gewinn, und stellten die Anzahl der Hülfsbedürftigen weit größer hin, als die gesammte Bevölkerung des

Kreises war, wie sie dieselbe ein Jahr früher in den Revisionstabellen gemeldet hatten. Fiel nun auch der Regierung ein so plötzliches Anwachsen der Volksmenge in irgend einem Landestheile auf, so suchte sie doch nur zunächst den Hülfe Fordernden dieselbe möglichst rasch zu gewähren, und verschob die genauere Prüfung auf eine gelegenere Zeit. Unterdessen aber hatten die Beamten, um ihr Vergehen und den Betrug zu verdecken, im folgenden Jahre jene hinzugefügte Anzahl angeblich existirender Einwohner in die Bevölkerungslisten ihres Bezirkes als wirklich vorhandenen Zuwachs eingetragen, und auf solche Weise ging das Wachsthum immer weiter*). Zuletzt stieg die Zunahme der Bevölkerung geradezu in's Unwahrscheinliche, und die Zählungslisten für 1841 und 1842, welche ich aus dem Finanzministerium erhalten habe, lassen erkennen, wie weit gegenwärtig die Nachlässigkeit geht, und wie sehr es an jeder Sorge für eine zuverlässige Zählung des Volkes mangelt. Nach diesen Listen erhebt sich die Zahl der Gesammtbevölkerung

im Jahre 1841 auf 178,634,089 Familien u. 413,457,311 Seelen **)
„ „ 1842 „ 179,554,967 „ „ 414,686,994 „ ***)

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß auch in unseren Tagen noch dieselben Mißbräuche herrschen, welche vor mehreren Jahrhunderten unter der Dynastie Sun in China vorhanden waren; auch heut zu Tage wird von den Beamten so gezählt, daß nur zwei Seelen auf eine Familie kommen. Wo und unter welchen unglücklichen Umständen kann ein solches Mißverhältniß existiren? Mann und Weib bilden zwei Personen; wo aber bleiben die Kinder? Bekanntlich sind in China frühzeitige Heirathen allgemein üblich, und die Revisionsbeamten schreiben offenbar, und fügen hinzu, wie es ihnen einfällt, indem sie meinen, der Zuwachs einer Familie sei eben so leicht und rasch bewerkstelligt wie der Zuwachs einer Seele. Zwar ist diese Volkszahl nicht officiell publicirt worden, und es könnte deshalb ihre Glaubwürdigkeit dem Zweifel unterliegen; allein für ihre Genauigkeit

*) Vergl. Chuan-tschao-zsin-schi-wuin-bjan. 1826.

**) In dieser Zahl sind weder Militairpersonen, noch Bewohner äußerer Herrschaften enthalten.

***) Auch von dieser Zahl sind Militairpersonen und Auswärtige ausgeschlossen, und außerdem noch die Bewohner der Insel Tai-wan (Formosa), Din-chai's, Tschen-chai's und I-sjan's, wo man wahrscheinlich wegen des Krieges mit den Engländern die Volkszählung nicht hat vornehmen können.

bürgt eine Vergleichung der verhältnißmäßigen Volkszunahme in der Zwischenzeit zwischen je zwei, durch die Regierung veröffentlichten, Volkszählungen. So erscheint im Laufe von 26 Jahren, seit der Revision des Jahres 1757 bis zum Jahre 1783, eine Zunahme von 93,685,457 Seelen, d. h. von etwa 3 Millionen jährlich*); seit 1782 bis 1812, im Laufe von 29 Jahren, hat sich die Bevölkerung um 77,659,394 Seelen vermehrt, d. h. um etwa 2 Millionen jährlich**); seit der letzten, von der Regierung veröffentlichten Zählung des Jahres 1812 bis 1842 sind 30 Jahre verflossen, und die Zunahme beträgt in dieser Periode nur 53,993,815 Seelen, d. h. durchschnittlich 1,799,797 Seelen im Jahre, obgleich in diesem Zeitraume mehr erzeugende Kräfte vorhanden gewesen sind als vor dem Jahre 1812, und folglich auch der Zuwachs größer sein müßte. Statt dessen bekunden die vorhandenen Data vielmehr eine Abnahme.

Wendet man sich nun zu den Zählungslisten der Militairpersonen, so bieten dieselben durchaus entgegengesetzte Data und völlig verschiedene Resultate. Die Listen des unter militairischer Jurisdiction stehenden Volkes — sowohl der Soldaten, wie der Beamten — werden mit der gebührenden Zuverlässigkeit und strenger Achtsamkeit angefertigt, so daß unmittelbar nach der Vermehrung oder Verminderung irgend einer Familie die Nachricht davon an den Compagnie-Chef gelangt, welcher sofort den nöthigen Vermerk in der Musterrolle macht. Der Grund für solche Sorgfalt in Führung der Militairlisten liegt in dem Umstande, daß das Kriegsvolk fortwährend auf Rechnung der Regierung lebt. Abgesehen von dem Gehalte der Soldaten und der Erwachsenen, empfangen sämmtliche Personen, sowohl männlichen, wie weiblichen Geschlechtes, besondere Unterstützungen, z. B. bei der Verheirathung, oder bei Todesfällen; daher denn auch die Revisionslisten des Jahres 1843, welche mir aus dem Kriegsministerium mitgetheilt worden sind, nicht an jenem Mißverhältnisse zwischen Seelenzahl und Familienzahl leiden, wie die Volkslisten des Finanzministeriums. Nach diesen Listen bildet das Volk, welches unter militairischer Jurisdiction steht, vom Unteroffizier und Gemeinen***) an gerechnet, 723,965 Familien mit 2,912,196 Seelen,

*) genau: 3,603,287 Seelen.

**) genau: 2,677,914 Seelen.

***) Die Familien- und Seelenzahl der Beamtenhäuser ist hier nicht mitgerechnet, weil die nöthigen Data mangelten.

d. h. es fallen auf eine Familie etwa vier Seelen; und dabei bemerkt man unter den Kriegsleuten keine so rasche und plötzliche Zunahme, wie sie die Landeshauptleute in dem ihnen untergebenen Volke finden.

In den Revisions-Tabellen des Finanzministeriums ist ferner die Bevölkerung eines jeden Gouvernements besonders angegeben. Nach diesem Verzeichnisse zählte im Jahr 1842 das Gouvernement Tschi-li 36,879,838 Seelen. Nun liegen genaue Angaben vor hinsichtlich der Anzahl der Städte und Dörfer *), welche sich in dieser Statthalterschaft befinden; sie umfaßt nämlich:

Haupt-Kreisstädte	6
Kreisstädte	16
Districtsstädte	121
Festungen	1 **)
Größere Niederlassungen und kleinere Dörfer . .	39,687
Zusammen . . .	39,831

Mithin kommen auf jeden bewohnten Ort durchschnittlich 926 Seelen. Allerdings ist diese Anzahl geringfügig für Städte und große Handelsniederlassungen; jedoch muß bemerkt werden, daß in China die Dörfer ganz anders beschaffen sind, als in anderen Staaten: die Chinesen schlagen nämlich ihre Wohnung gern möglichst nahe bei ihrem Acker auf. Ein großer Theil der Chinesischen Dörfer, wenigstens in der Statthalterschaft Tschi-li, enthält 20—30 Familien, sehr viele aber deren hundert, welche, nach Chinesischer Rechnungsweise, nur 500 Seelen umfassen dürfen oder können. Die großen Niederlassungen und die Städte, um nicht von der volkreichsten Hauptstadt***) zu reden, sind außerordentlich bevölkert; andrerseits aber darf man nicht unbeachtet lassen, daß nicht alle Einwohner derselben Eingeborene sind und berechtigt, an eben diesen Orten sich einschreiben zu lassen: vielmehr stammt der ansehnlichste, gewerbtreibende Theil des Volkes größtentheils aus anderen Provinzen, in deren Revisionslisten er auch verzeichnet wird. Zum Beweise darf man nur die Bewohner der Statthalterschaft San-ßi anführen, welche ihrer Gewerbe wegen

*) Vergl. Zsi-fu-i-zan-tu.

**) Die Provinzialregierung hat ihren Sitz in irgend einer Districtsstadt.

***) Siehe am Ende die besondere Bevölkerungstabelle der Chinesischen Hauptstadt Peking.

sich nicht nur in Tschi-li, sondern durch das ganze Kaiserthum verbreitet haben.

Zum Schlusse und zur Bestätigung des Gesagten wollen wir einige Stellen aus Berichten und Gutachten mittheilen, welche im verflossenen Jahrhunderte zu verschiedenen Zeiten dem Kaiser eingereicht und in dem Werke Chuan-tschao-zsin-schi-wuin-bjan gesammelt worden sind.

„Die Zahl des Volkes zu ermitteln, ist durchaus nicht leicht. Im Allgemeinen rechnet man 8 Seelen auf eine Familie; allein damit erhält man nur eine approximative und auf Hypothesen gestützte Zunahme des Volkes. Es läßt sich nur erkennen, daß das Volk sich bedeutend vermehrt hat, aber es ist schwierig, die Menge seines Zuwachses zu constatiren; du prüfst, — und plötzlich kommen neue Mißbräuche zum Vorschein. Eine große Volksmenge wohnt in Dörfern und entlegenen Gegenden; wollte man nun sämmtlichen Bewohnern befehlen, sich mit Weibern und Kindern zur Revision vor der Bezirksverwaltung zu stellen: so würde dieses für das Volk unerträglich sein; wollte man die Landeshauptleute anweisen, in Person die Dörfer und Niederlassungen zu bereisen, um die Einwohnerzahl jedes Hauses festzustellen: so würde dieses für die Beamten eine Bürde sein. Die Vorgesetzten der Kreise und Districte kommen mit ihren richterlichen Geschäften und der Steuererhebung nicht zu Ende und haben nicht einen freien Tag, an welchem sie sich in Muße mit der Revision befassen könnten; auch der fleißigste und verständigste derselben ist nicht im Stande, die Zahl seiner Population zu verificiren, und daher haben sämmtliche Landeshauptleute die Befehle hinsichtlich der Volkszählung als „leere Worte" betrachtet. Die alle fünf Jahre auszuführende Verificirung der Bewohnerzahl ist ebenfalls nicht leicht. Will man dabei nicht die früheren jährlichen Zählungen zum Grunde legen, welche die Amtshauptleute ausgeführt haben, so ist es unmöglich, für mehrere auf einander folgende Jahre dieselbe Genauigkeit zu erzielen, denn die Kaufleute, das Volk, welches keinen festen Wohnsitz hat, bald ankommt, bald abgeht, die umherschweifende Volksklasse, — die Handwerker, welche bald sich ansammeln, bald sich zerstreuen, — Leute dieser Gattung mit gehöriger Genauigkeit und Vollständigkeit in den Revisionslisten zu führen, ist weder leicht, noch überhaupt möglich. Daher schickt man, wie früher, Schreiber ab, um die Volks-

menge festzustellen, und damit ist die Sache abgethan. Zugleich aber benutzen diese Boten eine solche Gelegenheit zur Befriedigung ihrer unersättlichen Gewinnsucht und verursachen nur bedenkliche Unordnungen: sie dringen mit Gewalt in die Häuser ein und vollbringen unerhörte Dinge und Chicanen; bei Abhaltung der Revision verlangen sie von jedem Hause Ersatz ihrer Auslagen für Lebensunterhalt, Papier, Pinsel, Reisekosten, und bleiben ganz ruhig sitzen, bis man ihre Forderung erfüllt. Ferner geschieht es nicht selten, daß der beauftragte Schreiber seine Obliegenheit — die Volkszahl eines bestimmten Ortes zu constatiren — an eine andere Person verkauft, welche alsdann sich doppelt zu entschädigen sucht, und überdies keine Untersuchung wegen Versehens und Mißbrauches in diesem Geschäfte zu befürchten hat. Im Allgemeinen denken die Schreiber bei Aufstellung der Volkstabellen so: Der Ort ist entlegen, das Land groß, des Volkes eine Menge, der Vorgesetzte kann Irrthümer nicht entdecken und besitzt keinerlei Möglichkeit, die wahre Volkszahl zu ermitteln. Solcher Ansicht gemäß fügen sie dann beliebig hinzu und lassen aus, machen aus einer kleinen Menge eine große, — Alles ist das Werk ihrer Hände, und mit solcher Nachlässigkeit wird dieses wichtige Werk vollbracht. Fast in derselben Weise, auf bloße Voraussetzungen und Vermuthungen hin, wird die allgemeine Bevölkerungstabelle des ganzen Reiches entworfen, welche dem Kaiser vorgelegt werden soll. Ueberhaupt ermangeln die Volkszählungen der Gründlichkeit, sind für die Regierung nutzlos, und schließlich ist die Volkszahl dennoch eine unwahre; und um zu diesem Ziele zu gelangen: wie viel Arbeit und Geld hat es gekostet, und welche Beschwerde und Last ist auf das Volk gefallen!"

Von solcher Beschaffenheit also sind die officiellen Documente, welche sich auf die Bevölkerung China's beziehen! Andere Mittel aber, diesen Gegenstand aufzuklären, giebt es nicht, denn die Chinesen führen weder besondere Geburtsregister, noch Sterbelisten. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat es sich zum Gesetze gemacht, in seinen Untersuchungen über China nur aus zuverlässigen Quellen und officiellen Schriftstücken zu schöpfen, und der getreue Ueberlieferer dessen zu sein, was die Chinesen selbst sagen. Er möchte den Leser nicht durch seine eigenen Folgerungen zu Irrthümern verleiten, wie bisher die Europäischen Gelehrten in Betreff dieses Gegenstandes gewöhnlich

gethan haben, und stellt es deßhalb dem wißbegierigen Leser anheim, auf Grund der hier mitgetheilten Documente seine Schlüsse hinsichtlich der Bevölkerung China's selbstständig und nach den Principien der Wissenschaft zu ziehen, welche erst jüngst in Europa aufgetaucht ist, welche aber, als Wissenschaft, in China niemals existirt hat.

Uebersicht der Bevölkerung China's unter den verschiedenen Dynastieen seit dem Jahre 2 n. Chr. bis zum Jahre 1578, auf Grund historischer Nachrichten entworfen.

Name der Dynastieen.	Nach Chr. Geb.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.	Name der Dynastieen.	Nach Chr. Geb.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.
Chan	2	12,233,062	59,594,978		1063	12,462,317	26,421,651
	57	4,279,634	21,007,820		1066	12,917,221	29,092,185
	75	5,860,173	34,125,021		1075	15,684,529	23,807,165
	88	7,456,784	43,356,367		1080	14,852,684	33,303,889
	105	9,237,112	53,256,229		1091	18,655.093	41,492,311
	125	9,647,838	48,690,789		1099	19,715,555	43,411,606
	144	9,946,919	49,730,550		1102	20,019,050	43,820,769
	145	9,937,680	49,524,183		1160	11,375,733	19,229,008
	146	9,348,227	47,566,772		1166	12,335,450	25,378,684
	157	10,677,960	56,486,856		1193	12,302,873	27,845,085
San-go	220—242	1,363,000	7,632,881		1223	12,670,801	28,320,085
oder Drei-					1264	5,696,989	13,026,532
herrschaft.							
Zsin.	280	2,459,804	16,163,863	Zsin	1187	6,789,449	44,705,086
Sui.	580	3,590,000	9,009,604	oder Gin.	1190	6,939,000	45,447,900
	606	8,907,536	46,019,956		1195	7,223,400	48,490,400
Tan.					1207	7,684,838	45,816,079
	627	3,000,000	"	Juan.	1290	13,196,206	58,834,710
	650	3,800,000	"		1330	13,400,699	"
	705	6,356,141	"	Min.	1381	10 654,362	59,872,305
	726	7,069,565	"		1393	10,652,870	60,545,812
	732	7,861,236	45,431,265		1402	10,626,779	56,301,026
	742	8,348,395	45,311,272		1403	11,415,829	66,598,337
	754	9,069,154	"		1404	9,685,020	50,950,470
	755	8,919,309	52,919,309		1411	9,533,692	51,446,834
	756	8,018,701	"		1412	10,922,436	65,377,630
	760	1,933,174	16,990,386		1413	9,684,916	50,950,244
	764	2,933,125	"		1454	9,466,288	54,338,476
	780	3,805,076	"		1462	9,385,012	56,370,250
	806—820	2,473,963	"		1463	9,107,205	60,479,330
	821—824	3,944,595	"		1466	9,202,718	60,653,724
	825—826	3,978,983	"		1486		65,442.680
	839	4,996,753	"		1487		50,207,134
	841—846	4,955,151	"		1491	9,113,446	53,281,158
Sun.					1504		60,105,835
	976	3,090,504	"		1505	12,972,974	"
	997	4,132,576	"		1506	9,151,773	46,802,005
	1021	8,677,677	19,930,320		1513		63,300,000
	1029	10,162,689	26,054,238		1522	9,721,652	60,861,273
	1048	10,723,695	21,830,064		1578	10,621,436	60,692,856

Ueberblick
der
Bevölkerung China's unter der gegenwärtigen Mantschsurischen Dynastie Zin, seit dem Jahre 1749 bis 1842, mit Angabe der Bewohnerzahl beiderlei Geschlechts in jedem Gouvernement.

Name der Gouvernements.	1749.	1757.	1761.	1767.	1771.	1776.	1780.	1783.	1812.	1842. Zahl der Familien.	1842. Zahl der Seelen.
Tschili	13,933,258	14,377,168	16,132,454	16,690,573	16,770,283	20,567,175	21,529,864	22,263,369	27,990,871	18,758,697	36,879,838
Schan-dun	24,011,829	24,745,549	25,292,683	25,634,566	25,999,599	21,497,430	21,763,085	22,012,661	28,958,764	11,923,180	29,529,877
San-ßi	9,509,366	9,654,234	10,239,907	16,468,349	10,626,448	12,503,415	12,864,792	13,036,556	14,004,210	8,201,381	17,056,925
Che-nan	12,847,909	16,034,412	16,398,607	16,562,889	16,678,506	19,858,053	20,275,263	20,552,592	23,037,171	11,712 923	29,069,771
Zsjan-ßu	20,972,437	22,638,769	23,284,397	23,779,812	24,277,755	28,807,628	29,495,503	30,360,911	37,843,501	16,408,158	39,646,924
An-choi	21,567,929	22,431,982	22,848,480	23,355,141	23,683,500	27,566,929	28,085,866	28,456,217	34,165,059	15,324,164	36,596,988
Fu-zsjan	7,620,429	7,977,687	8,065,288	8,094,294	8,170,630	11,219,887	11,980,012	12,399,456	14,779,158	10,845,677	25,799,556
Tschse-zsjan	11,877,436	14,625,677	15,612,356	16,523,736	17,092,323	19,364,620	20,494,152	21,035,082	26,256,784	13,854,984	30,437,974
Chu-bei	7,527,486	7,957,304	8,137,947	8,399,652	8,532,187	14,815,128	16,021,069	17,155,018	27,370,098	11,662,730	28,584,564
Chu-nan	8,672,433	8,762,726	8,854,608	8,997,022	9,082,046	14,989,777	15,423,842	15,676,488	18,652,507	8,506,229	20,048,969
Schan-ßi	6,734,158	7,081,846	7,297,415	7,348,565	7,425,445	8,193,059	8,237,887	8,259,081	10,207,256	3,308,642	10,309,769
Gan-ßu	5,709,526	5,941,699	7,470,929	11,537,539	13,215,891	15,068,472	15 136,882	15,159,101	15,354,875	8,564,259	19,512,716
Sui-tschuan	2,506,780	2,682,893	2,802,999	2,958,271	3,068,199	7,789,791	7,947,762	8,142,487	21,435,678	9,373,228	22,256,964
Guan-dun	6,460,638	6,699,517	6,818,931	5,938,855	7,068,199	14,820,732	15,211,960	15,634,520	19,174,030	9,115,844	21,152,603
Guan-ßi	3,687,725	3,850,136	3,972,653	4,706,176	4,794,493	5,381,984	5,749,997	6,034,093	7,313,895	3,981,586	8,121,327
Jun-nan	1,946,173	2,014,482	2,088,746	2,148,597	2,207,650	3,102,948	3,201,206	3,294,147	5,561,320	3,574,269	5,823,670
Gui-tschsou	3,075,111	4,335,579	3,411,148	3,441,656	3,458,005	5,003,177	5,081,157	5,110,764	5,288,219	3,713,587	5,679,128
Zsjan-ßi	8,428,205	9,108,615	11,609,061	11,540,369	11,745.196	16,848,905	18,049,268	18,511,622	23,046,999	9,532,086	26,513,889
Mantschsurei	406,511	428 056	674.735	713,485	750,896	839,071	916,920	939,710	1,249,784	1,193,343	1,665,542
Totalsumme	177,495,339	190,348,328	201,013,344	209,839,547	214,647,251	268,238,181	277,548,431	284,033,785	361,693,179	179,554,967	414,686,994

Tabelle der Bevölkerung Pekings und seiner Umgebungen, nebst den beiden ihm beigezählten Districten Da-ßin und Wan-pin, durch die Polizei-Verwaltung in den Jahren 1845 und 1846 zusammengestellt.

Einwohnerschaft Pekings ohne die Umgebungen und die zugehörigen Districte, nach der Revisions-Liste des Jahres 1845.

Stand der Einwohner.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.
Beamte, Militair- und Civil-, etatmäßige und disponible	26,486	75,752
Soldaten, Garde- und Polizei-	125,346	348,652
Niederes Volk und Mönche	191,586	577,564
Turkestaner, vorlängst angesiedelt	19,369	89,188
Handel- und Gewerbtreibende ...	186,986	557,658
Totalsumme...	549,773	1,648,814

Einwohnerschaft Pekings und seiner Umgebungen nebst den beiden Districten, nach den Polizei-Listen des Jahres 1846.

Stand und Verhältnisse der Einwohner.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.
Beamte, Militair- und Civil-, Mantschsuren, Mongolen und Chinesen, etatsmäßige .	15,866	74,615
Beamte, disponible *)	23,703	101,126
Soldaten des 8. Garde-Corps, Mantschs., Mongolen und Chinesen	76,584	168,631
Polizeisold., Chinesen **).......	35,642	65,763
Niederes Volk, Eingeborene der beiden Districte	138,570	269,860
Niederes Volk aus anderen Gouvernements, in den beiden Districten eingeschrieben ...	112,864	208,963
Mönche und Nonnen der Buddhistischen und der Daossischen Religion	—	10,704
Turkestaner, vorläufig angesiedelt	32,469	148,984
Handeltreib., verschiedene Gewerbtreibende u. Handwerker	359,394	1,349,650
Temporäre Einwohner ohne dauernde Wohnung u. Beschäftigung	—	155,863
Totalsumme...	795,092	2,553,159

*) In die Gesammtsumme der Beamten-Familien und -Seelen werden auch alle Diejenigen aufgenommen, welche in anderen Ortschaften des Kaiserthums im Dienste stehen, wegen ihrer Herkunft aus Peking aber hier, als in ihrer Heimath, eingeschrieben sind.

**) Im Jahre 1845 erscheint die Summe der Soldaten-Familien und -Seelen

Tabelle der im Laufe des Jahres 1845 in der Residenzstadt Peking — ohne die Vorstädte und die beiden dazu gehörigen Districte — Verstorbenen, aus den Polizei-Journalen zusammengestellt.

Zahl der Monate.	Zahl der im Laufe des Monats verstorb. Pers. beiderlei Geschlechts.	
Im 1. Mon.	3,952	Bemerkung 1. Die größeste Sterblichkeit fällt in den 9. Monat, d. h. in die Zeit des Ueberganges von der Wärme zur Kälte.
„ 2. „	3,851	
„ 3. „	3,002	Bemerkung 2. Nimmt man an, daß Peking 1,648,814 Einwohner habe, so stirbt, bei 39,438 Sterbefällen, beinahe der 42. Mensch.
„ 4. „	2,565	
„ 5. „	3,705	Bemerkung 3. Weder in diese Berechnung, noch in die Sterbelisten sind die Kinder aufgenommen, welche die Chinesische Sitte eines ceremoniellen Begräbnisses nicht würdig erachtet, und welche auch in die Polizeilisten nicht eingetragen werden. Die Polizei nimmt nämlich nur Kenntniß von jedem erwachsenen Verstorbenen und fertigt, nach abgehaltener Recherche und Leichenschau, einen Schein aus, damit der Sarg das Stadtthor passiren könne. Verstorbene Kinder werden ohne vorgängige Benachrichtigung der Polizei in das Familienbegräbniß außerhalb der Stadt geschafft, oder sie werden, besonders von ärmeren Einwohnern, den allgemeinen Leichenwagen übergeben, welche jeden Morgen durch die Hauptstraßen der Stadt fahren, um die Kinderleichen — in Särgen oder in sonstigen Umhüllungen — nach dem allgemeinen Begräbnißplatze für Kinder, außerhalb der Stadt, zu befördern.
„ 6. „	2,333	
„ 7. „	2,721	
„ 8. „	3,571	
„ 9. „	5,129	
„ 10. „	2,469	
„ 11. „	3,577	
„ 12. „	2,563	
Zusammen	39,438	

größer, als im Jahre 1846. Dieses erklärt sich daraus, daß dort die Familien und Seelen derjenigen Beamten mitgezählt sind, welche aus dem Militairstande herrühren, in welchem — als ihrer Heimath — sie auch für immer eingeschrieben bleiben, ohne Rücksicht darauf, daß sie, nach ihrer gegenwärtigen Stellung dem Militairberufe nicht angehören; in der zweiten Liste hingegen sind die Beamten von den Soldaten getrennt, und daher ist in ihr die Beamtenzahl größer, als in der ersten.

Das Leben Buddha's.

Vom

Archimandriten

O. Palladius.

Das Leben Buddha's.

In dem hier vorgelegten Lebensabrisse Buddha's beabsichtigen wir keineswegs, die Fabeln zu wiederholen, welche in allen Biographieen desselben erzählt werden; wir haben deshalb die Einzelnheiten seiner Erscheinung in Indien und die sie begleitenden Umstände nicht sowohl aus den speciellen Lebensbeschreibungen Schakjamuni's entlehnt, als vielmehr aus anderen, weniger verdächtigen Quellen, und zwar vorzugsweise aus Winai oder dem Codex der Sitten- und allgemeinen Lebensregeln des Buddhismus. Eben so wenig sind wir gesonnen, die Traditionen und Berichte der Buddhisten über den Stifter ihrer Religion und Philosophie kritisch zu untersuchen. Wir wollen allein die Thatsachen darlegen, welche uns glaubwürdiger, und der Wahrheit näher zu stehen geschienen haben; da indeß der Thatsachen, welche sich auf Buddha's Person beziehen, nur wenige sind, so haben wir, um diesen Mangel zu ergänzen, Nachrichten über den gleichzeitigen politischen und sittlichen Zustand Indiens, so wie über die äußeren Ereignisse, unter denen sein Leben verflossen ist, aus Buddhistischen Schriften entnommen, und der Lebensgeschichte Buddha's einverleibt. Es dürfte nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß wir bei unserer Arbeit ausschließlich die Schriften der Indischen Buddhisten, welche in Chinesischer Uebersetzung vorhanden sind, als Quellen benutzt haben; und schließlich bleiben uns noch einige Worte über die von uns adoptirte Chronologie zu sagen. Nach einer Vergleichung der widersprechenden Meinungen, wie sie uns in den Schriften der Indischen Buddhisten selbst begegnen, haben wir Grund zu der Annahme, daß diejenige Zeitrechnung, welche Buddha's Geburt etwa 600 Jahre vor Chr. G. setzt, der Wahrheit näher komme, als die übrigen; wir müssen uns jedoch für jetzt auf diese Bemerkung beschränken, da die Entwickelung der Gründe, auf welche sich unsere Ansicht stützt, eine besondere Abhandlung erfordert.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts vor Chr. G. bestand im nördlichen Indien, östlich von dem jetzigen Aud, am Fuße des Himalaya-Gebirges und wahrscheinlich um das Quellengebiet des Flusses Gandaki, die Herrschaft Kapilawastu. Sie wurde bewohnt von dem Stamme Schakja, den Nachkommen Ikschwakula's, welcher als Fürst in der Stadt Potalaka geherrscht hatte, und dessen Kinder in Folge von Familienzwisten sich genöthigt gesehen hatten, die Vaterstadt zu verlassen, und sich in den Norden zurückzuziehen. Am südlichen Abhange des Himalaya ließen sie sich nieder und bildeten allmählig eine ansehnliche Bevölkerung, welche unter dem ältesten Geschlechte des Stammes, dem Hause Gotama, stand. Das Stammhaupt oder der Fürst wohnte in Kapilawastu, einer Stadt, von welcher heutiges Tages keine Spur mehr gefunden wird, weil sie schon zu Buddha's Zeit zerstört und ihre Einwohnerschaft zerstreut worden ist. Dem Stamme Schakja benachbart, im Westen und im Süden, breiteten sich die Lande der Fürsten von Schrawasti, im heutigen Aud, aus, und die gemeinsame Benennung der ganzen Landschaft, von der Quelle des Ganges bis Benares, war Koßala; die Schrawasti'schen Fürsten aber hatten ihre Herrschaft weit über die Gränzen Aud's ausgedehnt, nannten sich selbst Beherrscher von ganz Koßala, und schlossen somit in das Bereich ihrer Herrschaften auch Kapilawastu sammt allen seinen kleinen Lehnfürstenthümern ein. Das ganze untere Gebiet des Ganges, von Benares bis Bengalen, gehörte zu dem reichen und ausgedehnten Magada, dessen Residenz die Stadt Ratschagricha, unterhalb des heutigen Patna's, war. Beiläufig wollen wir bemerken, daß Schrawasti 250 Werst westlich von Kapilawastu lag, Benares 480 Werst südwestlich, und Ratschagricha 1100 Werst südöstlich. *)

Zu jener Zeit herrschte in Kapilawastu Soddodana, der letzte Abkömmling Ikschwakula's in gerader Linie. Er war das Haupt einer zahlreichen Familie, und von seinen Söhnen sind besonders zwei bekannt: Siddarta, von Mahamaja geboren, und Nanda, von Gotami. Die Brüder des Kaisers herrschten über besondere Lehnfürstenthümer, und erkannten zwar den ältesten Bruder

*) 1 geographische Meile ist ungefähr = $6^{19}/_{20}$, und 1 Preußische Meile etwa = $7\,^{1}/_{16}$ Russischen Wersten. D. Uebers.

als ihr Oberhaupt an, hingen jedoch in der Regierung der ihnen zugefallenen Besitzungen nicht von ihm ab. Es möge hier die Bemerkung ihren Platz finden, daß nach der Sitte jener Zeit, — so oft es an Fürsten aus dem regierenden Hause mangelte, oder weil es dem Kaiser also beliebte, — die Regierung der Lehnfürstenthümer auch den Brachmanen übertragen wurde, welche schon damals eine mächtige Kaste bildeten, die Ministerstellen einnahmen, Statthalter, Priester und geistliche Führer waren. Mit der Gewalt über Leben und Tod, so wie mit dem Rechte, von den ihnen anvertrauten Ortschaften Steuern einzutreiben, lebten die Fürsten und die Brachmanen als unabhängige Herrscher, und die Letzteren zeichneten sich besonders durch Bildung und Aufklärung aus, wie denn die Philosophenschulen Indiens größtentheils von Brachmanen gestiftet worden sind.

Siddarta wurde von dem Vater zum Thronerben bestimmt, und erhielt deshalb die beste Erziehung, welche damals möglich war. Frühzeitig schon theilte ihm Soddodana einen Theil seiner Herrschaften zu, umgab ihn mit einem glänzenden Hofe, und verheirathete ihn mit der Tochter eines ebenfalls zum Stamme Schakja gehörenden Lehnfürsten. So lebte Siddarta bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre; kaum aber hatte er dieses Alter überschritten, als er zu Aller Bestürzung und zum Schmerze Soddodana's plötzlich das väterliche Dach verließ und spurlos verschwunden blieb. Alle Nachforschungen waren eitel; nur durch Gerüchte erfuhr man, daß er sich über die östliche Gränze Koßala's entfernt, und in den Lumpen eines Einsiedlers von Ort zu Ort schweifte, um sich einen geistlichen Führer zu suchen. Da blieb kein Zweifel mehr, daß Siddarta den Entschluß gefaßt hatte, die Eitelkeit der Welt zu fliehen, und die glänzende Stellung, welche er in derselben eingenommen, mit dem friedlichen Stande eines frommen Einsiedlers zu vertauschen. Was den jungen Fürsten zu einem für sein Alter und seine Herkunft so ungewöhnlichen Entschlusse bestimmt haben mochte, das erklären die Buddhistischen Ueberlieferungen nicht ganz befriedigend. Nach ihnen war Siddarta „von Natur mit einer weichen und empfänglichen Seele begabt, und voll tiefen Mitgefühls für das beklagenswerthe Loos, zu welchem der Mensch unter dem lastenden Gesetze des Todes, der Krankheit, des Alters und der Erdenleiden verdammt ist;

darum überwältigte ihn die traurige Stimmung seiner Gedanken, und nach dem Vorbilde anderer Weisen, welche aus denselben Beweggründen die Welt verlassen hatten, beschloß er, in der Einsamkeit Beruhigung zu suchen und im Einsiedlerleben Rettung von aller Trübsal." Ohne Siddarta diese sittlichen Motive absprechen zu wollen, finden wir gleichwohl eine wahrscheinlichere Erklärung seines Schrittes in der damaligen politischen Lage des Stammes Schakja. Die Herrschaft Kapilawastu war eines von denjenigen freien Gebieten und unabhängigen Städten Madjadescha's oder des Mittellandes, wie damals das ganze Ganges-Bassin hieß, welche, von besonderen Stämmen und Geschlechtern bewohnt, ihre Unabhängigkeit noch nicht eingebüßt hatten, und durch Fürsten ihres Geschlechtes beherrscht wurden, oder eine Art oligarchischer Regierung bildeten; allein diese kleinen Herrschaften waren nichts Anderes, als die Ueberreste eines alten Bundes, welche sich bis in die Zeiten Soddodana's erhalten hatten, und waren ihrer geographischen Lage nach Enclaven Magada's oder Koßala's, zweier Landschaften, durch welche Madjadescha in einen östlichen und in einen westlichen Theil getrennt wurde. Die Machtzunahme der beiden Häuser, welche in Ratschagricha und Schrawasti herrschten, gab den Fürsten dieser Städte mit dem politischen Uebergewichte in Magada und Koßala zugleich die Möglichkeit, ihre Gebiete „abzurunden", und die unabhängigen Besitzungen und Städte, welche sich in dem einen und dem anderen Lande befanden, nach und nach unter ihre Herrschaft zu bringen. Beide Höfe strebten nach demselben Ziele: der Aufrichtung einer Universalmonarchie in Madjadescha und vielleicht in ganz Indien. Während nun die Fürsten von Ratschagricha im Osten thätig waren, und sich Beherrscher von ganz Magada nannten, erwarben die Schrawastischen Fürsten unbemerkt die mit Aud zusammengränzenden Länder, bedrängten die Herrschaften Kapilawastu's, und brachten sie zwischen die westlichen und südwestlichen Gränzen Koßala's einerseits, — von wo aus nunmehr ihre Heere nöthigenfalls in zwei Tagen unter den Mauern Kapilawastu's erscheinen konnten, — und jene Wüsten andrerseits, welche sich von dieser Stadt östlich bis Kuschinagara ausdehnten, wo der räuberische und blutdürstige Stamm Kirata hauste. Auf Feldern, welche zu Schakja gehörten, jagten die Fürsten von Schrawasti, als wären es ihre

eigenen Reviere, und Praßenatschita, welcher seinem Vater Brachmadatta auf dem Throne von Koßala gefolgt war, nöthigte die Schakja, ihm eine Jungfrau ihres Stammes zur Ehe zu geben, und dadurch einen Vertrag zu brechen, welcher seit alten Zeiten zwischen den Nachkommen Ikschwakula's bestanden hatte: kein Mädchen ihres Stammes an Männer aus fremdem Geschlechte zu verheirathen, und eben so wenig selbst Weiber aus einem fremden Stamme zu nehmen. Die Schakja sahen ihren Verfall voraus, und fühlten ihre Ohnmacht; und obgleich sie stolz waren auf ihre hohe Abstammung aus der Kaste der Kschatria's, obgleich das Haus Gotama's sich als die Dynastie der Sonne betrachtete: so mußten sie dennoch den Forderungen der Beherrscher von Schrawasti nachgeben, welche sich ihrer Ahnen nicht rühmen konnten, da sie aus einer niederen Kaste stammten. Unvermögend, die Rechte ihrer nationalen Selbständigkeit zu behaupten, konnten die Schakja nur ein tiefes Gefühl des Hasses gegen das Haus Brachmadatta's nähren; und als gar Praßenatschita in Verwandtschaft mit ihnen trat, da hatte ihr Unwille keine Gränzen mehr, denn sie sahen dieses Ereigniß als eine Erniedrigung ihrer edlen Herkunft an, und ahnten vielleicht in dem Schritte des Schrawastischen Fürsten schon die Pläne, welche über die Zukunft ihrer Herrschaften entscheiden sollten. — Unter solchen Umständen entsagte der Nachfolger Soddodana's seinen Rechten und mit ihnen der Hoffnung, seinem Vaterlande die Zeiten der Unabhängigkeit wieder zurückzuführen. Zu derselben Zeit, als Praßenatschita von den Schakja eine Jungfrau ihres Stammes begehrte, floh Siddarta: er wollte die Leiden seiner Seele in der lautlosen Stille des Einsiedlerlebens verbergen.

Das Einsiedlerleben stand zu jener Zeit in hohem Ansehen. Als Folge einer tiefen Begeisterung für die wahrhaften Güter des gegenwärtigen Lebens, schlug es noch tiefere Wurzel unter dem häufigen und allgemeinen Elende, und fand, durch die Bedingungen des Indischen Klima's selbst begünstigt, Theilnahme bei dem Volke. Dazu gesellte sich der allverbreitete Glaube der Indier an das Gesetz der Wiedergeburten, nach welchem der Mensch zu einer mühevollen Wanderung aus einer Wesenklasse in die andere verurtheilt ist; Leiden und die Befreiung von ihnen waren zwei Ideen, welche alle Klassen der Gesellschaft durchdrungen hatten, welche die Köpfe der Anachoreten

beschäftigten, und in den philosophischen Systemen herrschten; sie gingen vollständig auch in den Buddhismus über: es war die Epikuräische Schule nicht allein, welche an sie glaubte. Menschen, welche die Idee einer ersehnten Befreiung von dem Einflusse alles Sinnlichen auf die Seele durchdrungen hatte, zerrissen die Verbindung mit der Gesellschaft und ihrer Familie, und hofften, fern von den irdischen Regungen, durch ein strenges Leben die Glückseligkeit des zukünftigen Daseins in den Wiedergeburten frühzeitiger auf sich herabziehen, oder durch ein tiefes und ungestörtes Nachdenken das Geheimniß des Daseins der Welt und des Menschen ergründen zu können. Nicht selten legten selbst Indische Fürsten am Abende ihres Lebens die Herrscherwürde ab und brachten den Rest ihrer Tage unter frommen Betrachtungen in der Stille abgelegener Gärten und Haine hin. Der Stand des Einsiedlers war in den Augen des Volkes heilig und unverletzlich; sein Unterhalt hing meist von den gutwilligen Gaben der Landleute, oder von der Freigebigkeit der Großen und der Fürsten ab, welche ihrerseits die Anachoreten ebenfalls beschirmten. Unter so günstigen Verhältnissen mehrten sich die verschiedenen Gattungen der Einsiedler durch ganz Indien; sie wohnten an den üppigen Ufern des Ganges, in Bananenhainen und in Gebirgsklüften; manche von ihnen waren freiwillige Büßer, welche sich selbst alle erdenkliche Pein auferlegten, während andere, mehr contemplativ, die Ruhe in der Unthätigkeit des Leibes und des Geistes suchten, oder sich in tiefe Betrachtungen versenkten, noch andere aber als Klausner die Dörfer durchwanderten und von den Almosen der Einwohner lebten. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß die Verwandten Schakjamuni's, so viel wir wissen, weniger als alle Anderen, das Anachoretenleben begünstigten: in den Umgebungen Kapilawastu's gab es einige Einsiedler; allein ihr Cynismus und ihre ausgemergelte Gestalt erregten in Soddodana nur Widerwillen gegen ihre Lebensweise, und sogar die Berühmtesten unter ihnen wurden von Seiten der Schakja keiner Achtung gewürdigt. „Man kann auch", sagte später Buddha selbst, „von den Nachkommen der Kschatria, einem edlen und hohen Geschlechte, solche Achtung nicht fordern." Der hauptsächlichste Zufluchtsort der Einsiedler war in Magada, und vorzugsweise in dessen östlichem Theile. Bimbaßara, welcher seinem Vater Machapadma in der Regierung gefolgt war, galt zu jener

Zeit für den mächtigsten Fürsten Indiens, und das unter seiner Herrschaft stehende Magada für die blühendste und reichste Landschaft; seine Besitzungen erstreckten sich von Bengalen und dem Brachmaputra *) bis nach Benares, wurden im Süden durch das Malaya- oder Vindhia-Gebirge von Dakschina, dem heutigen Dekan, getrennt, und im Norden durch den Himalaya begränzt. Als ein aufgeklärter und weitblickender Fürst eröffnete Bimbaßara den Weisen und den Einsiedlern in seinen Landen einen Zufluchtsort und Jene säumten nicht, die günstige Gelegenheit zu benutzen, sondern begannen von allen Enden Indiens sich nach Ratschagricha zu drängen; hier fanden die Philosophen verschiedener Schulen, so wie die Einsiedler mannichfacher Art sicheren Unterhalt, kummerfreies Leben und Toleranz; gelehrte Männer waren am Hofe Bimbaßara's; die Umgebungen der Hauptstadt, besonders die Schluchten und Felshöhlen des Berges Gridrakuta, waren mit Anachoreten bevölkert; in den Wäldern, welche sich von der Residenz gegen Süden und Südosten bis an die Stadt Gaji — gegenwärtig Ruinen, Buddha-Gaji geheißen — und bis an die Ufer des Niranschana ausdehnten, wohnten „beschauliche Eremiten", deren bekannteste Udrakorama und Aratakalama waren; noch weiter, am Ufer des Flusses, wohnte Uruwilwa-Kaschjapa, der Feuer-Anbeter, welcher durch sein strenges Leben einen solchen Ruf erlangt hatte, daß aus Ratschagricha täglich Wanderungen unternommen wurden, um dem berühmten Klausner Verehrung zu bezeigen.

Als Siddarta sein Vaterland verließ, hatte er weder einen bestimmten Zweck, noch die Absicht, eine besondere Art des Einsiedlerlebens ausschließlich zu erwählen. Alle Umstände beweisen vielmehr, daß er anfänglich gegen den Unterschied und selbst gegen die feindseligen Beziehungen zwischen den Einsiedlern durchaus gleichgültig war, und daß er allein den Wunsch hegte, den ersten Anachoreten, welchen er begegnen würde, sich anzuschließen. So geschah es, daß er, sobald der Ruf der Gridrakutischen Büßer zu ihm gedrungen war, sich ungesäumt nach der Hauptstadt Magada's aufmachte, an Koschambi, dem heutigen Allahabad, und an Benares vorüberzog, und nach kurzer Zeit in die von ihm erwählte Gesellschaft der frei-

*) Der Uebersetzer folgt der Schreibart des Verfassers.

willigen Büßer eintrat. Unter ihrer Leitung begann er voll Eifers, seinen Leib durch harte und seltsame Mittel zu kasteien, und aus der Inbrunst, mit welcher der junge Prawratschika (so hießen damals Personen, welche zu seelenerrettendem Zwecke die Welt verlassen hatten) sich im Büßerleben übte, darf man schließen, daß die Idee der Leiden ihn, mehr oder weniger unbewußt, verfolgte, und daß er die abergläubische Selbstverleugnung seiner Lehrer nicht sowohl in der Erwartung seliger Vergeltung und zukünftiger Genüsse nachahmte, als vielmehr in der Hoffnung, zu vollständiger Leidenschaftslosigkeit zu gelangen und zu der Fertigkeit, die schwersten Mühsale und Prüfungen geduldig zu ertragen. Sobald indeß Freiheit und Muße Siddarta gestatteten, über die von ihm erwählte Lebensweise ruhig nachzudenken, begann sein Eifer für die Büßungen zu erkalten: er erblickte fortan keinen Nutzen in der Sitte der Büßer, auf Stachelgewächsen zu liegen, sich mit Asche einzureiben, tagelang in der Sonnengluth zu stehen, und in anderen gewaltsamen Mitteln, welche zwar die Quelle lebhafter Empfindungen in der Seele austrocknen, nicht aber die Eitelkeit ausrotten konnten, und keineswegs mit den Anforderungen eines mehr oder weniger aufgeklärten Verstandes übereinstimmten. Siddarta ward nur noch mehr bestärkt in seiner trostlosen Ansicht von der Welt und ihren Erscheinungen; die Umstände und die Zeit befestigten in ihm die Ueberzeugung von dem allgemeinen Leiden; allein er suchte bei den Büßern vergeblich nach wirksamen Mitteln, von diesem Leiden frei zu werden. Darum beschloß er, sich von den Einsiedlern des Gridrakuta zu trennen und sich Lehrer zu suchen, welche das geistliche Leben besser kennten. So kam er zu Udrakorama und Aratakalama.

Diese Einsiedler waren, wie wir eben gesagt haben, beschauliche, und gehörten zu derjenigen Klasse Indischer Kämpfer, welche Behufs der Selbstvollendung die Gesetze des thätigen Lebens verachteten, und die ganze Arbeit des Ringens in die Gewöhnung zu einer starken und unbeweglichen Seelenruhe setzten: die Leidenschaftslosigkeit, eine der wichtigsten Grundlagen Indischer Ascetik, war das Ziel ihres Strebens. Kaum war Siddarta in die Gemeinschaft der Beschaulichen eingetreten, als ihm ihre friedliche Lebensweise so wohl gefiel, daß er beschloß, eine längere Zeit bei ihnen zu bleiben. Er ließ sich von ihnen im beschaulichen Leben unterweisen und ward in alle Ge-

heimnisse desselben eingeweiht; unter ihrer Leitung überschritt er die Stufen der symbolischen Leiter jener Selbstversenkungen,*) welche gradweise seine Seele beruhigen, dieselbe von den Wallungen der Gefühle und Gedanken reinigen, sie vor dem Einflusse äußerlicher Eindrücke sicher stellen, und auf immer eine unerschütterliche Ruhe in ihr begründen sollten. Ganze Tage brachte er in Unthätigkeit zu, mit Genuß sich in die Gedankenwelt vertiefend, und gewöhnte sich so an diese Beschäftigung, daß sie ihm während seines ganzen Lebens, bis in die Todesstunde, vor Allem lieb geblieben ist. „Gleichwohl," sagen seine Biographen, „war er mit den Principien unzufrieden, auf welche sich das Beschaulichkeitssystem Udrakorama's und Aratakalama's gründete: es schien ihm unmöglich, daß die Seele des Beschauenden, die Stufen desselben ersteigend, unverändert bliebe, und daß in den erhabensten Verzückungen, wenn jegliche Thätigkeit aufhört und jegliche Bewegung in der Seele, das Ich auf dieselbe Weise existiren könnte. Deßhalb," fügen dieselben Biographen hinzu, „trennte sich Siddarta von den Beschaulichen, wie er sich von den Büßern getrennt hatte, und vollbrachte fortan allein, ohne fremdes Vorbild und Unterweisung, die Arbeit des Vorbereitungskampfes." Und in der That war, wie wir später sehen werden, das Nichtsein das Ich, sowohl des individuellen, als des allgemeinen, ein Grundprincip der Lehre Buddha's; aber diese Buddhistische Meinung war eine Folge seiner Weise, alles Daseiende als ein dem Gesetze der Geburt, der Veränderung und der Vernichtung Unterworfenes zu betrachten. Buddha hat fast das ganze Contemplations-System seiner Lehrer in seine Ascetik übertragen und nur deren Ueberzeugung verworfen, daß die höchste Stufe der Beschaulichkeit der Zustand vollständiger und gänzlicher Befreiung von dem Einflusse alles Sinnlichen (Nirwana) auf die Seele sei. Auch beweist seine Vorliebe für die Contemplation, daß er die beschaulichen Anachoreten wohl nicht so bald wieder verlassen habe, wie die Buddhisten erzählen. Seitdem er den Gridrakuta verlassen, waren schon sechs Jahre verflossen, und wahrscheinlich hatte er einen großen Theil dieser Zeit zuerst bei Aratakalama und darnach bei Udrakorama verlebt. Letzterer war der berühmteste Beschauliche jener Zeit und hinterließ ein Werk, in welchem seine

*) d. i. das „Sich-in-sich-selbst-vertiefen." Der Uebers.

Philosophie entwickelt war. Dennoch war Siddarta durch die Lehren des weisen Udrakorama noch nicht befriedigt, und unterließ in der Folge nicht, bei jeder Gelegenheit seine Schüler auf die Mängel jenes Systemes aufmerksam zu machen. Differenzen in ihren philosophischen Ansichten, vielleicht auch Udrakorama's Tod, welchen man, den unbestimmten Buddhistischen Nachrichten zufolge, in diese Zeit setzen kann, bestimmten Siddarta von Neuem zum Klausnerleben; er ließ sich in der Umgegend Gaji's nieder und beschloß, allein, ohne Führer, zu leben. „Hier," sagen seine Lebensbeschreiber, „in der Unterredung mit sich selbst und im angestrengtesten Nachdenken, fand er endlich die Lösung seiner Zweifel und seiner Fragen, welche er bei den damaligen Einsiedlern vergebens gesucht hatte; sein Verstand wurde durchleuchtet und begriff die wahre Bedeutung der Dinge und der Erscheinungen; er erforschte das Geheimniß der Leiden, welche den Menschen niederbeugen, und fand die wirksamen Mittel zur Befreiung von denselben." Mit anderen Worten: er stellte eine eigene und selbstständige Betrachtungsweise, sowohl in Philosophie, als Ascetik, auf, und gründete eine neue Lehre, welche sich vor den damaligen Systemen auszeichnete. Seit dieser Zeit, da Siddarta aus einem Schüler zum selbstständigen Denker geworden war, erhält er bei den Buddhistischen Schriftstellern die allgemeine Benennung „Buddha" und trägt dieselbe für immer. Den Namen „Buddha" aber legte man bei den Indiern nur Denjenigen bei, welche sich durch praktische und theoretische Kenntnisse, durch Strenge des Lebens und durch die Gabe der Beredtsamkeit auszeichneten; und wenn daher die begeisterten Anbeter Schakjamuni's ihren Glaubenslehrer als Buddha verherrlichen, so verbinden sie mit dem Begriffe dieser Benennung alle sittlichen, geistigen und natürlichen Vollkommenheiten, welche für den Menschen nur immer möglich sind. Natürlich dachte Buddha selbst nicht so eraltirt und erhaben von sich; doch fand er in sich alle Kennzeichen eines Weisen, d. i. eines Buddha. Tief überzeugt von der „Wahrheit und vollkommenen Begründung" seiner Principien, welche er in der Freiheit und Stille der Einsamkeit durchdacht hatte, und seine Enthüllungen auf dem Gebiete der Philosophie und der Moral als leuchtende Wahrheiten betrachtend, durch welche Vorurtheile, Aberglaube, Irrglaube und Verirrungen des Verstandes, — heimisch, nach Buddha's Ansicht, in den Schulen anderer Philosophen und Einsiedler, —

ausgerottet werden mußten, stellte er sich selbst in den Rang des einzigen und allgemeinen Führers im geistlichen Leben und eines weisen Lehrers in Erforschung der Wahrheit. Proselytismus lag nicht in seinem Charakter, obschon die nachfolgenden Umstände beweisen, daß er dem Glauben an seine Mission nicht fremd war. So dachte er wenigstens bei seinem Wiedereintritte in das öffentliche Leben, als die Erfahrung seinen jugendlichen Eifer noch nicht abgekühlt hatte. Er wollte nicht mit sich zugleich auch seine neuen Ideen in der Einöde begraben, und entschloß sich deshalb, in die von ihm verlassene Welt zurückzukehren und seine Lehre zu verbreiten. In dieser Absicht verließ Buddha die Umgegend Gaji's und wandte sich gegen die westliche Gränze von Magada, wahrscheinlich, weil er seine Vaterstadt besuchen wollte. Doch seine Voraussetzungen wurden getäuscht. Allein, ohne Anhänger und ohne Berühmtheit, durfte er keinen Erfolg erwarten auf einer Laufbahn, in welcher zu seiner Zeit so viele Asceten sich bewegten, erfahrene Männer, von einer Schülerschaar umringt und im Volke hoch geehrt. In Benares begegnete Buddha einigen seiner Verwandten und wollte an ihnen die Wirksamkeit seiner Lehre und seiner Beredtsamkeit erproben; aber der Versuch fiel höchst unglücklich aus: die Schakjaputra, d. h. die Mitglieder der Familie Schakja, überschütteten ihn mit Spott, und verhehlten ihre Verachtung gegen die Lehrer-Wichtigkeit nicht, mit welcher er ihnen seine ascetischen Ansichten enthüllte; zugleich rückten sie ihm die Unbeständigkeit und den Leichtsinn vor, mit welchen er, von einem Einsiedler-Orden zum andern übergehend, mehrfach die Lebensweise geändert hätte, und bewiesen ihm, daß er in seinem derzeitigen Zustande weder die unerläßliche Autorität für die Thätigkeit eines Verkündigers besäße, noch auch die Erfahrung eines Weisen, als welcher er vor ihnen erscheinen wollte. Ein so verfehlter Anfang seines öffentlichen Lebens bewog Buddha, seine Aufmerksamkeit auf die Ungewißheit seiner Stellung zu richten und auf die Bedingungen, unter welchen es ihm gelingen möchte, auf die öffentliche Meinung zu wirken; — und zur Erreichung dieses Zieles schien ihm das zuverlässigste Mittel, an der Spitze vieler Anhänger zu stehen, und eine Schaar von Mitarbeitern an seiner Seite zu haben. Demgemäß faßte Buddha seinen Entschluß: er vermeinte, wenn es ihm nur gelänge, irgend einen Anachoreten zu gewinnen, welcher bei dem Volke in Ansehen stände, so wären auch

seine Autorität und sein Einfluß auf die Menge gesichert. Da er wußte, daß der berühmteste Anachoret seiner Zeit Uruwilwa Kaschjapa war, so wagte er sich an das schwierige Unternehmen, diesen einflußreichen Mann auf seine Seite zu ziehen; und somit kehrte er aus Benares um, nach der Stadt Gaji an die Ufer des Nirantschana, wo, wie wir oben gesagt haben, Kaschjapa lebte.

Es ist schon bemerkt worden, daß Uruwilwa Kaschjapa Feuer-Anbeter war; doch darf man daraus noch nicht schließen, daß er der Religion Zoroasters zugethan war, wenn man dieselbe als eine in Indien fremde betrachtet. Aus der Popularität zu schließen, deren Kaschjapa genoß, könnte er vielmehr zur Zahl der Schiwaiten gehört haben, welche das Feuer als ein Symbol Schiwa's, d. i. der zerstörenden Kraft, verehrten, oder zu den Anhängern Ulluki's, des Gründers einer Philosophenschule, welche in späterer Zeit unter dem Namen Waischeschiki bekannt war, und in deren Lehre das Feuer als das mächtigste Agens der ganzen Weltschöpfung galt. Mit der Verehrung des Feuers war die Verehrung der Himmelslichter verbunden: täglich, bei Sonnenaufgang, verneigte sich der Feuer-Anbeter vor dem emporsteigenden Gestirn; zu gewissen Tagesstunden schlachtete er dem Feuer Opferthiere und verbrannte Specereien, zur Nachtzeit aber schürte er Feuer auf den Altären und zündete Lampen an. Man darf übrigens annehmen, daß das Feuer beständig unterhalten wurde. Unter solchen Beschäftigungen brachte Uruwilwa Kaschjapa sein Leben hin, umgeben von einer ganzen Schülergesellschaft und zwei jüngeren Brüdern, Gaija Kaschjapa und Nati Kaschjapa, welche Letztere von dem ältesten Bruder getrennt, ebenfalls an den Ufern des Nirantschana wohnten; auch sie hatten einige Schüler und verehrten das Feuer, Uruwilwa aber hatte über sie die Macht des Familienhauptes und die Autorität des Lehrers. Sonach war er der Vornehmste unter den Nirantschanischen Feuer-Anbetern.

Da die Bekehrung Uruwilwa Kaschjapa's in seinem Plane lag, so wollte Buddha nicht in die Zahl seiner Schüler eintreten, sondern nur sein Gast oder sein Nachbar sein; daher bemerkte der alte Anachoret gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit Buddha, daß er nicht mit einem Schüler zu thun hätte, behandelte ihn mit Kälte, und rieth ihm, an irgend einem anderen Orte sich eine Zufluchtsstätte zu suchen; trotz dieses Mißtrauens seines Wirthes jedoch beharrte

Buddha bei seinem Entschlusse, und ließ sich in einer verödeten Höhle, unweit des Sitzes der Feueranbeter, nieder. Seit dieser Zeit führte er einen beständigen Kampf mit den religiösen und persönlichen Vorurtheilen Uruwilwa's und setzte denselben sechs Jahre hindurch unermüdlich fort, ohne auf irgend ein Hinderniß zu achten, wenn gleich mit großer Vorsicht. Vor Allem suchte er die Zuneigung und das Vertrauen Uruwilwa's zu gewinnen, indem er ihm Dienste und Aufmerksamkeiten erwies; er bestimmte ihm den besten Theil der Gaben, welche er in den umliegenden Dörfern einsammelte, brachte ihm seltene Früchte, welche er in den Wäldern fand — die Affen warfen sie von den Baumwipfeln auf ihn herab —, und trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er bei den religiösen Gebräuchen Uruwilwa's das Feuer auf den Altären schürte. Alljährlich, während der Zeit, da Uruwilwa die Besuche frommer Pilger empfing, zog sich Buddha auf das andere Ufer des Flusses zurück, so lange, bis kein Besucher mehr da war, indem er sich kein Recht beimaß, wie er selbst Uruwilwa versicherte, Theil zu nehmen an den Ehrenbezeigungen der Pilgrime und an den von ihnen dargebrachten Geschenken, welche Jenem allein gebührten; in der That aber entfernte sich Buddha zu solcher Zeit aus Besorgniß, die Fremden möchten ihn für einen Schüler Uruwilwa's halten, wenn sie ihn in der Gesellschaft dieses Anachoreten erblickten. Durch ein solches Benehmen erwarb Buddha allmählig die Freundschaft Uruwilwa's, welcher die Aufmerksamkeit durch Aufmerksamkeit zu erwiedern begann; ja er erwies Buddha sogar einen wichtigen Dienst, indem er in einer augenscheinlichen Gefahr ihm das Leben rettete. Buddha pflegte nämlich an das jenseitige Ufer des Nirantschana zu gehen, wo er auf einige Zeit verschwand, um entweder in den Dörfern Almosen einzusammeln, oder sich in die Einsamkeit zu begeben. Nun war bei einer dieser Wanderungen Buddha's der Fluß in Folge starker Regengüsse aus seinen Ufern getreten, und die Stelle, an welcher er ihn sonst mittelst einer Furt durchschritt, unwegsam geworden. Auf dem Heimwege überraschte den Wanderer eine stürmische Nacht, gerade als er am Ufer anlangte; dennoch schritt er kühn in die Flut, hatte aber kaum einige Schritte gethan, als der brausende Strom ihn ergriff und sammt seinen trüben Wogen abwärts riß. Zu derselben Stunde erwartete Uruwilwa, voll Besorgniß um den Freund, dessen Rückkehr: da vernahm er plötzlich einen Schrei

vom Flusse her, und erkannte die Stimme Buddha's; er rief sogleich seine Schüler herbei, stürzte sich mit ihnen in den Strom und rettete den Versinkenden aus offenbarer Todesgefahr. Dieser Vorfall scheint Uruwilwa dem Buddha noch mehr angenähert zu haben. In demselben Grade aber, wie Buddha Einfluß auf Uruwilwa gewann, bemühte er sich, dessen frühere Vorurtheile zu vernichten, und bewies ihm in ihren Gesprächen die Grundlosigkeit der abergläubischen Gebräuche, welche die Feueranbeter beobachteten, indem er gleichzeitig, als Ersatz dafür, seine Ansichten und seine Sittenlehre darlegte, — nach seinen eigenen Worten: die natürlichsten Ansichten und die einfachste und reinste Sittenlehre. Es sind übrigens die besonderen Umstände, unter welchen Buddha das Bekehrungswerk an Uruwilwa gelungen ist, fast gänzlich unbekannt; man weiß nur, daß Buddha endlich seinen Zweck erreichte: er bewog Uruwilwa, seinen vorigen Glaubensmeinungen zu entsagen und sich zum eifrigen Vertheidiger der neuen Lehre aufzuwerfen. Die Opfer hörten auf, und die Opfergeräthe wurden in den Nirantschana geworfen; die Schüler Uruwilwa's aber folgten ohne Widerspruch dem Beispiele ihres Lehrers und gaben ohne Murren die bisherige Lebensweise auf. Nach einiger Zeit standen auch Uruwilwa's Brüder, Gaija und Nati, sobald sie von diesem Ereignisse vernommen, nicht weiter an, sich mit der neuen Gesellschaft zu vereinigen, vollkommen überzeugt, daß ihr ältester Bruder sich nimmermehr entschlossen haben würde, die neue Art des Denkens und Seins anzunehmen, wenn sie nicht vortrefflicher wäre als die vorige. So erkannten sie denn Buddha als ihr Oberhaupt an, ohne noch recht den Geist seiner Lehre begriffen zu haben, und die Gesammtzahl Derjenigen, welche die Gesellschaft der Anhänger Buddha's ausmachten, belief sich auf einige Hundert.

Jetzt war Buddha's Stellung eine solche, daß sie auch außerhalb des Kreises seiner Anhänger kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Man wußte längst, daß ein Schakjaputra, ein Sohn Soddodana's, Einsiedler geworden war; in den Gegenden, in welchen er sich aufhielt, oder Almosen sammelte, kannte man ihn unter dem Namen „der Schraman Gotama's", d. i. der Streiter aus dem Hause Gotama, und er selbst nannte sich ebenfalls Schraman, und trug diese Benennung bis an seinen Tod. Als Buddha zu Uruwilwa gekommen war und seinen Einfluß auf ihn geltend zu

machen suchte, verbreitete sich in den umliegenden Ortschaften das Gerücht, es hätte Uruwilwa einen neuen Schüler aus der Kaste der Kschatria gewonnen: Buddha widerlegte dieses Gerücht, indem er an der Spitze einer zahlreichen Gesellschaft erschien, gab aber gleichzeitig zu anderen, weit bedeutsameren Gerüchten Veranlassung. Im Volke ging nämlich nunmehr die Rede, es hätte sich im Osten, an der Spitze einiger Hundert Anhänger, ein Mitglied des Stammes Schakja, königlicher Abkunft, gezeigt, und beabsichtigte, sich allmählig zu dem Range eines Tschakrawartin des goldenen Rades emporzuschwingen; dieser Name aber erinnerte das Volk an die alten Sagen von einem Monarchen des ganzen Indiens und den glücklichen Zeiten einer Monarchie, da es keine Fehden und Feindschaften unter den kleinen Machthabern gab, und da das Volk deren Gewaltthätigkeiten nicht zu fürchten und kein Kriegselend zu erdulden hatte, sondern, unter dem Scepter eines Kaisers stehend, aller Segnungen einer einheitlichen Herrschaft theilhaftig wurde. — Die Kunde von den Buddha beigemessenen Absichten drang auch zu dem Hofe von Ratschagricha, und erregte unter der Umgebung Bimbaßara's einige Besorgniß; Bimbaßara indeß schenkte dem Volksgerede keinen Glauben, sondern betrachtete Buddha als einen gewöhnlichen Einsiedler, in dessen Kopfe keinerlei politische Pläne vorauszusetzen wären, bis endlich die Ankunft Buddha's in Ratschagricha alle Zweifel löste, welche sich auf seine Rechnung erhoben hatten. Während man sich nämlich in Vermuthungen über ihn erschöpfte, hatte er den Entschluß gefaßt, auf immer mit der verborgenen Lebensweise zu brechen, welche er bis dahin beobachtet hatte, und seinen Sitz an einem Orte aufzuschlagen, wo seine Gesellschaft sich einer sorgenfreien Existenz erfreuen könnte. Die Hauptstadt Magada's bot ihm diese Vortheile, und außer vielen anderen Rücksichten, welche ihn zu dieser Wahl bestimmten, hatte Buddha wahrscheinlich zugleich im Sinne, durch sein unerwartetes und freiwilliges Eintreffen in Ratschagricha die lügenhaften Gerüchte, welche hinsichtlich seiner Person umliefen, niederderzuschlagen; er brach daher mit der neugeworbenen Brüderschaft von den Ufern des Nirantschana auf und zog nach Ratschagricha. Der Sitte gemäß ließ er sich in der Umgegend der Hauptstadt nieder, am Fuße des Gridrakuta und in der Nachbarschaft seiner früheren Mitkämpfer, der Büßer. Seine erste Handlung nach

seiner Ankunft war eine Rechtfertigung gegen den Verdacht politischer Absichten: er erklärte öffentlich, daß irdische Gedanken längst von ihm gewichen wären, und daß weltlicher Ruhm nicht das Theil eines Einsiedlers wäre; — und von Buddha's Unschuld überzeugt, überhäufte ihn Bimbaßara mit Zeichen seiner Aufmerksamkeit und seines Schutzes, liebkoste ihm, und verhieß ihm und seiner Gesellschaft treulichen Beistand, so lange er in der Nähe der Hauptstadt bleiben wollte. Die Geneigtheit des Fürsten hatte für Buddha die günstigsten Folgen. Es fanden sich Personen, welche darauf dachten, der Gesellschaft der Schramanen einen Zufluchtsstätte zu bieten, — ein, nach der Meinung jener Zeit, gottgefälliges und seelenerrettendes Werk. Wir haben gesagt, daß Buddha sich am Gridrakuta niedergelassen habe. Derselbe zeichnete sich in der, Ratschagricha rings umschließenden, Bergkette durch seine fünf Gipfel aus, auf welchen Adler horsteten, woher er auch die Benennung Gridrakuta (Gridra: Adler, und Kuta oder Kutscha: Gipfel) erhalten hatte; und in seinen steilen Felsen befanden sich mehrere Höhlen, welche den Einsiedlern Schutz vor dem Unwetter und eine Zuflucht vor dem Getümmel des gesellschaftlichen Lebens boten. Der Gridrakuta lag nicht weit von der Stadt (acht Werst nach Nordosten), jedoch in wilder und öder Umgebung, und wiewohl Buddha diese Einöde anderen, belebteren Gegenden vorzog, so begehrte doch seine zahlreiche Brüderschaft einen bequemeren Zufluchtsort. Da war ihm ein vornehmer Mann in Ratschagricha, Namens Kalanda, behülflich, seine Anhänger unterzubringen, indem er ihnen seinen ländlichen Garten oder Bambushain anbot, welcher nach seinem Eigenthümer „Kalandaka" hieß und von der Stadt nicht weiter als eine Werst gegen Norden entfernt lag. Diesen Garten hatte Kalanda Einsiedlern von der Secte Nirgranta überlassen; da er jedoch die gnädige Gesinnung des Fürsten gegen Buddha bemerkte, bewog er Jene, dieses Geschenk wieder aufzugeben, und führte Buddha in den Besitz desselben ein. Natürlich zögerte Buddha nicht, nach Kalandaka überzusiedeln, und fand daselbst ein genügendes und bequemes Unterkommen für sich und seine Brüderschaft.

Unter so günstigen Anzeichen begann Buddha sein öffentliches Leben. Wohl müßte es von hohem Interesse sein, den ferneren Ereignissen desselben, den Erfolgen Buddha's in Verbreitung seiner

Lehre, seinem Kampfe mit den übrigen Schulen Indiens, seinen Reisen in Indien, so wie anderen Umständen folgen zu können, welche in einer, nach Zeit und innerem Zusammenhange geordneten, Darstellung die beste historische Charakteristik seines Lebens liefern würden: allein um alle diese Dinge haben die Buddhistischen Schriftsteller sich nicht bekümmert, oder sind vielleicht außer Stande gewesen, zuverlässige Berichte über dieselben aufzuzeichnen. Sämmtliche specielle Lebensbeschreibungen Buddha's und alle biographische Skizzen, welche in anderen Buddhistischen Schriften vorkommen, melden die Lebensumstände Buddha's bis zu dem Zeitpunkte, da er mit seiner Genossenschaft nach Ratschagricha wanderte, brechen an dieser Stelle den Faden ihrer Erzählung ab, und gehen zur Darstellung der letzten Lebensjahre Buddha's über. Nun ist Buddha in seinem achtzigsten Lebensjahre gestorben; er war etwa dreißig Jahre alt, als er Uruwilwa bekehrte: folglich dehnt sich bis zum letzten, durch wichtige Begebenheiten ausgezeichneten, Decennium seines Lebens eine fast vierzigjährige Periode aus, welche den bedeutsamsten Lebensabschnitt Buddha's bildet, leider aber von seinen Biographen übergangen ist. Zur Ausfüllung dieses Intervalles bleibt uns, in Ermangelung geschichtlicher Thatsachen, nur übrig, hier eine Reihe von Bemerkungen niederzulegen über die Lebensweise, welche Buddha seit seiner Niederlassung bei Ratschagricha angenommen, über die Ordensregeln, welche er in seiner Verbrüderung aufgestellt, und über seine gesellschaftlichen Verhältnisse. Darnach sollen die Umstände berührt werden, welche seinem Ende vorangegangen sind.

Buddha war ein Schraman; so nannte er sich selbst, und so nannten ihn auch die Anderen. Im Allgemeinen jeden Kämpfer bezeichnend, welcher in einem strengen ascetischen Leben sich vervollkommnete, deutete dieser Name durchaus auf keine besondere Gattung von Einsiedlern hin; seitdem ihn aber Buddha seiner Lebensweise beigelegt hatte, wurde er die ausschließliche Bezeichnung jedes Buddhisten. Die Bedeutung des Standes eines Schramanen und sein Unterschied von den übrigen Ständen werden bei den Buddhisten historisch erläutert. „In alten Zeiten," sagt eine Sudra, welche den Ursprung der Indischen Kasten behandelt, „gab es Beispiele, daß manche Mitglieder der Gesellschaft, sei es in Folge häuslichen Mißgeschickes, sei es in besonderer Stimmung des Gemüthes,

die irdischen Sorgen von sich warfen, aller Verpflichtungen des Familienlebens sich entkleideten und sich in öde Gegenden zurückzogen. In Gebirgen oder Wäldern ihren Aufenthalt wählend, errichteten sie sich Hütten aus Kräutern und Baumzweigen und führten in ihnen ein ruhiges und sorgloses Leben, indem sie einen großen Theil ihrer Zeit dem Nachdenken weihten. Um die Mittel für ihren Lebensunterhalt kümmerten sie sich nicht: bedurften sie irgend eines Gegenstandes, so begaben sie sich früh am Morgen oder spät am Abend in die nahen Dörfer, empfingen von gutherzigen Gebern, wessen sie benöthigt waren, Speise oder Kleidung, und kehrten wieder in ihre Zufluchtsörter zurück. Der untadelige Lebenswandel dieser Einsiedler, ihre Leidenschaftslosigkeit und ihre Entfernung von der Welt voll böser Thaten, erwarben ihnen beim Volke den Namen „Brachmanen, d. i. die Reinen; — und seit dieser Zeit bildete sich die besondere Klasse von Menschen, welche die Kaste der Brachmanen ausmachen. Im Laufe der Zeit büßten indeß Viele aus der Brachmanenkaste die ursprüngliche Einfachheit und Reinheit der Sitten ein; sie wurden des Aufenthaltes in der Einsamkeit und des Nachdenkens müde und vertauschten das Einsiedlerleben mit dem Wanderleben, schweiften durch die Dörfer, erboten sich den Bewohnern derselben zu Zaubereien und Beschwörungen, und lebten in solcher Weise auf Rechnung des abergläubischen Volkes, welches sie seine Führer nannte. Eine derartige Lebensweise verderbte sehr bald die Sittlichkeit dieser Einsiedler und stumpfte die Strenge ihrer Regeln vollständig ab, bis sich in der Folgezeit und im Gegensatze zu ihnen endlich eine besondere Art von Anachoreten erhob, welche unter dem Namen Schramanen bekannt wurden."

„Die Schramanen entsagen ebenfalls der Welt, legen aber gleichzeitig das Gelübde ewigen Einsiedlerlebens ab, und scheeren Haupt und Bart zum Zeichen ihrer Verachtung gegen die irdischen Verhältnisse; wie die übrigen Anachoreten, ziehen auch sie sich von dem Geräusche der menschlichen Wohnungen zurück und bringen ihr Leben in eifriger Selbstvervollkommnung zu, ohne jedoch eine besondere Kaste zu bilden; daher ist der Stand eines Schramanen dem Kschatria und Brachmanen sowohl, wie dem Waischja und Schudra zugänglich."

Nach diesem Bruchstücke zu urtheilen, haben die Brachmanen zuerst das Anachoretenleben gestiftet, oder die Einsiedler waren viel-

mehr Brachmanen; indessen gab es zu Buddha's Zeiten eine zahlreiche Klasse von Büßern, welche weder ursprüngliche Brachmanen gewesen sein können, noch herumziehende Einsiedler, wobei freilich ungewiß bleibt, ob sie überhaupt der Brachmanenkaste angehörten. Daher müssen in dem angeführten Bruchstücke unter dem Namen Schramanen alle Diejenigen verstanden werden, welche, ohne durch das Gesetz ihrer Kaste dazu genöthigt zu sein, ein „Kampf-Leben" führten und ascetischen und philosophischen Grundsätzen folgten, die von dem Geleise brachmanischer Traditionen abwichen. Weil aber damals ein Jeder „das Ringen" nach seinem eigenen Sinne auffaßte: so wollte Buddha, dem Geiste seiner Lehre gemäß, dasselbe von brachmanischen Vorurtheilen und von dem Aberglauben der übrigen Einsiedler reinigen; wie er durch seine Lehre dem Skepticismus und der Leichtgläubigkeit einen Damm entgegenzusetzen strebte, so trachtete er, im Praktischen die Strenge der Gesetze zugleich mit der Einfachheit der Lebensweise wieder herzustellen; auf diesen Umstand legte er ein besonderes Gewicht, und es sollte der Stand des Schramanen sich auch im äußerlichen Lebenswandel ausdrücken.

Als Buddha an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Anhängern stand, ordnete er ihre Lebensweise seinen Ansichten gemäß, theils durch sein eigenes Beispiel, theils durch mündliche Anleitungen. Die von ihm gestiftete Gesellschaft der Schramanen hieß Sangoi, d. i. Versammlung oder Verbrüderung, und jedes Mitglied dieser Brüderschaft hieß Bikschu, d. i. ein Armer, ein Bettler, weil das erste und wichtigste Gelübde, welches jeder in die Brüderschaft Eintretende ablegen mußte, das Gelübde der Armuth und der Besitzlosigkeit war. Der Stand des Bikschu war deswegen, weil er sein Leben durch die milden Gaben der Anderen fristen mußte, nicht nur nicht schimpflich, sondern er war vielmehr ein Gegenstand tiefer Verehrung bei dem Volke, weil er mit dem Stande des Einsiedlers verbunden war; ja, es wurde in jener Zeit sogar darüber gestritten, was seelenerrettender wäre und höher zu stellen: ob Almosen geben, ob Almosen empfangen. — In der Brüderschaft der Buddhisten herrschte eine vollständige Gleichheit der Einsiedler; denn die einzigen Zeichen einer Rangordnung, welche unter den Mitgliedern zum Vorschein kam, beschränkten sich auf die Beziehungen des Jüngeren zum Aelteren, und auch dieses nicht nach den Jahren, sondern nach der Zeit des Ein-

trittes in die Verbrüderung. Der Kschatria oder der Brachmane, welcher die Gelübde des Bikschu nach einem Waischja abgelegt hatte, mußte in Allem und überall Letzterem den Vorrang abtreten.

Unwillig über den Irrthum und den Aberglauben, welche in den Sitten der Büßer walteten, wollte Buddha weder alle ihre Sonderbarkeiten und die mancherlei Arten willkürlicher Selbstpeinigung nachahmen, noch ihre ungewöhnliche Lebensweise, welche zwar die Blicke und damit zugleich die ehrfurchtsvolle Bewunderung des Volkes auf sie lenkte, aber doch die geheime Eitelkeit und die Nahrungsbedürftigkeit, welche ihr Thun bestimmten, nur schlecht verhüllte. Er machte es daher den Bikschu zum Gesetze, sich mit allem erforderlichen Anstande und aller Strenge zu benehmen, und nie das Gelübde der Armuth zu verletzen, damit die äußere Erscheinung des Schramanen der ernsten und erhabenen Stimmung seiner Gedanken entspräche; keinerlei fremdartige Eindrücke sollten ihn verstimmen oder zerstreuen; der Ausdruck seines Angesichtes sollte stets ruhig sein, seine Gestalt aufgerichtet, sein Gang langsam, sein Almosen-Empfang würdevoll; jeder Bikschu sollte ein Gewand besitzen, welches seinen ganzen Leib verhüllte; zum Muster desselben diente das Jagdkleid, welches Buddha zur Zeit seiner Flucht aus Kapilawastu getragen hatte. Häufig flickten die Bikschu ihre Gewänder aus alten, weggeworfenen Lappen zusammen, welche sie in der Nähe der bewohnten Oerter fanden; jedes Stück aber säuberten und wuschen sie zuvor, damit das aus ihnen zusammengesetzte Kleid, bei aller Dürftigkeit des Materiales, dennoch reinlich und sauber wäre.

Buddha hatte eine Menge Beschützer und Danapati, d. h. Personen, welche sich anheischig gemacht hatten, ihm und seiner Brüderschaft die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen; sei es nun, weil Buddha vermöge seiner Herkunft leicht Zutritt zu solchen Männern fand, welche einen höheren Rang einnahmen, sei es, weil er vor Allem nach der Geneigtheit dieser Hochgestellten zu trachten pflegte: genug, ein großer Theil seiner Danapati gehörte zu den Ratscha's der kleinen Herrschaften, den Stadthäuptern, den Großen und den Reichen. Sie schenkten Buddha ihre Landhäuser oder ihre ländlichen Gärten und bauten Wohnungen zur Unterbringung seiner Brüderschaft; sobald diese Landhäuser in den Besitz Buddha's übergegangen waren, hießen sie Sangarami, d. i. Gärten der Verbrüderung, eine Be-

nennung, welche den allgemeinen Zufluchtsstätten der Buddhistischen Einsiedler für immer verblieben ist. Die Sangarami lagen außerhalb der Städte und Niederlassungen, weil Buddha den Aufenthalt in diesen letzteren, inmitten beständigen Getümmels und steter Zerstreuungen, als unverträglich mit der Seelenruhe und den tiefen Meditationen betrachtete, welche der Beruf des Schramanen erforderte, und weil er es zur unwandelbaren Regel gemacht hatte, niemals in Städten und Niederlassungen einen Zufluchtsort zu haben, ausgenommen für die Zeit des Almosensammelns oder eines Gastmahles.

Der Unterhalt der Bikschu hing von der täglichen Almosen-Sammlung ab. In der Morgenfrühe verließ Buddha, von der Schaar seiner Schüler umgeben, die Sangarama, und begab sich mit ihnen in eine Stadt oder Niederlassung, um die tägliche Nahrung zu suchen. Bei ihrem Eintritte zerstreuten sich die Bikschu nach verschiedenen Seiten, jeder mit seiner Schaale oder Speiseschüssel. Regel und Beispiel Buddha's forderten, daß während des Almosen-Sammelns die Bikschu niemals vergäßen, die Würde ihres Berufes zu bewahren, indem sie durch Nichts sich zerstreuen, durch Nichts sich in Verwunderung setzen ließen. Die Versagung einer Gabe nahmen sie mit demselben Gleichmuthe hin, wie ein reiches Geschenk, und, der Reihenfolge der Häuser nachgehend, baten sie sowohl bei der reichen, als bei der armen Familie um Almosen. Nach der Sitte jener Zeit reichten sie dabei, ohne eine Bitte auszusprechen, dem Hausherrn ihre Schaale; dieser füllte dieselbe mit gekochtem Reiß und gab sie dem Bittenden zurück, oder er verabreichte ihm sonstige Lebensmittel, worauf Buddha, wenn er selbst der Empfänger war, gewöhnlich den Segen über das Haus des Gebers aussprach, ihm und seiner Familie Glück, Zufriedenheit und Gesundheit wünschte, und sehr häufig von dem Nutzen des Almosens redete. Um die Mittagszeit kehrten die Bikschu mit dem Vorrathe der eingesammelten Gaben in die Sangarama zurück; ein Theil des Empfangenen, — so wollte es wenigstens die Regel, — wurde hungrigen Bettlern ausgetheilt, falls solche sich zeigten: einen anderen trug man für die wilden Thiere und die Raubvögel in eine öde Gegend, und der Rest diente der Brüderschaft zum Mittagsmahle, wobei die Speise gleichmäßig unter die Bikschu vertheilt wurde. Die übrigen Tagesstunden widmete Buddha den Gesprächen mit seiner Umgebung, oder, was noch häufiger geschah,

er begab sich in eine einsame Gegend, in eine Höhle, oder unter einen Baum, und überließ sich hier, in völliger Freiheit, seiner Lieblingsbeschäftigung, — der Beschaulichkeit (inneren Betrachtung, Contemplation), wobei er mit untergeschlagenen Beinen und in unbeweglicher Haltung saß. So verfloß ein jeder Tag des Bettlerlebens Buddha's, wenn er mit seiner Brüderschaft beisammen wohnte. Die Bikschu durften keinen Vorrath, weder an Lebensmitteln, noch an Kleidern haben, sondern wer von ihnen deren bedurfte, der ging in die Niederlassung, um das Material dazu einzusammeln; war er neuer Sandalen benöthigt, oder eines Fadens, um sein altes Kleid auszubessern, so begab er sich abermals deswegen in die Niederlassung. Mit einem Worte: der Bikschu sollte sich jeden Tag seines Lebens von milden Gaben abhängig fühlen.

Das Jahr wurde bei den Indiern in drei Zeiten getheilt: Winter, Sommer und Herbst. Den größeren Theil des Winters verlebte Buddha in Gesellschaft seiner Schüler, und zwar an einem Orte, meist in der Nähe von Ratschagricha oder Schrawasti; bei Annäherung des Sommers aber, wenn in Madjadescha, wie noch heutiges Tages, die periodischen Regengüsse begannen, der Ganges und die andern Ströme aus ihren Ufern traten, und die Verbindungen zwischen den Städten und Niederlassungen äußerst schwierig wurden, entließ Buddha die Bikschu in verschiedene Gegenden zum Sommeraufenthalte, damit der Entbehrung und dem Mangel an Lebensunterhalt für seine zahlreiche Gesellschaft vorgebeugt würde, und damit eine Erleichterung für die Almosengeber einträte, welche selbst während des Sommers von den früher gesammelten Vorräthen leben mußten. Jeder Bikschu wählte sich ein Dorf, in dessen Nähe er sich niederließ, um daselbst vier volle Monate einsam hinzubringen, ohne seine Mitbrüder zu sehen. Auch Buddha zog sich für diese Zeit, zuweilen in Gesellschaft eines Schülers, in die Einsamkeit zurück. Mit dem Ablaufe der viermonatlichen Einsamkeit, welche das „Sommersitzen" hieß, versammelten sich die Bikschu wieder an einem Orte, wohin sich auch Buddha begab, und jeder von ihnen berichtete alsbald über seine Fortschritte in der geistlichen Selbstvervollkommnung während des einsamen, der Beschaulichkeit geweihten Lebens, oder holte Buddha's Entscheidung ein über schwierige Fragen der Moral oder der Beschaulichkeitslehre. Im Herbste, welcher mit dem

Schlusse des „Sommersitzens“ anfing, trennte sich Buddha's Brüderschaft, um truppweise in Magada und Kaßala umherzuziehen, während Buddha selbst am häufigsten nach Schrawasti ging, in dessen Umgebungen er einen ihm zum Geschenke gemachten Garten, Tschetawania, besaß; desgleichen besuchte er verschiedene Städte Magada's, Kaßala's, Madura's und Utschtschajani's, ja sogar Andra, welches in der Mitte des südlichen Indiens lag, und Kalinga, welches einen Theil der Küste Koromandel einnahm; seine ungastliche Vaterstadt Kapilawastu hingegen betrat er nicht öfter als drei- oder viermal.

Es ist hier der Ort, einige Worte über Buddha's Reisen in entferntere und außerhalb Indiens gelegene Länder zu sagen. Weder aus der Art und Weise des Lebens Buddha's, noch aus den Umständen, welche seine Erscheinung, seine Thaten und seinen Tod begleiteten, noch aus den alten Ueberlieferungen läßt sich der Schluß ziehen, daß er aus Bekehrungseifer oder aus anderen Gründen die Gränzen des eigentlichen Indiens überschritten habe. Von dem östlichen Theile des alten Indiens ist selbst lange Zeit nach Buddha bei den Buddhistischen Schriftstellern keine Rede; eben so werden von den Reichen des südlichen Indiens in alten Buddhistischen Schriften nur wenige erwähnt; unter den Inseln des südlichen Meeres aber zeigte Ceylon, von wo aus in späterer Zeit der Buddhismus sich auf die übrigen Inseln und sogar nach Siam und Birman verbreitete, zu Buddha's Zeit nur Spuren einer eben erst beginnenden Bildung. Im Norden bildete der Himalaya Indiens natürliche Gränze; jenseit dieser Gebirgskette aber verlegten die Einbildungskraft und dunkele Sagen der Indier fabelhafte und wunderbare Länder, welche nach den Behauptungen neugieriger Reisenden von wilden Berghöhen begränzt wurden. Die westlich und nordwestlich von Indien gelegenen Gegenden waren bei den alten Buddhisten am meisten bekannt: sie nennen in ihren Schriften Pantschala (das Pentschab), Machatschina (Persien), Kapina (Kaschemir und Kabul), Bachlika, ein Volk, welches nördlich von Balk saß, und endlich Kußatana (Chotan); alle diese Länder- und Städtenamen wurden jedoch den Buddhisten erst im 2. Jahrhundert nach Buddha's Tode bekannt, einige sogar noch später, während es völlig unmöglich ist, in den Nachrichten über die entfernteren Zeiten Spuren einer Verbindung

zwischen den alten Indiern und den außerindischen westlichen und nordwestlichen Ländern zu entdecken. Die gegenwärtig bei den Buddhisten vorhandenen Traditionen über Buddha's Wanderungen im Reiche, welche sich erst nach ihm gebildet, zu Völkern, welche erst in späteren Zeiten sich gezeigt haben, sind eben nichts Anderes, als erdichtete Erzählungen der Indischen Buddhisten, welche jenen Völkern schmeicheln wollten, oder der dortigen Proselyten, welche ihr Vaterland durch den Besuch Buddha's zu ehren wünschten. Aehnliche Ueberlieferungen haben Buddha bis an den Fuß des Altai geführt. Nach der Versicherung unbefangener Buddhistischer Schriftsteller hingegen hat Buddha, mit Ausnahme der Besuche in Schrawasti und anderen Städten Indiens, fast sein ganzes Leben in Magada zugebracht, „weil," fügen sie hinzu „dieses reiche und glückliche Land in jener Zeit eine Zuflucht für die Bewohner der anderen, durch Pest, Hungersnoth oder Krieg verheerten Länder war."

Aus Allem ist ersichtlich, daß Buddha, wenn er einen ansehnlichen Theil des Jahres in Indien umherzog, nicht durch das Verlangen, seine Lehre zu verbreiten, bestimmt wurde; man darf vielmehr annehmen, daß er dabei nur seinem Hange zum Wanderleben folgte, oder daß er für seine Gesellschaft keine Ansässigkeit wollte, durch welche die Einfalt und Strenge der von ihm angeordneten Lebensweise hätte gefährdet werden können; möglich auch, daß die Ortsveränderung häufig durch Umstände bedingt wurde, über welche keine Kunde auf uns gekommen ist. Aber ungeachtet der Mäßigung und Vorsicht Buddha's in Verkündigung seiner Lehre und seiner Vorschriften, hatte sich seine geistliche Gesellschaft im Laufe der Zeit ansehnlich vergrößert: nach der einstimmigen Versicherung der Buddhistischen Schriftsteller betrug die Anzahl der Bikschu mehr als Tausend. Es ist nicht schwer, die Ursachen für eine solche Zunahme der Schüler Buddha's zu entdecken. Buddha erfreute sich des Schutzes vieler angesehenen Männer jener Zeit, und konnte in seiner Brüderschaft den Unglücklichen und Armen eine sichere und sorgenfreie Zuflucht bieten; Denjenigen, welche sich mit philosophischen Fragen beschäftigten und nach deren Lösung strebten, hielt er seine metaphysischen Ansichten und seine Analyse des Daseins vor; wer strenge und reine Regeln des praktischen Lebens suchte, der fand dieselben in den Anweisungen und dem Beispiele Buddha's; — und auf solche

Weise gewann sich Buddha sehr viel Männer, welche sich durch Verstand, Bildung und tadellosen Lebenswandel hervorthaten. Unter ihnen waren besonders ausgezeichnet: Machakaschjapa, welcher wegen seiner strengen Askese von Buddha besonders hoch geehrt wurde, Subuti, der Metaphysiker, Mongaljama, hervorragend durch historische Kenntnisse und durch Vollkommenheit in der Contemplation, und endlich Schariputra, der gelehrteste und, wie die Buddhisten sagen, der beredteste Erklärer der Ideen Buddha's; Schariputra's Name und seine Tractate, welche sich durch die Tradition erhielten, riefen in den folgenden Zeiten nicht geringe Streitigkeiten unter den Buddhisten hervor, da man in seinen Schriften sogar Ketzerei finden wollte. Dessenungeachtet stand er, so lange Buddha lebte, bei der ganzen Brüderschaft in großem Ansehen, obgleich er noch lange Zeit nach seiner Verbindung mit Buddha im weltlichen Stande blieb; nicht selten ließ er sich mit den Anhängern der anderen Schulen Indiens Buddha's wegen in Streit ein, und vertrat sogar dessen Stelle in der Unterweisung der Bikschu.

Uruwilwa-Kaschjapa, Machakaschjapa, Mongaljama und Schariputra hatten sich, jeder mit seinen besonderen Schülern, an Buddha angeschlossen; dieser hatte daher anfänglich nur sehr wenig eigentliche und unmittelbare Anhänger. Erst bei einem seiner Besuche in Kapilawastu gewann er neue Schüler unter seinen Landsleuten, und zwar in solchem Maße, daß er, der Erzählung Buddhistischer Schriftsteller zufolge, nur „Sugata!“ (Heil verleihen) auszusprechen hatte, mit welchem Worte Buddha die neu eintretenden Schakjaputra, die sich wetteifernd zu den Einsiedlergelübden drängten, in den Stand der Bikschu aufnahm und bestätigte. Diese Leidenschaft für das Einsiedlerleben, welche plötzlich Buddha's Landsleute beherrschte, kann man nicht anders, als aus dem zerrütteten und seiner völligen Auflösung nahen Zustande des Stammes Schakja erklären, von welchem wir schon geredet haben. Doch müssen wir hierbei eine doppelte Bemerkung machen: Erstlich, daß, im Widerspruche mit den Erzählungen der Buddhisten, ein solches Ereigniß nur nach dem Tode Soddodana's eintreten konnte, welcher dem Einsiedlertreiben abhold war, und Buddha gebeten hatte, er möchte in die Gesellschaft der Bikschu keine jungen Schakjas ohne die Genehmigung ihrer Eltern aufnehmen; und zweitens, daß damals

jedenfalls Umstände obwalteten, welche uns unbekannt geblieben sind, indem nicht alle Schakja, welche die Gelübde der Bikschu ablegten, sich freiwillig zu einer so wichtigen Veränderung der Lebensweise bequemten, sondern vielmehr Manche durch das Loos, Andere gar durch Zwang dazu bestimmt wurden. Bei der Umwandlung seiner Landsleute in Schramanen wirkte Buddha eifrig mit: alle seine Vettern traten in seine Gesellschaft, mit alleiniger Ausnahme Mahanama's, welcher allen Ueberredungskünsten widerstand, und in seiner fürstlichen Würde verharrte. Seinen Halbbruder Nanda brachte Buddha durch Gewaltthat zum Eintritte in die Gesellschaft der Bikschu. Nanda war der Sohn Soddodana's und Pratschapati's, der älteren Schwester Mahamaja's (der Mutter Buddha's); man hatte ihn gezwungen, sein junges Weib zu verlassen, und im Schmerze über die Trennung von ihr wagte er mehrmals aus der Brüderschaft zu entfliehen, wurde aber jedesmal von dem unerbittlichen Buddha wieder zurückgeführt. Von den Vettern Buddha's sind am bekanntesten Dewadatta, welcher durch seinen Haß gegen Buddha berühmt ist, und uns noch besonders beschäftigen wird, — und Ananda, Dewadatta's Bruder und Buddha's Lieblingsschüler, welcher sich von seinem Lehrer bis an dessen Tod nicht trennte, obwohl er sich keinesweges durch strenge Sittlichkeit auszeichnete; ja, sein Lebenswandel war so ärgerlich, daß die späteren Buddhisten, wenn sie Buddha's Rede gegen die Fehltritte vortragen wollten, sehr oft als Veranlassung zu derselben geradezu Ananda anführten.

Das Beispiel der jungen Fürsten, welche Bikschu geworden waren, wirkte auch auf die Weiber. Pratschapati, sonst Gotami genannt, welche bei Buddha Mutterstelle vertreten hatte, als Mahamaja einige Tage nach ihrer Niederkunft gestorben war, begehrte, die Welt zu verlassen, und ein Leben zu führen, wie ihr Pflegesohn. So gründete sie die Gesellschaft der Bikschuni, welche von den Bikschu gesondert lebten, in der Lebensweise aber sich durchaus nicht von ihnen unterschieden; ihrer gab es nur wenige, und, wie leicht zu erachten, alle waren dem Stamme Schakja entsprossen. Außer Pratschapati war die bekannteste unter den Bikschuni Utbala, ausgezeichnet durch Beredtsamkeit; sie gerieth in Streit mit einem der skeptischen Schule angehörenden Brachmanen, und bewies

ihm durch treffende Vergleiche die Unsterblichkeit der Seele. Indeß betrachteten Viele die Gründung dieses Standes der Bikschuni mit mißliebigen Blicken, weil in der Indischen Gesellschaft die Stellung der Weiber eine demüthige war, und man es für ungesetzlich hielt, daß so schwache Geschöpfe in die Schaar der Kämpfer zugelassen würden. Es gab übrigens in Indien kein anderes Beispiel einer ähnlichen Gesellschaft, wenn man zu den Bikschuni nicht etwa die I-ogini rechnen will, Zaubererinnen, welche Schiwa verehrten, von denen man aber nicht weiß, wann sie in Indien zuerst aufgetreten sind. Als in späteren Zeiten die Buddhistischen Gemeinschaften von der ursprünglichen Einfalt und Reinheit der Sitten weit abgewichen waren, schrieben strenge Buddhisten den Verfall derselben besonders der Gründung jener Gesellschaft der Bikschuni zu.

Die Buddhisten bemühen sich vergebens, das Leben Buddha's mit glänzenden Farben zu schildern: eine Menge von Thatsachen, welche absichtslos in ihre Schriften eingestreut sind, beweist vielmehr, daß dasselbe voller Unruhe und Verdruß gewesen sei, und man darf unbedenklich behaupten, daß nur sein persönlicher Charakter und der Schutz hoher Personen seine Ehre und seine Sicherheit vertheidigt haben. Ohne Zweifel hatte er viel Feinde und Neider; da indeß die Buddhisten — wahrscheinlich aus Achtung vor seinem Andenken — keine besondern Züge aus dieser dunklen Partie im Leben Buddha's aufbewahrt haben, so müssen wir uns mit der einfachen, aber bestimmten Nachricht begnügen, daß seine Feinde ihn vielfach beunruhigt haben, und unsere Aufmerksamkeit einem weit wichtigeren Gegenstand zuwenden, nämlich der Frage: wodurch er sich in feindselige Beziehungen zu Anderen gebracht habe, und wer seine unermüdlichsten Antagonisten gewesen seien; ferner: ob es wahr sei, daß er sich gegen den Kastenunterschied erhoben habe, und von welcher Bedeutung seine politische Rolle gewesen sei im Vergleiche mit dem Berufe des Weisen, welcher die Verirrungen des Verstandes und des Aberglaubens auszurotten strebte. Die Lösung dieser Fragen darf man nicht bei den Brachmanen suchen, sondern nur in den Buddhistischen Quellen, welche uns sowohl Buddha's Ansichten über die Organisirung der Gesellschaft darlegen, als auch dasjenige, womit er sich besonders beschäftigt habe.

Buddha wollte nicht die Rolle eines politischen Reformators spielen; vielmehr beweist Alles, daß er die gesellschaftliche Organisation seiner Zeit, welche Jahrhunderte befestigt hatten, als die natürliche Ordnung der Dinge betrachtete, und selbst die Eintheilung in Kasten war, nach seiner Erklärung, eine gesetzliche. Wie er diesen Gegenstand begriff, das ist in der Sudra vom Ursprunge der Kasten vortrefflich entwickelt. Zurückgehend „zu dem ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechtes, zu jenen fernen Zeiten, da die fruchtbringende Erde, ohne die Arbeiten und Anstrengungen des Menschen, ihm Früchte und Brot hervorbrachte", fährt die Sudra weiter fort: „Die Trägheit und die Gier der Menschen schwächten die natürliche Fruchtbarkeit der Erde, und erschöpften ihre Productionskraft endlich dergestalt, daß sie selbst für ihren Lebensunterhalt sich abmühen und arbeiten mußten. Die Menschen fingen an, sich mit Ackerbau zu beschäftigen. Daraus ging die Zerlegung des bearbeiteten Landes in die Antheile der Ackerbauenden hervor: jeder derselben erwarb Grundeigenthum. Indessen war diese Vertheilung der Felder nicht für Alle eine Quelle der Zufriedenheit und Sicherheit, denn neben der Arbeitsamkeit und dem Fleiße kam auch die Trägheit zum Vorscheine; die Trägheit erzeugte Mangel, Armuth, Hunger, und seit dieser Zeit entstanden unter den Ackerbauern Streitigkeiten, Klagen, Räubereien. Zuletzt gebot die Klugheit, wirksame Mittel zur Ausrottung dieses Uebels aufzusuchen: einmüthig bat man den Klügsten, Erfahrensten und Stärksten, die Streitigkeiten zu schlichten, den Gerechten zu schützen, den Schuldigen zu strafen, die Bösewichte aus der Gesellschaft zu vertreiben, und durch ihre Macht und Weisheit das Volkswohl sicher zu stellen. Da es nun billig war, daß auch des erwählten Oberhauptes Unterhalt gesichert würde, so sonderte jeder Ackerbesitzer von dem ihm zugehörigen Lande ein besonderes Stück ab, dessen Producte er gehalten war, dem Oberhaupte abzuliefern; dieses gebot somit über gewisse Antheile in sämmtlichen Feldern, und man pflegte es deshalb Kschatria zu nennen, d. i. Gebieter der Felder (von Kschatra: das Feld). In der Folge erwarben seine hohe Stellung in der Gesellschaft, seine Macht, sein Rang und seine Tapferkeit dem Kschatria die Benennung Ratscha, d. i. der Glänzende (von Ratscha: der Strahl, der Lichtglanz). In dem Maße aber, in welchem die Zahl der Menschen wuchs, wurden durch neue Bedürfnisse auch neue Stände hervor-

gerufen: die Waischja und die Schudra, d. i. Gewerbetreibende, Kaufleute, Künstler und Handwerker, während manche Personen, entweder durch Trübsal niedergebeugt, oder zu geistlichen Betrachtungen mehr, als zum bürgerlichen und zum Familienleben geneigt, in die Einöden flüchteten und eine besondere Klasse von Anachoreten bildeten, welche man unter dem Ehrennamen der Brachmanen, d. i. der Reinen, kannte."

Indem Buddha die Entstehung der Kasten in solcher Weise erklärte, stellte er natürlich die Kaste der Kschatria höher, als die übrigen Stände, und betrachtete dieselbe als in einem wohlorganisirten Staate wesentlich nothwendig. Zur Bestätigung seiner Ansicht berief er sich auf die eigenen Traditionen der Brachmanen, nämlich auf den bekannten, Brama selbst zugeschriebenen Vers:

„Die Kaste der Kschatria ist hoch geachtet unter den Menschen, und ragt hervor über die anderen Kasten; geschmückt mit Tapferkeit und Verstand, wird sie geehrt im Himmel und auf Erden."

Was die Brachmanen betrifft, so haben wir schon gesehen, wie sehr Buddha das Ansehen und die Bedeutung ihrer Kaste einschränkte: der Brachmane war der Achtung werth, so lange er in der ursprünglichen Sittenreinheit und in der Entfernung von der Welt verharrte. Eine solche Beschränkung ihrer Ansprüche konnte nicht ohne Einwendung von Seiten der Brachmanen bleiben, und man darf deshalb mehrere argumentirende Reden Buddha's gegen die Vorurtheile der Brachmanen als seine Antworten auf ihre polemischen Ausfälle ansehen. Die Brachmanen stellten ihre Kaste nicht allein über die anderen Kasten, sondern betrachteten auch, zufolge des Ursprunges, welchen sie sich beimaßen, Sittenreinheit als ihr Erbtheil; diesen ihren Ansprüchen auf einen ausschließlichen Vorzug in geistiger Hinsicht hielt aber Buddha die Widerlegung ihrer Abstammung von Brama entgegen, also daß die Brachmanen mit dem historischen Ursprunge, welchen Buddha ihnen zuwies, nicht nur das Ansehen ihrer Kaste einbüßten, sondern gleichzeitig auch für ihre geistige Bedeutung durchaus nichts gewannen.

„Die Brachmanen", sagt Buddha, „preisen ihre Kaste, als der Verehrung würdig, und stellen dieselbe höher, als die übrigen Kasten. Unser Geschlecht, sagen sie, ist rein: die anderen sind schwarz (schmutzig)

und dunkel. Wir stammen von Brama; wir sind die Geburt seines Mundes, und darum jetzt und immerdar rein. Was mich anlangt, so bin ich Bikschu, und kenne weder Kasten, noch die starre Eigenliebe und den Stolz der Brachmanen: das ist eine Gewohnheit der Welt, nicht aber die meinige. Im All giebt es für Alle ein Gesetz: für die Schuld schrecklichen Lohn, für die Tugend selige Vergeltung. Wenn dieses Gesetz die Brachmanen nicht berührte; wenn sie frei wären von den unseligen Folgen der Verschuldungen, und wenn ihnen nur selige Vergeltung beschieden wäre: dann allein würden sie ein Recht haben, auf ihre Kaste stolz zu sein. Aber das Gesetz der Vergeltung erstreckt sich unentfliehbar über Alle ohne Ausnahme: das Böse wird vergolten mit Bösem, und das Schwarze mit Schwarzem, gleichwie auf das Reine Reines folgt, und auf das Weiße Weißes. Blicket hin auf die Brachmanen: sie nehmen Weiber, sie zeugen Kinder, mit einem Worte, sie unterscheiden sich in Nichts von gewöhnlichen Sterblichen, und bei dem Allen rühmen sie sich ihrer Reinheit. Nein, nicht also sind meine Schüler. Meine Lehre ist besser, weil wahr."

Uebrigens darf man nicht meinen, Buddha habe es für seinen Beruf gehalten, die Vorurtheile der Brachmanen zu verfolgen, denn es ist kein Grund vorhanden zu der Annahme, als hätte er ihre Anmaßungen für so wichtig gehalten, oder als hätten sie ihn durch ihre Angriffe und Verfolgungen unablässig beunruhigt. Die Brachmanen bildeten vielmehr zu Buddha's Zeit keine abgeschlossene und in sich geordnete Gesellschaft, welche ihre Interessen einmüthig hätte vertheidigen können, sondern manche von ihnen nahmen geachtete Stellungen in der Gesellschaft ein, hingen ehrgeizigen Bestrebungen nach oder ergaben sich dem Genusse und kümmerten sich wenig um ihren Ursprung aus Brama's Munde, während mehrere Brachmanen sogar Freunde und Danapati Buddha's waren; noch andere hatten eigene philosophische Systeme aufgestellt, und wichen geradezu von den Brachmanischen Ueberlieferungen ab; auch fehlte es nicht an Solchen in ihrer Mitte, welche selbst Buddha ihres strengen und untadeligen Lebens wegen achtete. Veranlassung zum Kampfe gegen Buddha konnten somit nur jene brachmanischen Einsiedler haben, welche Buddha die Umherschweifenden und die von ihrer ursprünglichen Lebensweise Abgewichenen nannte. Sie selbst nannten sich Schrawaka, mit einem Worte, welches eigentlich „Zuhörer" bedeutet und

auch bei den Buddhisten sehr häufig angewandt wird, nur daß es bei Letzteren ausschließlich Denjenigen bezeichnet, welcher auf Buddha's Lehren merkt. Die Schrawaka der Brachmanen hatten eine besondere Bedeutung; unter den drei Richtungen oder allgemeinen Schulen, in welche zu Buddha's Zeit die gelehrte Welt gespalten war, nämlich der philosophischen, der contemplativen und der Schule der Traditionen, gehörten sie der letzten an, d. h. sie glaubten und befolgten unbedingt dasjenige, was ihnen die schriftliche oder die mündliche Tradition lehrte; diese aber war für sie in den Weda's enthalten, und sie nannten sich deshalb auch die „die Weda's Lernenden oder Lesenden." *) Aus ihnen schöpften die Schrawaka ihre Vorstellungen von der Welt und vom Menschen, und entlehnten sie fabelhafte Sagen von der Weltschöpfung und vom Ursprunge der Wesen, so wie zugleich die Vorurtheile, welche der Brahmanenkaste frommten. Zur Zeit Buddha's beschränkten sie sich jedoch meist auf ein Auswendiglernen derjenigen Dinge in den Weda's, welche eine Beziehung auf die Glaubensansichten und die abergläubischen Gewohnheiten des Volkes hatten, wie z. B. die Wahrsagekunst und die Astrologie; und sie waren in Folge ihrer Lebensweise und der Nothwendigkeit, auf Rechnung des Volkes zu leben, die natürlichen Widersacher Buddha's, da sie allen Grund hatten, auf dessen Beweisführungen zu zürnen, welche im Stande waren, mit der Abstammung von Brama ihnen auch das Brod zu nehmen.

Wenn bei uns von den Reformen gehandelt wird, welche Buddha in der Religion der Indier seiner Zeit beabsichtigte, so bezeichnet man gewöhnlich die religiösen Ceremonien und insbesondere die blutigen Opfer als denjenigen Punkt, gegen welchen sich Buddha vorzugsweise gewendet habe. Diese Ueberlieferung erfordert einige Bemerkungen. Buddha hat in der That sämmtliche Gebräuche der Indischen Religionen als unwirksam und unnöthig verworfen, weil er alle Mittel der Selbstvervollkommnung in das rein sittliche Handeln des Menschen zusammenfaßte; und was die blutigen Opfer anlangt, so ist er gegen die Sitte, Thiere zu opfern, deswegen aufgetreten,

*) Nach den alten Buddhistischen Berichten gab es nur drei Weda's. Zugleich möge bemerkt werden, daß hier nicht die Rede ist von der Schule der Wedanta's, welche — wenigstens in den Buddhistischen Schriften — erst später auftrat.

weil nach seiner Lehre jeder Mord eines der schwersten Verbrechen ist, und weil das Böse, welches im Morde liegt, dem Mörder zehnfach vergolten wird. Gleichwohl erwähnt er dieser Opfer nur selten, und stellt sie überdies in eine Reihe mit den übrigen Gebräuchen, — eine Gleichgültigkeit, welche sich nur daraus erklären läßt, daß die Thieropfer in Indien nicht allgemein waren. Diese Ansicht wird durch die Buddhistischen Berichte wirklich bestätigt, wenn sie, von Madjadescha redend, sagen: „In den Landschaften, welche auf dem rechten (südlichen) Ufer des Ganges liegen, strömt das Blut der geopferten Thiere, während auf dem linken (nördlichen) die Frömmigkeit des Volkes in der einfachen Verehrung der himmlischen Geister, in Almosen und anderen guten Werken ihren Ausdruck findet." Man könnte annehmen, daß im südlichen Indien die Religion Maheschwara's (Schiwa's) geherrscht habe, im Norden dagegen die Religion Wischnu's, wiewohl wir diese letztere Benennung und den Namen Narajana (ebenfalls Wischnu) auch in den ältesten Buddhistischen Schriften nicht ein einziges Mal gefunden haben. Die Opferpriester in der blutigen Religion Schiwa's waren gleichfalls Brachmanen.

In den Buddhistischen Werken werden häufig die sechs Lehrer oder die sechs Sectatoren als beständige Antagonisten Buddha's erwähnt. Dies waren Philosophen, welche die theoretischen Principien der Lehre Buddha's bestritten, und einige von ihnen, wenn nicht alle, waren an den Höfen der damaligen Fürsten bekannt und geachtet. Zum großen Theile gehörten sie der skeptischen Schule an, während die Uebrigen besondere Meinungen hatten, welche sich keiner Schule ausschließlich zuschreiben lassen. Alle aber standen in Opposition gegen die Lehre Buddha's: die Skeptiker, indem sie den Zufall gegen die Streiche vertheidigten, welche Buddha's Lehre von den Ursachen demselben versetzte; die anderen Philosophen, indem sie gegen den Satz Buddha's auftraten, welcher die Existenz einer selbständigen und unveränderlichen Seele im Menschen oder in der Welt verwarf. Es gab auch noch andere Punkte, in welchen Buddha von der damaligen Indischen Philosophie abwich; aber Zufall und Existenz des Ich waren diejenigen Behauptungen, welche er nachdrücklich und beharrlich angriff; vorzugsweise setzte die Existenz des Ich Buddha's Dialektik in Bewegung. Es ist nicht zu bezweifeln,

daß in den Streitigkeiten über den letzteren Punkt nicht nur die Nirgranta als Kämpfer auftraten, welche eine unveränderliche Seele, unter dem Namen Tschiwa (das Lebendige), anerkannten, sondern eben so sehr die Brachmanen, welche an einer Schöpfung des Stammvaters Brama, oder an der pantheistischen Idee des allgegenwärtigen Schiwa festhielten, — die Anhänger Kapila's, welche einen Dualismus zwischen Geist und Materie, sowie eine zwar unveränderliche aber nicht thätige Seele statuirten, — und die Anhänger Ulluki's, welche eine unveränderliche und thätige Seele annahmen. Die beiden letzten Schulen werden indeß in den Streitigkeiten Buddha's nicht genannt, wahrscheinlich, weil Kapila's und Ulluki's Philosophie noch nicht in das vollständige System gebracht worden war, in welchem sie aus den Händen Pantschaschiki's hervorging: Kapila's System unter dem Namen Sankja, und die Philosophie Ulluki's unter dem Namen Waischeschiki. In Ratschagricha, der Residenz des Fürsten, mußte Buddha den Bekennern aller dieser Schulen oft begegnen, und nach den Erzählungen der Buddhisten ließ er sich häufig unter dem Zudrange des Volkes, zuweilen auch in Gegenwart des Fürsten, mit ihnen in Disputationen ein; nur lassen sich leider aus den Mährchen, welche die Buddhisten bei diesen Gelegenheiten vorbringen, durchaus keine glaubwürdigen Einzelnheiten über die Polemik zwischen Buddha und seinen Gegnern entnehmen.

Die Büßer waren die thätigsten und haßerfülltesten Feinde Buddha's. Auch trat er selbst gegen Keinen mit solcher Bitterkeit und solchem Unwillen auf, wie gegen diese Klasse der Einsiedler. Die Büßer werden häufig mit dem allgemeinen Namen Nirgranta bezeichnet, obwohl nicht ganz genau. Nach einigen Andeutungen zu urtheilen, zeichnete sich nämlich die merkwürdige, doch wenig bekannte Schule Nirgranta dadurch aus, daß sie verschiedene Arten der Selbstvervollkommnung, welche auch unabhängig von einander bestehen konnten, — wie es wirklich der Fall war, — in ein System brachte. Drei Methoden gab es, das erwünschte Ziel der Errettung und Befreiung zu erreichen: Aufklärung des Verstandes, Beschaulichkeit und Büßerthum; und indem die Nirgranta dieses dreifache Thun in ein System vereinigten, stellten sie einen vollständigen Cursus des Kampflebens auf. Der in dasselbe Eintretende mußte

mit dem Büßerleben beginnen, und mehrere Jahre unter willkürlichen Kasteiungen zubringen, damit die sinnlichen Instincte ausgerottet würden; darauf überließ er sich einer tiefen und ruhigen Beschaulichkeit, welche seine Seele für die äußeren Eindrücke abschließen und zur Leidenschaftslosigkeit gewöhnen sollte; endlich dachte er über die Wahrheiten nach, und erleuchtete seinen Verstand. Buddha hatte, wie wir gesehen haben, alle diese Grade durchlaufen, und dieselben sind auch in seinen Anweisungen stehen geblieben, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm das Büßerthum umgewandelt ist in die Erfüllung des Sittengesetzes und die Beobachtung strenger Vorschriften für den äußerlichen Lebenswandel. Vermuthlich bildeten die Büßer in der Nirgranta die zahlreichste Klasse, da sie von den Buddhisten vorzugsweise vor den Uebrigen als eine ganze Schule bezeichnet werden, oder man müßte denn annehmen, daß die Benennung „Nirgranta“ in der allgemeinen und buchstäblichen Bedeutung „der vom Irdischen Freien“ (d. i. der Fessellosen) überhaupt allen Büßern beigelegt wurde. Wie dem auch sei, sie bildeten keine in sich gleichartige Secte, sondern unterschieden sich von einander durch ihre Abstammung, ihre Glaubensmeinungen und die Art des Büßerlebens. Buddha kannte die Büßer vollkommen, da er einige Zeit in ihrer Gesellschaft gelebt, ihre Gewohnheiten zu den seinigen gemacht, und die geheimen Motive durchschaut hatte, welche sich unter der Hülle einer erschöpften Gestalt bargen; sie konnten ihm die Verachtung nicht verzeihen, mit welcher er ihre Lebensweise einst verlassen hatte, und ließen keine Gelegenheit vorüber, ihm Solches durch Spott und Kränkungen zu vergelten, worauf Buddha seinerseits mit Argumentationen antwortete, und keine schimpfliche Benennung sparte, um ihr Benehmen zu charakterisiren. Wir wollen hier eine von den Sudra's mittheilen, welche gegen die Büßer gerichtet sind; fast sämmtliche Gattungen derselben sind in ihr vereinigt.

Die Handlung geht nahe bei Ratschagricha, in dem Garten einer reichen Frau vor sich. Gemeinschaftlich mit ihrem Lehrer, Namens Njagroda, erquickt sich eine Schaar von Büßern an der Kühle im Schatten der Bäume; beisammen sitzend führen sie ein lautes und lebhaftes Gespräch; sie reden von Politik, von den Ministern und von den Angelegenheiten des Volkes; sie erzählen von Schlachten, von Wagen, von Pferden, von Spaziergängen in den Gärten;

sie urtheilen über Weiber, Kleider, Speisen, schmackhafte Schildkröten und ähnliche Dinge. Während ihrer Unterhaltung tritt Santana, ein Einwohner von Ratschagricha und Verehrer Buddha's zu ihnen. Nach den gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen macht Santana sie darauf aufmerksam, wie unziemlich dergleichen Gespräche für ihren Stand seien, und rühmt bei dieser Veranlassung Buddha wegen seines vorwurfsfreien Wandels und seiner Weisheit. „Woher sollen wir", entgegnen ihm die Einsiedler, „von der Weisheit Deines Schraman Gotama etwas wissen, da er lieber schweigt, als mit fremden Leuten redet? Er hat sich so an das einsame Leben gewöhnt, daß er einer kurzsichtigen Kuh gleicht, welche nur das Gras sieht, und gleichwohl nennt er sich einen großen Weisen, droht, mit einem einzigen Worte alle seine Widersacher niederzuschmettern und sie stumm zu machen wie die Schildkröten, und räth Niemandem, ihn zu reizen, weil ein Solcher keine sichere Stätte vor seinen Pfeilen finden werde. Möge er doch hierher kommen: wir wollen ihm zu dem neuen Titel einer kurzsichtigen Kuh Glück wünschen. Ah, da ist er selbst!" — „Höret," fügte Njagroda bei, „steht nur nicht auf, und begrüßet ihn nicht; er mag sich setzen, wo er will." — Buddha war in der That in denselben Garten eingetreten, um sich nach lange anhaltender Betrachtung in der Höhle des Gridrakuta zu erfrischen. Sobald er sich der Büßergesellschaft näherte, vergaß dieselbe ihren Vorsatz, erhob sich von ihren Teppichen, und bewillkommnete ihn mit den üblichen Worten: „Heil Gotama! Heil Schraman! Wir haben uns lange nicht gesehen. Was führt Dich hierher? Setze Dich zu uns, und laß uns plaudern." Buddha nimmt die Einladung artig an, breitet seinen Teppich aus und setzt sich auf denselben. Njagroda lenkt tückisch die Rede auf Buddha's Lehre und ersucht ihn um eine Auseinandersetzung seiner Principien. „Ueber diesen Gegenstand befrage mich nicht," erwidert ihm Buddha; „meine Lehre ist tief und umfassend; sie zu begreifen, geht über Eure Kräfte. Was Eure Regeln angeht, so kenne ich dieselben gar wohl und weiß sie zu würdigen." Hierauf äußert Njagroda, daß es ihnen wünschenswerth erscheine, Buddha's Meinung über die Regeln ihres Lebens zu erfahren. „Alle Eure Regeln", antwortet ihm Buddha, „sind niedrig und lächerlich. Der Eine von Euch geht nackt einher, nur mit den Händen sich bedeckend; der Andere will aus keinem Kruge trinken,

aus keiner Schüssel essen; er setzt sich an keinen Tisch zwischen zwei Nachbaren, zwischen zwei Messern oder zwischen zwei Schüsseln; ein Dritter setzt sich an keinen gemeinsamen Tisch, nimmt kein Almosen in einem Hause, in welchem ein schwangeres Weib ist, wo er viel Fliegen bemerkt, oder wo er einem Hunde begegnet. Noch ein Anderer gestattet keine Einladung und ißt nur, so lange man schweigt. Ein Anderer ißt nicht aus zwei Schüsseln, verschlingt die Speise, ohne sie zu kauen, hört mit dem siebenten Schlucke auf, zu essen, und erlaubt nicht, daß man ihm öfter als siebenmal Speise vorlege. Wieder ein Anderer ißt nur einmal täglich, alle zwei, alle drei Tage, oder gar in der ganzen Woche. Ein Anderer ernährt sich nur von eingemachten Früchten, Reiswasser, Kuh- oder Hirschmist, Baumwurzeln, Zweigen, Blättern, Waldfrüchten oder Sämereien. Ein Anderer trägt sein Gewand nur auf den Schultern, oder bedeckt sich mit Moos, Baumrinde, Pflanzen, oder Hirschfell, läßt das Haar lang wachsen, oder verhüllt es mit einer Haarbinde. Ein Anderer trägt Trauerkleider, hält die Hände beständig über sich, setzt sich nicht auf Bänke und Matten, oder sitzt beständig in der Haltung der Thiere, rasirt sich den Kopf, und läßt Kinn- und Knebelbart wachsen. Ein Anderer legt sich nackt auf stachelige Gewächse, oder in Kuhmist. Ein Anderer nimmt jeden Tag, oder jede Woche eine dreimalige Abwaschung vor. Ich will die übrigen, ähnlichen Mittel nicht alle aufzählen, durch welche Ihr Euch foltert und abmergelt; aber ich frage Dich, Njagroda: Sind derartige Regeln und eine solche Weise des Lebens rein?" „„Rein, ohne allen Zweifel,"" antwortet Njagroda. „Und ich," entgegnet ihm Buddha, „werde die Unreinheit, welche sich in ihnen birgt, vor Dir aufdecken. Was erwartet denn Ihr, freiwillige Büßer, für Eure schweren Arbeiten? Ihr erwartet Almosen und Achtung von den Weltlichen, und wenn Ihr dieses Ziel erreichet, so seid Ihr den Bequemlichkeiten des zeitlichen Lebens mit heftiger Leidenschaft ergeben, wollet Euch von ihnen nicht lossagen, und kennet auch nicht einmal die Mittel für solchen Zweck. Kaum werdet Ihr in der Ferne Besucher gewahr, so setzet Ihr Euch geschwind nieder, und nehmet eine Miene an, als hätten sie Euch im tiefen Nachdenken überrascht; sobald sie sich aber entfernt haben, treibt Ihr von Neuem, was Ihr wollt, gehet spazieren, oder erholet Euch in Freiheit. Führt man in Eurer Gegenwart verständige Rede, so habt Ihr niemals

Lust, sie zu billigen, oder sie zu bestätigen, und richtet man eine Frage an Euch, so antwortet Ihr durch verächtliches Schweigen. Kaum aber werdet Ihr die Achtung der Weltlichen vor den Schramanen oder Brachmanen gewahr, so erhebet Ihr Geschrei und Tadel: „„Warum,““ schreiet Ihr, „„die Schramanen ehren! Sind sie dessen werth?““ Wenn Ihr einen Schramanen Früchte der zweiten Aussaat essen sehet, so überschüttet Ihr ihn mit Schmähungen. Reicht man Euch eine grobe Speise, so verschenkt Ihr dieselbe, ohne sie zu kosten, an Andere; jedes schmackhafte Gericht aber behaltet Ihr für Euch. Während Ihr Euch Lastern und Leidenschaften hingebet, leget Ihr gleichwohl die Maske der Nüchternheit vor. Nein, nicht solcher Art ist das wahrhafte Ringen! Das Büßerleben ist nur dann von Nutzen, wann sich hinter ihm nicht eigennützige Absichten verstecken.“

Während Buddha mit seinen äußeren Gegnern kämpfte, erhoben sich im Inneren seiner Gesellschaft Zwietracht und Spaltungen, welche die ganze Polemik und den Spott seiner Feinde gegen ihn aufregten. Die jungen Bikschu aus dem Stamme Schakja hatten den Geist der Zwietracht und nicht ganz strenge Lebensregeln in Buddha's Brüderschaft mitgebracht; es war schwierig, sie an das Bettlerleben zu gewöhnen und an die Nichtunterscheidung der Kasten unter den Einsiedlern, — wodurch gerade Buddha's Gesellschaft sich auszeichnete, und dieser hatte deshalb oft genug die Erwerbung so unfolgsamer Schüler zu beklagen. Am meisten unter Allen aber bereitete ihm Dewadatta, sein Vetter, Unruhe, welcher nicht allein deshalb merkwürdig ist, weil er Buddha's Feind war, sondern zugleich wegen seines selbständigen und energischen Charakters. Wenn gleich die Buddhistischen Schriftsteller in seinem Bilde die schwärzesten Farben nicht gespart haben, so lassen sie dennoch seinem umfassenden und gebildeten Verstande, sowie seiner ungewöhnlichen Sittenstrenge, Gerechtigkeit widerfahren, und schreiben alles Böse, das er gethan, allein der tiefen Leidenschaft des Ehrgeizes zu, welche alle seine Schritte leitete. Als Buddha aus Kapilawastu entflohen war, bot Dewadatta der Jatschadara Hand und Herz, in der Hoffnung, an die Stelle des Thronfolgers zu treten, wiewohl vergeblich, denn man nöthigte ihn, in die Gesellschaft der Bikschu zu treten; und seit dieser Zeit wurde er Buddha's gefährlichster Feind. Nachdem er mit demselben nach Ratschagricha übergesiedelt war, gewann er sich in

kurzer Zeit einen kräftigen Beschützer und sogar einen Freund in der Person Atschataßatru's, des Sohnes und Nachfolgers Bimbaßara's, indem er dem kriegerischen Geiste desselben schmeichelte, und er wurde auf solche Weise Buddha's Nebenbuhler. Indeß hatte Letzterer einen mächtigeren Beschützer, als selbst Bimbaßara gewesen war. Dewadatta wollte um jeden Preis an der Spitze der Bikschu-Gesellschaft stehen, oder wenigstens denselben Einfluß haben, und desselben Ansehens genießen, wie Buddha; er schaffte sich deshalb in der Brüderschaft eine Partei, welche aus einigen mehr oder weniger gebildeten und ihm ergebenen Bikschu bestand, und zog häufig auch noch andere Schüler Buddha's auf seine Seite; allein durch die Vermittelung Schariputra's, welcher für Buddha wirkte, wurden die Ueberläufer wieder zu demselben zurückgeführt, und Dewadatta's Versuche blieben von dieser Seite ohne Erfolg. Mehrmals versöhnten sich die beiden Verwandten, immer aber erhielten die feindseligen Gefühle wieder die Oberhand.

Es wäre zwecklos, die besonderen Einzelnheiten der Verfolgung zu erzählen, welche Buddha durch Dewadatta zu erdulden hatte; überdies wird von den leidenschaftlichen Buddhistischen Schriftstellern die gegenseitige Erbitterung übertrieben dargestellt. So warf z. B. Dewadatta einst in einem Ausbruche des Zornes einen Stein nach Buddha; dieser Umstand schien den Biographen Buddha's zu gewöhnlich, und sie setzten deßhalb eine weit anziehendere Geschichte zusammen. Nach ihrem Berichte rief nämlich Dewadatta mehrere Hundert Zimmerleute zusammen, und gebot ihnen, eine Wurfmaschine von übermäßiger Größe zu erbauen; als dieselbe fertig war, ließ er sie auf den Gipfel des Gridrakuta schaffen, an dessen Fuße Buddha sich am häufigsten aufhielt. Von dieser Höhe herab schleuderte nun Dewadatta mittelst seiner Maschine einen ungeheuren Felsblock auf seinen Vetter; jedoch das Geschoß verfehlte sein Ziel. — Das schwerste Verbrechen Dewadatta's aber war, daß er eine Spaltung verursachte, und Häresie in Buddha's Brüderschaft hervorrief. Man beschuldigt ihn des Unglaubens, und daß er das Leben nach dem Tode geleugnet habe; allein dieser Vorwurf Seitens der Buddhisten, welche das Andenken Dewadatta's als eines Anhängers der skeptischen Schule verunglimpfen wollten, ist durch Nichts gerechtfertigt. Er unterschied sich nur dadurch, daß er strengeren

Regeln folgte, als die Regeln Buddha's waren: in der Nahrung begnügte er sich mit dem Einfachsten; er aß keine Fische, indem er sagte, auch sie wären, gleich den übrigen Thieren, mit Leben begabt; er trank keine Milch, weil sie von der Natur für die Kälber, nicht aber für die Menschen bestimmt wäre; er bediente sich keines Salzes, weil in demselben viel Unreinigkeit und Staub wäre; er trug ein Kleid aus ganzen Breiten, weil dessen Anfertigung dem Schneider überflüssige Arbeit ersparte, welche er auf das Zusammennähen der zerschnittenen Stücke verwenden müßte; und endlich verlebte er einen großen Theil seiner Zeit in den Städten und Niederlassungen, um den Danapati näher zu sein. — In diesen Punkten wich Dewadatta von den Gewohnheiten und Regeln Buddha's ab, und eben deßwegen hat man ihn als den ersten falschen Lehrer im Buddhismus verschrieen. Die fünf angeführten Artikel bilden das Unterscheidungszeichen der sogenannten Secte Dewadatta's, und es hat diese Secte bis zum 8. Jahrhundert nach Christo in Indien bestanden, zu welcher Zeit sie von Buddhistischen Reisenden aus China entdeckt wurde.

Erwägt man die Stellung Buddha's mitten unter den Indischen Weisen, welche ihm Widersacher geworden waren, sowie zugleich die Menge der Sudra's, welche seinem mündlichen Vortrage zugeschrieben werden, so scheint es, daß die Buddhisten nicht ohne Grund die Beredtsamkeit und den Wortreichthum ihres Lehrers bis in den Himmel erheben. Indessen nöthigen unzweifelhafte und aus den Buddhistischen Ueberlieferungen selbst geschöpfte Zeugnisse zu einer Einschränkung dieser enthusiastischen Lobpreisungen. Die Feinde Buddha's warfen ihm seine Vorliebe für die Einsamkeit vor, und in dieser Hinsicht stimmten seine eigenen Schüler mit Jenen überein. „Womit wollet Ihr Euch in unserer Gesellschaft beschäftigen?“ fragten sie solche, die unter die Bikschu zu treten wünschten. „Wir haben zwei Arten der Beschäftigung: Philosophie und Contemplation; die Einen von uns bereichern ihren Geist mit Kenntnissen und erwerben Fertigkeit in der Dialektik; die Anderen, und an ihrer Spitze steht unser Lehrer selbst, ziehen das Schweigen des beschaulichen Lebens vor.“ Buddha hütete sich, seine Ansichten und Ueberzeugungen zu verkündigen, wenn man ihn nicht dazu aufforderte, ausgenommen, wenn besondere Umstände ihn veranlaßten, seine Lieblingsideen auszusprechen,

oder wenn er empfangene Wohlthaten durch geistliche Reden vergalt, welche größtentheils allgemeine Begriffe des Guten und Lobsprüche der bürgerlichen und häuslichen Tugenden, besonders der Barmherzigkeit enthielten. Endlich aber hat Niemand Buddha's Worte während seines Lebens aufgezeichnet; alle Unterweisungen desselben und sämmtliche Umstände seines Lebens sind in mündlichen Ueberlieferungen aufbewahrt worden, und zwar verdankt die Nachwelt diese Kunde nur dem glücklichen Gedächtnisse Ananda's.

Wir wollen übrigens gerecht gegen Buddha sein. Er war unstreitig einer der gebildetsten Weisen seiner Zeit; die lange Gewohnheit eines harten Lebens hatte in ihm die Spuren der guten Erziehung nicht vertilgen können, welche er im Vaterhause empfangen hatte, und es haben sich bis in unsere Zeiten mehr oder weniger glaubwürdige Buddhistische Ueberlieferungen in genügender Menge erhalten, um aus ihnen den Charakter der Beredtsamkeit Buddha's wenigstens annäherungsweise beurtheilen zu können. Aus dieser Quelle erfahren wir, daß Buddha in seinen Antworten auf vorgelegte Fragen niemals zögerte oder schwankte, und daß er stets bereit war, Lernbegierige zu unterweisen; daß er ferner auf seinen Reisen in verschiedenen Gegenden Indiens, oder wann er sich mit Fremden unterhielt, stets in der Sprache oder dem Dialekte ihres Landes sich ausdrückte, und daß er demzufolge, so viel bekannt geworden, das Magadische, das Drawirische und das Mletscha sprach. Unter dem Ersten muß die Sprache verstanden werden, welche in Magada üblich war, wo Buddha einen großen Theil seines Lebens zugebracht hatte; die Drawirische Sprache ist das heutige Tamulische; was indeß das Mletscha betrifft, so läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, daß darunter die Sprache der außerindischen Barbaren zu verstehen sei, weil bei den Buddhisten die Länder jenseit der Gränzen Madjadescha's gleichfalls Mletscha genannt wurden. Uebrigens ist zwischen den Proben dieser drei Sprachen, welche in den Buddhistischen Schriften aufbewahrt sind, keinerlei Aehnlichkeit oder Lautverwandtschaft erkennbar.

Buddha war Indier, und die Sitten und Gewohnheiten seiner Landsleute haben unvertilgbare Spuren in dem Geiste seiner Lehre zurückgelassen, und seinen Reden jenen originellen und charakteristischen Typus mitgetheilt, welcher in den Erzeugnissen der Indischen

Philosophen, wie in der Indischen Literatur überhaupt, deutlich hervortritt. In den alten Sammlungen der Reden Buddha's macht sich vor Allem eine ungewöhnliche Kürze des Ausdruckes bemerklich; die Sudra's sind nichts Anderes, als Aphorismen oder kurze Aussprüche Buddha's, welche die philosophischen und moralischen Sätze seiner Lehre enthalten, und diese Aphorismen haben auch in den Buddhistischen Ueberlieferungen noch ihre Kürze bewahrt, wiewohl mit hinzugefügten Erklärungen. Sie wurden gewöhnlich in poetischer Form vorgetragen, und bestanden größtentheils aus einem Verse (Schioka), wie z. B. Buddha das Wesen seiner Sittenlehre in dem Aphorismus ausdrückte: „Thue nichts Böses, thue das Gute und reinige deine Seele." Die beiden ersten Anweisungen dieses Ausspruches deuten auf den activen Theil des sittlichen Kampfes hin, die letzte dagegen, d. h. die Reinigung der Seele, auf die Beschaulichkeit. Seine theoretische Lehre drückte Buddha in folgendem Aphorismus aus: „Alles erscheint aus Ursachen und Alles geht unter durch Ursachen." Ueber diesen Ausspruch Buddha's dachte Schariputra nach, überzeugte sich von seiner Wahrheit, und wandte sich von den haltlosen Grundsätzen Santschai's, eines Anhängers der Skepsis, ab, um sich mit Buddha zu vereinigen.

Ein großer Theil der Aphorismen Buddha's ist in die aufzählende Form gekleidet, welche wir auch bei den übrigen Philosophen Indiens antreffen. In den Zeiten nämlich, in welchen Kenntnisse allein mittelst mündlicher Ueberlieferung sich erhielten und von einem Geschlechte auf das andere fortpflanzten, waren dergleichen herzählende Formeln ein wichtiges Hülfsmittel für das Gedächtniß, und auch im Indischen Volke war diese Art des Ausdruckes sehr gangbar, denn seine alltägliche Weisheit, die scharfsinnigen Sprüchwörter, trugen dieselbe Form. Die Buddhisten eigneten dieselbe ihrer Literatur an, und machten im Vortrage der Lehre Buddha's eine allgemeine Anwendung von ihr, woher denn auch ihre mustergültigsten Werke an einem wichtigen Gebrechen leiden, nämlich an der Abwesenheit jedes geordneten Systems, weil in der aufzählenden Methode des Vortrages die Reihe der Ideen, welche nach der Zahl geordnet sind, häufiger eine bloß allgemeine Verwandtschaft, als einen innigen logischen Zusammenhang darbietet. Von Buddha's aufzählenden Aphorismen wollen wir nur folgender erwähnen: „Die drei Siegel meiner Lehre

sind: jegliche Erscheinung ist flüchtig; in Keinem ist Selbstständigkeit; Nirwana ist Ruhe." — „Es giebt vier Arten der Bestattung: im Wasser, im Feuer, in der Erde und im Walde." d. h. zu Buddha's Zeiten warf man entweder die Hülle des Verstorbenen in's Wasser, oder, was am häufigsten geschah, man verbrannte sie auf einem Scheiterhaufen, oder man vergrub sie in die Erde — oder und dies war nicht selten — man trug sie den wilden Thieren zum Fraße in den Wald. — „Vier Arten des Unterhaltes wendet nicht an, ihr Bikschu: suchet ihn nicht unten, nicht oben, nicht in den Weltgegenden, nicht an den Ecken." D. h. ein wahrer Schüler Buddha's soll zu seinem Lebensunterhalte 1) sich nicht mit Ackerbau beschäftigen und keinerlei Eigenthum erwerben; 2) sich nicht mit Astronomie und Astrologie beschäftigen, den Lauf der Gestirne und Planeten beobachten, oder Naturerscheinungen erklären; 3) Reichen und Mächtigen nicht schmeicheln und dienstwillig sein; 4) sich nicht mit Wahrsagerei, Zauberei und Prophezeiungen befassen. — „Eine That ist stets doppelter Art: ganz und halb." D. h. wenn der Mensch sich zu irgend einer Handlung entschließt, so hat dieses „Sich-entschließen" schon die volle Bedeutung der vollendeten That, also daß die Verwirklichung des Entschlusses nur noch die halbe That ist; daher findet sich in den Buddhistischen Schriften zuweilen der Ausdruck „anderthalb Thaten", und es ist darunter eine und dieselbe That zu verstehen: als beschlossene und als ausgeführte.

Buddha bediente sich mit Glück der poetischen Gewohnheit seiner Landsleute, zur Verdeutlichung und Verzierung der Rede Gleichnisse, Allegorieen und anderen Schmuck anzuwenden, wodurch die Aufmerksamkeit unwillkürlich auch den trockensten Gegenständen zugewendet, und gewöhnlichen Dingen Interesse verliehen wird. Die Auswahl der Gleichnisse war in Indien eine Kunst und eine von den Regeln der Dialektik; ein treffendes Gleichniß war schon ein Beweis; und in den Reden Buddha's finden wir eine Menge ähnlicher Ausschmückungen. Manche von ihm angewandte Gleichnisse dürften leicht für Denjenigen unverständlich bleiben, welcher mit der Natur und den Sitten Indiens völlig unbekannt ist; wir wollen, Beispieles halber, einige derselben anführen. „Das menschliche Herz ist wie Elephanten-Ohren", d. h. in beständiger Bewegung. — „Bikschu, ahmet der Schildkröte nach, welche ihre Glieder in ihr wandelndes

Haus verbirgt", d. h. hemmet durch Contemplation die Thätigkeit eurer äußeren Sinne, und machet euch frei von dem verderblichen Eindrucke der Außendinge, gleichwie die am Seestrande kriechende Schildkröte, wenn sie die Annäherung des Schakals wittert, alsbald Kopf, Füße und Schwanz in ihre knöcherne Hülle zurückzieht, und dadurch sich vor den Zähnen des Raubthieres rettet. — „Die reine Sittlichkeit ist gleich einem aufgeblasenen Lederschlauche: beschädige sie einmal, und sie wird zu Grunde gehen." Hier ist die Rede von den Schwimmschläuchen, welche reiche Leute und Kaufleute auf Seereisen mit sich führten; im Falle eines Schiffbruches dienten diese Schläuche, mit Luft gefüllt und hermetisch verschlossen, als Rettungsmittel für die Seefahrer, welche sich mit ihnen in die Meereswogen warfen und sich denselben preis gaben; verursachte nun der Schiffbrüchige unvorsichtiger Weise eine — wenn auch kaum merkliche — Oeffnung in dem Schlauche, und die Luft entwich aus demselben, so war sein Untergang unvermeidlich. So kann auch, wenn die lasterhaften Neigungen nur ein Mal befriedigt werden, Nichts mehr den Strom der Leidenschaften hemmen, und der sich selbst überlassene Mensch ist unwiederbringlich verloren.

Buddha bediente sich des Gleichnisses häufig, denn er sah in ihm ein Ueberzeugungsmittel, wirksamer, als alle Beweise. So in folgendem Falle. Buddha hatte es entschieden abgelehnt, einige metaphysische Fragen zu entscheiden, welche zu seiner Zeit die übrigen Philosophen beschäftigten; selbst seine eigenen Schüler baten ihn dringend, ihnen zu erklären: woher die Welt rührte und die sie bevölkernden Wesen; ob dieselben einen Anfang hätten, oder ob sie anfangslos wären; und was jenseit des Grabes den Menschen erwartete, welcher sich von den Wiedergeburten frei gemacht hätte. — „Derartige Fragen", antwortete ihnen Buddha, „haben keine Beziehung auf die Aufgabe des Schramanen; während ihr über diese Gegenstände nachdenket, verrinnt die kostbare Zeit und nahet der Tod, ohne daß ihr euch genügend auf ihn vorbereitet habt. Stellet euch einen Menschen vor, welcher durch einen Pfeil in der Brust verwundet worden; seine Rettung hangt an der Kunst des Arztes, welcher das tödtliche Geschoß leicht aus seiner Brust herausziehen kann. Wäre es nun wohl möglich, daß der Verwundete zuvor anhöbe, den Arzt zu befragen und zu ihm zu sagen: Ehe du mir den Pfeil aus der Brust

ziehest, sage mir, aus welchem Holze derselbe geschnitzt ist, welches seine Farbe ist, welches Vogels Federn an ihm sitzen, aus welchem Metalle seine Spitze gemacht ist? Sollte er sich wohl mit solchen Dingen beschäftigen, obgleich er weiß, daß inzwischen die Zeit verstreicht und unvermeidlicher Tod ihm droht?"

Ein anderes Mal setzt Buddha die verschiedenen Meinungen der anderen Schulen über dieselben Gegenstände auseinander, und nachdem er diese Meinungen aufgezählt und die hitzigen Streitigkeiten geschildert hat, welche sich bei dieser Gelegenheit unter den Philosophen erhoben haben, fügt er hinzu: „Dieses erinnert mich an eine alte Geschichte von den Blinden. Ein Ratscha gebot, Blindgeborene aufzusuchen, so viel ihrer sich vorfänden, und an seinen Hof zu führen. Der Wille des Ratscha wurde erfüllt, eine Schaar Blinder an den Hof gebracht und ihm vorgestellt. „Blinde," fragte er sie, „wie sieht ein Elephant aus?" — „„Mahadewa,"" antworteten ihm die Blinden, „„wir sind blind seit unserer Geburt: woher sollen wir das Aussehen des Elephanten kennen?"" — „Wollt ihr es kennen lernen?" fuhr der Ratscha fort; die Blinden konnten ihm für solche Aufmerksamkeit gegen sie nur dankbar sein, und der Ratscha befahl dem Stallaufseher, einen Elephanten auf den Hof zu führen und die Blinden zu demselben hinzuleiten. Als man ihnen nun sagte, der Elephant stände vor ihnen, da näherten sie sich ihm, und Jeder begann, denjenigen Theil des Thieres zu betasten, auf welchen seine Hände trafen. Der Eine, welcher die Ohren des Elephanten betastet hatte, fand in ihnen Aehnlichkeit mit einem Mehlbeutel; einem Anderen schien der Rüssel ein Tau; den Uebrigen schien es, als ob die Zähne Pfählen, der Kopf einem Brunnen-Eimer, der Hals einem Balken, der Schwanz einem kurzen Stricke, die Seiten Mauern, die Beine Pfosten glichen. Nachdem die Blinden die Betastung des Elephanten beendet hatten, rief sie der Fürst abermals vor sich, und fragte: „Nun? habt Ihr jetzt das Aussehen des Elephanten erfahren?" — „„Wir haben es erfahren,"" antwortete Einer von den Blinden, „„der Elephant gleicht einem Brunnen-Eimer."" „„Nein,"" bemerkte ein Anderer, „„er ähnelt einem Balken."" „„Das ist nicht wahr!"" schrie ein Dritter, „„er gleicht einem Tau."" Es erhob sich Lärm und Geschrei. Ein Jeder schrie: „„So sieht der Elephant aus!"" — „Wisset Ihr gewiß," fragte der Fürst auf's Neue, „daß der Ele-

phant so aussieht, wie Ihr saget?" — Anstatt nun ihre Unwissenheit einzugestehen, begannen die Blinden, das Gesicht mit den Händen bedeckend, unter sich zu streiten, anfänglich mit leiser Stimme, darauf stets lauter und lauter, bis es schließlich fast zu einer Schlägerei kam. Der Ratscha ergötzte sich lange an dem Gezänke der Blinden, und rief ihnen endlich zu: „O, Du blinde Menschenschaar! Warum über des Elephanten Gestalt thöricht streiten, da Ihr selbst nicht wisset, was Ihr betastet habt?"

Der Lehre Buddha's lag das Gesetz der Vergeltung zum Grunde, und bei jeder Gelegenheit kam Buddha auf dasselbe zurück, indem er seine Schüler gleichzeitig zur Tugend ermahnte, und sie vom Bösen abzukehren suchte. „Das Schwarze," pflegte er zu sagen, „wird mit Schwarzem vergolten, und das Weiße mit Weißem." Handlungen, auf welche das Gesetz der Vergeltung angewandt wurde, erschienen als ursprüngliche Grundlage und als unzerstörbare Ursache einer jeden Existenz. Alles ging aus von Handlungen. „Wir leben," sagte Buddha, „wir werden geboren und wir sterben, wir leiden und sind glücklich in Folge der Thaten, welche wir in den früheren Wiedergeburten vollbracht haben. Die Summe der Handlungen, welche die Wesen vollbringen, trägt das Dasein der Welt sammt allen Stufen und Ordnungen ihrer Geschöpfe; die Beschaffenheit aber und die Wichtigkeit seiner Handlungen bestimmen für das Geschöpf die künftige Form der Wiedergeburt. Zwischen der That und ihrer Vergeltung giebt es Ungleichheit, giebt es auch Verwandtschaft. Lasterhafte Menschen, welche in der Gegenwart sich an Genüssen ergötzen, bereiten sich Qual im zukünftigen Leben; wer das Feuer anbetet und die Himmelslichter, oder täglich dreimalige Waschung vornimmt, in der Hoffnung zukünftiger Glückseligkeit, dem ist die Wiedergeburt in einem Thiere gewiß. Andererseits giebt es Leute, welche eine seltsame Lebensweise beobachten, und dadurch hoffen, in der Wohnung der Geister wiedergeboren zu werden; sie ahmen im Leben Thieren nach, Hunden, Kühen und anderen, oder stellen sich stumm. Und welches wird das Ende ihrer Mühe sein? Dieses, daß Alle, welche im gegenwärtigen Leben den Thieren oder den Stummen nachgeahmt haben, im zukünftigen wirklich Thiere und Stumme sein werden. Für Vergehen — Pein; für gute Handlungen — Genuß. Aber währt dieser Genuß lange? Und was ist es für eine Freude, sich durch die

Wiedergeburten hinzuschleppen? Lang ist die Nacht für Denjenigen, der nicht schläft; lang der Weg für den müden Wanderer; lang die Reihe der Wiedergeburten für Die, welche Unverständiges erwarten. Nein, die wahre Ruhe und Glückseligkeit ist nicht in den Wiedergeburten, sondern in der Befreiung von ihnen. Das ist es, warum ein wahrhafter Kampf gekämpft werden muß, ohne Aberglauben und Vorurtheile. Bikschu! Du trägst die Form des Menschen, die edle Form, in welcher allein ein Frei-werden von den Wiedergeburten möglich ist, und welche selten, nach vielen hunderttausend Jahren, dem Geschöpfe zu Theil wird: eile, ein so kostbares Geschenk zu benutzen, indem Du durch geistlichen Kampf den Einfluß früherer Thaten aufhebst, und angestrengt nach der Nirwana*) strebst."

Mit dem Glauben an die Wiedergeburten und das Gesetz der Vergeltung konnten allerdings alle Ereignisse des einzelnen Lebens, das Schicksal eines jeden Menschen und seine Stellung in der Gesellschaft vollkommen erklärt werden; nur war dazu eine Bedingung unerläßlich: es bedurfte nämlich eines Menschen, welcher von seinen eigenen früheren Wiedergeburten und von denen der Anderen ein Bewußtsein hatte. Dieser Mensch nun war in der Person Buddha's vorhanden, und wenn man den Erzählungen der Buddhistischen Schriftsteller glauben will, so ging in der That kein bemerkenswerthes Ereigniß vorüber, und blieb kein einziger Umstand übrig, welchen er nicht erklärt, oder durch seine vorhergehenden Wiedergeburten gerechtfertigt hätte. Seine Erinnerungen in dieser Hinsicht waren unerschöpflich. Doch muß man gerecht sein. Ein großer Theil dieser Erzählungen oder Erdichtungen ist ein Product der Buddhisten späterer Zeit; ihre regsame Phantasie hat die Buddhistische Literatur mit einer neuen Gattung von Schriften bereichert, welche äußerst anziehend sind, und deswegen auch großen Eingang bei den Buddhisten gefunden haben. Was jedoch Buddha betrifft, so darf man nicht annehmen, daß er sich mit Erfindung von Fabeln vergnügt haben werde, oder daß seine Selbsttäuschung bis zu der Ueberzeugung von der Realität der erzählten Begebenheiten gegangen sei. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daß Buddha alle ähnliche Erzählungen, welche ihm zugeschrieben

*) D. i. der Zustand vollkommener Befreiung von dem Einflusse der Sinnenwelt auf die menschliche Seele. D. Uebers.

werden können, nicht ersonnen, sondern aus Volkstraditionen entnommen habe, und daß er gewisse Begebenheiten älterer Zeit mit den Ereignissen in Verbindung gebracht habe, deren Augenzeuge oder Theilnehmer er gewesen war. Nur mit dieser Einschränkung kann man zugestehen, daß Buddha manche Begebenheiten des Alterthumes erzählt habe.

Diese Erzählungen Buddha's athmen eine überzeugende Naivetät, und entrollen vor unseren Blicken die Bilder der damaligen Indischen Sitten und Gewohnheiten, weil Buddha, indem er den Zuhörer in das tiefe Alterthum zurückversetzt, außer dem erzählten Vorfalle nichts Neues erdichtet hat, sondern überall und immer die Gebräuche und die Gewohnheiten dieselben sind, wie zu seiner Zeit. Wir lassen hier ein Bruchstück aus einer Erzählung dieser Art folgen.

„Vor vielen hundert Jahren herrschte in Benares ein Fürst, Namens Kriki.*) Unter ihm genoß das Reich der Zufriedenheit und der Ruhe; Ackerbau und Viehzucht blühten; die Bevölkerung nahm zu; Zwietracht und Kriege ruhten; von Krankheiten, Plünderungen und anderem Elende vernahm man nichts; der Beherrscher regierte das Reich mit Weisheit und Gerechtigkeit. In dieser glücklichen Zeit verließ ein junger Benareser, Namens Kumara, der Sohn eines Brachmanen, sein Vaterland, und begab sich in das südliche Indien, zur ferneren Ausbildung unter der Leitung eines berühmten Brachmanen. Dieser Brachmane hatte einen ausgezeichneten Ruf als Lehrer der Wissenschaften und als Erklärer der Weda's; der Ruhm seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente war durch ganz Indien verbreitet, und von allen Enden desselben strömten ihm junge Leute zu, um seine Lehren zu vernehmen. Im südlichen Indien angekommen, begab sich der Benareser unverweilt in das Haus des Brachmanen, um sich ihm vorzustellen. Nachdem er dem Hausherrn seine Ehrfurcht bezeigt, setzte sich der Gast mit geziemender Bescheidenheit vor demselben nieder. „Heil, junger Mann," bewillkommnete ihn der Brachmane, „woher und wozu?" — „„Ich stamme aus dem Mittelreiche (Madjadescha),"" antwortete der Benareser, „„und bin mit dem Wunsche hergekommen,

*) Der Name des Ratscha Kriki wird in den Buddhistischen Schriften sehr oft erwähnt. Die Buddhisten versetzen in die Zeit dieses Fürsten die Erscheinung Buddha-Kaschjapa's, des berühmtesten unter den Vorgängern Buddha-Schakjamuni's.

weiser Lehren zu den Füßen des großen Lehrers zu genießen.““ — „Womit willst Du Dich denn beschäftigen?“ fragte auf's Neue der Brachmane. „„Ich möchte unter Eurer Leitung die Weda's lernen.““ — „Eine treffliche Wahl,“ bemerkte der Brachmane; „die Weda's sind mehr als Alles des Lernens werth; also denkt und thut jeder wahre Brachmane.“ Hierauf trat der Benareser in die Zahl der Schüler des Brachmanen ein, und begann dessen Lehren zu hören.

An den von Beschäftigung freien oder den Erholungstagen badete sich der Benareser entweder mit seinen Kameraden in den Flüssen und Seen, oder sie ergingen sich auf den Plätzen und Märkten der Stadt, oder sie sammelten duftende Kräuter und Holz zu den Opfern. Auf einem dieser Spaziergänge sprach der Benareser zu seinen Gefährten: „Wir sind zwar sämmtlich Brachmanenkinder; aber ich weiß noch nicht, woher ihr stammet;“ und Einer erwiederte ihm, er wäre aus dem östlichen Indien; Andere waren aus dem nördlichen, noch Andere aus dem westlichen. „Und ich,“ sagte seinerseits der Benareser, „bin aus dem Mittelreiche.“ — „„Wir wissen ganz und gar nichts von deinem Vaterlande; von den anderen Ländern wissen wir wenigstens sprüchwörtlich: Weisheit kommt aus Osten, Doppelzüngigkeit wohnt im Westen, Ehrerbietigkeit ist daheim im Süden, Schmähsucht im Norden. Sage uns, wodurch zeichnet sich das Mittelreich aus?““ Der Benareser antwortete ihnen: „Meine Heimat ist ein herrliches Land; seines Gleichen giebt es nirgends. Es ist reich an Zuckerrohr, duftendem Reiß und mancherlei Früchten; an Hausthieren herrscht Ueberfluß; Wissenschaften und Künste blühen; das Volk ist reich, glücklich, und zeichnet sich aus durch Barmherzigkeit, Verstand und gute Werke. Durch das Land strömt der Ganges hin: glücklich, wer sich in seinen stillen Fluthen wäscht; an den Ufern des Ganges liegen achtzehn Einsiedeleien zerstreut, und in ihnen wohnen unter schweren Kämpfen Muni's, welche bereit sind, zum Himmel aufzusteigen. — „„Giebt es bei euch auch,““ fragten seine Kameraden weiter, „„gelehrte und beredte Männer, wie unser Lehrer?““ — „Was das anlangt,“ erwiederte der Benareser, „so lebt in meinem Vaterlande ein Gelehrter, der Löwe der Beredtsamkeit, vor welchem unser Lehrer sich schämen und erröthen muß.“ Die Gefährten des Benaresers konnten ihre Verwunderung nicht zurückhalten, da sie seine Erzählung von dem Mittelreiche vernahmen, und bezeigten großes

Verlangen, dieses Land zu besuchen. Von diesem Gedanken erfüllt, kehrten sie heim, und nachdem sie das mitgebrachte Holz an seinen Platz gelegt, begab sich die ganze Schaar zu dem Lehrer. „Unser Kamerad aus Benares," sprachen sie zu dem Brachmanen, „hat uns sein Vaterland so gerühmt, daß wir es wohl sehen möchten." — „„Das Mittelreich,"" versetzte der Brachmane, „„ist vortrefflich, ohne Widerrede; das sagen Alle; aber es genügt, die Berichte über dasselbe zu hören; wozu selbst dahin ziehen?"" — „Dort," fuhren die Schüler fort, „ist ein berühmter Gelehrter, vor welchem, wie unser Gefährte versichert, du, unser Lehrer, würdest erröthen müssen." — „„Also im Mittelreiche,"" rief der Brachmane aus, „giebt es Leute, welche klüger sind, als ich! Ich habe bis jetzt geglaubt, in ganz Indien sei kein Mensch, welcher mir gleich komme."" — „Nun, so werden wir allein gehen; wir wollen das Mittelreich besehen, wollen uns im Ganges waschen, wollen im Kampfe mit dem berühmten Gelehrten unsere Kräfte versuchen, und mit Reichthum und Ruhm wieder heimkehren." Der Brachmane hatte seine Schüler lieb, und wollte sich nicht von ihnen trennen. „„Auch ich will mit euch gehen,"" sagte er zu ihnen; „„nehmet meine Sachen mit, den hirschledernen Schurz, die Vase zu den Waschungen und die Opfergefäße."" Also machten sich Alle mit einander auf den Weg.

So oft nun der Brachmane mit seinem Gefolge in eine Stadt kam, errichtete er sogleich eine Tribüne zu öffentlichen Disputationen mit Liebhabern. Der Streitlustigen fanden sich viele, aber nicht Einer von ihnen mochte vor der Kunst des Brachmanen bestehen: besiegt verließen sie voll Scham die Tribüne, zertrümmerten aus Aerger ihre Karriole oder schlugen sich vor Verdruß mit der Aschenvase vor den Kopf und zerstreuten sich nach verschiedenen Gegenden, wie die Krähen von den Stellen entfliehen, wo die Krieger mit dem Bogen schießen lernen. Zuweilen geschah es, daß man dem triumphirenden Brachmanen entgegenzog und ihn mit Fahnen und anderen Ehrenzeichen unter Zuruf und Lobpreisungen geleitete. So kam er nach Banares. Als er in die Stadt einzog, dachte er bei sich: „Wenn man würdige Gegner sucht und gelehrte Männer, so geschieht dies nirgends zweckmäßiger, als am Hofe des Fürsten;" und mit diesem Gedanken begab sich der Brachmane gerade an den Hof des Fürsten Kriki. Vor dem Angesichte des Fürsten erscheinend, sprach er den gebräuchlichen

Gruß aus: „Möge dem Fürsten Sieg, Gesundheit und langes Leben beschieden sein!“ Unter diesen Worten ließ er sich in gebührender Ehrfurcht vor Kriki nieder und richtete nach einigen Minuten die Worte an ihn: „Herr! in meinem Vaterlande lebend, habe ich mich mit den Wissenschaften ziemlich genau bekannt gemacht, und nun möchte ich in Deiner Gegenwart mich mit den hiesigen Gelehrten messen.“ Der Fürst wandte sich zu seinen Hofleuten und fragte sie: „Ist in meinen Staaten irgend ein Gelehrter, welcher sich zum Kampfe mit diesem Brachmanen entschließen dürfte?“ — „„Ja,““ antwortete Einer von den Hofleuten, „„in einem Flecken lebt ein Brachmane mit Namen Kapilaschama; derselbe hat die Weda's und andere Bücher erlernt und ist bekannt wegen seines Verstandes und seiner Disputirkunst.““ Da gebot der Fürst, Kapilaschama an den Hof zu bringen, und nach einiger Zeit erschien dieser Brachmane vor dem Fürsten und erklärte sich bereit, mit dem Brachmanen aus dem südlichen Indien eine Disputation einzugehen. Zu diesem Zwecke befahl der Fürst, eine Estrade aufzurichten und dieselbe in der Mitte für die beiden Gegner und ihre Anhänger zu theilen. Am festgesetzten Tage begab sich der Fürst selbst an den Ort der Disputation, wo Alle schon auf ihren Plätzen waren. Einer von den Hofleuten fragte den Fürsten, welchem der beiden Kämpfer er das Recht zuerkennen wollte, zuerst seine Aufgabe vorzutragen. „Der Brachmane aus Süden,“ antwortete der Fürst, „ist unser Gast: er möge zuerst seine Rede anheben.“ Dieses Vorzuges sich bedienend, begann der Brachmane, seine Aufgabe zu entwickeln, und brachte zu ihrer Vertheidigung fünfhundert Verse bei; er sprach beredt, klug und dabei so reißend schnell, daß die Zuhörer auch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit kaum im Stande waren, nur einige Verse aus seinem Vortrage zu behalten. Gleichwohl ließ Kapilaschama nicht ein einziges Wort in den Versen seines Gegners unbemerkt, beurtheilte die in ihnen liegenden Gedanken und unternahm, indem er die Thesis seines Gegners einer umständlichen Prüfung unterwarf, eine Widerlegung seiner Behauptungen, entdeckte in ihnen Widersprüche, Unbestimmtheit und Schwäche, und bewies die Wahrheit seiner Kritik so klar und überzeugend, daß der Brachmane nichts zu entgegnen wußte und der Besiegte blieb, — weil nach den Gesetzen des Disputirens der Sieg auf Seiten dessen ist, der durch die Kraft seiner Beweise den Gegner zum Schweigen bringt, denn

durch sein Schweigen bekennt dieser seine Ohnmacht. Der Fürst wünschte Kapilaschama zu seinem Siege Glück, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, erkundigte sich nach seinem Geburtsorte und sprach zu ihm: „Für deine Talente und deine dialektische Kunst übergebe ich diesen Flecken Deiner Herrschaft.“ Kapilaschama aber dankte dem Fürsten für seine große Gnade und zog im Triumphe heim.

„Als Herr eines ganzen Fleckens war Kapilaschama ein reicher Mann, und verheirathete sich in Kurzem, und nach Jahresfrist gebar sein Weib ein Kind männlichen Geschlechts mit goldigem Haar. Als die dreiwöchentliche Frist nach seines Sohnes Geburt verstrichen war, versammelte Kapilaschama, der Sitte gemäß, seine Verwandten in seinem Hause, um dem Neugeborenen einen Namen beizulegen; und nach gepflogener Berathung beschloß man einstimmig, den Knaben Kapila zu heißen, nach dem Namen des Vaters und nach der Goldfarbe seines Haares (Kapila: goldfarbig, gelb). Am Schlusse dieser Ceremonie ward das Kind Ammen und Wärterinnen übergeben; man zog es mit Rahm (Sahne) auf, und nährte es zuweilen mit Oel und anderer nahrhaften Speise. Kapila wuchs unter der zärtlichen Sorgfalt der Eltern auf, wie eine Lotosblume, welche sich aus den Wassern erhebt, und sobald er in das jugendliche Alter trat, lehrte man ihm Rechtschreibung, Rechnenkunst und andere im Leben nützliche Wissenschaften; sodann erläuterte man ihm die Pflichten des Brachmanen, die Vorschriften, wie Asche und Erde genommen werden müssen, und wie die Schaale mit dem Wasser zu halten ist, so wie auch die Regeln, welche bei den Waschungen unumgänglich sind. Man lehrte ihn „Om!“ (den geheimnißvollen Ausruf am Anfange der Beschwörungen und der Hymnen) und „Bum!“ (den Ausruf bei Anrufung der Geister) aussprechen, und erklärte ihm die Weda's. Seitdem verstand Kapila selbst alle Einzelheiten der Opferhandlungen, und konnte Andere darin unterweisen; er las selbst die Ueberlieferungen, und war im Stande, sie Anderen zu erklären; endlich hatte er das Recht, Gaben anzunehmen, und durfte selbst Anderen Almosen reichen. Diese sechs Bedingungen sind unerläßlich, um ein vollkommener Brachmane zu sein. Kapila war mit ungewöhnlichem Scharfsinne begabt: wie ein glänzendes Licht durchleuchtete sein Verstand die dunkelsten Gegenstände. Als er einst gemeinschaftlich mit den anderen Schülern die Auslegung seines Vaters an-

hörte, fragte er diesen: „Was bedeutet der Laut oder Buchstaben Tscha im Rigweda?" — „Dieser Buchstaben", antwortete ihm der Vater, „hat einen tiefen Sinn, in welchen sich schwer eindringen läßt; so haben es uns die Vorfahren überliefert." — „Wie!" rief Kapila aus, „die alten Weisen hätten uns Buchstaben ohne Sinn überliefert? Was mich betrifft, so fange ich an, in den Sinn dieses Buchstaben einzudringen." Voll Bewunderung über den Verstand seines Sohnes übergab Kapilaschama ihm den Beruf des Lehrers, blieb selbst in ruhiger Muße und starb bald darauf."

„Die gute That bleibt nicht ohne Belohnung, und Diejenigen, welche dieselbe gemeinschaftlich vollbringen, empfangen auch gemeinschaftlich die gebührende Vergeltung für sie. Hier ist ein Beispiel. Praßenatschita, der Fürst von Schrawasti, hatte zwei geliebte Weiber, welche beide durch ungewöhnliche Schönheit ausgezeichnet waren, und ein Beispiel seltener Freundschaft und Eintracht boten. In Schrawasti unterhielt man sich nur von den beiden Schönen, welche der Palast des Fürsten umschloß; Buddha aber erklärte, daß das glückliche Loos, welches diesen beiden Weibern zu Theil geworden, so wie ihre Schönheit und Freundschaft Folgen einer guten Handlung wären, welche sie in fernen Zeiten vollbracht hätten. Damals waren sie die Weiber eines Brachmanen, und thaten sich durch Barmherzigkeit hervor. Einstmals speisten sie einen tugendhaften Klausner, und erwarben sich dadurch eine glückliche Zukunft; während aber die Eine von ihnen, nachdem sie die Speise für den Einsiedler bereitet hatte, das Beste und Schmackhafte obenauf legte, legte die Andere die schlechte Speise zu oberst in die Schüssel, die gute im Innern verbergend. Daher unterschieden sie sich auch, als sie Praßenatschita's Frauen wurden, durch die Art ihrer Schönheit von einander: die Aeltere hatte ein majestätisches Aeußeres und ungewöhnlich regelmäßige Gesichtszüge; die Jüngere hingegen besaß zwar nicht diese äußeren Vollkommenheiten, ersetzte sie aber reichlich durch den Reiz ihrer Bewegungen und durch ihre zarte Gestalt."

Was uns in Buddha's Reden am meisten auffällt, ist ihr wehmüthiger Ton und die hoffnungslose Weltanschauung. Der Gedanke, daß das Menschengeschlecht dem Leiden geweiht sei, gehört nicht Buddha allein; man kann vielmehr sagen, daß derselbe die allgemeine Ueberzeugung der Indier gewesen sei. Buddha hat nur die

Idee des Leidens entwickelt, und auf Alles angewandt, was irgend eine Form des Daseins trägt, woher denn seine Worte zuweilen von einem finsteren ascetischen Geiste durchdrungen sind, wenn den Gegenstand seiner Rede die allgemeinen Leiden bilden, welche die Wiedergeburten begleiten, zuweilen das Gefühl des Schmerzes und der Enttäuschung athmen, wenn er seinen Blick auf die gewöhnlichen Erscheinungen der physischen Welt richtet. Aphorismen der letzteren Art sind in verschiedenen Reden Buddha's verstreut; ihr Gegenstand ist größtentheils Flüchtigkeit und Tod. „Das Zusammengesetzte," sagt Buddha, „muß sich früher oder später zerstreuen, das Geborene sterben. Die Erscheinungen verschwinden eine nach der anderen; das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gehen nach der Reihe zu Grunde: Alles ist flüchtig, auf Allem lastet das Gesetz der Vernichtung. Die reißenden Ströme fließen und kehren nimmer zurück; die Sonne vollendet unaufhaltsam ihren Lauf; der Mensch geht aus dem vorhergehenden Leben in das gegenwärtige über, und keine Macht vermag, ihn in das vergangene Leben zurückzuführen. Am Morgen haben wir einen Gegenstand gesehen, und am Abend finden wir ihn nicht mehr; gestern hat uns eine liebliche Blume entzückt: heute ist sie verschwunden. Warum vergänglichen Gütern nachjagen? Mancher bietet alle Kräfte auf, um in dem gegenwärtigen Leben ein beständiges Glück zu erreichen; aber seine Mühe ist vergeblich: er schlägt mit einem Stabe in das Wasser, wähnend, es werde dasselbe, wie es sich getrennt, in derselben Lage verharren immerdar. Das Geborene muß sterben: nicht Luft, nicht Meer, nicht Berge, noch Klüfte, noch irgend ein Ort in der Welt mag uns vor dem Tode bergen; der Reiche, wie der Arme, der Edle, wie der Niedere, ist in gleicher Weise dem Tode unterworfen; es sterben sowohl Alte, als Junge, sowohl das mittlere Lebensalter, als die Kindheit, ja der Keim im Mutterleibe, — sie sterben ohne Wahl und Frist. Reichthum, Ehre, Kinder helfen nicht: all' dieses irdische Erbe muß sich zerstreuen und hinschwinden. Auf geradem und sicherem Wege gehen wir zum Tode. Der menschliche Leib, das Product der vier Elemente, ist ein thönernes Gefäß, welches bei dem ersten kräftigen Stoße in seine Theile zerfällt; im Laufe des ganzen Lebens dient er nur zur Quelle der Leidenschaften, der Unruhe und der Qual. Es nahet das Alter, und zugleich mit ihm erscheinen Krankheiten; der Greis quält sich mit Todesfurcht, wie

ein lebendiger Fisch in heißer Asche, bis endlich der Tod seine Leiden endet. Das Leben ist dasselbe, was eine reife Frucht, bereit, bei dem ersten Windstoße abzufallen; jeden Augenblick müssen wir fürchten; das erste verhängnißvolle Ereigniß hemmt seinen Lauf: so verhallen die harmonischen Töne der Harfe, wenn ihre Saiten unter der Hand des Spielenden zerreißen. Eine brennende Lampe stellt man nicht an eine bedeckte Stelle: so verdunkele denn nicht das Licht des Verstandes durch die Leidenschaften; der wahrhaft Weise ist Derjenige, welcher unablässig über die Befreiung aus der Welt der Leiden sinnt, seine Leidenschaften zähmt, und nach der Nirwana trachtet. Siehe, darauf müssen alle unsere Anstrengungen gerichtet sein! Die Nirwana ist das ersehnte Ziel für Alle! Nach einem ununterbrochenen Kreislaufe in zahllosen Formen des Daseins, nach unzähligen Veränderungen der Zustände, nach allen Mühsalen, Unruhen, Beängstigungen und Leiden, welche von den Wiedergeburten unzertrennlich sind, werfen wir endlich die Fesseln der Leidenschaften von uns, werden frei von jeglicher Form des Daseins, von Zeit und Raum, und versenken uns in Ruhe und Schweigen; hier ist die Zufluchtstätte vor Trübsal und Krankheiten, die durch Nichts zu trübende Glückseligkeit, Nirwana, — Unsterblichkeit; aus ihr giebt es keine Rückkehr mehr."

Wir lassen noch ein Bruchstück über das zukünftige Gericht folgen, welches wir aus einer Sammlung der Reden Buddha's entlehnt haben. Es zeichnet sich durch die Lebendigkeit des Gemäldes aus, und ist vom Geiste der Lehre Buddha's durchweht, wenn gleich seine Grundlage Vieles mit dem Indischen Volksglauben gemein hat. Damit aber werden wir unsere Abweichung von der factischen Lebensbeschreibung Buddha's beschließen.

„Von Tschambutwipa (Indien) weit gegen Süden erheben sich zwei Gebirgsketten, welche die ganze Welt von allen Seiten umschließen. Zwischen diesen Gebirgen herrscht ewige und undurchdringliche Finsterniß; die Strahlen der Himmelslichter dringen nimmer dorthin, und auch der mächtigste Geist vermöchte nicht, den dunkelen Abgrund zu erleuchten, in dessen Tiefe die Hölle ist und der Richterstuhl Jama's, des Fürsten der Hölle. Die Menschen, welche im gegenwärtigen Leben gesündigt haben, wandern bei ihrem Tode in das Reich Jama's und werden von den Höllenwächtern sofort vor Jama geführt. „Hier," sagen sie, auf die Sünder deutend, „sind

Sterbliche von den Menschen, Sünder, welche dein Urtheil erwarten." Die Sünder vor sich erblickend, fragt sie der mitleidige Fürst: „Meine Freunde! habet ihr etwa, unter den Menschen lebend, den Geist des Alters niemals gesehen? Habet ihr seine heilsamen Lehren und Erinnerungen niemals gehört?" — „„Nein, Mahadewa, wir haben einen solchen Geist nicht gesehen, und seine Worte nicht gehört."" — „Wie," entgegnet ihnen Jama, „ihr habt also niemals den Menschen im Alter gesehen, wann ihm die Zähne ausfallen, sein Haar ergraut, seine Haut runzelig wird, und die Farbe des Senfes annimmt, wann schwarze Falten sich über seinen ganzen Leib verbreiten, sein Rücken sich krümmt, sein Gang ungleich wird, die Füße mit Mühe den Leib tragen, sein Haupt zittert, sein Hals dünn wird, die Haut an seinem Leibe sich senkt, und schlottert, wie am Halse der Kuh; wann Lippen, Mund, Kehle und Zunge vertrocknen und hart werden, seine Gestalt sich beugt, sein Athem schwach wird und sich in Schmerzensseufzer verwandelt, seine Stimme heiser wird und dem Kreischen der Säge gleicht? Auf seinen Stab gestützt, schleicht der gebrechliche Greis einher; das hinfällige Alter hat ihm Blut und Säfte ausgetrocknet; bald verlassen ihn die Kräfte gänzlich: er kann nicht nur nichts mehr wirken, sondern sich nicht einmal von seinem Platze erheben; er hat kein menschliches Aussehen mehr; sein Leib und seine Seele sind beständig in Erschütterung und Kampf. Das Alles habt ihr nicht gesehen?" — Zitternd vor Furcht antworten die Sünder mit ersterbender Stimme: „„Wir haben es gesehen, Mahadewa.""— „Wenn ihr es gesehen habt, warum habt ihr denn nicht daran gedacht, daß auch ihr dem allgemeinen Loose des menschlichen Geschlechtes nicht entgehen würdet? Warum habt ihr bei dem Anblicke des Alters nicht den guten Entschluß gefaßt, euer Leben guten Werken zu weihen, um im zukünftigen Leben nicht noch größeres Elend des Alters zu erfahren?" — „„Wehe! daran haben wir nicht gedacht, weil unsere Befreiung uns niemals Sorge gemacht hat."" Darauf fragt Jama die Sünder von Neuem: „Habet ihr, auf der Erde lebend, den Geist der Krankheit gesehen?" — „„Nein, Mahadewa, wir haben einen solchen Geist nicht gesehen."" — „Wie!" ruft Jama aus, „„ihr habt den Menschen in der Krankheit nicht gesehen? Die harmonische Verbindung der Elemente, welche den Körper des Menschen bilden, löst sich; die Ordnung im Organismus desselben

ist gestört; die Qualen, welche der Kranke durch diese Unordnung erduldet, fesseln ihn an sein Lager, und lassen ihn die Augen nicht schließen; er vermag weder zu sitzen noch aufzustehen, und lebt nur durch die Sorgfalt der Seinen, welche aus ihren Händen ihn speisen und tränken. Ihr habet ein solches Schauspiel nicht gesehen?" — „„Wir haben es gesehen, Mahadewa."" — „Warum denn ist euch nicht eingefallen, daß ein ähnliches Schicksal auch euch erwartete, daß auch ihr die Bürde der Krankheiten tragen müßtet? Warum habet ihr nicht geeilt, euch mit guten Werken zu versehen, um später nicht die Qualen der Krankheiten zu erdulden?" — „„Nein, Mahadewa, in Müßiggang und Sorglosigkeit hinlebend, haben wir daran nicht gedacht."" — „Unverständige Menschen! habet ihr den Geist des Todes gesehen?" — „„Wir haben ihn nicht gesehen, Mahadewa."" — „„Wie! Habt ihr etwa nie einen todten Menschen gesehen? Das Leben verläßt seinen Körper; man legt den seelenlosen Leichnam auf die Todtenbahre; man hüllt ihn in buntfarbige Gewänder; man umgiebt ihn mit Vorhängen, Decken, Schirmen, und trägt ihn in dieser Gestalt aus der Behausung; die Verwandten umringen den Sarg des Entschlafenen; sie legen die Halsgeschmeide und anderen Schmuck ab, lösen das Haar auf, bestreuen das Haupt mit Asche, und drücken durch lautes Wehklagen ihren Schmerz aus. Habt ihr dergleichen Schauspiele gesehen?" — „„Wir haben sie gesehen, Maharatscha!"" „Wie habt ihr denn nicht begriffen, daß das Gesetz des Todes auch auf euch läge, daß das Sterben auch an euch kommen würde? Wie habt ihr denn nicht unverweilt beschlossen, ein tugendhaftes Leben zu führen, um im zukünftigen Leben diesem schweren Geschicke zu entrinnen?" — „„Wehe! wir haben dessen keine Sorge getragen.""— Dann verkündet Jama den Sündern: „So habt ihr also aus eigenem, freien Willen euer Zukünftiges vernachlässigt; selbst habt ihr euch nicht mit guten Werken versehen wollen: genießet jetzt die Früchte eurer Sorglosigkeit; leidet nun Qual, nicht für die Sünden eurer Vorfahren, Eltern, Verwandten, sondern für eure eigenen; selbst habt ihr die Thaten vollbracht: nehmet denn auch selbst die schuldige Vergeltung für sie hin!" Mit diesen Worten giebt Jama den Höllenwächtern ein Zeichen, und die treuen Vollstrecker seines Willens ergreifen die Sünder an Händen und Füßen, und schleudern sie in die aufwallenden höllischen Flammen, bei deren

bloßem Anblicke die Haare sich sträuben, und das Herz vor Entsetzen zerspringt.“

Es bleiben uns noch einige Begebenheiten zu erwähnen, an welchen Buddha einen mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen hat. Unter ihnen ist besonders des Todes Soddodana's zu gedenken. Man muß annehmen, daß Buddha seinen Vater sehr früh, schon in den ersten Jahren seines Lehrerlebens, verloren habe. Der hochbetagte Soddodana sandte im Gefühle des herannahenden Todes Botschaft an seinen Sohn, und bat ihn um eine letzte Unterredung. Buddha eilte, dem Rufe des sterbenden Greises zu folgen, und begab sich aus Ratschagricha, wo er sich damals befand, nach Kapilawastu. Die Buddhisten schildern dieses Wiedersehen des Vaters und des Sohnes ausführlich. „Das Gerücht von dem nahen Ende Soddodana's verbreitete sich schnell durch Kapilawastu; die Einwohner schaarten sich in den Straßen, unterredeten sich über das bevorstehende Ereigniß, und drückten ihre Besorgniß aus hinsichtlich der Zukunft des Stammes Schakja nach dem Tode des Herrschers. Zu derselben Zeit langte Buddha in der Stadt an, und als man in dem Einsiedler den letzten Nachkommen Ikschwakula's in gerader Linie und die letzte Hoffnung des Hauses Gotama erkannte, da konnten Viele der Umstehenden ihre Thränen und schmerzliche Ausrufungen nicht zurückhalten. Inzwischen drängte sich Buddha durch die laute Volksmenge in den Palast, und betrat in seinem Bettlerkleide dessen innere Gemächer. In dem Saale, in welchem der kranke Fürst lag, fand Buddha alle seine Verwandten, eine Schaar von Hofleuten und Hofdamen; Alle standen kummervoll und schweigend; Soddodana lag auf einem niedrigen Ruhebette und ließ irrende Blicke im Kreise umhergleiten. Beim Anblicke des von Krankheit abgezehrten Greises mit eingefallenen Wangen und gelber Gesichtsfarbe, in Todeskrämpfen, rief Buddha unwillkürlich aus: „Wie! ist das mein Vater, welcher einst wegen seiner männlichen und majestätischen Gestalt gepriesen wurde? Wo ist seine Kraft und Schönheit geblieben?“ Als der Fürst Buddha bemerkte, begrüßte er ihn mit schwacher Stimme, und bat denselben, ihn mit seiner Hand zu berühren. „Beruhige Dich, Herr,“ sprach Buddha zu ihm, „weshalb solltest Du Dich härmen? Du hinterlässest den Ruhm eines standhaften Mannes.“ Mit diesen Worten machte er die sonnenverbrannte Hand aus

seinem Mantel frei, und legte sie auf das glühende Haupt seines Vaters; und in dieser Stellung empfing Buddha den letzten Seufzer des Sterbenden, mit den traurigen Wahrheiten seiner Lehre ihn geleitend. Sobald Soddodana verschieden war, ertönte der Saal von den Wehklagen der Anwesenden: sie warfen sich auf den Fußboden nieder, lösten ihr Haar auf, rissen ihre Halsgeschmeide ab, zerrissen ihre Kleider und schlugen sich auf die Brust; man hob an, den Entschlafenen zu beweinen, seines Muthes und seiner weisen Regierung zu gedenken und schmerzlich zu beklagen, daß mit Soddodana das Reich alle Stärke verloren, die Vasallenthümer aber ihren Schirm und Schutz. Darnach ward die Hülle des Fürsten mit duftenden Essenzen gewaschen und mit dem Kapai (einem feinen Wollengewebe) umhüllt, in den Sarg gelegt. Am Begräbnißtage stellte man diesen auf einen Katafalk, behängte ihn auf allen Seiten mit Netzen, in welche Edelsteine geflochten waren, verbrannte vor ihm wohlriechende Specereien, und streute duftende Blumen rings umher. Als Alles in Bereitschaft war, hob man den Sarg von seiner Stätte und trug ihn aus dem Palaste; Buddha aber ging vor demselben her, ein Feuerbecken mit Rauchwerk in den Händen. Auf der Begräbnißstätte angelangt, errichtete man aus weißem Malayischen Sandelholze einen Scheiterhaufen, auf welchen der Sarg mit den vergänglichen Ueberresten Soddodana's gesetzt wurde; Buddha zündete den Scheiterhaufen an, und nachdem die Flamme die Hülle des Entschlafenen zerstört, und in Asche verwandelt hatte, löschten die nächsten Verwandten Buddha's den Scheiterhaufen mit Milch, sammelten die Knochen Soddodana's und legten sie sorgfältig in einen goldenen Kasten; dieser wurde auf die Erde gesetzt und über ihm ein hohler Thurm aufgerichtet, mit seidenen Fahnen, Decken und Glöckchen behängt. Da nun Alles abgethan war und sämmtliche Anwesenden sich vor dem Thurme verneigt hatten, sprach Buddha: „Es ist nichts Ewiges auf Erden, nichts Festes; das Leben geht vorüber wie ein Phantom, wie eine trügliche Erscheinung."

Zwischen dem Tode Soddodana's und den zehn letzten Lebensjahren Buddha's ist eine lange Zeit verflossen, allein, wie wir schon bemerkt haben, dieser ganze Zeitraum ist in den Buddhistischen Schriften vollständig ereignißlos. Wir gehen daher zur letzten Lebenszeit Buddha's über, nicht etwa, um Thatsachen zu berichten, welche sich

ausschließlich auf seine Person bezögen — denn über dergleichen Facta hat sich keine Ueberlieferung erhalten, — sondern nur, um einiger Nebenbegebenheiten Erwähnung zu thun, unter denen Buddha sein Leben beschlossen hat. In ihrer Erzählung von den Ereignissen jener Zeit melden die Buddhistischen Schriftsteller, daß Buddha durch den Tod dreier Fürsten, welche seine Beschützer gewesen waren, herbe Verluste erlitten habe. Der Erste von ihnen war Pradiota, der Sohn Machatschakra's und Beherrscher von Utschtschajani; und aus den Berichten der Buddhisten geht hervor, daß er dieselbe Person ist, welche in den Indischen Dramen vorkommt, und durch romantische Begebenheiten bekannt geworden ist.

Der Zweite war Buddha's mächtigster Beschützer und Danapati, Bimbaßara, Fürst von Magada, nach welchem sein Sohn Atschataßatru, sieben oder acht Jahre vor Buddha's Tode, den Ratschagrichischen Thron bestieg. Der Regierungsantritt des neuen Herrschers bedrohte Buddha mit augenscheinlicher Gefahr, denn Atschataßatru war gegen ihn durch Dewadatta aufgereizt worden, und schon vor seiner Thronbesteigung Letzterem zur Demüthigung des Vetters behülflich gewesen. Dewadatta triumphirte innerlich über diese Umstände, welche seinen ehrgeizigen Plänen so günstig waren. Es scheint indeß, als habe die neue Stellung die früheren Vorurtheile in Atschataßatru gleichsam ausgetilgt: anfänglich schenkte er den Interessen, welche die Einsiedlergesellschaft in Aufregung versetzten, gar keine Aufmerksamkeit; bald aber begann er wider Aller Erwartung, Buddha offenes Wohlwollen zu bezeigen, und strebte, demselben Soddodana zu ersetzen. Dewadatta starb plötzlich. Seitdem verflossen mehrere Jahre ohne besonders wichtige Ereignisse, ausgenommen, daß Buddha in dieser Zeit seine treuen Anhänger Schariputra und Mongaljama in hohem Alter, so wie auch einige andere bejahrte Bikschu durch den Tod verlor. Gleichwohl gönnte ihm das Schicksal keine Ruhe, und gestattete ihm nicht, seine Tage in Frieden zu beschließen; es bereitete ihm einen neuen Schlag durch den Tod seines letzten Wohlthäters und Altersgenossen Praßenatschita, des Fürsten von Schrawasti.

Praßenatschita ist bei den Buddhisten berühmt als der eifrigste Verehrer Buddha's; er wollte gewissermaßen mit Bimbaßara wetteifern, und denselben in Freigebigkeit und Aufmerksamkeit

gegen Schraman Gotama sogar noch übertreffen. Dieser Umstand beförderte die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Praßenatschita und dem Hause Gotama; die wahre Ursache jedoch zur Freundschaft des Schrawastischen Fürsten mit den Schakjaputra, und vielleicht zur Aufmerksamkeit gegen Buddha, lag darin, daß an seinem Hofe sich Moli befand, welche er aus dem Stamme Schakja zum Weibe genommen hatte. Obgleich dieses Ehebündniß die Schakja verdroß, so war doch die ehrgeizige Moli mit Freuden in den Palast Praßenatschita's eingezogen, hatte die Zuneigung ihrer Schwiegermutter — welche sie anfänglich nicht einmal sehen mochte — errungen, und, nachdem sie dem kinderlosen Gatten nach Jahresfrist in Wirutschaka einen Thronfolger geboren, Praßenatschita mit den Banden der Liebe und Achtung an sich gefesselt. Seit dieser Zeit begannen wechselseitige Besuche zwischen den Familien Praßenatschita und Gotama, und bestätigte sich die Freundschaft der beiden Höfe; zugleich hatte Udai, welcher Soddodana's zeitiger Gesandter am Schrawastischen Hofe gewesen war, Praßenatschita ein solches Vertrauen einzuflößen gewußt, daß die Sitte, einen besonderen Würdenträger aus Schrawasti nach Kapilawastu zu senden, abgeschafft und Udai zum einzigen Vermittler zwischen den beiden Höfen gemacht wurde. Eine so glückliche Eintracht verhieß dem Stamme Schakja eine glückliche Zukunft. Allein unter dem Schatten dieses Friedens wuchs Wirutschaka heran, der Gegenstand eines tiefen Hasses von Seiten der Schakjaputra: man sagte, Moli, die Mutter Wirutschaka's, wäre keinesweges aus dem Hause Gotama entsprossen, sondern ein armes Blumenmädchen, welches im Dienste eines mit Buddha mütterlicherseits verwandten Vornehmen gestanden hätte, und mithin Wirutschaka der Sohn einer Dienstmagd; mehrmals wollten deshalb die jungen Schakjaputra Wirutschaka während der Jagd auflauern, um ihn zu tödten, und ohne die Klugheit der älteren Schakja hätte wahrscheinlich Praßenatschita seinen einzigen Sohn verloren. Derartige Beleidigungen, Verachtung und Spottreden reizten Wirutschaka gegen die Schakja, und senkten ein unvertilgbares Gefühl der Rache in seine Seele; er schwor feierlich, dem Stamme Schakja sein übermüthiges und geringschätziges Benehmen gegen den Erben des Schrawastischen Thrones unnachsichtlich zu vergelten, — und kaum war er daher auf den

Thron gestiegen, so begann er unverzüglich die Kriegsrüstungen zu einem Zuge gegen das ihm verhaßte Kapilawastu.

Hätte nun Atschataßatru seinen kurz vorher gefaßten Entschluß, Wirutschaka den Krieg zu erklären, rasch ausgeführt, so würde er den Angriff Wirutschaka's auf die Schakja abgewendet, oder doch wenigstens verzögert haben. Allein er hatte andere Sorgen: er gedachte, Waischali seiner Herrschaft zu unterwerfen. Diese Stadt war eine der reichsten in Indien, berühmt durch ihre Gewebe und durch die Zubereitung kostbarer und prächtiger Gewänder; ihre Bürger waren unabhängig von dem Beherrscher Magada's, und bildeten eine Handelsrepublik. Dieses beneidenswerthe Gebiet hatte zu viel Anlockendes für Atschataßatru; er sammelte seine Streitmacht, setzte in Schiffen auf das linke oder nördliche Gangesufer über und war nach einigen Tagen schon im Angesichte Waischali's. Da indeß die Einwohner von Atschataßatru's Rüstungen Kunde erhalten hatten, so waren sie zu einem hartnäckigen Widerstande gerüstet. Tapfer zogen sie dem Ratschagrichischen Heere entgegen, und griffen dasselbe mit einem so gewaltigen und entscheidenden Stoße an, daß die Feinde sich verwirrten und in Unordnung den Rückzug begannen. Bis an den Ganges setzten Waischali's Bürger die Verfolgung fort, also daß es Atschataßatru und den Seinen kaum gelang, das rechte Ufer zu erreichen. Nach diesem Erfolge kehrten die Sieger triumphirend in ihre Stadt zurück, vollkommen überzeugt, daß Atschataßatru keinen Angriff weiter gegen sie wagen würde. Sie täuschten sich jedoch; denn Atschataßatru hatte am rechten Ufer des Ganges Halt gemacht, und sobald Jene sich zurückgezogen hatten, befahl er, den Uebergang auf das andere Ufer von Neuem zu beginnen, indem er seiner Armee erklärte, daß, wenn sie nicht nach Waischali kämen, dessen Bürger jedenfalls nach Ratschagricha kommen würden. So war er, nachdem er den Fluß wieder überschritten hatte, den Siegern fast auf dem Fuße gefolgt, und erschien unter den Mauern ihrer Stadt, als sie ihn am wenigsten erwarteten. Ihre Unachtsamkeit machte es ihm möglich, die Stadt mit seinem Heere einzuschließen; er beschloß eine regelmäßige Belagerung, ordnete alles für diesen Zweck Erforderliche an, und kehrte selbst nach Ratschagricha zurück.

Racheglühend war unterdessen auch Wirutschaka mit seinen

Streitern gegen Kapilawastu aufgebrochen. Als er den Marsch antrat, sprach er, wenn man den Berichten der Buddhisten trauen darf, einen feierlichen Schwur aus, den Stamm Schakja vom Angesichte der Erde vertilgen zu wollen, und dem Morden nicht eher Einhalt zu thun, als bis er das Blut des ihm verhaßten Geschlechtes in Strömen vor sich sähe. Nach zwei Tagen stand er vor Kapilawastu. Die Schakja hatten sich eiligst gerüstet, ihrem Todfeinde zu begegnen; Fürsten und Grundherren hatten sich mit Schaaren bewaffneter Landleute in Kapilawastu gesammelt. Aus der Stadt hervorbrechend, begannen die Schakja zuerst den Kampf gegen das Schrawastische Heer, mußten aber nach einigen Gefechten der Uebermacht des Feindes weichen und in die Stadt zurückkehren. Hier verschanzten sie sich und beschlossen, eine Belagerung hartnäckig auszuhalten. Wirutschaka umzingelte Kapilawastu, und forderte unverzügliche Uebergabe, unter der Drohung, im Weigerungsfalle die Stadt der Zerstörung, die Einwohner dem Tode weihen zu wollen. Gerade damals eilte seinen Stammverwandten noch zur rechten Zeit ein reicher Pächter, Namens Schamba, von den Buddhistischen Schriftstellern „ein Aufseher der Feldarbeiten" genannt, zu Hülfe; nicht früher war es ihm gelungen, eine ansehnliche Schaar aufzubringen, und in der gewissen Hoffnung, die Belagerten zu befreien, führte er nun seine Streiter nach Kapilawastu. Von den Mauern ihrer Stadt schauten die Schakja zu, wie ihr tapferer Landsmann sich kühn durch die Reihen der Belagerer einen Weg bahnte und glücklich die Stadt erreichte; aber das Thor war verschlossen und öffnete sich auch nicht; vergebens forderte und bat Schamba, daß man ihn einließe: die Schakja blieben taub und stumm. Als er endlich einsah, daß Alles verloren war, stürzte sich Schamba verzweiflungsvoll mit den Seinen von Neuem auf die Feinde, schlug sich abermals durch ihre Reihen hindurch, und zog in ein fremdes Land; dort gründete er eine Schakjaputra-Colonie, welche später nach seinem Namen benannt worden ist.

Die Schakja, welche aus unbekannten Gründen den Beistand Schamba's verschmäht hatten, mochten von Wirutschaka's Vorschlägen nichts hören. Sie hatten damals eine oligarchische Verfassung. Mit Soddodana's Tode war nämlich die gerade Linie Gotama's erloschen; Soddodana's Brüder waren eben so, wie

er selbst, gestorben, ohne directe Erben zu hinterlassen: ihre Kinder waren aus Fürsten Schramanen geworden; es war allein Mahanama übrig geblieben, der Sohn Dronodana's, und Oheim Buddha's von väterlicher Seite; wahrscheinlich aber hatte die Seitenlinie Gotama's kein unbestreitbares Anrecht auf die Thronfolge, oder es fiel, sobald keine Erben vorhanden waren, das Wahlrecht dem Rathe der Aeltesten anheim: genug, Mahanama war nicht Beherrscher von Kapilawastu, sondern nur einer von den Aeltesten, in deren Rathe er den ersten Platz einnahm. Einige Zeit nach seinem ersten Vorschlage, erzählen die Buddhisten, machte Wirutschaka dem Rathe der Aeltesten einen anderen: er bot eine Capitulation an, deren Bedingungen er mit ihnen gemeinschaftlich, doch erst in der Stadt selbst, festzusetzen versprach. Bei der Berathung über diesen Vorschlag, fügen die Buddhisten hinzu, spaltete sich der Rath in zwei Parteien: die Einen wollten den listigen Anträgen Wirutschaka's nicht trauen, und verlangten, daß man sich bis auf's Aeußerste vertheidigte; die Anderen, und zwar die Bejahrtesten, zogen die Wechselfälle des Krieges und die geringe Hoffnung auf einen längeren Widerstand in Betracht und beschlossen, den Forderungen Wirutschaka's nachzugeben; — die Meinung der Letzteren überwog, und das Stadtthor ward dem Feinde geöffnet. Man kann jedoch dieser Erzählung kaum Glauben beimessen, wenn in ihr nicht etwa ein geheimer Verrath verschwiegen ist. Denn wie sollten die Schakja wohl so kurzsichtig gewesen sein, daß sie dem Feinde gestattet hätten, sammt seinem Heere in die Stadt zu rücken, damit die Bedingungen einer Capitulation festgestellt würden? Das Wahrscheinlichste ist, daß Wirutschaka Kapilawastu mit Sturm genommen hat. Er rückte mit einer zahlreichen Heeresabtheilung und vielen Kriegs-Elephanten in dieselbe ein, und nachdem er den Palast und andere wichtige Plätze besetzt hatte, gab er Befehl, das Blutbad zu beginnen, ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters und ohne alle Schonung. Nach den Berichten der Buddhisten sind etwa 100,000 Menschen in dieser Metzelei umgekommen; gleich im Anfange derselben ertränkte sich Mahanama aus Schmerz in dem See des Palastes. Wirutschaka aber verließ die zerstörte Stadt, nachdem er die angesehensten Schakja beiderlei Geschlechtes einem qualvollen Tode überliefert hatte, und kehrte mit reicher Beute, mit dem Gefühle befriedigter Rache und mit einer

neuen Erwerbung für seine Herrschaften nach Schrawasti zurück. Damit hatte der Stamm Schakja auf immer seine politische Existenz verloren, denn diejenigen Schakja, welche dem Untergange entronnen waren, und nicht Sklaven der Schrawastischen Fürsten sein wollten, flüchteten nach Nepal und in andere benachbarte Gebiete. Das Vaterland des Stammes wurde unterjocht, seine Reichthümer geplündert, und sein Gedächtniß erhielt sich einige Zeit nur in den kostbaren Halsgeschmeiden, den Sandalen, Armbändern, Ringen und anderen Zierrathen, welche nach der Katastrophe von Kapilawastu sich durch ganz Indien verbreiteten, und selbst bei den Einsiedlern gefunden wurden.

Wo war, und was that während dieser ganzen Zeit Buddha? Unter den politischen Veränderungen und den Unglücksfällen, welche eine offenbare Beziehung auf ihn hatten, ist er selbst gleichsam verschwunden; indem er indeß, wenn auch selten, in den entscheidendsten Augenblicken bald an dem einen, bald an dem anderen Orte erscheint, hat er immerhin eine lebhafte, wiewohl fruchtlose Theilnahme für die letzten Begebnisse an den Tag gelegt. Das Schicksal, welches ihn unter den früheren Gefahren und unter den empfindlichsten Verlusten beschirmt hatte, ersparte ihm in dem letzten Unglücke auch die härtesten Schläge nicht, welche er, wie es scheint, nicht mehr ertragen konnte. Schon bei den ersten Gerüchten von den feindlichen Absichten Wirutschaka's gegen Kapilawastu hatten sich die Schakja Buddha's erinnert, und eine Botschaft mit der Bitte an ihn erlassen, sein von einem feindlichen Einfalle bedrohtes Vaterland zu besuchen. Sie hofften, daß der Einsiedler, welchen das Volk verehrte, welcher Fürsten zu Freunden hatte, die zum Gespräche zu ihm kamen, wie zu einem Freunde, und welcher in Schrawasti eines besonderen Ansehens genoß, — daß dieser im Falle der äußersten Gefahr sie schützen würde. Es scheint sogar, daß Buddha selbst das Vertrauen getheilt habe, welches die Verwandten in seinen mächtigen Einfluß setzten. Er eilte nach Koßala, und wollte, nach der Behauptung seiner Biographen, Wirutschaka von dem gefaßten Entschlusse zurückbringen. Zu diesem Zwecke, erzählen sie, ging Buddha hinaus auf die Straße, auf welcher Wirutschaka gegen Kapilawastu ziehen mußte, und setzte sich unter einen dürren Baum an der Seite des Weges. Nach einiger Zeit zeigte sich das Schrawastische Heer;

Wirutschaka sprengte auf seinem Rosse heran, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges. Als er sich Buddha gegenüber befand, erkannte er ihn, und hielt sein Pferd an. „Was hat Dich bestimmt, Schraman — Gotama," fragte er Buddha, „zum Ausruhen einen dürren Baum auszuwählen, welcher Dich vor der Sonnenglut nicht schützen kann? Rings um Dich her stehen viel schattenreiche Bäume; Du hättest einen besseren erwählen können." Buddha antwortete Wirutschaka mit einem Sprüchworte, aus welchem seine Bitte an den Fürsten deutlich hervorleuchtete. „„Wozu soll Der einen schattigen Baum suchen,"" sprach er zu Wirutschaka, „„welcher das Dach der Verwandten hat?"" — Wenn aber dieser Versuch Buddha's nicht eine bloße Erfindung seiner Biographen ist, so hatte er wenigstens in keinem Falle den erwarteten Erfolg, und brachte den Verwandten Buddha's nicht den geringsten Nutzen.

Während Wirutschaka das eroberte Kapilawastu der Verwüstung übergab, befand sich Buddha nur mit Ananda, seinem Lieblingsschüler, nicht fern von seiner Vaterstadt, und bis zu ihnen drang das Getöse der in Trümmer sinkenden Gebäude, der Klang der Schwerter und das Wehgeschrei der gemordeten Einwohner. „Es möge ihr Schicksal sich erfüllen!" sprach Buddha, legte sich, über heftigen Kopfschmerz klagend, auf die Erde und verhüllte sich mit seinem Mantel; er wollte vor dem einzigen Zeugen den geheimen Gram verbergen, welcher seine stoische Seele überwältigte. In der Nacht, welche auf Wirutschaka's Abmarsch folgte, drang Buddha allein in die Stadt und schweifte durch ihre verwüsteten und lautlosen Straßen, unter Leichen und Trümmern. Als er den zu Soddodana's Palaste gehörenden Garten betrat, in welchem er während seiner ersten Jugend oft ganze Tage zugebracht, vernahm er seitwärts Gestöhn und erkannte bei dem matten Schimmer der Sterne die Leiber entblößter Mädchen mit abgehauenen Händen und Füßen; Glieder und Leiber lagen in wilder Unordnung zwischen den Bäumen umhergestreut; einige von diesen Opfern der Unmenschlichkeit Wirutschaka's waren schon entseelte Leichname; andere waren noch am Leben oder stießen die letzten Todesseufzer aus. Buddha ging von einem Mädchen zum andern, bedeckte ihre Leiber, womit er konnte, tröstete sie mit Worten des Mitleids und verwandtschaftlicher Theilnahme, empfing die letzten Athemzüge der Sterbenden, indem er sie mit der Hoff-

nung eines ungetrübten Lebens jenseit des Grabes geleitete, und brachte unter solchen Beschäftigungen die letzte Nacht in seiner Vaterstadt zu.

Kurze Zeit nach den eben gemeldeten Ereignissen finden wir Buddha auf dem Wege von Kapilawastu nach Kuschinagara, einer Stadt, welche von ersterer 500 Werst nach Südwesten entfernt war. Es ist unbekannt, wohin er sich begab und zu welchem Zwecke; offenbar hatte er kein bestimmtes Ziel, sondern wollte sich nur aus den Gegenden entfernen, welche ihm allein Scenen des Jammers in das Gedächtniß riefen. Kuschinagara, eine arme und täglich mehr verfallende Stadt, hatte er äußerst selten besucht. In Begleitung Ananda's wanderte Buddha durch unfruchtbare und öde Gegenden, langsam und schweigend, durch Krankheit und Jahre gebeugt. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu seinem Reisegefährten mit Worten, welche die gramvolle Richtung seiner Gedanken offenbarten; er redete von Vergänglichkeit und Tod, indem er, wie die Buddhisten bemerken, sein nahes Ende fühlte; die jüngsten Begebenheiten aber hatten die Wahrheit seiner finsteren Weltanschauung so nachdrücklich bestätigt, daß Buddha niemals mit solcher Ueberzeugung und mit so tiefem Gefühle, wie jetzt, von der Unbeständigkeit des Glückes reden, und das beklagenswerthe Schicksal der Menschen beweinen konnte. Je weiter er ging, desto schwächer wurde er unter der Last der Mattigkeit und der Krankheit. Er war schon ein hinfälliger Greis, achtzig Jahre alt; eine Krankheit des Rückgrates, an welcher er während seines ganzen Lebens gelitten hatte, nahm von Stunde zu Stunde zu und nöthigte ihn mehrmals, auf der Landstraße auszuruhen und sich im Schatten der Bäume niederzulegen. Dennoch setzte er seinen Weg fort und gelangte bis an den Fluß Chiranji, welcher nahe bei Kuschinagara vorüberfloß; weiter konnte er nicht mehr gehen und blieb auf dem westlichen Ufer des Flusses, an der Stelle, wo eine Furt den Uebergang gestattet, zwei Werst nordwestlich von der Stadt. Hier fand Buddha's Pilgerleben auch sein Ziel. Die Kräfte hatten ihn vollständig verlassen; er lag auf dem von Ananda hingebreiteten Teppiche, das Haupt nach Indischer Sitte gegen Norden gekehrt, im Schatten der Bäume Sala (Shorea robusta), und empfand einen heftigen Durst; — dies waren die letzten Augenblicke seines Lebens. Mit Trauer folgte Ananda

dem Todeskampfe seines Vetters, Freundes und Lehrers und vernahm, wie Buddha, die Augen auf ewig schließend, mit dem Munde, auf welchen der Tod schon sein Siegel drückte, noch die Worte aussprach: „Nichts ist langwährend!"

Nachdem er über Buddha's Hülle geweint und dieselbe mit dem Mantel verhüllt hatte, trug Ananda die Nachricht von diesem Ereignisse nach Kuschinagara, und wandte sich mit der Bitte um einen Sarg für Buddha's Bestattung an die Großmuth der Einwohner. Und diese verweigerten dem Pilger, welcher seine Tage in der Nähe ihrer Stadt beschlossen, die letzte Gabe nicht und richteten einen Sarg und Alles zu, was erforderlich war, um an der Hülle Buddha's die Ceremonie der Verbrennung zu vollziehen. Inzwischen aber hatte sich das Gerücht von Buddha's Ende durch Magada verbreitet, und auch die Schüler desselben erreicht, welche in verschiedenen Gegenden Madjadescha's zerstreut lebten; Manche von ihnen benutzten diese Gelegenheit, um das Schramanenkleid abzuwerfen und in ihre Familien zurückzukehren; die Anderen dagegen blieben ihrem Lehrer getreu, eilten nach Kuschinagara und erzeigten den vergänglichen Ueberresten Buddha's die letzte Pflicht. Sie setzten den Sarg mit Buddha's Leiche auf einen Scheiterhaufen, schritten dreimal um denselben herum, zum Zeichen der Achtung vor dem Gedächtnisse des Entschlafenen, und zündeten sodann den Scheiterhaufen an.

Eine Stunde später war von Buddha nichts geblieben, als weiße Knochen und Asche.

Historische Skizze

des

alten Buddhismus.

Vom

Archimandriten

O. Palladius.

Historische Skizze des alten Buddhismus.

Nach dem Lebensabrisse Buddha's durfte man eigentlich eine Darlegung der Principien seiner Lehre, welche eine besondere philosophische Schule in Indien gebildet haben, von uns erwarten; da indeß unter den Anhängern Buddha's sehr bald hinsichtlich vieler Punkte seiner Lehre Spaltungen entstanden sind, welche mit der Zeit an Bedeutung gewonnen haben, und da diese Spaltungen, die Geburtsstätten mehrerer Schulen innerhalb des Buddhismus, gleichen Schritt mit der allmähligen Kräftigung und Ausbreitung des Buddhismus in Indien gehalten haben: so hat es uns zweckmäßiger geschienen, zuerst die auf uns gekommenen Buddhistischen Ueberlieferungen von dem Schicksale des Buddhismus in den ersten Jahrhunderten nach Buddha's Tode gehörig geordnet mitzutheilen, die Original-Lehre Buddha's dagegen einem besonderen Artikel über die Lehre des Buddhismus im Allgemeinen vorzubehalten. Die historischen Berichte der Buddhisten, welche wir hier vorlegen wollen, sind fragmentarisch und unvollständig, können daher noch keine vollständige Geschichte des Buddhismus ausmachen; gleichwohl läßt sich mit ihrer Hülfe seine allgemeine Entwickelung und Ausbreitung im Laufe von vier oder fünf Jahrhunderten, d. h. bis zu der Zeit verfolgen, da die sogenannte Mahajana in ihm auftrat. Hundert Jahre vor Christi Geburt gründete nämlich der Buddhist Nagartschuna die unter dem Namen Madjamiki bekannte Schule, und hundert Jahre nach ihm Arjasanga eine andere, die Schule Jogatschara. Die Anhänger dieser beiden Schulen verwarfen die Grundsätze der bisherigen Buddhistischen Schulen, und bezeichneten sie mit dem gemeinschaftlichen Namen Chinajana (der kleine Wagen), während sie ihre eigene

Lehre Mahajana (den großen Wagen) nannten. Die Mahajana wuchs rasch auf Kosten der Chinajana, und um die Zeit der Geburt Christi war ihre Richtung im Buddhismus der außerindischen Länder zur herrschenden geworden. Hatte nun gleich die Chinajana den früheren Einfluß und alle Macht verloren, so bewahrte sie dennoch die Selbständigkeit ihrer Lehre in einer reichen Literatur, welche noch gegenwärtig beinahe die Hälfte der gesammten Buddhistischen Literatur ausmacht, von den heutigen Buddhisten jedoch, als eine todte Lehre, mit Verachtung behandelt wird. Es wäre überflüssig, zu Gunsten des Alterthumes und der historischen Bedeutung der Chinajana viel Worte zu machen: ihre Geschichte ist die Geschichte des alten Buddhismus selbst, nicht aber die einer späteren Schule, und ihr gehören ausschließlich die historischen Documente an, welche der vorliegenden Abhandlung zur Grundlage dienen..

Der Tod Buddha's ist die Epoche, mit welcher die Buddhisten in ihren historischen Ueberlieferungen ihre Zeitrechnung beginnen. In diesen Ueberlieferungen aber entdecken wir wieder mehrere besondere, für die Geschichte des alten Buddhismus wichtige Epochen: die erste ist die Regierung Kalaßoka's, hundert Jahre nach Buddha's Tode; die zweite, 200 Jahre nach Buddha, die Regierung Darmaßoka's, welcher eben so, wie Kalaßoka, in Magada geherrscht hat; die dritte und letzte bekannte Epoche ist die Regierung Kanischka's in Kaschmir, 400 Jahre nach Buddha's Ableben. Die Zeiträume, welche die Regierungen dieser Fürsten trennen, bieten eine ununterbrochene Kette von Spaltungen im Schooße des Buddhismus, und die Buddhisten selbst zählen ihrer achtzehn; manche derselben haben besondere und namhafte Schulen gebildet, während andere völlig bedeutungslos sind. Dank dieser Trennung in Schulen, haben sich endlose Streitigkeiten unter den Buddhisten erhoben; die Polemik hat Schriftsteller und Dialektiker gebildet, und daher rührt der große Reichthum von Schriften, welche aus jenen Zeiten sich erhalten haben, derjenigen Werke gar nicht zu gedenken, welche nicht in die Uebersetzungs-Literatur der Chinesischen Buddhisten übergegangen sind. Leider finden sich gegenwärtig nur äußerst wenig Nachrichten vor hinsichtlich der Geschichte, Bildung und Entwickelung dieser alten Buddhistischen Schulen, so wie über ihre Stifter und Anhänger. Nach dem Zeugnisse der Buddhistischen Schriftsteller haben die Spal-

tungen im Buddhismus unter Kanischka ein Ende genommen; dennoch sehen wir, daß die Streitigkeiten zwischen den Schulen noch lange nach diesem Herrscher fortgewährt haben, obgleich die Verfechter der alten Meinungen genöthigt waren, für die Integrität ihrer eigenen Traditionen in die Schranken zu treten, und dieselben gegen die Angriffe der gelehrten Anhänger der Mahajana zu vertheidigen. Waßubandu, welcher um die Zeit der Geburt Christi lebte, hat die letzte Schule in der Chinajana gestiftet.

Die erste Periode in der Geschichte des Indischen Buddhismus reicht, wie oben gesagt worden, vom Tode Buddha's bis zur Regierung Kalaßoka's, und die wichtigste Begebenheit dieses Zeitraums ist die Versammlung der Schüler Buddha's, welche die Buddhistischen Jahrbücher unter dem Namen der „ersten berathenden Versammlung“ kennen; in ihr wurden, wie die Buddhisten erzählen, die Reden Buddha's gesammelt. Indeß erscheint die Zuverlässigkeit dieser Nachricht mit allen ihren Einzelnheiten, obgleich von keiner einzigen Schule des Buddhismus widerlegt, doch mehr als zweifelhaft, und alles, was man, ohne Verletzung einer gesunden Kritik, in ihr festhalten kann, ist allein das Factum, daß Buddha's Schüler sich wirklich zu einer Berathung versammelt haben, — während die speciellen Umstände und die Resultate dieser Versammlung durchaus dunkel bleiben. Wir lassen diese Dinge auf sich beruhen, und erzählen, was sich, den Buddhistischen Berichten zufolge, nach Buddha's Ableben begeben hat.

Nachdem sie an Buddha's Leiche die Ceremonie der Verbrennung vollzogen hatten, begaben sich Kaschjapa und Anirudda, ein Vetter Buddha's, von Kuschinagara nach Ratschagricha, in der Hoffnung, ungehindert und unter Atschataßatru's Schutze ihre Verhältnisse ordnen, und sich mit der Erhaltung der von Buddha überkommenen Grundlehren seines Systemes beschäftigen zu können. Ananda trennte sich von der Gesellschaft, und zog sich nach Schrawasti zurück, wo der frühzeitige Tod Wirutschaka's die Ueberreste des Stammes Schakja von fernerer Besorgniß befreit hatte. Der Grund zu diesem Schritte Ananda's mag in seinem feindlichen Verhältnisse zu Kaschjapa gelegen haben, denn dieser strenge und rauhe Brachmane blickte mit Mißgunst auf Buddha's vertrauten Schüler, welchen keinerlei Heldenthaten auf dem Gebiete des geistlichen

Kampfes schmückten; dessenungeachtet war er in der Versammlung zu Ratschagricha genöthigt gewesen, der allgemeinen Stimme nachzugeben, und den Eintritt Ananda's in die Zahl der handelnden Personen zu gestatten. Die Grotten des Gridrakuta und verlassene Landhäuser dienten als Versammlungsort für die angesetzte Berathung, zu welcher sich übrigens nicht mehr als die Hälfte aller Anhänger Buddha's eingefunden hatten. Indem sie nun die Versammlung selbst beschreiben, erzählen die Buddhistischen Schriftsteller höchst unbefangen, wie einfach der Codex der Lehren Buddha's in derselben zusammengestellt worden sei. Ananda, sagen sie, als sein nächster Schüler, welcher seinen Lehrer niemals verlassen, und alle seine Unterweisungen vernommen hatte, wiederholte vor der Versammlung Buddha's Worte und Reden, welche sich auf die Grundwahrheiten seiner Lehre beziehen; Upali hingegen, welcher aus dem Stande eines Barbiers in Buddha's Gesellschaft eingetreten war, und sich durch strenge Beobachtung der von den Schramanen angenommenen Lebensordnung auszeichnete, zählte Buddha's Anordnungen in Betreff des Lebenswandels der Bikschu auf. Weil aber Kaschjapa den Vorsitz und die oberste Leitung in der Versammlung führte, auch bei Lebzeiten Buddha's dessen besondere Achtung besessen hatte: so wollen die Buddhisten ihn nicht in Unthätigkeit lassen; daher entwickelt er der Versammlung nach Einigen die wichtigsten Punkte der Lehre Buddha's in analytischer Weise, während Andere ihm die Sammlung der Abidarma oder der Tractäte zuschreiben, welche erst in späteren Zeiten von verschiedenen Personen abgefaßt worden sind. In Folge eines so auffälligen Anachronismus erwähnen denn auch die bedächtigeren Buddhisten nur Ananda's und Upali's als der Hauptquellen der Tradition. Auf solche Art, fügen sie hinzu, wurde die Concordanz der Buddhistischen Ueberlieferungen zusammengestellt, d. i. die Sudra's oder die Fundamental-Aphorismen der Lehre Buddha's und der Winai oder die Sitten- und allgemeinen Lebensvorschriften desselben.

Dadurch, daß die Buddhistischen Chronisten die Ueberlieferungen des Alterthumes in unwahrscheinliche Erzählungen einkleiden, rauben sie ihren Lesern das Vertrauen zu ihren Worten, und untergraben die Glaubwürdigkeit der von ihnen erzählten Ereignisse, wenn gleich dieselben einer historischen Unterlage keineswegs entbehren. In jenen

fernen Zeiten Indiens, als in der Masse des Volkes die Schreibekunst noch selten war, gingen Kenntnisse und Ideen von einem Geschlechte auf das andere durch mündliche Ueberlieferungen über; religiöse und philosophische Wahrheiten theilte der Lehrer einem, oder mehreren Schülern in Form eines Privatunterrichtes und häuslicher Anleitungen mit, und diese Gewohnheit erhielt sich in Indien bis in die späteren Zeiten, und hatte in den philosophischen und religiösen Schulen allgemeine Geltung. Die Form der Ueberlieferungen deutet auch selbst klar darauf hin, daß sie sich mittelst mündlichen Unterrichts erhalten und fortgepflanzt haben: die Kenntnisse wurden in äußerst kurze, größtentheils dunkele und nicht selten räthselhafte Ausdrücke eingeschlossen, und zur Erleichterung des Gedächtnisses in Versform vorgetragen; die Erklärung dieser ursprünglichen Verse aber lag denjenigen ob, welche sie von den Vorgängern empfangen hatten, und verpflichtet waren, sie ihren Nachfolgern zu überliefern. Unstreitig wurden die Ueberlieferungen auch schriftlich verbreitet, und es bildeten jene ältesten Verse sogar eine besondere Gattung unter dem Namen Karika bekannter Schriften; allein dieses Mittels bediente man sich natürlich erst zu einer Zeit, als die Traditionen schon eine ansehnliche Summe von Kenntnissen umfaßten, und in ein ordentliches System gebracht worden waren. Pantschaschiki trug zuerst die Lehre Kapila's schriftlich vor; ihm wird auch die Sammlung der Ideen Ulluki's zugeschrieben. Die Weda's waren hauptsächlich in mündlicher Ueberlieferung vorhanden, sogar noch im 8. Jahrhundert n. Chr. Was den Buddhismus betrifft, so gab es in ihm vor dem 3. Jahrhunderte nach Buddha's Tode keine Schriftwerke, und seine Lehre pflanzte sich bis zu dieser Zeit durch mündliche Ueberlieferung fort. Die Buddhisten stimmen allgemein darin überein, daß der Stifter ihrer Lehre keinerlei schriftliche Denkmäler hinterlassen habe, wie denn auch seine Lebensumstände durchaus nicht darauf hindeuten, daß er für eine treue Ueberlieferung und Erhaltung seiner Lehre zum Nutzen der Nachwelt besorgt gewesen sei. Man darf daher annehmen, daß eben dieser Umstand die Schüler Buddha's veranlaßt habe, mit einer Sammlung seiner Lehren zu eilen, und aus Ananda's mündlichen Mittheilungen zu erfahren, was ihnen selbst völlig unbekannt geblieben sein mußte; so ist mit der Sammlung der Sudra's zugleich auch Ananda's Name auf die Buddhistische Nachwelt übergegangen,

und er hat so lange für die zuverlässige Quelle der Original=Ueberlieferungen gegolten, bis die Anhänger der Mahajana gegen die Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit seiner Erzählungen Zweifel erregten. „Ananda hat zuerst, Behufs der Fundamental=Ueberlieferungen der Lehre, Udana's oder kurze Verse abgefaßt." So kurz auch diese Bemerkung Gunamati's, eines Indischen Schriftstellers der Buddhisten, ist, sie erklärt uns gleichwohl, in welcher Form die alten Buddhistischen Ueberlieferungen existirt haben; mögen die erwähnten Udana's wirklich von Ananda herrühren, oder von anderen Personen: so viel steht fest, daß die Buddhistischen Traditionen schon frühzeitig bestimmt, jedoch in kurzer Form und in mündlicher Ueberlieferung erhalten worden sind. Daß sie bestimmt hingestellt worden, beweist der allgemeine Glaube der Buddhisten an die Hauptpunkte der Lehre Buddha's, welche weder Zeit noch Ort modificirt haben; ihre Kürze nach Inhalt und Form wird durch die Differenzen der späteren Buddhisten bei Erklärung der Principien ihrer Lehre bestätigt, so wie durch deren eigenes Zugeständniß, daß die Sudra's in Folge ihrer Kürze im Allgemeinen dunkel seien; und die Aufbewahrung der Buddhistischen Dogmen endlich mittelst mündlicher Ueberlieferung wird dargethan durch eine allgemeine Versammlung der Buddhisten hundert Jahre nach Buddha's Tode, in welcher streitige Punkte durch die Vorsitzenden allein auf Grund mündlicher Tradition entschieden wurden.

Von dem Augenblicke an, da die Buddhistenversammlung zu Ratschagricha geschlossen wurde, bis zum Schlusse desselben Jahrhunderts, bleibt das Schicksal der Buddhisten unbekannt. Es war dieses die patriarchalische Zeit ohne Geschichte und glaubwürdige Berichte, eine Zeit innerer und äußerer Ruhe für die Buddhistische Gemeinde, welche weder durch die Zahl noch durch die Bildung ihrer Mitglieder bedeutend sein konnte, und man kann mit einiger Zuverlässigkeit nur sagen, daß nach der Versammlung die Buddhisten sich in verschiedene Gegenden zerstreut haben und Jeder in sein Vaterland zurückgekehrt sei. Diejenigen, welche aus Utschtschajani waren, eilten in die einsamen Felsklüfte Nimindara's, Andere gingen nach Koßala, der größere Theil aber blieb in Magada. Aus einigen Berichten und den nachfolgenden Umständen zu schließen, bewahrten sie die Regeln und Gewohnheiten ihres Lehrers, lebten größtentheils

in der Nähe der Städte und Niederlassungen, jedoch nicht innerhalb derselben, in kleineren Gesellschaften, und standen in der öffentlichen Meinung auf einer Stufe mit den Nirgranta, den Brachmanen und anderen Anachoreten, wie man ihnen in allen Gegenden Indiens begegnete. Was die Wohnsitze und die Organisirung der Buddhistischen Gesellschaften anlangt, so scheinen die Buddhisten jener Zeiten keinen bestimmten und beständigen Aufenthaltsort gehabt, und anfänglich zerstreut gelebt zu haben; die Nothwendigkeit einer inneren Ordnung und der Einfluß der Aeltesten-Rechte riefen indeß sehr bald allgemeine, in den Gränzmauern beständiger Wohnsitze beisammen lebende Buddhistische Brüderschaften in's Dasein. In verschiedenen Gegenden Indiens traten Buddhistische Verbrüderungen auf mit einerlei Organisation, mit gleichen ascetischen Satzungen, jedoch ohne Aelteste auf Grund bestimmter Vorschriften über sich anzuerkennen; immerhin aber hatten diejenigen Bikschu, welche durch die Strenge ihres Lebens bekannt, und ihres Alters wegen geehrt waren, wenn auch keine Obergewalt in der Brüderschaft, so doch einen bedeutenden sittlichen Einfluß und eine große moralische Autorität, und für solche Verbrüderungen, welche sich unter ihren Augen und ihrer Mitwirkung erst bildeten, ersetzten diese Alten geradezu das gesetzliche Oberhaupt. Sei es nun aber, daß ähnliche Berühmtheiten mit der Zeit im Buddhismus seltener wurden, oder daß die Greise die Einsamkeit der Einöde dem gemeinschaftlichen Leben vorzogen: genug, es erschienen an der Spitze der Buddhistischen Gesellschaften wirkliche Aelteste, welche durch die allgemeine Stimme der Brüderschaft erwählt und in dieser Stellung bestätigt worden waren. Auf diese Weise ging schon im ersten Jahrhunderte nach Buddha's Tode die frühere Leitung der Buddhistischen Brüderschaften durch die an Jahren Aeltesten in eine Verwaltung durch Erwählte über und nahm eine allgemeine vorschriftsmäßige Form an.

Mit der Achtung des Volkes vor der Klasse der geistlichen Kämpfer und mit dem Berufe der Bikschu sich begnügend, welche keinerlei Eigenthum besitzen durften, hingen die Buddhisten des ersten Jahrhunderts in politischer Hinsicht auch nicht von den örtlichen Gewalten ab; da aber die Befriedigung ihrer wesentlichsten Bedürfnisse und ihr Unterhalt von dem Wohlwollen und den milden Gaben der Weltlichen abhängig waren: so mißbrauchten sie ihre Freiheit noch

nicht, und beunruhigten die Gesellschaft nicht durch Einmischung in deren Angelegenheiten, wie es später geschah. So lange die Buddhistische Sanga nur eine aufkeimende Einsiedlergesellschaft war, genoß sie mehr oder weniger einer inneren Ruhe, und kam sie in feindliche Berührungen, so war es nur mit anderen Einsiedlerklassen, in welchen sie natürlich das eifersüchtige Gefühl der Besorgniß und des Hasses gegen sich, als eine Nebenbuhlerin in dem Streben nach Achtung, erwecken mußte. Unter den Buddhistischen Verbrüderungen, welche wir in diesem Jahrhunderte bei den Städten Pataliputra, Waischali und Koschambi in Magada, Awanti in Utschtschajani und selbst in Dakschina oder dem südlichen Indien finden, herrschte eine enge Verbindung: die Buddhisten besuchten sich wechselseitig und unterhielten einen beständigen Verkehr unter einander; zeigte sich in irgend einer allgemeinen Zufluchtsstätte der Einsiedler, in einer Felskluft oder in einem Walde ein durch geistlichen Kampf oder Beschaulichkeit ausgezeichneter und in der Einfachheit des ursprünglichen Buddhismus lebender Mann, so verbreitete sich sein Ruf augenblicklich in der Buddhistischen Welt und zog Schaaren frommer Besucher zu ihm hin, welche zu ihrer eigenen Erbauung die Geheimnisse und die Früchte seines geistlichen Kampfes von ihm zu erkunden begehrten. Ein solcher war in diesem Jahrhunderte Schanaka, ehemals ein reicher Kaufmann, darnach ein wandernder Bikschu in zerlumptem Gewande, mit lang gewachsenen Haaren und Nägeln. Auch Uttara's und Madjantika's ist noch zu erwähnen, zweier Bikschu, welche für Ananda's Schüler gelten. Der Erstere ist besonders in späteren Zeiten bekannt geworden, als eine der Buddhistischen Schulen ihren Ursprung von ihm herleitete, und wenn die Ueberlieferungen Glauben verdienen, so hat er zuerst die Jekottarika Agamu allgemein bekannt gemacht, einen der vier Theile, welche den Buddhistischen Grund-Codex bilden. Madjantika dagegen wird als der erste Aufklärer Kaschmir's betrachtet, in welchem Lande es ihm nur mit vieler Mühe gelungen ist, dem beschaulichen Leben der Buddhisten Eingang zu verschaffen. Wenn in irgend einer Brüderschaft Unordnungen vorkamen oder eine Verletzung der allgemein anerkannten Regeln, so bemühten sich die übrigen Brüderschaften mit vereinten Kräften, das Aergerniß zu beseitigen. Mit der wachsenden Zahl der Brüderschaften jedoch erkaltete ihr Eifer für die gemeinsamen Interessen, und sobald erst das

Gelübde der Armuth und der Entfernung von der Welt in Vergessenheit gerathen war, erhoben sich unter ihnen Feindschaft und langwierige Streitigkeiten.

So viel wissen wir mit einiger Zuverlässigkeit von dem Zustande des Buddhismus bis zum Schlusse des ersten Jahrhunderts nach Buddha's Tode. Im Anfange des zweiten trug sich in der Gesellschaft der Buddhisten eine Begebenheit zu, welche die unter dem Namen der „zweiten berathenden" bekannte Versammlung der Bikschu veranlaßte. Dieses Ereigniß hatte, nach den Sagen der Ceylonischen Buddhisten, einen gewichtigen Einfluß auf die nachfolgenden Bewegungen im Buddhismus, wiewohl sich in den Berichten der Indischen Buddhisten nichts Aehnliches vorfindet. Das in Rede stehende Ereigniß ist an sich geringfügig, charakterisirt aber treffend den damaligen Zustand der Buddhisten, und lehrt uns die Interessen kennen, welchen sie eine besondere Bedeutung beilegten; seine näheren Umstände sind folgende.

Waischali war eine der reichsten Städte Indiens; seine Einwohner zeichneten sich durch Bildung und milde Sitten aus, und im Besitze aller Bequemlichkeiten des Lebens, bedachten sie auch die müßigen Einsiedler freigebig mit Geschenken. Daher hatte schon bei Buddha's Lebzeiten diese Stadt Schramanen seiner Gesellschaft angelockt: in ihrer Nähe lebte Mongaljama mit seinen Schülern, und hier war auch der hauptsächlichste Zufluchtsort Gotami's und der übrigen Bikschuni. Nach Buddha's Tode ließen sich mehrere Bikschu in der Nähe von Waischali nieder, und bildeten eine besondere Waischalische Brüderschaft; sehr bald aber konnten die Mitglieder derselben, durch die reichen Almosen der Stadtbewohner rücksichtlich ihres Lebensunterhaltes sicher gestellt, der Versuchung nicht widerstehen, und vergaßen der Pflicht ihres Berufes. Zu der Zeit nun, von welcher wir reden, war der Aelteste der Waischalischen Brüderschaft Waschaputra, bekannt wegen seiner Vertrautheit mit den Hofleuten und nicht eben peinlich in Beobachtung des von ihm abgelegten Gelübdes der Armuth; wenn man den Buddhistischen Erzählungen glauben darf, so erhielt er aus Koßala sogar eine aus reinem Golde gegossene Bettelschaale. Nicht nur bemühte er sich nicht, in seiner Brüderschaft die Leidenschaft der Gewinnsucht auszurotten, sondern munterte durch sein eigenes Beispiel dieselbe vielmehr auf: an

jedem Vollmonde, welcher in ganz Indien gefeiert wurde, ging auf sein Geheiß ein Bikschu zur Verkündigung der Lehre in die Stadt; die Schaale hielt er in den Händen, und die Vorübergehenden warfen kleine Münzen und sogar Edelsteine in dieselbe; an den Tagen, welche für die Vorlesung der Sittenlehren bestimmt waren, empfing Baschaputra städtische Besucher im Wohnsitze der Brüderschaft, nahm von ihnen Geld und andere Gegenstände, und vertheilte nachher die auf solche Weise gesammelten Gaben unter die Brüder.

Das unziemliche und Buddha's Lehren geradezu widersprechende Wesen der Waischalischen Bikschu konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Es ward durch Jetschaputra, einen Schüler des zu jener Zeit berühmten Anachoreten Sarwakama, enthüllt. Einer von Jetschaputra's Besuchen bei der Waischalischen Brüderschaft fiel nämlich gerade in die Zeit, da die Vertheilung der geopferten Gelder und Kostbarkeiten Statt hatte, und als Baschaputra auch dem Gaste einen Theil derselben anbot, lehnte dieser die Annahme ab, wollte, ungeachtet alles Bittens und Zuredens, auch nicht eine Münze annehmen, und erinnerte vielmehr den Aeltesten an die Vorschrift ihres Bettlerlebens, keine überflüssigen Gegenstände im Vorrathe zu haben. Der erbitterte Baschaputra reizte die städtischen Danapati gegen Jetschaputra auf, und vollzog in feierlicher Versammlung seiner Bikschu die Karma der Schaalenbedeckung, d. h. die Ceremonie der Entfernung Jetschaputra's aus der Brüderschaft. Auf solche Weise der Mittel zum Lebensunterhalte in Waischali beraubt und gezwungen, sich von dort zu entfernen, begab sich der ausgestoßene Jetschaputra, auf den Rath seines greisen Lehres, zu den Brüderschaften von Pataliputra, Awanti und Dakschina, um ihnen Kunde von dem Aergernisse zu bringen, welches in der Waischalischen Brüderschaft gegeben würde. In allen jenen Brüderschaften reizte er die einflußreichsten Bikschu gegen Baschaputra auf. Die ganze Angelegenheit wurde jedoch im Geheimen betrieben, und kein Fremder kannte den Zweck des beständigen Verkehres und der Zusammenkünfte, welche zwischen den Bikschu der verschiedenen Brüderschaften Statt fanden. Jetschaputra war die Seele der Unterhandlungen; auf sein Verlangen ward beschlossen, daß das Aergerniß, welches in der Waischalischen Brüderschaft aufgekommen, ausgerottet werden sollte, und daß alle Vertheidiger der gerechten Sache sich zu einer

bestimmten Zeit am Ufer des Ganges (wahrscheinlich auf dem Gebiete von Koßala) versammeln sollten, um sich von dort auf Fahrzeugen nach Waischali zu begeben.

Baschaputra seinerseits hatte indeß nicht geschlafen. Auf die Nachricht, daß Jetschaputra die ganze Buddhistische Sanga gegen ihn aufregte, beeilte er sich, Ribata auf seine Seite zu ziehen, einen Koschambischen Bikschu, welcher wegen seiner Erfahrung im beschaulichen Leben berühmt war; und um auf ihn einzuwirken, bediente er sich des damaligen Streites über den Erscheinungsort der Buddha's, hinsichtlich dessen die Nachrichten dunkel und unbestimmt lauteten. Nach dem Gange der Angelegenheit zu urtheilen, scheint Jetschaputra der Brüderschaft von Pataliputra angehört, und mit ihr die Meinung verfochten zu haben, daß die Buddha's gewöhnlich im Osten Indiens erscheinen oder erschienen seien, gleichwie auch Schakjamuni, welcher seine Laufbahn im Osten Magada's begonnen habe; derselben Ansicht waren auch die Brüderschaften von Awanti und Dakschina zugethan, während die Waischalischen Bikschu allein nicht zustimmten. Ribata nun ging entweder überhaupt auf diesen Streit nicht ein, oder er hatte irgend welche Beweggründe, die Partei der Letzteren zu nehmen. So dachte wenigstens Baschaputra. Er bestach die Schüler Ribata's, indem er ihnen heimlich Geschenke machte, bestehend in einem Kleiderpaare, ledernen Sandalen, einer Reisetasche, einer Schaale, einer Vase, einem Siebe zum Filtriren des Wassers, Thürangeln und zubereiteten Arzeneien, und bat sie, auf ihren Lehrer zu Gunsten der Waischalischen Brüderschaft einzuwirken, und ihn zu überreden, daß er in dem erwähnten Streite auf die Seite der Waischalischen Bikschu träte, oder wenigstens in der bevorstehenden Versammlung nicht gegen sie aufträte. Nachdem er so Ribata, eine von Allen anerkannte und geachtete Autorität, für sich gewonnen, rechnete Baschaputra schon auf eine ihm günstige Wendung der Angelegenheit; allein er war zu spät gekommen: Jetschaputra war es schon gelungen, Ribata gegen die Waischalische Brüderschaft einzunehmen, und zur Theilnahme an dem Angriffe zu bewegen.

In kurzer Zeit trafen die Brüderschaften in Waischali ein, und die Zahl der Bikschu, welche sich hier versammelt hatten, belief sich nach den Buddhistischen Berichten auf 700 Köpfe. Die fremden Brüderschaften schlugen der Waischalischen vor, durch allgemeine Wahl

unparteiische und geachtete Bikschu zu bestimmen, welche den Vorsitz in der Versammlung führen, und die streitigen Punkte entscheiden sollten. Demzufolge ernannten die Waischalischen Bikschu ihrerseits vier Vorsteher, und eben so viel wurden von den drei anderen Brüderschaften bezeichnet; diese acht Vertrauenspersonen waren theils Ananda's, theils Anirudda's Schüler; in ihrer Zahl befanden sich Ribata und Sarwakama, und man nannte sie Stawirami oder Vorsitzende, mit welcher Würde Sarwakama zugleich das Amt des Karmadana oder Berichterstatters verband. Die Vorsitzenden begannen ihre Thätigkeit damit, daß sie den Lebenswandel der Waischalischen Bikschu einer Prüfung unterwarfen, und fanden mittelst Verhörs uud fremder Anzeigen zehn Punkte auf, deren Gesetzlichkeit entweder anerkannt oder verneint werden mußte. Diese Punkte waren folgende:

1) Die Waischalischen Bikschu haben manche Gebräuche verrichtet, welche von den Gewohnheiten der anderen Brüderschaften abweichen; jeder Bikschu hatte dieselben in seiner Zelle allein verrichtet, und nicht im Beisein mehrerer Zeugen.

2) Solche Verletzung der allgemeinen Regeln ist von der ganzen Brüderschaft gebilligt worden.

3) Nach ihrem Eintritte in die Gesellschaft der geistlichen Kämpfer und nach Ablegung der Gelübde des Bikschu haben sie die Künste und Gewerbe fortgesetzt, mit welchen sie früher als Weltliche beschäftigt gewesen sind.

4) Gegen die Gewohnheit, das Salz getrennt von der Speise anzuwenden, haben die Bikschu dasselbe in die Speisen gethan, oder mit Ingwer gemischt und in Bambusröhren bei sich getragen.

5) Während der Wanderungen Behufs des Almosensammelns in den Niederlassungen haben sie, ehe sie das Dorf erreicht, auf halbem Wege eine Mahlzeit gehalten, und dabei auf der Erde gesessen.

6) Bei der Mahlzeit haben die Bikschu die Speise mit zwei Fingern genommen.

7) Sie haben Wein getrunken, welcher noch nicht in Gährung übergegangen war.

8) Sie haben Oel, Honig und Zucker mit Sahne gemischt, und als Dessert nach der Mahlzeit gegessen.

9) Die Bikschu haben sich Unterlagen von verschiedenem Maße und aus neuen Stoffen gemacht, ohne Rücksicht auf das von Buddha angewandte Muster, und ohne Rücksicht darauf, daß Buddha selbst sich statt der Unterlage eines doppelt zusammengelegten Palmenblattes bedient hat.

10) Die Bikschu haben reiche Schaalen gehabt, dieselben mit Wohlgerüchen eingerieben, und, wann sie mit denselben durch die Straßen gingen, verkündet, es werde Jeder reich und glücklich werden, welcher in ihre Schaalen Geld, Muscheln, goldene, silberne, oder elfenbeinerne Gegenstände lege; das so Gesammelte haben sie sodann unter sich vertheilt.

Die Waischalischen Bikschu sagten zu ihrer Rechtfertigung, die erwähnten Gebräuche hätten sie durch Ueberlieferung als erlaubte überkommen, und dieselben wären ihnen durch das Beispiel ihrer Vorgänger geboten worden.

Indem sie so die ganze Sache an's Licht zogen, trugen die Vorsitzenden dennoch Bedenken, dieselbe ohne vorgängige Verständigung unter sich zu entscheiden; auf Sarwakama's Rath forderten und erhielten sie daher von der Versammlung die Erlaubniß, sich an einen besonderen Ort zurückzuziehen, und die streitigen Punkte nicht in Aller Gegenwart, sondern allein zu beurtheilen. Die Waischalischen Bikschu erklärten ihre Zustimmung zu dem Antrage der Vorsitzenden, und fügten nur die Bedingung hinzu, daß zur bevorstehenden Sitzung der Bikschu Koschtila hinzugelassen würde, welcher sich durch die Gabe des Wortes und der Ueberredung berühmt gemacht hatte; allein dieser Versuch blieb erfolglos, denn die Vorsitzenden wiesen Koschtila von ihrer geheimen Berathung zurück, und nachher hatte derselbe keine Gelegenheit mehr, mit seiner Beredtsamkeit zu glänzen, von welcher die Waischalischen Bikschu, wie es scheint, so Großes erwartet hatten. In einem Gehölze außerhalb der Stadt entwarf der Ausschuß der Aeltesten unter Sarwakama's Einflusse den Plan für die nächste öffentliche Sitzung und die Form, in welcher er sein Urtheil über die zehn Artikel aussprechen wollte. Mit Anbruch des folgenden Tages begann ein förmlicher Prozeß. Die Brüderschaften versammelten sich an einem Orte, die Vorsitzenden nahmen die Ehrenplätze ein, und Sarwakama erhob sich in der Eigenschaft des Karmadana oder Berichterstatters von seinem Platze und lud die Versammlung ein, sich

mit Vergleichung des Winai zu beschäftigen. Ihm antwortete der Aelteste nach ihm, Ribata, mit der Bitte, er möchte selbst diejenigen Abschnitte des Winai anziehen, welche auf den vorliegenden Fall paßten, worauf Sarwakama, in dieses Verlangen willigend, seinerseits Ribata ersuchte, ihm Fragen vorzulegen, auf welche er zu antworten versprach. Hierauf ging man zu den zehn Artikeln über. „Ist es statthaft," fragte Ribata, „die allgemeinen Lebensvorschriften in ungebräuchlicher Weise, allein in seiner Zelle, zu erfüllen?" Sarwakama: Es ist nicht statthaft. Ribata: Hat Buddha gesagt, daß dieses unstatthaft sei? Und wenn er es gesagt hat: wo und zu Wem? Sarwakama: In der Stadt Schrawasti hat er es zu dem Bikschu Nanda und Anderen gesagt.

Die übrigen Vorsitzenden bestätigten einstimmig die Worte Sarwakama's, und damit war der erste Punkt verurtheilt und verworfen: zum Zeichen, daß die Frage entschieden worden, warf Sarwakama einen Looszettel auf den Fußboden. Darnach legte Ribata die übrigen neun Punkte vor, und alle hatten dasselbe Schicksal, wie der erste, mit alleiniger Ausnahme des dritten, indem die Vorsitzenden sich geneigt erklärten, dem Bikschu solche Künste zu gestatten, welche mit der allgemeinen Lebensordnung der Einsiedler vereinbar wären, und Nutzen bringen könnten. Um seinen Worten den Schein der Glaubwürdigkeit zu geben, fingirte Sarwakama Orte, an welchen Buddha diese Punkte verboten, und Namen von Personen, zu welchen er von Dergleichen geredet haben sollte; die Vorsitzenden aber bestätigten jedes Citat Sarwakama's, und nach jeder einzelnen Entscheidung warf Letzterer ein Loos fort. Als alle zehn Artikel erledigt waren, stellten die Vorsitzenden zum Beschlusse der Versammlung eine Regel auf, welche in den folgenden Zeiten Norm und Criterium geworden ist, indem man nach ihr die Glaubwürdigkeit und die gesetzliche Bedeutung der in der Buddhistischen Welt zum Vorschein gekommenen Schriften und Meinungen bestimmt hat. Diese Regel war also ausgedrückt: „Alles, was mit den vorhandenen Sittenvorschriften und mit dem Geiste der Lehre Buddha's übereinstimmt, muß als gesetzlich anerkannt werden, es möge in fernen Zeiten existirt haben, in der gegenwärtigen Zeit bestehen, oder erst später aufkommen; Alles dagegen, was nicht mit ihnen übereinstimmt, möge es auch früher existirt haben, oder in der Gegenwart herrschen,

oder später auftauchen, soll auf immer verworfen sein, und nicht für die Lehre Buddha's gelten." Dank dieser weisen Voraussicht der acht Vorsitzenden, welche selbst ihre eigenen Bestimmungen sich zuerst zu Nutze machten, haben Buddhisten der folgenden Zeiten in Buddha's Namen neue Sudra's geschrieben, während Andere sogar solche Ueberlieferungen verworfen haben, welche vollkommen glaubwürdig sein konnten.

Die Versammlung der Buddhisten auf Veranlassung der Unordnungen in der Waischalischen Brüderschaft setzen die Buddhistischen Schriftsteller 110 Jahre nach Buddha's Tode, mithin in die Regierungszeit Kalaßoka's von Magada, übergehen aber ihre weiteren Folgen gänzlich mit Stillschweigen. Ob die Waischalischen Bikschu bei ihren Gewohnheiten geblieben seien, und, von der Buddhistischen Sanga getrennt, sich in Indien ausgebreitet, und an den bald darauf im Buddhismus erfolgenden Spaltungen thätigen Antheil genommen haben, wie die Tradition der Ceylonischen Buddhisten meldet, oder ob sie, den Vorschriften des Winai gemäß bereuend, die Verbindung mit den übrigen Brüderschaften festgehalten haben, wie man aus den Umständen schließen könnte, welche die ersten Streitigkeiten der Buddhisten begleiteten, als von Neuem eine Buddhistische Tetrarchie, nur unter anderen Namen, auf der Bühne erschien, — das Alles bleibt unentschieden.

Die Regierung Kalaßoka's ist nicht allein der eben angeführten Umstände wegen in den Buddhistischen Jahrbüchern denkwürdig geblieben. Sechs Jahre nach der Waischalischen Angelegenheit entspann sich nämlich in der Brüderschaft von Pataliputra ein Zwist, welcher die Veranlassung zur Theilung des Buddhismus in Schulen geworden ist. Urheber desselben war der Bikschu Mahadewa, der Sohn eines Madurischen Kaufmannes. Die Umstände seines Lebens, oder, wie seine Feinde behaupten, die Qualen eines mit Verbrechen belasteten Gewissens hatten ihn bewogen, in der Buddhisten-Gemeinde eine Zuflucht zu suchen. Er hatte Madura verlassen, war nach Pataliputra, der Hauptstadt Magada's, gegangen, und hatte die Bikschu-Gelübde in Kukutaram abgelegt, — so hieß die allgemeine Buddhistische Zufluchtsstätte in der Umgebung Pataliputra's, nahe am Berge Kukutapada (Hühnerfuß). Hier machte er sich in kurzer Zeit mit allen Geheimnissen der

Buddhistischen Institutionen bekannt, welche Ungeweihten nicht enthüllt werden dürfen, und lernte eben so rasch die Buddhistischen Traditionen kennen, also daß er im Stande war, dieselben, wie es gebräuchlich war, aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Als ein verständiger, beredter und gewandter Mann von schönem Aeußeren, gewann Mahadewa nicht nur die Liebe und Achtung der Bikschu, sondern fand auch in der Hauptstadt Verehrer seines Verstandes und seiner Talente, und hatte sogar häufige Unterredungen mit dem Herrscher in den inneren Gemächern des Palastes. Ueberall war nur von dem Archan Mahadewa die Rede. Er besaß mehrere ihm aufrichtig ergebene Schüler, welche er als Archanen betrachtete und bezeichnete; und dieser letzte Umstand beförderte am meisten, wie es scheint, seinen Einfluß auf die Brüderschaft, dergestalt, daß zur Zeit des durch ihn veranlaßten Streites ein großer Theil der Kukutaramischen Bikschu auf seiner Seite stand. Die Meinungen Mahadewa's, welche Veranlassung zum Streite gaben, unterschieden sich durch Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen. Nach der allgemeinen Auffassung der Buddhisten ist nämlich Archan derjenige, welcher die Leidenschaften in sich ausgerottet und sich auf immer von den sinnlichen Begierden frei gemacht hat, und zugleich wird einem Solchen das Bewußtsein seines Zustandes und seiner eigenen Würde zugeschrieben. Nun verwarf zwar Mahadewa die Vorstellung nicht, daß der Archan schuldlos sein müßte an Seele und Leib, behauptete aber andrerseits: „Es kann auch Archanen geben, welche menschlichen Schwächen unterworfen sind; der Archan kann auch nicht-wissen, daß er Archan sei; dieses Nichtwissen seiner eigenen Tugend thut seinen Verdiensten nicht im Geringsten Abbruch, weil es keinen Unterschied bewirkt, und keine sittliche Unreinheit bedingt; wenn daher ein Bikschu sich nicht als Archan weiß, so folgt daraus noch nicht, daß er in der That kein solcher sei. Der Archan kann Zweifel und Irrthümer hinsichtlich der Buddhistischen Lehrsätze nähren, aber nicht in Folge der Leidenschaften, sondern aus Mangel an Erkenntniß, wie er z. B. nicht-wissen kann, wodurch in der Zukunft eine im gegenwärtigen Leben vollbrachte gute Handlung werde vergolten werden, und ob es überhaupt wahr sei, daß jede gute That seligen Lohn zu erwarten habe. Der seiner Würde unbewußte Archan kann durch die Versicherung der Anderen von ihr überzeugt werden, d. h. er kann

sich als Archan erkennen, sobald die Anderen ihm seine eigene Würde enthüllen; so wußte z. B. Schariputra nicht, daß er der gelehrteste von den Anhängern Buddha's wäre, und gewann diese Ueberzeugung erst aus den Worten seines Lehrers." Zu diesen Ansichten Mahadewa's kam noch eine andere. Die innere Selbstvollendung und die Befreiung von den Leidenschaften gründen sich auf das Nachdenken über die von Buddha gelehrten Wahrheiten; darin besteht, nach der Lehre des Buddhismus, der Beruf des Schramanen; werden nun diese Wahrheiten zur Zeit der Betrachtung von dem Verstande nicht erreicht, oder erwecken sie in der Seele nicht die unerläßliche Sympathie: so räth Mahadewa an, allerlei Laute und Ausrufungen auszustoßen, indem er versichert, daß dieselben dem Betrachtenden zu Hülfe kommen, und es erscheint auf diese Weise bei ihm die menschliche Stimme als ein Hülfsmittel in dem Werke der Vervollkommnung. — Die hier entwickelten Meinungen, welche bei den Buddhisten unter dem Namen der fünf Artikel Mahadewa's bekannt sind, hat Mahadewa nach damaliger Sitte in eine Gata (Vers) zusammengedrängt und in folgender Art ausgedrückt: „Der Archan ist der Versuchung, der Unwissenheit und dem Zweifel unterworfen; er wird auch durch Andere erleuchtet; die Stimme fördert auf dem Wege der Vervollkommnung; das ist die wahre Lehre Buddha's."

So lange Mahadewa gewöhnlicher Bikschu war, erregten seine fünf Artikel keinerlei Aufsehen, weil sie wahrscheinlich der Mehrzahl der Brüderschaft von Pataliputra unbekannt geblieben waren; sie wurden erst veröffentlicht, als die persönlichen Verdienste Mahadewa's und der Tod der ältesten Bikschu ihm die Stellung eines Vorsitzenden in den Monatsversammlungen der Bikschu verschafften, in welchen die Buddhistischen Ueberlieferungen vorgetragen wurden. Durch sein Amt verpflichtet, diese Ueberlieferungen vor der Brüderschaft zu wiederholen, sprach er gleich in der ersten Sitzung seine persönlichen Ueberzeugungen aus, indem er die Rede mit seiner bekannten Gata eröffnete. Er hatte dieselbe aber kaum ausgesprochen, als sich in der Versammlung Murren erhob; Bikschu, welche ihres Alters wegen und wegen ihrer Erfahrung im beschaulichen Leben in Achtung standen, unterbrachen die Rede durch Vorwürfe, indem sie ihn der Häresie und eines Angriffes gegen die Unverletzlichkeit der Traditionen bezüchtigten. Sie wandelten Mahadewa's Gata in folgende um:

„Deine Worte, daß ein Archan der Versuchung, der Unwissenheit und dem Zweifel unterworfen sei; daß er auch durch Andere erleuchtet werde, und daß die Stimme auf dem Wege der Vervollkommnung fördere, sind nicht Buddha's Lehre." Indessen trat ein großer Theil der übrigen Bikschu auf Mahadewa's Seite, und es erhob sich zwischen den beiden Parteien ein hitziger Kampf. Die ganze Nacht währte derselbe, und als am folgenden Tage die Freunde Mahadewa's und andere Gönner der Brüderschaft, welchen dieser Vorfall zu Ohren gekommen war, die Streitenden besuchten, fanden sie beide Theile, wie sie ihre Beweisgründe und ihre Ueberredungskünste schon erschöpft hatten, und nur noch ihre Gata's wiederholten. Nachdem man vergeblich versucht, die kämpfenden Parteien zu vergleichen, wurde die Sache der persönlichen Entscheidung des Fürsten unterworfen, welcher auf Mahadewa's Rath gebot, die Stimmen zu sammeln, und diejenige Meinung als die richtige zu betrachten, zu deren Gunsten sich die Mehrheit erklären würde. Die Majorität war auf Seiten Mahadewa's, während seine Gegner nur hundert Stimmen hatten. Mit einem strengen Verweise an die überwundene Partei befahl der Fürst, man sollte die Fehde enden und im Frieden leben. Allein die Verfechter der alten Ansichten, ungehalten über die Geringschätzung der Ueberlieferungen, wollten die Gerechtigkeit der Entscheidung nicht anerkennen, und fuhren hartnäckig fort, ihre Meinung als eine wohlbegründete zu vertheidigen; sie wollten mit Mahadewa keine Gemeinschaft haben, und beschlossen sogar, Kukutaram für immer zu verlassen. Dieses erfuhr der Fürst; erzürnt kam er ihrem Wunsche zuvor, und gebot, sie mit Schimpf aus ihrem Sitze zu vertreiben. Ja, die Buddhistischen Schriftsteller berichten sogar, sie seien auf sein Geheiß in unbrauchbare alte Kähne gesetzt und so der Strömung des Ganges überlassen worden; es sei ihnen indeß gelungen, sich zu retten, und sich nach Kaschmir zurückzuziehen, wo der Fürst, ihre frühere Verschuldung verzeihend, befohlen habe, ihnen einen Wohnsitz einzurichten. Wie dem auch sei, Mahadewa war die Veranlassung zu einer Trennung der Buddhistischen Sanga in zwei Parteien, welche zwei besondere Schulen bildeten: Mahadewa's Partei die Schule der Mahasangika oder der großen Brüderschaft, und die andere die Schule der Stawira, wie man die bejahrten Bikschu nannte. Bald nach diesem Vorgange starb

Mahadewa und hinterließ den Buddhisten endlose Streitigkeiten als Erbschaft; sein Leichenbegängniß war prachtvoll, von den Fürsten selbst und seinen Großen veranstaltet, welche, im Leben seine Freunde, ihn auch im Tode noch ehren wollten. Mahadewa's vergängliche Reste wurden unter Haufen von Blumen und einer gewaltigen Menge duftenden Oeles den Flammen übergeben.

Aus Mangel an historischen Documenten hinsichtlich der Ereignisse, welche auf die Spaltung Mahadewa's gefolgt sind, müssen wir fast ein ganzes Jahrhundert mit Stillschweigen übergehen, und ohne Weiteres in die Zeit Darmaßoka's eintreten, welche in den Buddhistischen Chroniken berühmt ist. Den Berichten der Buddhisten zufolge nahm im Ausgange des zweiten Jahrhunderts nach Buddha's Tode die in Magada herrschende Dynastie Nanda ein Ende, und an ihre Stelle trat das Haus Majura. Der erste Herrscher aus dieser Dynastie war Tschandragupta; nach ihm bestieg sein Sohn Bindußara den Thron. Von Beiden wissen wir nur, daß sie, gleich ihren Vorgängern, ihre Residenz in Pataliputra (jetzt Patna) hatten, wohin dieselbe, wie man vermuthen muß, Kalaßoka verlegt hatte, nachdem er Ratschagricha den Brachmanen zur Verwaltung überlassen. Bindußara hatte eine Menge Kinder, von denen indeß, nach den Buddhistischen Jahrbüchern, nur drei bekannt sind: Suschima, Aßoka und Widaßoka. Suschima war Bindußara's ältester Sohn und Nachfolger; die beiden Anderen, leibliche Brüder, hatte er mit einem Weibe aus einem brachmanischen Hause erzeugt. Den Aßoka liebte Bindußara seiner Häßlichkeit wegen nicht, und war ausschließlich Suschima zugethan; indessen schildern die Biographen Aßoka als einen Helden, und versichern, er habe durch sein bloßes Erscheinen Empörungen unterdrückt, welche in verschiedenen Theilen des weitläuftigen Reiches der Fürsten von Pataliputra ausgebrochen waren. In den letzten Lebensjahren Bindußara's bildete sich am Hofe zu Gunsten Aßoka's eine Partei, welche ihn bei dem Ableben Bindußara's zum Nachtheile Suschima's auf den Thron zu erheben wünschte; an der Spitze der Verschwörung standen die ehrgeizige Mutter Aßoka's, der erste Minister des Fürsten, welcher persönliche Abneigung gegen Suschima hegte, und ein Astrolog, welcher bei dem Volke eines hohen Ansehens genoß. Zu derselben Zeit, da der hochbejahrte Bin-

dußara schwer darnieder lag, befand sich Suschima im westlichen Indien, um einen Aufstand zu unterdrücken, und die Todesnähe fühlend, befahl der Fürst, daß Aßoka ungesäumt die Hauptstadt verließe und Suschima's Stelle verträte, welchen er in den letzten Augenblicken seines Lebens um sich sehen wollte. Aßoka aber schützte Krankheit vor und erfüllte des Vaters Gebot nicht. Seine Biographen erzählen bei dieser Gelegenheit, man habe, um den Fürsten von der wirklichen Krankheit Aßoka's (dem gelben Fieber) zu überzeugen, Letzteren mit gelber Farbe bestrichen und so Bindußara vorgeführt; und der Sterbende, fügen dieselben Biographen hinzu, habe unter Verwünschungen gegen den treulosen Sohn den Geist ausgehaucht. Gleichzeitig legten die Anhänger Aßoka's gegen den Willen und das Testament des verstorbenen Herrschers die Zügel der Regierung in seine Hände. Auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters eilte Suschima mit einer Heeresabtheilung nach Pataliputra, fest entschlossen, dem Nebenbuhler den geraubten Thron wieder zu entreißen; sein Vorhaben mißlang jedoch; er kam während der Belagerung der Hauptstadt um, da er, durch einen Scheinangriff der Feinde getäuscht, dieselben verfolgte und mit seinem Elephanten in eine künstlich verdeckte Grube stürzte. Des gefährlichen Gegners entledigt, beschloß Aßoka, für die Zukunft sich gegen neue Versuche der zahlreichen Familie Bindußara's sicher zu stellen, und so wurden denn alle seine Brüder, deren Zahl sich nach den Buddhisten auf Hundert belief, auf seinen Befehl schonungslos umgebracht; unter den Lebenden blieben nur Widaßoka, Aßoka's leiblicher Bruder, und Njagroda, der unmündige Sohn Suschima's, welcher in eine Bauernhütte gerettet worden war und später unter die Bikschu trat. — Unmittelbar hierauf folgte Aßoka seinem kriegerischen Sinne und unterwarf seiner Herrschaft auch jene Indischen Landschaften, welche bisher noch unabhängig von den Beherrschern Magada's geblieben waren: im Westen wurden die Gränzen seines Reiches weit über den Indus hinausgerückt. In den ersten Jahren seiner Regierung haßte er, wie sein Vater, die Buddhisten, und verfolgte sie, gleich Verbrechern; kaum aber waren drei trübsalvolle Jahre verflossen, da ging in Aßoka eine plötzliche Veränderung vor: aus einem Verfolger der Buddhisten wurde er ihr Beschützer, und aus „Tschantaßoka" ward er von ihnen umbenannt in „Darmaßoka." Man

weiß nicht, durch welche Mittel es den Buddhisten gelungen war, den unbeugsamen Charakter Aßoka's zu erweichen, und denselben zu ihren Gunsten zu stimmen, aber es steht fest, daß er ihnen fortan mit ganzer Seele ergeben war. Sie eilten, dem Herrscher den Bikschu Njagroda vorzustellen, und statt Argwohn zu zeigen, gewann Aßoka vielmehr seinen Neffen lieb, und ernährte Schaaren von Buddhisten, welche Njagroda mit sich in den Palast führte. Eines besonderen Vertrauens von Seiten des Fürsten genoß der Buddhist Indragupta; auf seine Veranlassung ließ Aßoka nahe bei der Residenz noch eine andere Einsiedler-Zufluchtsstätte für die Buddhisten erbauen, welche Aßokarama genannt wurde. Von den übrigen Buddhisten, welche sich der Aufmerksamkeit Aßoka's erfreuten, waren am bekanntesten Moggaliputra und Mahadewa der Zweite; beide gehörten der Mahasangika an, und beide gründeten besondere und zwar die letzten Secten in dieser Schule. Widaßoka, welcher bis dahin die Nirgranta begünstigt hatte, war auf Verlangen seines Bruders genöthigt, sich den Buddhisten zuzuwenden, ja, unter Darmagupta's Leitung selbst Bikschu zu werden. Sogar einen von seinen Söhnen, Machendra, und seine Tochter Sangamitra opferte Aßoka dem Buddhismus: Bruder und Schwester legten die Bikschu-Gelübde ab. Bei dem Eintritte Machendra's in die Brüderschaft vollzog Moggaliputra die Ceremonie und Mahadewa erläuterte ihm die Pflichten seines neuen Standes, während bei Sangamitra's Eintritte unter die Bikschuni die Ceremonieen von den Buddhisten Darmapala und Ajúpala verrichtet wurden. Dieses geschah sechs Jahre nach Aßoka's Thronbesteigung; im neunten Jahre seiner Regierung aber errichtete er auf die Bitte der Buddhisten an den vier Thoren Pataliputra's Hospitäler zur unentgeltlichen Behandlung der Armen und der Buddhisten.

Der Schutz des Fürsten ermuthigte die Buddhisten. Sie benutzten ihren Einfluß auf ihn, um den Nirgranta ihre alte Feindschaft und ihren Haß gegen den Buddhismus zu vergelten, und wußten Aßoka gegen sie aufzubringen. Sofort gingen durch alle Provinzen gemessene Befehle, jeden Nirgranta dem Tode zu überliefern. Unter dieser Verfolgung kam auch der Bikschu Widaßoka, der Bruder Aßoka's um: einer Krankheit wegen hatte er das

Hauptthaar wieder wachsen lassen, wurde in dieser Gestalt für einen Nirgranta gehalten, und verlor in Folge seiner Unvorsichtigkeit das Leben. Bald wurde nun die Macht der Buddhisten in Verbindung mit der bedrängten Lage der anderen Secten Indiens die Veranlassung, daß die Letzteren es für das Beste hielten, sich den Umständen zu beugen, und anfingen, zahlreich in die Gesellschaft der Buddhisten einzutreten; allein da sie sich nur nothgedrungen zu diesem Schritte entschlossen hatten, so bewahrten sie unter dem Kleide des Bikschu ihre vorigen Ueberzeugungen und Grundsätze. Gelehrte Brachmanen brachten den Criticismus eines gebildeten Verstandes mit sich herüber, und suchten bestimmte Erklärungen und Entscheidungen solcher Fragen, auf welche der Buddhismus noch keine Antwort gab; Andere behielten ihre früheren Büßergewohnheiten bei, und gaben sich denselben noch innerhalb der Mauern der allgemeinen Buddhistischen Zufluchtsstätten hin. Die natürliche Folge einer solchen Sachlage waren Zwietracht und Hader, welche mit jedem Tage unter den Bikschu zunahmen; und während Aßoka die Buddhistischen Gemeinden mit reichen Spenden überschüttete, und den Buddhisten prächtige Wohlthätigkeits-Mahlzeiten zurichtete, tobte im Innern der Einsiedlerwohnungen der Bürgerkrieg. Die eifrigen Buddhisten mochten mit den neu eingetretenen Bikschu keine Gemeinschaft haben, brachen die monatlichen Vorträge der Ueberlieferungen ab, und schlossen sie von der Ceremonie der gegenseitigen Begrüßung aus, welche nach der jedesmaligen Sommer-Einsamkeit statthatte. So vergingen sieben Jahre. Moggaliputra, welcher schon im hohen Alter stand und keine Möglichkeit sah, die Zwietracht unter den Buddhisten zu enden, ging aus Pataliputra hinweg. Mit seiner Entfernung aber fiel die Angelegenheit dem Richterspruche des Fürsten anheim. Aßoka sandte sofort in die Hauptzufluchtsstätte den Befehl, die Vorlesung der Traditionen wieder zu beginnen, allein man gehorchte ihm nicht; er gebot zum zweiten Male, jedoch ohne Erfolg. Jetzt verlor er die Geduld, und befahl, die Ungehorsamen mit dem Tode zu bestrafen, was denn auch pünktlich ausgeführt wurde: der Aelteste der Einsiedler fiel zuerst unter den Schwertstreichen, und nach ihm die anderen Bikschu, bis ein neuer Befehl des Fürsten dem Blutvergießen Einhalt that, denn schon hatte es Aßoka gereut, so Hartes geboten zu haben. Er rief Moggaliputra aus der Ein-

samkeit zurück, damit er den Aufruhr der Buddhisten stillen möchte, und auf dessen Rath wurden entscheidende Maßregeln ergriffen. In Gegenwart des Fürsten rief man sie zusammen und verlangte der Reihe nach von jedem Einzelnen eine klare und kurze Antwort auf die Frage: „Was ist Lehre Buddha's?" Es ergab sich in den Antworten der Bikschu eine offenbare Meinungsverschiedenheit: die Einen sagten, Buddha hätte die Ewigkeit des Daseins zugegeben, während Andere im Gegentheile versicherten, daß nach Buddha's Lehre den Menschen eine vollständige Vernichtung erwartete; nach der Meinung einer dritten Partei hatte Buddha den Zustand des Nichtdenkens am höchsten gestellt; eine vierte behauptete, nach Buddha's Lehre könnte der Mensch schon im gegenwärtigen Leben einer vollkommenen Ruhe, d. i. der Nirwana, theilhaftig werden. Ein großer Theil der Buddhisten aber antwortete, als Anhänger Moggaliputra's, im Geiste seiner Schule: „Buddha's Lehre ist Unterscheidung," und wollte mit diesem räthselhaften Ausdrucke sagen: „Von dergleichen Gegenständen, wie die Nirwana, welche den wesentlichen Zweck der Lehre Buddha's bildet, ist es unmöglich, einen bestimmten Begriff aufzustellen, und in jeder kategorischen Bestimmung derselben wird ein Theil Wahrheit sein und ein Theil Unwahrheit." Aßoka, welchem alle diese Ideen unbekannt waren, forderte Moggaliputra auf, zu entscheiden, wer von den Bikschu Recht hätte, und als Moggaliputra auf die Letzten deutete, gebot er, den Uebrigen das Einsiedlergewand auszuziehen, sie weltlich zu kleiden und von der Brüderschaft auszuschließen. An demselben Tage fand auch in der Wohnung der Einsiedler eine feierliche Vorlesung der Ueberlieferungen unter militairischer Bedeckung statt, und damit war in der Brüderschaft von Pataliputra die Eintracht wieder hergestellt.

In die Zeiten Aßoka's wird auch das Auftreten Upagupta's zu Madura gesetzt. Derselbe war Specereihändler gewesen, Buddhist geworden, und hatte in Madura eine zahlreiche Brüderschaft gebildet, da er sich vorzüglich durch die Kunst auszeichnete, Andere zum Buddhismus zu bekehren. Sein Ruf, als eines der strengsten Anachoreten, verbreitete sich weit über die Gränzen seines Vaterlandes; Aßoka, der Beschützer aller Buddhistischen Berühmtheiten, wünschte, auch Upagupta zu sehen, und lud ihn zu sich nach Pataliputra. Jener eilte, der Einladung zu folgen, und kam im Ge-

leite einer gewaltigen Schaar von Buddhisten auf Fahrzeugen den Ganges herab bis dicht an die Hauptstadt. Die Buddhistischen Schriftsteller erzählen, Aßoka habe den Madurischen Einsiedler am Ufer des Ganges empfangen, sich seinem Gaste sehr gnädig erwiesen, und mit demselben diejenigen Orte des nördlichen Indiens bereist, welche durch Buddha's Besuche, oder durch wichtige Ereignisse seines Lebens berühmt geworden waren. Diese Reise erweckte seine Frömmigkeit: er machte den von ihm besuchten Stätten reiche Geschenke, und erließ nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt eine Verordnung, durch welche den Städten und Gemeinden seines Reiches vorgeschrieben wurde, auf ihren Gebieten Thürme zu Ehren Buddha's zu errichten, je nach den an jedem Orte vorhandenen Mitteln.

Das glänzendste Ereigniß für den Buddhismus unter der Regierung Aßoka's war die Verbreitung der Lehre Buddha's über die Grenzen Indiens hinaus. 236 Jahre nach Buddha's Tode und im 18. Regierungsjahre Aßoka's erschien nämlich an dessen Hofe eine Gesandtschaft des Ceylonischen Fürsten Kamadewa, welcher eben den Thron bestiegen hatte, und, indem er Aßoka dieses anzeigte, um dessen Bestätigung bat. Seinem Gesandten hatte er als Geschenke für den Indischen Fürsten mehrere Seltenheiten mitgegeben, durch welche die Insel berühmt war; darunter befanden sich drei ungeheure Bambus, Singvögel, seltene Thiere und edle Steine. Als nun für die Gesandten die Zeit der Heimkehr gekommen war, ließen die Buddhisten eine so günstige Gelegenheit, den Buddhismus auf Ceylon einzuführen, nicht unbenutzt: der Bikschu Machendra, Aßoka's Sohn, und mehrere andere Buddhisten erbaten sich von Aßoka die Erlaubniß, mit den Gesandten in deren Land ziehen zu dürfen, und Aßoka willigte nicht nur in des Sohnes Bitte, sondern fügte sogar seine eigene Mitwirkung hinzu. Er sandte Geschenke an Kamadewa, unter Anderem eine Krone, einen Fächer, einen Sonnenschirm, ein Schwert, lederne Sandalen, Alles mit Edelsteinen bedeckt, ein Paar Gewänder aus gefärbten Daunen, eine goldene Schaale, Wasser aus dem See von Urnadescha, ein Tuch von ungewöhnlicher Weiße, kostbares dunkelfarbiges Sandelholz, mehrere werthvolle Arzneimittel und ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, — außerdem aber einen kurzen, auf einem Palmenblatte geschriebenen Brief folgenden Inhaltes: „Ich habe Buddha, seine Lehre und

seine Sanga geehrt, und bin selbst Upaßaka (weltlicher Buddhist) geworden; also ist es Sitte in dem geistlichen Stamme Schakja. Glaube nun auch Du an die drei Kleinode und nimm die Lehre Buddha's an." Dank der Mitwirkung Aßoka's und seines politischen Einflusses wurden die Buddhisten mit Geneigtheit auf Ceylon empfangen und konnten daselbst den Hauptsitz ihrer Thätigkeit gründen, von welchem der Buddhismus sich mit der Zeit nach Malakka, Java, Borneo und andern Inseln der Südsee, ja, wie es scheint, sogar nach Birman und Siam verbreitete.

In den Buddhistischen Berichten wird noch eines anderen, nicht weniger wichtigen Ereignisses gedacht, welches in dieselben Zeiten fällt, nämlich der Ausbreitung des Buddhismus in die westlichen Gegenden. Wenn man diesen Berichten Glauben schenken darf, so sind in alten Zeiten Chotan und die ihm benachbarten Landschaften berühmt gewesen wegen des Reichthumes und der Fruchtbarkeit ihres Bodens, wegen der Menge ihrer Flüsse und Wälder, so wie wegen unzähliger anderer Vorzüge; physische Revolutionen aber, von welchen sich keine deutliche Erinnerung erhalten hat, haben sowohl die Gestalt, als die Beschaffenheit dieser Länder verändert; die Flüsse sind verschwunden, und in vielen Gegenden sind unfruchtbare Steppen erschienen, so daß sie in den ersten Jahrhunderten nach Chr. G., als China mit ihnen bekannt wurde, nicht mehr den hundertsten Theil ihres alten Reichthumes aufweisen konnten. Angelockt durch den blühenden Zustand des alten Chotan's, waren mehrere Indische Familien dahin ausgewandert und hatten eine Colonie gegründet, ein Ereigniß, dessen Erinnerung sich in dem Namen der Stadt Kußatana und in den Sagen der Chotaner bis in's 8. Jahrhundert nach Chr. G. erhalten hat. Unter der Regierung Aßoka's drangen die Buddhisten auch nach Chotan vor, und erbauten daselbst mehrere allgemeine Zufluchtsstätten; selbst die Namen der Buddhisten, welche in diesem Lande sich ausgezeichnet haben, sind in den Buddhistischen Erzählungen aufbewahrt. Wäre diese Nachricht verbürgt, so dürfte die Annahme nicht grundlos erscheinen, daß der Buddhismus schon vor Christi Geburt, unter der Dynastie Zin, in China existirt habe, und zugleich würden sich dadurch die Worte Lju-sjan's, eines gelehrten Chinesen, rechtfertigen, welcher im ersten Jahrhundert n. Chr. gelebt hat. Als dieser nämlich die Bücher in der Tschan-an'schen Kaiserlichen Bibliothek

durchforschte, welche von der Zin'schen auf die Chan'sche Dynastie übergegangen war, fand er unter denselben auch mehrere Buddhistische Sudra's.

In den letzten Jahren seiner Regierung trieb Aßoka, wie aus seinen, von Buddhisten geschriebenen, Biographieen ersichtlich, die Ergebenheit gegen den Buddhismus auf's Aeußerste. Es schien, als hätte er mit dem Hinschwinden der leiblichen Kräfte auch die ganze Kraft seines Charakters verloren, denn er beschäftigte sich nur noch mit Wohlthaten zu Gunsten der Bikschu, überschüttete die Sitze der Einsiedler mit Geld, ertheilte ihnen Ländereien, und unterhielt aus der Staatskasse das müßige und üppige Leben der Nachfolger des armen Schramanen Gotama. Indessen that die maßlose Verschwendung Aßoka's den ferneren Fortschritten der Buddhisten bedeutenden Eintrag, indem sie ihnen der Haß den Großen, der Staatsbeamten und, so viel sich vermuthen läßt, auch seines Nachfolgers erweckte. Aßoka hatte seinen Enkel, Namens Sammatja, zum Thronerben bestimmt, weil der Vater des jungen Fürsten, der Sohn Aßoka's, Kupala, sonst auch Darmawadana genannt, sich schon längst vom Hofe zurückgezogen hatte. Er hatte nämlich im Namen Aßoka's einige Zeit Udjana, jenseit des Indus, verwaltet, war aber auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter hin geblendet worden, und unter die Bikschu gegangen. Sammatja wurde am Hofe seines Großvaters erzogen, und war Zeuge des Einflusses, welchen die Buddhisten auf denselben übten; voll Verdruß über Alles, was er sah, wußte er gleichwohl nicht, wie der Gier der Bikschu nach Erwerbungen ein Ziel gesteckt werden könnte. Bald jedoch bot sich eine Gelegenheit dazu. Der fromme und schon altersschwache Aßoka, welcher den Rest seines Lebens in Ruhe und erbaulichen Gesprächen mit den Buddhisten hinzubringen wünschte, legte alle Regierungssorgen auf seinen Enkel, und sobald dieser die Gewalt von dem Großvater überkommen hatte, gestattete er den Buddhistischen Gesellschaften nicht länger, sich auf Kosten des Fürsten zu bereichern.

Nach dem Tode Aßoka's folgten hinter einander fünf Herrscher aus dem Hause Majura, alle aber sind, mit Ausnahme des letzten, nur dem Namen nach bekannt. Puschjamitra, welcher im 4. Jahrhunderte nach Buddha's Tode regierte, und die Reihe der Alleinherrscher Indiens beschloß, war ein heftiger Verfolger der Bud-

dhisten, weshalb auch sein Name in ihren Ueberlieferungen sich erhalten hat. Die Gründe seines Hasses gegen dieselben sind unbekannt; man weiß nur, daß er sie von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung an unermüdlich verfolgt und erbarmungslos dem Tode überliefert hat. Der durch ihn zerstörten Buddhistischen Tempel und Thürme zählt man gegen achthundert, und mit ihnen zugleich wurde ein großer Theil der von Aßoka errichteten Denkmäler, wie auch die berühmte allgemeine Buddhistische Zufluchtsstätte seines Namens, zerstört. Damit noch nicht zufrieden, gebot Puschjamitra, alle heilige Bücher der Buddhisten, welcher man in ihren Wohnsitzen habhaft würde, zu verbrennen; auf solche Weise gingen, dafern diese Erzählung völlig glaubhaft ist, die schriftlichen Denkmäler des alten Buddhismus zu Grunde; indeß wurden nach Puschjamitra's Tode die buddhistischen Ueberlieferungen auf's Neue gesammelt, nach ihrem Inhalte geordnet, und zu dem Coder zusammengestellt, welcher noch gegenwärtig vorhanden ist. Ein großer Theil der Buddhisten war dem drohenden Tode entronnen, und hatte sich in die südlichen Gebirge (Vindhya) geflüchtet, wo sie sich bis zum Tode Puschjamitra's verborgen hielten; auf ihre Köpfe wurden Preise gesetzt, und Militair-Abtheilungen ausgesandt, um sie in den Bergklüften aufzusuchen. Diese Verfolgung der Buddhisten hörte erst auf mit dem Tode Puschjamitra's, welcher auf unbekannte Weise in einem Gebirgspasse um das Leben kam. Mit ihm erlosch auch die Dynastie Majura.

Nach Puschjamitra's Tode zerfiel das von Aßoka geschaffene weitläuftige Reich in mehrere kleine Herrschaften. Im nördlichen Indien entstanden drei Reiche: Magada, dessen Hauptstadt Pataliputra (auch Baliputra, Kußumapura und Puschpapura genannt) blieb, Kaschi, dessen Hauptstadt Benares war, und Koßala, welches später auf engere Grenzen eingeschränkt und Aiodya (jetzt Aud) genannt wurde; seine Hauptstadt war, wie früher, Schrawasti. Das mächtigste von ihnen war Koßala. Den westlichen Theil Madjadescha's einnehmend, und in der Nachbarschaft der westlichen Mletscha, welche seit den Zeiten Aßoka's angefangen hatten, die Politik und die Kriegsmacht der Indischen Fürsten gegen den Indus zu lenken, wurde dieses Land der Schauplatz fortwährender Bewegungen, machte sich nach und nach zum Mittelpunkt des politischen und commerciellen Verkehres mit den Völ-

fern jenseit des Indus, und befestigte seine Oberherrschaft in Indien. Mit den politischen Veränderungen zugleich folgte auch der Buddhismus dem Gange der Begebenheiten und wanderte, im Osten geschwächt, oder wenigstens der historischen Erinnerungen beraubt, in die westlichen und nordwestlichen Gegenden, wo er sich gleichzeitig mit der Indischen Civilisation einbürgerte. Zu der Zeit, da der Buddhismus sich jenseit des Indus ausbreitete, muß die Baktrische Monarchie noch in voller Kraft bestanden haben, denn die Regierung Menanders in Baktra, welcher sich einige Gebiete Indiens unterwarf, fällt mit dem Ende Puschjamitra's zusammen. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß der Buddhismus auch zu den Nachkommen der Griechen gedrungen ist, weil, — wenn es wahr ist, daß die Herrschaft der Baktrischen Fürsten sich von ihrer Hauptstadt Balk weit nach Süden erstreckte, innerhalb der Grenzen ihres Reiches sich auch Kantara befunden haben muß, welches das heutige Kabul umfaßte; in Kantara aber stand zu jener Zeit der Buddhismus schon in voller Blüthe, und die dortigen Buddhistischen Gelehrten waren bei den Indischen Buddhisten unter dem Namen der „westlichen Lehrer" bekannt.

Gegen den Schluß des vierten Jahrhunderts nach Buddha's Tode beziehen sich die historischen Nachrichten der Buddhisten ausschließlich auf den Nordwesten Indiens, wo in jener Zeit das mächtige Reich Kaschmir bestand, und wo der Buddhismus eifrige Verehrer besaß. Der Name „Kaschmir" findet sich in den Buddhistischen Werken nicht früher, als im letzten Jahrhundert vor Chr. G.; bis dahin aber hieß das Thal, welches gegenwärtig unter dieser Benennung bekannt ist, gemeinschaftlich mit den vom heutigen Lahore und Kabul umfaßten Landschaften entweder Kapina oder Kapina-Kantara, je nachdem diese Herrschaften getrennt oder verbunden waren. Kaschmir bewohnte ein Volk, welches sich durch seinen Dialekt und seine Hautfarbe von den Indiern unterschied und welches diese zu dem gelbfarbigen Stamme rechneten, eben so, wie die im Norden Indiens, längs des Himalaya, wohnenden Kirata's. Den Buddhistischen Traditionen zufolge wurde Kaschmir sehr früh bekannt: gleich dem Himalaya, galt es in alten Zeiten für den geheimnißvollen Sitz berühmter Archanen, welche sich dahin zurückgezogen hatten, und hochbetagt, in tiefem Schweigen der Seele und der Natur die ersehnte Nirwana erwarteten. Seitdem der Buddhis-

mus nach Kaschmir getragen worden war, bot dieses Land, wie es scheint, allgemein eine Zuflucht für die Indischen Buddhisten, und in den Zeiten, welche der Regierung Kanischka's nahe liegen, konnte man es mit Recht die Pflanzschule des Buddhismus im Nordwesten Indiens und das Centrum der Buddhistischen Gelehrsamkeit nennen; die Regierung Kanischka's selbst aber verewigte den Ruhm der dortigen Buddhistischen Gelehrten, welche unter dem Namen der Kaschmirischen Lehrer bekannt waren.

Im fünften Jahrhunderte nach Buddha's Tode wuchs Kaschmir's Ruhm unter Kanischka's Herrschaft. Nach dem Berichte der Buddhistischen Schriftsteller stammt dieser Fürst von den kleinen Jujetschi, und nach der Kaschmirischen Chronik aus dem Stamme Turuschka; es ist aber ungewiß, ob diese beiden Namen dasselbe Volk bezeichnen, und wann die Jujetschi sich Kaschmir unterworfen haben; man kann nur vermuthen, daß die hier in Rede stehenden kleinen Jujetschi dieselben seien mit den Indischen Jujetschi, deren bei den Chinesischen Chronisten erwähnt wird. Kanischka erscheint als ein mächtiger und kriegerischer Fürst im Nordwesten Indiens: die Leidenschaft für Eroberungen und Kriegsruhm war ein hervorstechender Zug seines Charakters; in kurzer Zeit dehnte er seine Herrschaft in den Ländern jenseit des Indus weit aus, unterjochte die Anßi (Parther), und drang selbst tief in Indien, bis Pataliputra, vor. Die Unüberwindlichkeit seines Heeres war zum Sprüchworte geworden; seine Reiterei bestand aus unbekannten Barbaren und bildete in der Schlacht das Vordertreffen; er selbst ritt, gegen die Gewohnheit Indischer Fürsten, nicht auf einem Elephanten, sondern auf einem Pferde, führte sein Heer persönlich in den Streit und warf sich neben dem gemeinen Krieger unerschrocken in gefahrvolle Handgemenge, ging aber stets unversehrt und als Sieger aus dem Kampfe hervor, weshalb das Volk glaubte, Kanischka trüge einen bezauberten Panzer. Die Waffen dienten ihm als das wirksamste Mittel zur Erreichung seiner Zwecke und waren die Hauptursachen seiner Erfolge; überall und in Allem wandte er dieses Mittel an, welches ihn niemals verrieth.

Gleichwohl beugte sich der kriegerische Charakter Kanischka's dem Einflusse der religiösen Ideen; die Buddhisten und die Nirgranta besaßen zu seiner Zeit große Macht in Kaschmir, und erbauten heilige

Thürme in Kapina und Kantara. Der Fürst gab indeß den Buddhisten den Vorzug; einer derselben, Aschwagoscha, lebte an seinem Hofe und genoß, nach Versicherung der Buddhistischen Schriftsteller, eines gleichen Vertrauens, wie Matschara, der Kriegsminister, welcher auf allen seinen Zügen der unzertrennliche Gefährte Kanischka's war. Auch der Buddhist Baschba wurde der Gunst des Herrschers gewürdigt. Baschba war durch seine tiefe Kenntniß der Buddhistischen Ueberlieferungen berühmt, und auf seinen Betrieb trat in Kaschmir die unter dem Namen der „dritten" bekannte Versammlung zusammen, von welcher wir an seinem Orte reden werden.

Es ist nicht bekannt, wie lange Kanischka regiert hat; nur die Nachricht von seinem Tode haben die Buddhistischen Schriftsteller aufbewahrt. Nachdem er die umliegenden Länder im Westen, Süden und Südosten von Kaschmir erobert hatte, beschloß Kanischka einen Zug nach Norden, konnte jedoch, wie einige erzählen, sein Vorhaben nicht ausführen; Andere dagegen melden, er habe ein aus Reiterei und Kriegs-Elephanten bestehendes Heer gesammelt, dasselbe über den Zunlin oder Bolor geführt, und sei in das östliche Gebiet des heutigen Turkestans eingedrungen; die, wie sonst, aus Barbaren gebildete Reiterei sei dem übrigen Heere vorausgezogen, und habe in dem feindlichen Lande schreckliche Verheerung und Blutvergießen angerichtet; bald nach Kanischka's Rückkehr nach Kaschmir sei dann sein Ableben erfolgt.

Kanischka war der fünfte Fürst, welcher den Buddhismus beschirmte. Wir wissen nicht, welche Folgen sein Tod für Angelegenheiten Kaschmir's hatte, und können nur im Allgemeinen bemerken, daß die Ausbreitung und Befestigung des Buddhismus im ganzen Lande nordwestlich von Indien eine unmittelbare Folge des mächtigen Schutzes von Seiten dieses Herrschers gewesen ist. Schon zu seiner Zeit, oder doch bald nach seinem Tode, zeigten sich die Massageten (große Jujetschi), besetzten das Gebiet nördlich von Kabul und wurden, nachdem sie den Buddhismus angenommen, dessen Wegweiser in die westlichen Regionen jenseit des Bolorgebirges. Seit dieser Zeit ist die Geschichte des Buddhismus enge mit der Geschichte der Reiche verknüpft, welche sich nach einander in Mittelasien erhoben haben und noch in unseren Tagen ethnographische Forschungen in

Anspruch nehmen. Die Regierung Kanischka's bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte der Buddhistischen Ideen; denn bald nach seinem Tode, oder nach Anderen, schon während seines Lebens, stiftete der Buddhist Nagartschuna die erste Schule der Mahajana, welche von den bis zur Kaschmirschen Versammlung im Buddhismus herrschenden Ueberlieferungen sich entfernte. Da wir uns aber ausschließlich auf die Geschichte der Chinajana oder des alten Buddhismus beschränkt haben, so richten wir nunmehr unsere Blicke auf den Zustand und die inneren Bewegungen desselben, wie sie sich in der Periode von Kalaßoka bis zu den Zeiten Waßubandu's, um Chr. G., darstellen.

Wir haben schon die Buddhistische Erzählung von den Umständen angeführt, unter welchen die Trennung des Buddhismus in Schulen begonnen hat, und wollen nun einen allgemeinen Ueberblick ihrer Geschichte geben. Die fünf Artikel Mahadewa's, welche eine Spaltung im Buddhisuus hervorgerufen hatten, waren gleichwohl nur die Veranlassung zu neuen und bedeutsameren Meinungsverschiedenheiten, indem die Mahasangika die gemeinsame Benennung mehrerer besonderer Schulen wurde, welche einer gemeinschaftlichen, als Nominalismus zu bezeichnenden Idee nachgingen. Bald nach Mahadewa's Tode hatte sich in der Mahasangika eine Schule gebildet, welche man unter dem Namen Jekawyawakriki kennt: sie leugnete die Wirklichkeit der Welt, sowohl der materiellen, wie der intellectuellen; nach ihr trat die Lokottarawada auf, welche nur Demjenigen Wirklichkeit zuschrieb, was auf die sittliche Vollendung des Menschen Bezug hat, alles Andere aber als Schein und Täuschung betrachtete. Der berühmte Moggaliputra, welcher eine Mitte zwischen diesen beiden Schulen zu finden wünschte, kam zu der Ansicht, daß es in Allem eine wahre und eine unwahre Seite gäbe, je nach dem Gesichtspunkte des Betrachtenden; die durch ihn gegründete Schule hieß Wibatschyawadina. Nach ihm, und wahrscheinlich sehr bald, traten in der Mahasangika noch mehrere neue Secten auf, welche indeß nur von geringer Bedeutung waren; unter ihnen beschränkte die Wachuschrutya Buddha's Lehre auf sehr enge Gränzen, indem sie einem großen Theile der Gegenstände, welche in den übrigen Schulen für fundamentale galten, ihre Bedeutung nahm; — die von Mahadewa dem Zweiten gegründete

Tschetajaschaila erkannte unter Anderem die Wichtigkeit der Verehrung nicht an, welche man den zu Ehren Buddha's aufgerichteten Thürmen erwies. Von den übrigen (Kakulika, Purwaschaila und Uttaraschaila) ist nichts bekannt.

Während es in der Mahasangika zu diesen Spaltungen kam, bewahrte die Stawira ihre Einheit bis in das vierte Jahrhundert nach Buddha's Tode. In dieser Zeit bewirkte Katyaniputra, ein gelehrter Brachmane aus dem nordwestlichen Indien, welcher in die Stawira eingetreten war, eine Trennung in derselben. Weil er nämlich auf eine Menge Fragen keine genügende Entscheidung in den Sudra's fand, so stützte er sich vorzugsweise auf die Abidarma's oder Tractate, deren einige schon Scharipputra zugeschrieben wurden, und vertheidigte, im Gegensatze gegen die Lehre der Mahasangika, den Realismus. Die von ihm begründete Schule wurde Sarwastiwada genannt, und der Hauptpunkt ihrer Lehre war die allgemeine Wirklichkeit, in Folge deren das Wesen aller Erscheinungen, der entstehenden, wie der vergehenden, stets unveränderlich und sogar ewig bleibt. Mit dieser Lehre reizte die Sarwastiwada die ganze Schule der Mahasangika gegen sich auf, und indem sie dabei den Abidarma's eine unbestreitbare Autorität beimaß, rief sie zugleich alle diejenigen Buddhisten gegen sich in die Schranken, welche nur den Sudra's folgten, und an ihrer Spitze die Anhänger der Stawira. Dessenungeachtet zog sie sehr bald einen großen Theil der Buddhisten auf ihre Seite, und herrschte in der Buddhistischen Welt vor. Die einflußlos gewordene Stawira hingegen zog sich mit einer geringen Anhängerzahl nach dem Himalaya zurück, und nannte sich fortan Chemawata; von ihrer Lehre wissen wir fast nichts. Bald entstanden aber auch in der Sarwastiwada wieder Spaltungen. Watsiputra, aus dem Brachmanengeschlechte, welcher ihre Lehre angenommen hatte, behauptete das Dasein einer unvergänglichen Seele im Menschen, ein Gedanke, welcher der Lehre von einer unveränderlichen und ewigen Wesenheit ungemein nahe steht; er bildete eine besondere Schule, nach ihm Watsiputria genannt, aus welcher abermals vier neue Schulen hervorgingen: Badrajeni, Schantagricha, Darmottarya und Sammatya. Von diesen sind nur die beiden letzten bekannt: die Darmottarya dadurch, daß sie ihr Hauptaugenmerk auf das

Sittengesetz des Buddhismus richtete, die Sammatya dadurch, daß sie Watsiputra's eigene Schule überlebte, und bis in die spätesten Zeiten ihren von dessen Ideen durchdrungenen Codex hatte. Mit Watsiputra zugleich hatte sich von der Sarwastiwada auch Machißawaka getrennt, welcher Ratschi gewesen, und Buddhist geworden war; er schlug jedoch eine andere Richtung ein, und nahm beinahe sämmtliche Grundlehren der Mahasangika an. Zu seiner Schule, welche mit seinem Namen benannt worden ist, rechnet man auch Darmagupta und Kaschyapia, welche bemüht waren, die Ideen der Mahasangika und der Sarwastiwada zu verschmelzen. Die Sutrantawada, sonst auch Sangaramawada genannt, ist die letzte Schule, welche sich in der Sarwastiwada gebildet hat; mit dieser in dem größeren Theile der Lehrpunkte übereinstimmend, verwarf sie nur die Autorität der Abidarma's, und folgte ausschließlich den Sudra's.

Solche Veränderungen hatten sich im Buddhismus zugetragen, als die Kaschmirischen Buddhisten den Entschluß faßten, eine Versammlung zur Festsetzung und Sanctionirung der Traditionen zu berufen; da sie indeß sämmtlich der Sarwastiwada angehörten, und die Versammlung hauptsächlich aus Kaschmirischen gelehrten Buddhisten bestand: so kann sie nicht als eine allgemeine für die damalige Buddhistische Welt gelten. Folgendergestalt lassen sich die Buddhistischen Schriftsteller über dieses Ereigniß vernehmen. Zur Beilegung der Meinungs-Differenzen, welche in der Buddhistischen Sanga herrschten, trat in Kaschmir, unter dem unmittelbaren Schutze Kanischka's eine Versammlung von Buddhisten zusammen, welche gegen 500 Mitglieder zählte. Der Fürst selbst erbot sich, dieselben während der Dauer der Sitzungen auf seine Kosten zu unterhalten, und andere Danapati unter den Großen eiferten ihm hierin nach. Es ward beschlossen, daß die Mitglieder der Versammlung ihre Meinungen hinsichtlich verschiedener Punkte der Buddhistischen Lehre vortragen sollten; diese Meinungen wurden von Aschwagoscha niedergeschrieben, und darnach in Rubriken oder Artikel zusammengestellt; um sie aber in ein System bringen zu können, legte man die Tschnjanaprastana, ein Werk Katyaniputra's, zum Grunde. Dieses Werk zerfiel in acht Grantas oder Theile, deren jeder eine besondere Gattung von Gegenständen behandelte, und demgemäß wurden auch die Meinungen

der Mitglieder classificirt, und jede an ihrem Orte eingeschaltet. Der Text Katyaniputra's blieb hierbei unversehrt, und nahm die erste Stelle in der Sammlung ein. Jede Granta und jede Unterabtheilung derselben beginnt mit dem Ausspruche der Tschnjanaprastana; darauf folgt entweder seine Erklärung, oder die Widerlegung anderer, ihm widersprechender Meinungen, oder die Entwickelung der verschiedenen Ansichten anderer berühmter Buddhisten über denselben Gegenstand, und zum Schlusse sind zuweilen besondere Artikel, unter der Bezeichnung „Kritik", angehängt, in welchen der einen oder der anderen Meinung der Vorzug gegeben wird. Diese Sammlung wurde Maha-Waibaschya genannt, oder kurzweg Waibaschya, d. i. ausführliche Erklärung, zum Unterschiede von der Upadescha oder der kurzen Erklärung. Sie besteht aus 100,000 Gatas oder Versen (in der Chinesischen Uebersetzung aus 20 Bänden), ist die reichhaltigste Compilation, welche in der alten Buddhistischen Literatur existirt, und in der Hinsicht besonders werthvoll, daß in ihr die Lehrpunkte und Fragmente aus längst verschwundenen Werken aufbewahrt worden sind. Der Hauptfehler der Waibaschya ist der Mangel einer strengen Methode in der Entwickelung, welcher aus dem Werke Katyaniputra's in sie übergegangen ist, und welcher sich bei der gewaltigen Ausdehnung des Werkes noch weit fühlbarer macht; die Artikel sind vermengt, und häufig wird mitten in der Auseinandersetzung irgend eines Lehrpunktes plötzlich von einem anderen geredet.

Den Schluß dieser Versammlung und die Art, wie die Waibaschya binnen Kurzem in Indien allgemein bekannt geworden, berichten die Buddhisten unter Beifügung zweifelhafter Umstände. Nach ihren Erzählungen war die Versammlung 12 Jahre mit diesem Werke beschäftigt, und als Alles vollendet war, bestimmten die Mitglieder, es sollte Keiner von den Theilnehmern die Gränzen Kaschmir's überschreiten, indem man besorgte, daß die Waibaschya, als der Schatz der wahren Lehre Buddha's, ein Gegenstand der Angriffe von Seiten der übrigen Buddhistischen Schulen werden möchte. Zur Erinnerung an diese Bestimmung wurde ein Denkstein mit folgender Inschrift aufgerichtet: „Von nun an dürfen Diejenigen, welche die Waibaschya, wie auch die Worte der acht Granta's (des Textes) und der Waibaschya (der Erklärung), annehmen, nicht über die Grän-

zen Kaschmir's hinaus gehen." Der Fürst hieß die Anordnung der Versammlung gut, und gebot, die Gata's der Waibaschya in kupferne Tafeln zu graben, und dieselben an einen Thurm zu hängen, welcher ausdrücklich für diesen Zweck erbaut wurde. Aber trotz der Vorsicht der Kaschmirischen Buddhisten wurde ihre Waibaschya bald in Indien bekannt. Der wegen seines Verstandes und seines unbegreiflichen Gedächtnisses bekannte Buddhist Waßaßubadra hatte nämlich von der Versammlung in Kaschmir vernommen, sich heimlich eingeschlichen, und allen Sitzungen derselben beigewohnt. Um keinen Verdacht zu erwecken, hatte er sich wahnsinnig gestellt, und zum Beweise dessen, als er einst in voller Versammlung die Ideen des Buddhismus erläuterte, sich unter höchster Verwunderung der Mitglieder auf den Ramajana berufen. Seitdem beachtete man ihn nicht weiter; er aber prägte während dessen den Text nebst den Erklärungen der Waibaschya seinem Gedächtnisse ein, und kehrte, als die Versammlung geschlossen wurde, nach Indien zurück, wo er zum großen Kummer der Kaschmirischen Lehrer die ganze Waibaschya veröffentlichte.

Die Spaltungen im Buddhismus, welche die Ursache unablässigen Streites unter seinen Anhängern waren, trugen andererseits dazu bei, Bildung unter ihnen zu verbreiten, und die Blüthe Buddhistischer Gelehrsamkeit zu fördern; der Geist der Forschung und der Dialektik bildete Schriftsteller, welche eines verdienten Ruhmes genossen; dazu kamen häufige Conflicte mit den Anhängern der anderen philosophischen Schulen Indiens, durch welche die Buddhisten genöthigt wurden, sich mit der Lehre dieser Schulen näher bekannt zu machen. Leider ist eine Menge von Schriften der alten Buddhisten nicht in die Uebersetzungs-Literatur der Chinesischen Buddhisten übergegangen, und von denen, welche übersetzt worden sind, gehört ein großer Theil nur den gelehrten Anhängern der Sarwastiwada an; überdies aber sind über die Verfasser dieser Werke nur äußerst wenig biographische Nachrichten vorhanden.

Die ältesten Werke, welche in der Buddhistischen Literatur erschienen sind, gehören, wenn man aus den Namen ihrer Autoren einen Schluß ziehen darf, den Zeiten Buddha's selbst an; zwei derselben werden Schariputra und eins Mongaljama zugeschrieben. Von den Werken Schariputra's trägt das eine, genannt Abidarma Sangitiparyaja oder Abidarma über ver-

schiedene Gegenstände (2 Bände), principielle und moralische Gegenstände der Buddhistischen Lehre in aufzählender Weise vor; das andere, Schariputra Abidarma (3 Bände), entwickelt dieselben methodisch. Mongaljama wird Abidarma Darmaskandapada oder Abidarma über geistliche Gegenstände (1 Band) beigelegt; dieses ist ein Werk von der Gattung der Upadescha's oder der erläuternden Tractate zu dem Texte der Ueberlieferung: im Anfange eines jeden Capitels werden die Aphorismen Buddha's angeführt, und darauf ausführlich entwickelt, — und da Mongaljama wegen seiner Vorliebe für das beschauliche Leben bekannt war, so ist denn auch in seiner Abidarma diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Allein dieses Werk sowohl, als die Tractate Schariputra's, tragen wenigstens in ihrer gegenwärtigen Gestalt deutliche Kennzeichen eines späteren Ursprunges. — Im dritten Jahrhunderte nach Buddha's Tode erschien ein Werk des gelehrten Katyaniputra, bekannt unter dem Namen Abidarma Tschnjanaprastana, d. i. Abidarma, welche Wissen verkündigt, (3 Bände); in ihr sind die Udana's oder abgekürzte Verse zum Grunde gelegt, welche nach der Reihe erläutert werden. Diese Abidarma zerfällt in acht Theile mit 44 Capiteln. Im ersten Theile bezieht sich Katyaniputra auf mancherlei Gegenstände, welche damals die Buddhisten beschäftigten; im zweiten redet er von den Leidenschaften; im dritten von der Weisheit und ihren mannichfaltigen Gestalten; im vierten von den Tugenden und Lastern; im fünften von der materiellen Welt; im sechsten von den moralischen und physischen Organen des Menschen; im siebenten von der Beschaulichkeit und ihren verschiedenen Stufen; im achten und letzten von den falschen Betrachtungsweisen oder Theorieen. Bald nach dem Auftreten der Schulen Watsiputra's und Machißawaka's schrieb der Buddhist Dewaschrama den Tractat Widyanakajapada oder von den sechs Empfindungen; im ersten Theile dieses Werkes widerlegt der Autor die Lehre der Schule Machißawaka's, nach welcher Alles, was vergangen ist, und was künftig sein wird, durchaus nicht ist; darauf greift Dewaschrama die Theorie Watsiputra's von der Unvergänglichkeit der Seele an; der Rest des Werkes untersucht die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Empfindungen. Ihm entgegnete der Koschambische Buddhist Kuwa durch seinen Tractat über die

Wahrheit der Buddhistischen Lehre, in welchem er die Existenz des Ich oder einer unveränderlichen Seele bewies. Und seitdem hat die Polemik über diesen Gegenstand bis in die spätesten Zeiten des Buddhismus nicht aufgehört.

Die Zeiten, welche an die Regierung Kanischka's grenzen, bilden die blühendste Periode der Buddhistischen Literatur. Unter den gelehrten Buddhisten jener Zeit gebührt der erste Platz Waßumitra, der bedeutendsten Autorität in der Sarwastiwada nach Katyaniputra. Sein bekanntestes Werk ist Abidarmaprakaranapada oder Zusammenstellung der verschiedenen Artikel nach den Abidarma's (2 Bände), in welchem durch Fragen und Antworten sämmtliche Gegenstände erklärt werden, welche in den Abidarma's enthalten sind. Ein anderes Werk desselben, von geringem Umfange und unter dem Titel Datukajapada oder: von den Sphären der sensuellen und der intellectuellen Thätigkeit, ist ein Auszug des vorigen; der Text besteht aus Udana's, denen kurzgefaßte Erklärungen beigefügt sind. Auch eine Sammlung der verschiedenen Grundartikel (1 Band) wird Waßumitra zugeschrieben. Darmottara aus Kantara stellte 300 Gata's auf, in welchen er alles in den Abidarma's Enthaltene kurz zusammenfaßte und mit einer kurzen und verständigen Erklärung begleitete; dieses Werk heißt Abidarma chridaja oder das Herz der Abidarma's (4 Bücher). Bald erschienen Erklärungen desselben von anderen Buddhistischen Schriftstellern, so von Upaschanti in 8000 Gata's (6 Bücher) und von Darmatrata, welcher seine Erklärung Waibaschya oder die ausführliche (1 Band) nannte. Darmatrata schrieb außerdem 5 Bücher Verse, in welchen er die schwermuthvollen Anschauungen des Buddhismus besang und die Vollkommenheit der Befreiung vom Leiden pries; diese Verse sind der beste Ausdruck der Buddhistischen Weltanschauung, und von der Empfindung einer tiefen Trauer durchdrungen. Goscha schrieb Abidarmaamritaschastru oder Nektar der Abidarma's in 2 Büchern, und Upatischya einen Tractat über die Pratimokscha oder den Weg zur Befreiung von den Leiden (1 Band), in welchem er die drei Grundlagen der Buddhistischen Selbstvervollkommnung, d. i. die Beobachtung der Sittengebote, die Beschaulichkeit und die Philosophie behandelte. In demselben Geiste ist das Werk Sangapala's über den geistlichen Kampf (6 Bücher) geschrieben, welches zugleich in meh-

reren Auszügen vorhanden ist. Ueberhaupt aber hat in den beiden letzten Werken die Beschaulichkeit der Buddhisten ihre volle Entwickelung erhalten sammt allen ihren mystischen Visionen, wie sie durch die Macht der Selbstversenkung heraufgerufen werden. Waßubarma endlich verfaßte einen speciellen Tractat in 4 Büchern, über die vier Grundwahrheiten der Lehre Buddha's, indem er dieselben im Geiste der Mahasangika erläuterte, während Sangarotscha in 4 Büchern Nachrichten über das Leben Buddha's sammelte.

Den Buddhistischen Berühmtheiten, welche unter der Regierung Kanischka's aufgetreten sind, muß man auch Buddamita und Aschwagoscha beizählen. Ersterer, aus der Kaste der Waischja entsprossen, war bekannt als Dialektiker, und zu seiner Zeit war der Fürst des Landes, in welchem er lebte, dem Buddhismus nicht günstig. Man erzählt nun, daß Buddamita, welcher die Meinung des Fürsten umzuwandeln wünschte, den Entschluß gefaßt habe, durch jegliches Mittel dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und daß er, so oft der Fürst seinen Palast verließ, mit einer rothen Fahne in den Händen vor demselben her gelaufen sei. Dennoch erreichte er seinen Zweck nicht früher, als nach zwölf Jahren. Da der Fürst erfahren hatte, daß Buddamita zur Klasse der fahrenden Philosophen gehörte, welche sich mit gelehrten Disputationen beschäftigten, so gestattete er ihm einen Kampf mit den Brachmanen zu bestehen, und Buddamita trug über alle den Sieg davon, indem er das Thema bewies, daß der Raum, welchen manche Philosophen Indiens als den einzigen Grund alles Daseins betrachteten, keine Realität hätte. Der Fürst selbst war anfänglich geneigt gewesen, sich mit dem Buddhisten in eine Disputation einzulassen, Buddamita jedoch hatte einen so gefährlichen Kampf geschickt vermieden, indem er den Fürsten zum Kampfrichter erwählte und damit über die Parteien stellte. Auch dadurch ist er bekannt, daß er einen Nirgranta zum Buddhismus bekehrte, welcher sich mit Wahrsagerei beschäftigte, und welcher in der Folge einen Lobgesang auf Buddha in 500 Gata's schrieb. Buddamita wird ein kleines Werk zugeschrieben, welches kurze Regeln der Contemplation enthält. Den Rest seines Lebens brachte er in dem Kaschmirischen Gebirge Kapina zu, und zeichnete sich durch Cynismus aus; auch besuchte ihn der Fürst selbst in dieser Einsamkeit.

Aschwagoscha war eine historische Persönlichkeit; seitdem indeß die Mahajana ihn in die Reihe ihrer Vertheidiger gestellt hat, ist er räthselhaft geworden. Er lebte schon vor Nagartschuna, mit welchem die Mahajana begann; die Jogatscharikar aber bekleideten ihn — wahrscheinlich wegen des Ruhmes, dessen er zu seiner Zeit genossen hatte — mit dem Range des Bodißatwa, und gaben unter seinem Namen mehrere Werke heraus, welche einer späteren Zeit angehören. Aschwagoscha stammte aus Waranaßi; er war durch Gelehrsamkeit und ausgebreitete Kenntnisse berühmt, hatte die Weda's gelernt, die sechs Schastra's oder die Bücher, welche die Lehren der sechs brachmanischen Hauptschulen enthalten, die Wyakarana oder die Wissenschaft des Wortes, und stand in dem Rufe eines der ersten Literaten und Dialektiker seiner Zeit. In den Disputationen war er stets Sieger: „Es gab," sagt sein Biograph, „keine Frage und keinen Einwurf, welche Aschwagoscha nicht entschieden oder widerlegt hätte; er warf seine Gegner so kräftig zu Boden, wie der Sturmwind morsche Bäume zerbricht." Aschwagoscha war Pantheist, indem er in Allem, sowohl im Menschen, als in der sichtbaren Welt, und sogar im geringsten Gräschen, ein einziges allgemeines Leben erkannte. Er ließ sich in Streitigkeiten mit den Buddhisten ein, und überwand sie glücklich, ja, das letzte Mal bestimmte er als Preis seines Sieges, daß die Buddhisten fernerhin nicht, wie es in ihren allgemeinen Zufluchtsstätten gebräuchlich war, auf ein Brett oder eine Glocke schlagen sollten. Hinsichtlich der Art, wie Aschwagoscha Buddhist geworden, erzählt man allerlei zweifelhafte Einzelheiten; die Ehre seiner Bekehrung aber wird von den Buddhisten Baschba beigemessen. Baschba, sagen sie, ging aus Kaschmir nach Mittelindien, und es gelang ihm, Aschwagoscha nicht durch die Gabe der Rede, sondern durch eine geschickte Wendung der Disputation zu überwinden. In Gegenwart des Fürsten nämlich und einer Menge von Zuhörern nahm Baschba, als Gast und als der Aeltere, das Recht, zuerst zu reden, für sich in Anspruch, worein Aschwagoscha ohne Schwierigkeit willigte, weil er erwartete, daß sein Gegner irgend eine Thesis aus der Buddhistischen Lehre hinstellen würde. Baschba aber ließ, nachdem er die Erlaubniß, zu reden, erhalten, mit lauter Stimme folgenden Ausruf ertönen: „Der Erdkreis sei im Weltall, der erhabene Herrscher lebe lange und das Volk

sei reich und glücklich!" Eine so unerwartete Exclamation Baschba's verwirrte Aschwagoscha vollständig, denn nach den Regeln der Disputation mußte er entweder die Worte seines Gegners widerlegen oder sich für besiegt erklären; er zog das Letztere vor und wurde, in Folge vorgängiger Verabredung mit Baschba, Buddhist. Nachdem er die neue Lehre angenommen, vertauschte Aschwagoscha Benares mit Puschpapura und weihte seine Talente und seinen Eifer dem Dienste des Buddhismus. Diesem wünschte er auch durch seine musikalischen Fähigkeiten, welche die weltliche Erziehung in ihm ausgebildet hatte, zu nützen, componirte zu dem Ende eine musikalische Piece besonderer Gattung in einer schwermüthigen Tonart, und warb eine Truppe von Sängern und Sängerinnen an. Von ihnen umringt, und selbst mit einem weißen Gewande angethan, spielte und sang Aschwagoscha auf den Plätzen Puschpapura's, unter Guitarren-, Lauten-, Glocken- und Trommelbegleitung, im Chore sein Lied: „Alles schwindet, Phantomen gleich, im Weltall dahin, und Leiden drohen dem Menschen im Erdenthale und in der Geister Behausung. Eitel ist der Leib und trugvoll, wie die Schilfpalme: heimlich ist er unser Feind und unversöhnlich; gefährlich ist's, ihm zu nah'n, sich ihm zu befreunden: ein Gefäß ist er, mit Schlangen gefüllt. Darum zürnte Buddha dem Leibe." Durch die Neuheit der Musik und der Worte angezogen, blieben die Vorübergehenden stehen und hörten Aschwagoscha zu; die Kunde von seinen öffentlichen Concerten erfüllte bald die ganze Stadt, und mehrere Ratschaputra, welche die Melodie und der Inhalt des Gesanges ergriffen hatten, verließen die Welt und wurden Buddhisten. Sobald aber der Fürst die verderblichen Folgen des musikalischen Proselytismus Aschwagoscha's sah, gebot er ihm, seine Concerte einzustellen und untersagte ihm überhaupt die fernere Anwendung der Laitschachara oder der von ihm erfundenen Melodie. Von Puschpapura wanderte Aschwagoscha nach Kaschmir, ohne daß jedoch seine Lebensbeschreiber über die Umstände einig wären, welche ihn bestimmen konnten, die Hauptstadt Magada's zu verlassen. Nach den Erzählungen Einiger belagerte Kanischka während seines Feldzuges in Indien Puschpapura und verlangte von der Stadt drei Lak Gold, d. h. 300,000 Goldmünzen, als Contribution; da aber der damalige Fürst eine so große Summe nicht in seiner Baarschaft hatte, so bot er Kanischka anstatt derselben drei unschätzbare Dinge

an: die Schaale Buddha's, den gelehrten Aschwagoscha und ein Huhn, welches kein Wasser mit Insecten trank. Kanischka willigte ein, nahm diese Geschenke und führte Aschwagoscha mit sich hinweg. Nach einer anderen, weniger sinnreichen Erzählung dagegen begab sich Aschwagoscha auf die Bitte der Kaschmirischen Versammlung nach Kaschmir, wo er auch den Rest seines Lebens in der besonderen Achtung und Gunst des Fürsten zugebracht hat. Unter den ihm zugeschriebenen Werken erscheint am meisten authentisch der Lobgesang auf Buddha (5 Bücher), welcher, in Versen abgefaßt, die Hauptbegebenheiten aus dessen Leben besingt, und welcher in der Buddhistischen Welt eine solche Berühmtheit erlangte, daß man Bruchstücke aus ihm sogar vor dem Tempel Buddha's anstatt der Gebete absang.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. G. lebte der Buddhist Charibarma. Er stammte aus der Brachmanenkaste, und hatte ursprünglich der Schule Sankja angehört, später aber die Lehre Kapila's verlassen, und Buddha's Lehre in der Gestalt angenommen, in welcher sie von den Anhängern der Schulen des alten Buddhismus vorgetragen wurde. Seine Lebensumstände sind unbekannt; dagegen ist sein Tractat „Ueber das Wahre," welcher auch in's Chinesische übersetzt worden, die einzige ziemlich vollständige Quelle für die Kenntniß der alten Buddhistischen Meinungen, im Gegensatze zu den Principien der Sarwastiwada. Dieser zwei Bände füllende Tractat zerfällt in 202 mäßige Kapitel, in welchen der Verfasser zuerst die Meinungen der anderen Schulen anführt, ihre Grundlehren auseinandersetzt, darauf dieselben widerlegt, und schließlich seine eigene Ansicht entwickelt; daher zeichnet sich dieses Werk durch Consequenz aus, welche vielen Buddhistischen Schriften mangelt.

Um die Zeit der Geburt Christi stand der Buddhist Waßubandu in großem Rufe, und sein Name ist bei den Buddhisten so angesehen, daß er den Glanz aller früheren Berühmtheiten verdunkelt. Zuerst Anhänger der Sarwastiwada, sodann Jogatschariker, nimmt er sowohl in der Chinajana, als in der Mahajana eine geachtete Stellung ein. Er war der Sohn eines Brachmanen, Namens Koschiki, welcher in der Hauptstadt Kantara's, Puruschapura (jetzt: Peschawer), lebte; dieser hatte drei Söhne, deren ältester unter dem Namen Aßanki oder Aryaßangi bekannt war, und

im Buddhismus die Schule Jogatschara gründete; von dem zweiten wissen wir nichts; der jüngste aber war Waßubandu. Nachdem er Buddhist geworden, wandte er sich zur Lehre der Sarwastiwada, studirte den Codex dieser Schule, und machte sich als gewandten Dialektiker bekannt. Er verließ seine Vaterstadt, und begab sich in das eigentliche Indien, wo er in Wikramaditya, dem Beherrscher von Aiodya, einen Beschützer fand, welcher seine Gesinnungen gegen ihn niemals änderte; desgleichen war nach dem Tode dieses Fürsten sein Sohn und Nachfolger, Praditya, nicht weniger günstig gegen Waßubandu gestimmt, und bat ihn sogar, für immer in Aiodya zu bleiben, weshalb denn auch Waßubandu sich größtentheils hier aufhielt. Sein Lehrer war Buddamitra gewesen, welcher auch in Aiodya lebte, und ebenfalls dem Brachmanengeschlechte entsprossen war. Aus einer Stadt Indiens in die andere wandernd, überwand er die Madjamiker und die Indischen Philosophen, indem er sie sowohl in mündlichen Disputationen, als in polemischen Schriften bekämpfte. Sein Biograph erzählt einen Vorfall, auf dessen Veranlassung er eine Widerlegung der Lehre Kapila's geschrieben hat. Ein Anhänger derselben, Namens Ischwara-Krischna, hatte nämlich die Schastra Sankja an vielen Stellen unrichtig und viel zu umfangreich gefunden (sie bestand aus 60,000 Gata's), sie deshalb verbessert, und auf 70 Gata's verkürzt; darauf ging er in die Haupstadt Aiodya's und rührte, durch die Straßen der Stadt ziehend, die Disputations-Trommel. Wikramaditya berief ihn in den Palast, und fragte ihn, mit Wem er zu disputiren begehrte. „Herr", antwortete ihm Ischwara, „als Gebieter dieses Reiches bevorzugest Du weder die Schramanen, noch die Brachmanen: gestatte mir, mit den Anhängern des Schakja zu kämpfen, und möge der Besiegte seinen Kopf verlieren." Der Fürst willigte in Ischwara's Verlangen und gebot, den dortigen Buddhisten zu eröffnen, daß Einer von ihnen sich zur Disputation mit diesem Anhänger Kapila's zu stellen hätte. Nun befand sich aber zufällig damals weder Waßubandu, noch ein anderer gelehrter Buddhist in Aiodya, mit alleiniger Ausnahme Buddamitra's, des Lehrers Waßubandu's, welcher zwar ein gelehrter Mann, aber durch das Alter an Leib und Geist geschwächt war. Er wollte die Disputation ablehnen, allein Ischwara blieb bei seiner

Forderung. Am bestimmten Tage füllte sich der Saal der Disputation mit Zuhörern; bald erschien auch Wikramaditya. Sobald der Fürst geboten hatte, die Disputation zu beginnen, richtete Ischwara an Buddamitra die Frage, wer von ihnen zuerst reden sollte. „Ich bin allumfassend," antwortete ihm Buddamitra mit Stolz, „wie der Ocean; Du aber bist ein Erdkloß, welcher in das Meer geworfen ist, und in seiner unermeßlichen Ausdehnung verschwindet. Wähle, was dir beliebt." Ischwara überließ ihm das erste Wort, und Buddamitra stellte eine Thesis von der Endlichkeit alles Daseienden auf: „Alles, was den Formen des Daseins (dem Entstehen, der Veränderung und dem Aufhören) unterliegt," hob er an, „wird augenblicklich vernichtet; jede Erscheinung, sobald sie geboren ist, verschwindet auch wieder." Und er erhärtete seine Behauptung durch verschiedene Beweisgründe. Ischwara hatte seinem Gegner aufmerksam zugehört, hatte, als dieser seine Rede beschloß, alle Worte desselben behalten, und widerlegte sie systematisch und überaus gründlich. Dagegen konnte Buddamitra, ungeachtet aller seiner Anstrengung, sich nicht der ganzen Rede Ischwara's erinnern, fand keine Entgegnung und mußte sich überwunden bekennen. Dem Vertrage gemäß war sein Leben verwirkt: der siegreiche Ischwara rettete ihn. „Ich will dich des Lebens nicht berauben," sprach er, „weil du ein Brachmane bist, wie ich; statt dessen aber will ich, zum Zeichen meines Sieges, vor der ganzen Versammlung dir einige Peitschenhiebe geben;" — und zugleich that er, wie er gesagt. Freigebig beschenkte der Fürst Ischwara; doch dieser schenkte alles empfangene Gold den Armen und zog sich in das Gebirge zurück. Als die Kunde von dieser Begebenheit zu Waßubandu gelangte, eilte er augenblicklich nach Aiodya, entschlossen, durch eine persönliche Disputation mit Ischwara den Ruf der Buddhistischen Gelehrsamkeit wieder herzustellen; allein bei seiner Ankunft in Aiodya erfuhr er, daß Ischwara schon todt war, und so schrieb er denn im Unwillen 70 Gata's zur Widerlegung der 70 Gata's Ischwara's, und erklärte nach Beendigung dieses Werkes, es wäre die Schmach, welche den Buddhisten in der Person Buddamitra's widerfahren, nunmehr völlig abgewaschen.

Unter seinen übrigen Beschäftigungen studirte Waßubandu unablässig die Waibaschya, und trug ihre Lehre seinen Schülern vor;

er hatte dieselbe in 600 kurze Gata's zusammengezogen, deren jede den Gegenstand einer besonderen täglichen Lection ausmachte. Waßubandu's Biograph erzählt, er habe diese Gata's in Kupfertafeln gegraben, und nebst 50 Pfund Gold nach Kaschmir an die dortigen Waibaschiker gesandt, die Gata's zur Prüfung, das Gold zum Geschenke; die Kaschmirischen Buddhisten aber haben seine Gata's einstimmig gebilligt, und nur wegen ihrer ungemeinen Kürze und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit des Verständnisses den Wunsch geäußert, der Verfasser möchte noch eine Erklärung derselben schreiben. Mit dieser Antwort haben sie die Tafeln an Waßubandu zurückgeschickt, und dieser in Folge dessen eine Erläuterung seiner eigenen Gata's abgefaßt. Es muß bemerkt werden, daß er bei deren Zusammenstellung den Zweck hatte, Alles in sie aufzunehmen, was in den Abidarma's enthalten und im Geiste der Waibaschya entwickelt ist, woher sie denn auch den von Darmottara aufgestellten Gata's sehr ähnlich sind. Als er die Erklärung der Gata's vollendet hatte, nannte Waßubandu seine Arbeit Abidarmakoscha oder Schatzkammer der Abidarma's (3 Bände). Das Werk ist in acht Theile getheilt: im ersten ist die Rede von den Sphären, d. i. den vier Elementen, den sechs Empfindungen u. s. w.; im zweiten von den sittlichen und sinnlichen Organen des Menschen; im dritten von der materiellen und der intelligiblen Welt; im vierten von den Handlungen; im fünften von den Leidenschaften; im sechsten von den Mitteln zur Befreiung von den Leiden; im siebenten von der Weisheit; im achten von der Beschaulichkeit. In Gestalt einer Beilage ist hiermit ein Tractat „Ueber die Nichteristenz einer selbständigen Seele" verbunden. Obgleich nun die Erklärung der Gata's im Geiste der Sarwastiwada gehalten war, so hatte doch Waßubandu sämmtliche Punkte ihrer Lehre, welche ihm unbegründet oder zweifelhaft erschienen, nach den Grundsätzen der ihr entgegenstehenden und nur den Sudra's folgenden Schulen verbessert, und es waren daher die Kaschmirischen Buddhisten, als ihnen die Koscha bekannt wurde, über Waßubandu's Angriffe auf die Waibaschya tief erbittert. Einer von ihnen, Sangabadra, unternahm sofort die Abfassung einer besonderen Erklärung über die Gata's der Koscha, in welcher er die Meinungen der Waibaschya vertheidigte; er nannte seine Schrift „Hagel auf die Koscha", dieselbe erhielt jedoch später eine andere Benennung, unter welcher sie noch

jetzt existirt, nämlich: Nyaja anußaraschastra oder mit der Wahrheit übereinstimmender Tractat. Derselbe bildet in der Chinesischen Uebersetzung acht Bände, und kann, abgesehen von seiner Vorliebe für die Sarwastiwada, als ein vorzügliches Mittel betrachtet werden, um die Meinungen der verschiedenen im alten Buddhismus vorkommenden Schulen kennen zu lernen; vor der Waibaschya hat er den Vorzug, daß er bei der Entwickelung der Gegenstände einer strengeren Ordnung folgt, und nicht, wie die Waibaschya, mit einem überflüssigen Wortreichthume überladen ist. In der Folge kürzte Sangabadra die Nyajaanußara ab, indem er den polemischen Theil fortließ, und nannte die Abkürzung Prabaßamaja (4 Bände), womit er andeuten wollte, daß in derselben allein die Lehre der Waibaschya ausgelegt würde. Mit den schriftlichen Widerlegungen Waßubandu's noch nicht zufrieden, lud Sangabadra diesen zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, bei welcher er hoffte, dessen Meinungen öffentlich widerlegen zu können. Waßubandu nahm jedoch die Einladung nicht an. „Ich billige Deine Absicht," antwortete er, „allein ich bin schon alt. Als ich die Widerlegung der Waibaschya geschrieben hatte, forderte ich Dich zu keinem persönlichen Wortwechsel auf; Du hast eben so gegen mich geschrieben: wozu also mich zur Disputation herausfordern? Die Verständigen werden entscheiden, auf wessen Seite die Wahrheit sei." Auch in Aiodya selbst, wo Waßubandu lebte und schrieb, erfuhr seine Koscha eine scharfe Kritik. Ein Brachmane nämlich, Namens Waßurata, ein gelehrter Wyakaraniker und Schwiegersohn des Fürsten, beleuchtete die Gata's der Koscha und bewies, daß sie den Gesetzen der Wyakarana widersprächen; Waßubandu aber schrieb als Entgegnung einen Tractat, in welchem er alle Artikel und Behauptungen der Wyakarana verwarf.

Von den übrigen Schriften Waßubandu's reden wir hier nicht, denn sie gehören schon der Schule Jogatschara an. Es ist nicht bekannt, wann, und wodurch bewogen, er auf die Seite der Mahajana getreten ist, ob in Folge des Hasses seiner Gegner von der Waibaschya, oder auf Zureden seines Bruders Arjasanga. Jedenfalls erhielt die Abidarmakoscha sehr bald eine hohe Autorität im Buddhismus, also daß ihr Studium die Grundlage bildete nicht allein für die Anhänger der Chinajana, sondern selbst der Ma-

hajana. Der Stil dieser Schrift wird von den Buddhisten als ausgezeichnet betrachtet, nnd ihr Ausdruck kann als ein Muster der Kürze und Bestimmtheit gelten. Waßubandu starb in Aiodya im Alter von achtzig Jahren. Mit seinem Tode beschließen wir den historischen Ueberblick der Chinajana, weil die späteren Bewegungen in derselben theils völlig unbekannt, theils zu unerheblich sind. Wir haben nur noch beizufügen, daß sie selbst in neuen Ländern Anhänger gefunden hat, wo der Buddhismus niemals zuvor geblüht hatte: im östlichen und im westlichen Turkestan, in Kabul, auf Ceylon und anderen Inseln des südlichen Meeres; in unseren Tagen aber lebt die Chinajana nur noch in ihrer Literatur.

Die

Gelübde der Buddhisten

und

die Ceremonie ihrer Ablegung

bei den Chinesen.

Vom

Archimandriten

O. Gurius.

Die Gelübde der Buddhisten und die Ceremonie ihrer Ablegung bei den Chinesen.

Die Gelübde nehmen im Buddhismus eine wichtige Stellung ein, denn sie sind für die Buddhisten der unerläßliche Ausgangspunkt „des großen Werkes der Selbstvervollkommnung." Nach Vollkommenheit streben, ohne die Gelübde abgelegt zu haben, heißt nach ihrer Meinung eben so viel, wie „einen Brei aus Kies kochen, anstatt aus Reis," d. i. sich ganz vergeblich bemühen. Daher geschieht die Ablegung der Gelübde mit möglichster Feierlichkeit, und bildet eine Epoche, — einen frohen Festtag im Tempel. Diejenigen, welche der Ablegung der Gelübde gewürdigt worden sind, freuen sich, daß sie des Schlüssels zur Vollendung theilhaftig geworden seien, daß von nun an ihre Arbeit an der Herzensreinigung nicht mehr vergeblich sein würde. Die Anderen aber, in deren Hände sie das Gelöbniß thun, freuen sich, daß „sie thätige Verwalter und Spender des wahren Schatzes gewesen seien, daß sie ihr Gelübde erfüllen, die Geschöpfe zu erleuchten."

Während ich unter der Leitung eines mit seiner eigenen Angelegenheit ziemlich vertrauten Cheschan das Buddhistische Ceremonial las, habe ich gesehen, daß die Gelübde der Buddhistischen Einsiedler nicht ohne Interesse sind, und daß aus ihnen klar wird, 1) was die Buddhistischen Einsiedler, als eine Gesellschaft mit dem Anspruche auf höhere Vollkommenheit, und 2) was der Buddhismus, als Lehre und als Mittel zur Selbstvervollkommnung, eigentlich seien. In der Ceremonie des Gelöbnisses concentrirt sich, wie in einem Focus, vieles von Dem, was im Buddhismus interessant ist, und wird der Gesichtspunkt deutlich bestimmt, von welchem aus die Buddhisten das Gute betrachten, nach welchem der Mensch dürstet, und das Böse, welches auf ihm lastet. Ich habe mir deshalb die Aufgabe gestellt, diese Gelübde möglichst klar und kurz darzulegen.

Bevor ich indeß beginne, halte ich es für nöthig, einige Worte über das Ceremonial selbst und über meine eigene Darstellung zu sagen.

Das von mir gelesene Ceremonial ist nach den Anforderungen der Umstände zusammengestellt worden in den schlechtesten Zeiten des Buddhismus, als es in China noch keine berühmte Vertheidiger der Lehre gab und keine eifrige (geistliche) Streiter, wie unter der Dynastie Tan; als nicht nur Männer selten waren, welche die Lehre auslegen konnten, sondern sogar die Ceremonie selbst in Vergessenheit gerathen war. Neben dem leichtfertigen Leben und der schwachen Bildung der Häupter des Buddhismus war in demselben unmerklich eine Menge von Gewohnheiten aufgekommen, welche dem Geiste der Grundlehre zuwider waren, und selbst da, wo man die Vorschriften noch genau beobachtete, hielt man sich doch nur an ihren Buchstaben, indem man den Zweck vollständig vergessen hatte, welchem die eine oder die andere Anordnung dienen sollte. Um Irrthümer zurückzuweisen, Mißbräuche zu beseitigen, und überhaupt die Sache in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, stellte im 17. Jahre der Regierung Schun-tschi's ein gewisser Zse-sjan unter der Leitung des berühmten Cheschan Du-ti*) ein Muster-Ceremonial zusammen, ließ es in Zsin-lin (nahe bei Nanking) drucken, und übergab es als eine Anleitung, dem allgemeinen Gebrauche. Dieses Ceremonial zeichnet sich durch Vollständigkeit und strenge Genauigkeit aus; es erläutert sowohl die Form, als den Gedanken der Handlungen, und führt stets Stellen Buddhistischer Bücher zum Beweise der Gesetzmäßigkeit des Thuns an; für den Geschichtschreiber des Buddhismus in China aber hat es deswegen einen besonderen Werth, weil es merkwürdige Documente über den damaligen Zustand des Buddhismus beibringt. Seinem Geiste nach gehört es der höhern Lehre (Zi-ßin) an, und ist vielleicht eben darum mehr unter den sogenannten Beschaulichen (Zsun-sja) verbreitet; es trägt den Titel San-tan-tschuan-zse-tschen-fan, d. h. vorschriftsmäßige Form**) der Ablegung der drei Gelübde.

*) Die Buddhisten verdanken ihm einen Auszug des Winai und eine Menge ethischer Schriften und Auslegungen.

**) Bei den Chinesischen Buddhisten giebt es überhaupt drei Formen: Tschen-fan (die, welche ich darstellen will), I-fan und Chun-fan. Der Erklärung meines Cheschan zufolge liegt der Unterschied derselben mehr in der Ordnung, den Worten und der Action, als in dem Wesen der Handlung.

Der Ablegung der Einsiedlergelübde habe ich Einiges über die Weltlichen, ihre Gelübde und über die Buddhistischen Einsiedler vorausgeschickt, was mir zur Erklärung vieler übertriebener Lobeserhebungen hinsichtlich der Buddhistischen Einsiedler, so wie überhaupt zur Vollständigkeit einer Betrachtung des Buddhismus erforderlich schien. Es ist dieses nicht aus dem Ceremonial geschöpft, sondern die Frucht persönlicher Beobachtungen und meiner Unterredungen mit den Cheschan's, und wenn ich nach denjenigen Umständen urtheilen darf, welche ich mit den Büchern habe vergleichen können: so meine ich, es sei eben so zuverlässig, wie jede gedruckte Chinesische Nachricht.

Endlich wird vielleicht der Leser in meiner Darstellung Manches finden, was nicht so aufgefaßt oder bezeichnet wird, wie es in gelehrten Werken und periodischen Schriften (ich meine besonders die besten Europäischen Hülfsmittel zur Kenntniß des Chinesischen Buddhismus, wie: Journal asiatique, Mélanges asiatiques und Relation des Royaumes bouddhiques) verstanden und bezeichnet worden ist: — dieses hat den doppelten Grund, daß einerseits ich den Gegenstand nicht blos aus Büchern kennen gelernt, sondern meine Nachrichten an Ort und Stelle gesammelt und verificirt habe; andererseits aber mein Führer, als ziemlich gebildeter Chinese, unstreitig seine Muttersprache verstand, und, als Buddhist erster Klasse *), unbedingt seine eigene Lehre, wenigstens so weit kennen mußte, als es nöthig ist, um die Ceremonieen erklären zu können. Durch solche Gründe bestimmt, habe ich, — unbeschadet meiner hohen Achtung vor der Arbeit, dem Verstande und der Gewissenhaftigkeit Anderer, — die Sache so verstanden und benannt, wie es mir richtiger schien. Begreiflicherweise hat der Eine oder der Andere von uns sich geirrt: errare humanum est. Die Zeit und eine nähere Bekanntschaft mit den Gegenständen werden darüber entscheiden.

Der Wunsch, deutlich zu sein, hat ergänzende Erläuterungen unvermeidlich erscheinen lassen, welche theils als Randglossen unter den Text gesetzt, theils als Zusatz am Schlusse des Artikels angehängt sind.

*) Er gehört Bai-lin-ßow, dem ersten Kaiserlichen Tempel in Peking an, und ist, als Lehrer (Zsjao-schou), die dritte Person nach dem Oberen in demselben.

Die Grade der Buddhistischen Einsiedler.

Die Chinesischen Buddhisten zerfallen hauptsächlich in zwei Stände: in Ehelose, und in Solche, welche ein Familienleben führen. Von Letzteren heißen die verheiratheten Männer Jupoße*), und die verheiratheten Weiber Jupoi**), was nach der Uebersetzung aus dem Chinesischen einen Menschen von reinem, tadellosem Leben bezeichnet, einen Menschen, welcher dem Werke nahe steht, zu Diensten bereit ist. Der Ehelosen aber giebt es fünf Klassen: 1) Schami, Knaben; 2) Schamini, Mädchen, — welche vom siebenten Jahre an für das ehelose Leben vorbereitet werden, und im Tempel, unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung Eines aus der Brüderschaft, leben; 3) Schitschamono, Wittwen, oder Mädchen, welche unverheirathet geblieben sind, und mit der Absicht, in eine weibliche Buddhistengesellschaft einzutreten, sich in ihrem Hause mit der Bedeutung der Gelübde bekannt machen; endlich 4) Bikschu, Männer und 5) Bikschuni, Weiber, welche sich der Ehelosigkeit, der Einsamkeit und der practischen Aneignung des Buddhismus geweiht, und die Gelübde — unter Anderen auch das: von Almosen zu leben — abgelegt haben. Die beiden letzteren Klassen heißen in den Buddhistischen Büchern häufig mit einem gemeinschaftlichen Namen: Ssen, d. i. Gemeingut, Brüderschaft, Gesellschaft, weil in der Buddhistischen Brüderschaft (d. h. bei den Ssen) Alles, — Kleidung, Speise, Wohnung, Worte, Gedanken und Beschäftigungen, — gemeinsam und einerlei sein soll***).

Jede Klasse der beiden Stände hat besondere, ihrem Geschlechte und Alter angemessene Gelübde, deren Ablegung mit mehr oder weniger Feierlichkeit unter verschiedenen, für jede Klasse geeigneten symbolischen Handlungen stattfindet. Im Allgemeinen heißen sämmtliche Klassen „Schüler," „Nachfolger Buddha's (Di-zsui)", und sind nichts Anderes, als verschiedene Entwickelungsstufen der Denkkraft, oder besser gesagt, des Eifers, der Fähigkeit und der Bereitwilligkeit, die höhere, wahrhafte Lehre Buddha's sich anzueignen und zu verstehen.

*) Upaßika.

**) Upai.

***) Siehe: Fan-i-min-i-zsi, 4. Zsjuan, Artikel 13.

I. Die Weltlichen.

Für die Weltlichen, ohne Unterschied des Geschlechtes, giebt es bestimmte Tage und Fristen der Enthaltsamkeit (Tschoi).

1) Unter den Tagen sind besonders wichtig: a) der 8., 14., 15., 23., 29. und 30. Tag eines jeden Monats; *) b) Frühlingsanfang (Li-tschun), die Tag- und Nachtgleiche (Tschun-fuin), Sommersanfang (Li-sja), die Sommersonnenwende (Sja-tschi), Herbstanfang (Li-zju), die Tag- und Nachtgleiche (Zju-fuin), Wintersanfang (Li-dun), die Wintersonnenwende (Dun-tschi). **) An diesen Tagen, hat Buddha gesagt, umwandeln Indra's Diener (die Häupter der Geister, der Himmelsbewohner) unsichtbar den Erdkreis, und bestimmen, das unenthaltsame Leben des Menschen erwägend, ob er länger leben, oder seiner Sünden wegen sterben solle; den Guten und Enthaltsamen aber verleihen sie Glück. Darum ist es an den genannten Tagen höchst nothwendig, eine sorgfältigere Enthaltsamkeit und Erfüllung der Vorschriften zu üben, um auf solche Weise nicht nur dem Tode zu entrinnen, sondern auch gewissermaßen sich für die Zukunft mit Glück zu versehen. ***)

2) Die Fristen sind: a) die Enthaltsamkeit in jedem 1sten, 5ten und 9ten Monate. In diesen Monaten, hat Buddha gesagt, richtet das Haupt der Geister, welche den Angelegenheiten des Erdkreises vorstehen, seinen Zauberspiegel auf unsere Muttererde, und dieser Spiegel ist so rein, daß er nicht nur die Thaten und die Worte, sondern selbst die Gedanken der Menschen deutlich zurückstrahlt. Deshalb ziemt es dem Menschen, welcher Enthaltsamkeit liebt und gelobt hat, zu dieser Zeit dieselbe durch die That zu bewähren. †)

b) Die Enthaltsamkeit für das ganze Leben.

Die Gegenstände der Enthaltsamkeit sind nicht zahlreich, und die hauptsächlichsten namentlich: 1) die Geschöpfe nicht des Lebens berauben, 2) nicht stehlen, 3) nicht lügen, 4) die Vorschriften der Keusch-

*) Dieses heißt: die 6 Tage der Enthaltsamkeit. Es giebt auch 4 und 10 Tage, doch sind diese nicht so wichtig.

**) Diese Tage heißen: Die 8 Haupttage der Enthaltsamkeit.

***) Siehe: Zsjao-tschen-fa-schu unter den Monatstagen.

†) Diese Frist heißt: die 3 Monate fortgesetzter Enthaltsamkeit. Siehe: Zsjao-tschen-fa-schu unter dem Datum.

heit nicht verletzen; zweiten Grades: 5) keinen Wein trinken, 6) sich auf keinen Ruhesessel (Divan) setzen, 7) das Haar nicht mit Blumen schmücken (keine Blumenkränze tragen), 8) keine Lieder singen, nicht tanzen, und keine Volksschauspiele besuchen, und 9) Nachmittags keine Speise zu sich nehmen. *)

Uebrigens sind weder durch die Tage und Fristen, noch auch durch die Gegenstände der Enthaltsamkeit selbst Alle auf gleiche Weise gebunden. Sie gelten für Alle, aber Jeder wählt Gegenstand, Frist oder Tag der Enthaltung nach seinem Belieben, nach seiner Inbrunst, und zuweilen nach dem Ermessen eines Cheschan.

Buddha hat nicht verhehlt, daß die Gelübde der Weltlichen, auch bei ihrer pünktlichsten und eifrigsten Erfüllung, nicht über die Linie der Wiedergeburten hinausführen; nichts desto weniger sind sie wichtig in ihren Folgen, und unerläßlich zur Verbesserung seines Looses, denn durch sie kann man von den Wiedergeburten in Adach, in stummen, hungrigen Geistern und in Assur frei werden.

Gegenwärtig wählt man in China gewöhnlich die fünf ersten Regeln, gelobt aber ihre Erfüllung nur für die bestimmten Tage, so daß eine am 9ten Tage des Monats vollbrachte schlechte Handlung durchaus keine Sünde gegen das Gelübde in sich schließen wird; am 8., 14., 15. u. s. f. Monatstage dagegen das Gelübde übertreten, heißt — schwer sündigen.

Die Ablegung dieser Gelübde selbst geschieht entweder mit Pomp oder ganz einfach, mit Rücksicht auf den Reichthum und das Ansehen der Person, welche die Gelübde ablegt. Die ganze Pracht beschränkt sich übrigens auf die Menge der Räucherkerzen,**) welche bei dieser Gelegenheit verbrannt werden, und auf die Zahl der Brüderschaft, welche zur Feier und nachher zum Mahle geladen wird. Was die Ceremonie selbst betrifft, so ist sie für Alle unveränderlich dieselbe:

*) Dieses heißt: die 8 Hauptregeln. (Pa-guan-tschai-zse.) Siehe: Zsjao-tschen-fa-schu unter dem Datum.

**) Diese sind unseren Räucherkerzen ähnlich, wie man sie in den Apotheken aus Kohlenstaub, Styrax und sonstigen Specereien bereitet; nur werden die Buddhistischen Räucherkerzen nicht aus Kohle, sondern aus der pulverisirten Rinde eines Baumes gemacht. Sie sind rund, dünn und ½ Arschine lang, und werden bei den gewöhnlichen Opfern in ganzen Bündeln angezündet und in die Rauchfässer gestellt. Sie brennen nicht, sondern glimmen, und ihr Qualm ist für einen nicht daran gewöhnten Kopf höchst lästig.

nach der mündlichen, geheimen Unterweisung geht ein Cheschan mit zwei Aufsehern in den Tempel (Djan), wo der zu Weihende zunächst unter Anleitung der Aufseher die angezündeten Räucherkerzen aufstellt, und vor jedem Bilde Buddha's und der Bodißadwa's drei Verneigungen macht; darauf fällt er vor dem Hauptbilde Buddha's auf die Kniee und spricht, von dem Cheschan aufgefordert, das Gelübde aus: an „gewissen" Tagen „gewisse" Vorschriften erfüllen zu wollen; zum Schlusse macht er abermals drei Verneigungen, wobei er Buddha bittet, sein Gelübde zu hören.

Das häusliche Leben des neuen Buddhisten verändert sich in seinem Grunde durchaus nicht, vielmehr setzt er seine Gewohnheiten, seine Verbindungen und Bekanntschaften fort, wie früher, und es kommt im Hause nur das Bild Buddha's nebst einem Rauchfasse vor demselben hinzu. Nach der herrschenden Sitte ist er außerdem gehalten, wenigstens einmal in seinem Leben die Mitglieder der Gesellschaft zu bewirthen, und irgend Etwas zur Unterhaltung desselben in den Tempel zu bringen.

Der neue Buddhist kann beten (d. h. Lobgesänge zu Ehren Buddha's, der Bodißadwa's u. a. lesen und singen) so viel, und wie es ihm beliebt: es giebt in dieser Hinsicht weder Verpflichtung noch Verbot, *) und es genügt, wenn er am 1. und 15. Tage jedes Monats einige Räucherkerzen verbrennt. (Dieser fromme Gebrauch steht Jedem frei, auch wenn er kein Gelübde gethan hat.) An den Festtagen des Tempels (Kaimjao) jedoch, in welchem man die Gelübde abgelegt, gilt es für anständig, mit einer Opfergabe in demselben zu erscheinen. Vermögende Personen werden gewöhnlich von solchen Tagen durch ein Billet vorher in Kenntniß gesetzt; die Anderen mögen selbst an diese Tage denken und ohne Einladung erscheinen. In den Kaiserlichen Tempeln werden dergleichen Festtage ein- für allemal durch den Kaiser bestimmt; in den Privattempeln dagegen, namentlich auf dem Lande, wendet man überhaupt keine Billete an: das Volk weiß selbst, wann und wo ein Tempel geöffnet ist. Diese Feste fallen in den Frühling oder in den Herbst (in den vierten oder achten Monat), und es versammeln sich bei solchen Ver-

*) Besondere Gebete giebt es auch nicht. Der eifrige Weltliche lies't dasselbe, was täglich im Tempel gelesen wird.

anlassungen verschiedene Künstler in dem Tempel: Comödianten, Musikanten, Mährchenerzähler, Seiltänzer u. a., also daß der Tempelbesuch (Schao-sjan) mehr Zerstreuung und Vergnügen, als religiöse Eindrücke mit sich führt. Das Volk strömt stets in großer Menge herzu.

Nach Ablegung der Gelübde haben der Weihende und der Geweihte — außer den gewöhnlichen heilsamen Unterredungen über die Verkündigung Buddha's in der Hölle und bei den Drachen — keinerlei geistlichen Verkehr: wer Gelübde abgelegt hat, erfüllt sie, wie er kann, und bessert sich, im Falle einer Uebertretung, auch selbst, wenn er es für nöthig hält; denn weder der Weihende noch irgend ein Anderer aus der Brüderschaft ist verpflichtet oder im Stande, ihn an sein Gelübde zu erinnern. Vor der Weihung sagt man ihm ein- für allemal, was er von einer pünktlichen Erfüllung der Gelübde zu hoffen habe, und was geschehen werde, wenn er sie übertrete; damit hat der belehrende Verkehr ein Ende. Gesetzt, es fiele dem Geweihten ein, sich zu verheirathen: so verheirathet er sich mit wem und wie oft er will, ohne daß dieses die Brüderschaft oder den Weihenden im Entferntesten anginge; werden ihm Kinder geboren, sterben dieselben, verheirathet er sie, lehrt er ihnen Etwas so oder anders, stirbt er selbst: die Brüderschaft kümmert sich um dergleichen Dinge nicht.

Dem Gesagten widerspricht es nicht, wenn zuweilen sehr reiche Leute die Cheschan einladen, um durch eine gewisse Ceremonie die hungrigen Geister zu beschwichtigen, indem sie die Beschwörungen über den Verstorbenen (Fan-jan-kou) lesen. Dieser Gebrauch könnte abermals eine religiöse Verbindlichkeit für die Cheschan enthalten. Wenn man nämlich ihr Gelübde, „alle Creaturen zu retten" in Betracht zieht, so sind sie auf ergangene Einladung verpflichtet, zu erscheinen und der unglücklichen Seele des Entschlafenen Hülfe zu leisten, da nach ihren Begriffen die Seele, sobald sie sich vom Leibe trennt, wiedergeboren werden muß, aber von sogenannten hungrigen Geistern umgeben wird, welche sie nicht nur an der Wiedergeburt verhindern, sondern sie auch quälen und martern; in der Bekümmerniß über die leidende Seele des Vaters, der Mutter, Gattin, des Sohnes, überhaupt jeder geliebten Person, ruft man deßhalb die Cheschan herbei. Diese, sage ich, könnten nun die Verpflichtung haben, der Einladung zu folgen, und die Beschwörungen zu lesen; allein sie sind weder ver-

bunden, noch berechtigt, sich zu erkundigen, ob der Verstorbene Gelübde abgelegt, ob er an den Buddhismus geglaubt, und ob er ihm gehorcht habe. Nicht einmal bei allen ihren Mitbrüdern lesen sie diese Beschwörungen, und in der Regel geschieht dieses nur bei Dem, welcher irgend eine Verfügung zu Gunsten des Lesenden getroffen hat, oder bei Personen, welche im Tempel angesehen sind, und ihm namhafte Wohlthaten erwiesen haben. Ueberhaupt liegt in dem Lesen der Beschwörungen von Seiten der Cheschan mehr Eifer und Achtung, als Verbindlichkeit, und von Seiten der Einladenden Liebe zu dem Verstorbenen und ein Mittel, ihr Vermögen zu zeigen. Daher ist der Fall nicht selten, daß bei wohlhabenden und angesehenen Personen über der Leiche eines Verstorbenen die Beschwörungen gleichzeitig von Cheschan, Daoß und Lama's (d. h. von Mitgliedern verschiedener Secten) gelesen werden.

Die Buddhisten haben die Ueberzeugung, es sei ein großer Unterschied zwischen Solchen, welche die Gelübde abgelegt haben, und welche nicht. Nach ihrer Meinung erwächst zwar Diesen, wie Jenen, aus der Beobachtung gewisser Vorschriften, oder aus frommen Uebungen Nutzen, aber nicht in gleichem Grade; und ein gleich unordentliches Leben hat nicht für Beide gleiche Folgen. Angenommen, sie haben Beide gleichmäßig gesündigt, und Beide auf gleiche Weise die Wiedergeburt in stummen Creaturen, z. B. in Kameelen, Pferden u. dgl. verdient: so wird Derjenige, welcher die Gelübde abgelegt hat, in der Heerde eines Herrn wiedergeboren, bei welchem es stets mehr Futter, als Arbeit giebt; der Andere hingegen in der Heerde irgend eines Gewerbsmannes, wo dann der unglückliche Wiedergeborene das Schicksal hat, Steinkohlen, Kalk u. s. w. ziehen zu müssen, und nicht selten vor Hunger und Durst umfällt. Aehnlich verhält es sich mit den Wiedergeburten in einem besseren Zustande. Wenn z. B. für ein gutes Leben Beide die Wiedergeburt im Menschen verdient haben: so wird der Eine in einem Reichen, der Andere in einem Armen wiedergeboren; der Eine in einem Beamten, der Andere in einem gemeinen Manne.

Die Gelübde für die Weltlichen tragen den Charakter großer Nachsicht gegen die Schwächen des Menschen, und man darf sagen, daß Schakjamuni mit allen Mitteln gegen das Böse gekämpft und den Zweck gehabt habe, so viel wie möglich die Aus-

breitung des Lasters zu hemmen und seine verderblichen Folgen zu schwächen.

Indem er der Gewohnheit Rechnung trug und die äußerste Nachsicht übte, wollte er den Menschen zum Guten gewöhnen und allmählich dem idealen Ziele zuführen, welches sich nur seiner feurigen Einbildungskraft vorstellen konnte. Man kann indeß auch sagen, die Weltlichen seien für Buddha nur ein untergeordneter Gegenstand gewesen. Seine ganze Aufmerksamkeit, alle seine Hoffnungen concentrirte er auf die von ihm gegründete Einsiedlerverbrüderung: für sie bestimmte er sorgfältig Lebensweise, Beschäftigungen, Gegenstände und Ordnung des Nachdenkens; ihr übertrug er die Bewahrung und Ausbreitung seiner Lehre, und in diesem Sinne machte er sie zu einem Gegenstande der Verehrung.*) Da er aber der Brüderschaft alle Mittel zu einer unabhängigen Existenz genommen hatte, so mußte er sie auch vor dem Hungertode schützen; darum belästigte er die Weltlichen mit keinerlei Gebräuchen, liebkoste ihnen, verhieß ihnen mannichfaches Glück und ermahnte sie, dafür die von ihm gestiftete Brüderschaft nicht zu vergessen. „Das ist euer Feld," sagte er; „säet auf dasselbe euren Ueberfluß: der Saame wird nicht verloren sein; in den zukünftigen Wiedergeburten wird er euch Nutzen bringen." Bei einer solchen Ordnung der Dinge konnte Schakjamuni wegen des Unterhalts der Brüderschaft unbesorgt sein. — Der Weltliche ist im Buddhismus der gemeine Arbeiter; dem weltlichen Buddhisten ist es eine Ehre, die Buddhistischen Bücher zu lesen und zu verstehen, aber er kann niemals ein Buddha oder ein Archan werden.

II. Die Einsiedler.

Schakjamuni gestattete den Weltlichen große Freiheit, band aber dafür die Einsiedler durch die strengsten, selbst in Kleinigkeiten genauesten Vorschriften: dem Einsiedler war vorgeschrieben, wie und wo er sitzen, liegen, stehen sollte, wohin und wie gehen, wie und worauf blicken, wie die Hände halten, und welche Gata (Vers) er bei einer jeden dieser Bewegungen zu recitiren hätte. Der Einsiedler mußte unterscheiden, wie, mit wem und wann er zu reden, und wie

*) Der Glaube und die Verehrung der Buddhisten haben ihre Gegenstände an Buddha, an seiner Lehre und an der von ihm gestifteten Verbrüderung. Dieses nennen sie „die drei Kleinode".

viel Worte er zu sagen hätte. Die Abweichung von diesen Vorschriften verzögerte nicht nur, sondern verhinderte, je nach ihrer Wichtigkeit, geradezu die Erreichung des Zweckes, welchen das Märtyrerleben hatte: hinauszukommen über die Gränze der Wiedergeburten.

Der Einsiedler mußte von Almosen leben. Drei Kleider, die Nacktheit zu bedecken, und gegen Hitze oder Kälte zu schützen, ein Bet-Teppich, welcher zugleich Nachtlager war, eine Schaale, das dargereichte Almosen zu empfangen, eine Nadelbüchse mit Nadel und Faden, ein Paar Strümpfe nebst Schuhen, — das war die ganze Habe eines Buddhistischen Einsiedlers! Kostbare Gegenstände, Gold, Silber durfte er nicht einmal berühren. Vorschriftsmäßiges Lesen der Bücher, Nachdenken, Selbstbeschauung, — das war der Gegenstand der Thätigkeit für sein ganzes Leben!

Eigentlich sollte der Buddhistische Einsiedler in der Einöde leben, in einer Felskluft, überhaupt in der Einsamkeit, und dort, fern vom irdischen Geräusche, seinen Geist mit dem Anschauen einer idealen Vernichtung (Kun) nähren. Allein mit besonderen, ernsten Absichten gründete Buddha allgemeine Zufluchtsstätten (Tschan-tschu): *) hier war, gleichsam in einer Central-Lehranstalt, Alles concentrirt, was für die vollständige Ausbildung in der Buddhistischen Philosophie erforderlich war, und nach Buddha's Plane sollten sich hier lebendige Vorbilder der vollkommensten Thätigkeit sammeln, Männer, vom Geiste der Lehre durchdrungen, und fähig, sie Anderen zu überliefern; hier sollte auch, außer den mit dem Lehramte Betrauten, der dazu geeignete Ort und das dabei unerläßliche Geräth sein. Dieser Ort aber und diese Brüderschaft sind zusammengenommen nicht nur die Bewahrer, sondern auch die Wegweiser der Lehre Buddha's: ihnen ist das große Werk der Bildung übertragen, und zwar so, daß die Ablegung der Gelübde innerhalb der allgemeinen Zufluchtsstätte nicht geschehen kann ohne einen Mann, welcher das Werk in Vollkommenheit weiß, — außerhalb der Zufluchtsstätte aber gar

*) Später, als der Zeitgeist und die Umstände sich verändert hatten, bildeten sich auch An, kleine Zufluchtsstätten, welche von den allgemeinen abhängig waren. In ihnen lebten Solche, welche sich auf das Einsiedlerleben vorbereiteten (Schami); dahin wurden auch Einsiedler zur Buße verwiesen. Gegenwärtig sind sie Stätten der Ruhe und eines freien Lebens: in den An leben zwei, höchstens drei Einsiedler, und gewöhnlich solche, welche der Regelmäßigkeit und Strenge in den allgemeinen Zufluchtsstätten überdrüssig geworden sind.

nicht, wäre der Weihende auch der Vollkommenste unter den Buddhisten.

Buddha machte keinen Unterschied zwischen den allgemeinen Zufluchtsstätten: für alle gab er ein Gesetz. In China aber giebt es beschauliche (Zsun-sja), die Bücher auslegende (Zsjao-sja) und kämpfende (Ljui-sja), und man sagt, diese Theilung sei in China sehr früh und fast gleichzeitig vor sich gegangen. Der Obere der allgemeinen Zufluchtsstätte im Gebirge Thian-tai, Namens Dama (Bodidarma), wohlerfahren in der Beschaulichkeit, hatte bemerkt, daß es an diesem wichtigen Theile des Buddhismus mangelte, und schrieb seiner Brüderschaft ausschließlich Uebung in der Beschaulichkeit vor; dagegen war gleichzeitig der berühmte Sjuan-Zsan, der Obere der Zufluchtsstätte Zui-en, ein gewandter Uebersetzer und Ausleger, und zog seine Mitstreiter zur Erklärung der Bücher hin, also, daß dieses ihre Hauptbeschäftigung wurde; Fa-zsan endlich, der Obere in der Zufluchtsstätte Sjan-schou und ein ausgezeichneter Kenner des Winai (des Gesetzes), gebot seinen Anhängern den geistlichen Kampf *). Uebrigens hebt dieser Unterschied die Einheit ihrer Gesellschaft nicht auf, denn Alle bedienen sich derselben Bücher, lernen dasselbe, und betrachten sich gegenseitig als leibliche Brüder; und wenn es Einem einfällt, aus einer dieser Zufluchtsstätten für seine Lebenszeit in eine andere überzugehen, so wird er stets ohne den mindesten Widerspruch aufgenommen. Nur ein ziemlich auffälliger Unterschied besteht zwischen ihnen: die Beschaulichen tragen sämmtlich Knebelbärte und Kinnbärte, während die Uebrigen, Buddha nachahmend, sich rasiren.

Jede allgemeine Zufluchtsstätte muß ihren Oberen (Cheschan) haben; neben ihm zwei Hauptgehülfen: den Rechtskundigen (Zsje-mo) und den Lehrer (Zsjao-schou); außerdem nach Umständen einige Aufseher (Wen-noju, In-li, Tschi-schi, Tschi-ke u. A.). Der Cheschan ist der einzige Lehrer und Führer in dem vollkommenen Verständnisse der tieferen Lehre Buddha's **); der Zsje-mo

*) Die Buddhistischen Einsiedler theilen sich in drei Orden (Häuser), und als Häupter derselben gelten die oben erwähnten drei berühmten Personen. Wer in einem dieser Orden die Gelübde ablegt, wird als Nachkomme in einem gewissen Gliede zu ihm gerechnet.

**) Heutiges Tages wird dieser wichtige Theil gewöhnlich ebenfalls den Lehrern übertragen.

ist gleichzeitig Intendant und gelehrter Secretair der Brüderschaft; der Zsiao-schou leitet das Aeußere, d. h. er lehrt die Haltungen beim Sitzen, Gehen, Ausruhen, bei den Beschäftigungen und beim Lesen der Bücher der Lehre; er erläutert den Schnitt der Kleidung, die Form der Schaale, ihre Bedeutung, ihren Gebrauch u. s. f. Die Obliegenheiten der Aufseher sind verschiedenartig, je nach den Bedürfnissen des Tempels; für jeden in den Tempel Eintretenden sind sie die erste, unumgängliche Instanz. Wir sind z. B. aus Neugier erschienen, wünschen den Tempel zu besehen: der Aufseher steht zu unseren Diensten; er öffnet uns alle Thüren, zeigt, erklärt Alles, was uns beliebt, natürlich nach seinem besten Wissen. Mit uns zugleich sind Personen in anderer Absicht eingetreten: sie wollen in die Brüderschaft eintreten, sich dem Studium des Buddhismus weihen. Der Aufseher ist eine unerläßliche Person für sie. Er unterrichtet sie, an wen und wie sie sich mit ihrem Anliegen zu wenden haben, und bleibt ihr beständiger, unzertrennlicher Gefährte, bis ihre Angelegenheit erledigt ist. Im Tempel geben sie das Zeichen für das Beginnen der Vorlesung oder des Gesanges und sind bei dieser Gelegenheit etwas dem Chor-Regenten (Cantor) Aehnliches. Wir werden weiterhin Veranlassung haben, jede der genannten Personen näher kennen zu lernen.

Das Kleid der Buddhistischen Einsiedler weicht vollständig von der gegenwärtig in China üblichen Tracht ab. Sie tragen das Costume aus den Zeiten der Dynastie Min, dessen Schnitt man auf den Chinesischen Theekisten sehen kann; das Haupthaar scheeren sie; im Winter tragen sie eine Mütze von besonderem Zuschnitte; sie bedienen sich eines Rosenkranzes, welchen sie in den Händen tragen, meist jedoch um den Hals hängen.

Ihre Speise ist stets aus dem Pflanzenreiche genommen. Wein, Lauch, Knoblauch und andere erhitzende oder scharfe Dinge gebrauchen sie nicht. Buddha hat geboten, nur einmal im Tage zu essen; die heutigen Buddhisten aber halten sich zu buchstäblich an die Bedeutung des Wortes „Mahl“ (Tschi-fan, Brei essen), und nehmen dreimal täglich Speise zu sich: Morgens, Mittags und Abends. Das Mittagsessen nennen sie „Mahl“ (Tschi-tschai, das Nehmen der Speise, oder Tschi-fan, das Nehmen des Breies); Morgens und Abends aber erscheint kein Brei auf dem Tische, und man redet deshalb zu

diesen Tageszeiten nicht von einem Genusse „des Breies" — das hat Buddha verboten — sondern „der Arzenei" (Tschi-jao).

Die täglichen Gebete der Brüderschaft sind ziemlich einförmig und durchaus nicht feierlich. Vorschriftsmäßig soll man sich fünfmal in 24 Stunden versammeln; da aber die Gebete ziemlich kurz sind, und ihr Sinn schwer faßlich, so befolgt man in wenigen Tempeln die Verordnung pünktlich; vielmehr versammelt man sich gewöhnlich nur Morgens und Abends, und verbindet mit den vorgeschriebenen Gebeten jedesmal irgend welche Bücher der Lehre, wie sie gerade der Obere besonders schätzt. Nur an den Feiertagen des Tempels, am 1. und 15. jedes Monats, werden die Gebete im Tempel pünktlich inne gehalten, und mit ihrer vorschriftsmäßigen Lesung einige Lobverse zu Ehren des Kaisers, des Beschützers oder des Erbauers des Tempels verbunden. Offenbar hat für den Buddhistischen Einsiedler das Gebet keine besondere Wichtigkeit; er wendet es gewissermaßen nur zur Veränderung der Situation an, als eine bloße Erfrischung des vom Nachdenken müden Kopfes. Seine ganze Aufmerksamkeit, alle seine Sorge ist nämlich auf einen Hauptgegenstand gerichtet, je nach dem Gesetze seiner Gesellschaft: entweder auf die Beschaulichkeit (welche bei ihnen zum Range einer Wissenschaft erhoben worden ist), oder auf das Anhören der Erklärung und Aufschließung des tiefen Sinnes, welcher in den Buddhistischen Büchern liegt, oder auf das Studium aller Feinheiten und Subtilitäten des Buddhistischen Gesetzes. Uebrigens darf man nicht etwa glauben, daß der Buddhismus, welcher so sichtlich systematisch und mit solcher Consequenz bearbeitet worden ist, von ihnen vollkommen aufgefaßt werde, und daß nöthigenfalls jeder Tempel im Stande sei, einen ausgezeichneten Kenner und Führer in irgend einem Theile der Lehre aufzuweisen.

Ein großer Theil der allgemeinen Zufluchtsstätten hält sich an die Vorschrift: von Almosen zu leben. Während dreier Monate des Jahres (vom 15. des 5. Monats bis zum 15. des 8. Monats) dürfen die Buddhistischen Einsiedler ihre Behausung nicht verlassen;*) nicht einmal in den Tempel gehen sie während dieser Zeit zum Gebete: die Beschauenden sind unausgesetzt im Saale der Contemplation, Andere im Saale der Auslegung, Jeder mit seinem Gegenstande beschäftigt. Nach Ablauf dieser Frist verläßt ein großer Theil der Brü-

*) Dieses heißt: Sja-zso-an-zsjui.

derschaft den Tempel, um Almosen (To-bo) zu sammeln. Indessen sind gegenwärtig die allgemeinen Zufluchtsstätten schon nicht mehr selten, welche, im Widerspruche mit Buddha's unmittelbarer Lehre, Ländereien besitzen, sich mit Ackerbau beschäftigen, und sogar selbst das Feld bestellen.

Jede Uebertretung des Gesetzes, überhaupt jede Ordnungswidrigkeit wird durch allgemeinen Richterspruch der Brüderschaft bestraft. Um heimliche Verletzungen der Gelübde zu verhindern, hat nämlich Buddha angeordnet, daß man sich an jedem 1. und 15. des Monats im Saale der Auslegung versammele, um den Auszug der Vorschriften (Sui-fuin-zse-ben) verlesen zu hören, und bei dieser Veranlassung ist Jeder, welcher sich irgend eines Vergehens bewußt ist, verbunden, dasselbe vor der gesammten Brüderschaft zu bekennen, und nach allgemeinem Ausspruche die Strafe zu erleiden. Zugleich hat Jeder die Pflicht, nicht nur seine eigenen Sünden, sondern auch die ihm bekannt gewordenen Sünden der Anderen anzugeben, und es wird das Leugnen auf gleiche Weise bestraft, wie die Nachsicht.*) Bürgerliche Vergehen hingegen werden durch das bürgerliche Gericht abgeurtheilt und bestraft, wiewohl nicht ohne Mitwirkung eines Deputirten (Fu-in) von Seiten der Brüderschaft, indem der weltliche Gerichtshof nur dann den Verurtheilten bestraft, wann der Deputirte der Brüderschaft dessen Schuld anerkennt. Im entgegengesetzten Falle unterliegt die Angelegenheit der Prüfung des Kaisers. Jede Statthalterschaft hat ihren Deputirten (Fu), welcher vom Kaiser in diesem Amte bestätigt wird, und es ist derselbe eine Art von Rechtsanwalt der Einsiedler und zugleich der Oberaufseher der Ordnung.

Dem Eintritte in den Stand der Einsiedler steht von weltlicher Seite durchaus nichts entgegen: mit Zustimmung der Eltern kann Jeder Einsiedler werden, ohne der Ortsobrigkeit seinen Entschluß anzuzeigen. Dagegen nimmt die Brüderschaft nur mit Auswahl, und zwar mit einer ziemlich strengen, auf,**) denn wer den Eintritt begehrt, muß gesund sein, Fähigkeiten besitzen, darf kein körperliches Gebrechen haben, muß einen ordentlichen Lebenswandel geführt haben und die Gelübde ablegen.

*) Dieser Gebrauch heißt: Bu-ßa.

**) Die Zahl der Brüderschaft ist nirgends bestimmt; indeß versteht sich von selbst, daß man nur so viel aufnimmt, wie man zu ernähren hoffen kann.

Die Gelübde ablegen bedeutet: die Wissenschaft vollkommen beherrschen wollen, — sich nach Buddhistischer Weise halten, — den Entschluß fassen, alle Mittel sich anzueignen, und nach der Aneignung practisch anzuwenden, wie sie von Buddha Denjenigen geboten worden sind, welche eine unmittelbare Anschauung der Welt und des Lebens gewinnen wollen, — und endlich, einen Eid ablegen, der Lehre Buddha's auf immer und mit seinem ganzen Wesen angehören zu wollen. — Gleichwie nun zum Erfolge eines jeden Werkes, welches der Mensch unternimmt, Ordnung und Stufenfolge erforderlich sind, so haben auch die Buddhisten den vollständigen Cursus der Gelübde in drei Aufgaben getheilt: Schami, Bikschu und Bodißadwa, welche in früherer Zeit durch große Zwischenräume von einander geschieden waren, so daß, wer eine Aufgabe gelernt hatte, sich noch mehrere Jahre mit ihr beschäftigen mußte, und alsdann erst um Unterweisung in der folgenden nachsuchen durfte. Heutiges Tages ist das freilich anders: man trägt alle drei Aufgaben mit einem Male vor und überläßt die practische Aneignung der Zeit und dem eigenen Eifer.

Demjenigen, in dessen Hände die Gelübde abgelegt werden, gereicht dieser Act zur hohen Ehre, denn er ist nicht nur ein Zeichen seines materiellen Vermögens, sondern auch ein Beweis seines sittlichen und geistigen Reichthumes, weil nach dem Gesetze die Weihenden Männer von tugendhaftem Leben und von tiefer Erkenntniß der Lehre Buddha's sein müssen. Außerdem vermehrt die Brüderschaft durch solche Weihung die Zahl ihrer Anhänger. Aber ungeachtet der Stärke dieser Beweggründe, und trotz des Eifers für den Vortheil und den Ruhm der Lehre, von welchem jeder Buddhist entbrannt ist, sowie des Schutzes der weltlichen Macht, geschehen Weihungen ziemlich selten. Der Grund ist ein sehr natürlicher. Die Ablegung der Gelübde währt nämlich vier Monate*) (vom 15. Tage des vierten Monats bis zum 15. Tage des achten Monats); die Anzahl der Bittsteller beträgt selten weniger als 100 Personen, und alle werden bis zum Schlusse auf Kosten des Tempels unterhalten. Außer den Ausgaben für Speise, Wohnung, Bedienung u. s. w. müssen die Brüderschaften aus anderen Zufluchtsstätten eingeladen werden; und

*) Je nach den Erfolgen des Lernens kann diese Frist auf 100 Tage — aber nicht auf weniger — abgekürzt werden.

wie viel Kerzen und verschiedene Specereien werden dabei verbrannt! ... Daher bereitet sich ein Tempel, welcher das Werk der Weihung beabsichtigt, lange — zuweilen gegen 10 Jahre — auf dasselbe vor und unternimmt es in keinem Falle ohne die Unterstützung anderer Tempel. *) Hat er sich endlich mit hinreichenden Mitteln versehen, so verkündigt und vollzieht der Tempel die Weihung, — dieses Gastmahl zum Ruhme der Lehre (Fa-jan), wie sich die Buddhisten ausdrücken, — wenn auch selten, so doch mit Würde und Pracht.

Wir haben nunmehr die Gelübde selbst mitzutheilen. Aus Rücksicht auf das Interesse, und um Wiederholungen zu vermeiden, tragen wir jedoch die ersten beiden Gelübde abgekürzt vor: nur das Nothwendigste und einigermaßen Interessante ist ausgezogen. Um indeß einen Begriff von der Ceremonie der Weihung selbst zu geben, werden wir die letzte Aufgabe, d. h. die Gelübde des Bodißadwa, als die wichtigsten, feierlichsten und bezeichnendsten, in vollständigerer Form, fast so, wie sie im Ceremonial angegeben ist, vorlegen.

Die Gelübde (Schami) Derjenigen, welche in den ersten Grad der Einsiedler eintreten.

Wir wissen schon, daß mit dem Namen Schami Diejenigen bezeichnet werden, welche seit ihrer Kindheit im Tempel leben, und unter der Leitung eines erfahrenen Greises in gewissen Regeln (meist in den 5; siehe Jupoße) geübt werden. Von Kindheit auf wird ihnen der Kopf geschoren, tragen sie Buddhistische Kleidung, und bilden sie die Bedienung der bejahrten Einsiedler; in Erwartung der Volljährigkeit lernen sie im Tempel lesen, schreiben, Buddhistische Bücher singen und verschiedene andere, einem Buddhistischen Einsiedler nothwendige Beschäftigungen. Unter den Händen eines guten Lehrers eignet sich diese Art der Schami zuweilen schon bis zum 20. Jahre ihre Aufgabe ganz wohl an, und ist im Stande, ziemlich abstracte Gegenstände zu begreifen. Uebrigens werden Schami auch Solche genannt, welche erst in reiferem Alter, aus irgend welchen Beweggründen, sich entschlossen haben, in die Zahl der Einsiedler zu treten,

*) Von dieser Regel sind selbst die Kaiserlichen Tempel nicht ausgeschlossen, ja es gilt von ihnen sogar in noch höherem Grade, weil die Kaiserlichen gegenwärtig weit ärmer sind als die privaten.

und welche, den Cursus der Gelübde erwartend, im Tempel*) leben; eigentlich aber sind Schami nur Diejenigen, welche die Gelübde dieses Namens abgelegt haben**).

Wenn Jemand mit dem Wunsche in den Tempel kommt, Einsiedler zu werden, und die Brüderschaft sichert ihm ihren Schutz zu (selten aber wird ihm dieser versagt werden, und zwar aus der richtigen Berechnung, daß, wenn dieser Mensch auch nicht der Gelübde gewürdigt werden sollte, er auf alle Fälle ein nicht gedungener, und darum eifriger Arbeiter im Tempel sein werde): so wird er sogleich geschoren und Buddhistisch gekleidet, man giebt ihm irgend einen Namen, stellt ihn, je nach Alter und Befähigung, bei irgend einem Werke an, und räth ihm, sich in den 5 Regeln zu versuchen.

Kaum wird es bekannt, daß ein Tempel einen Cursus der Gelübde eröffnet: so eilen Alle, welche darauf gewartet haben, zu ihm hin, und trachten, rechtzeitig einzutreffen.

An dem für die Eröffnung der Lectionen (Aufgaben) bestimmten Tage***) versammelt sich unter Glockengeläute die hochansehnliche Brüderschaft in dem Arbeitssaale (Fa-tan), und nach Allen tritt auch der Cheschan ein. Sobald er sich auf seinen Sessel niedergelassen hat, verneigt sich die ganze Versammlung vor ihm. Darauf knieen die Bittsteller nieder, und der vorderste trägt im Namen Aller dem Cheschan ihre unterthänigste Bitte vor: sie unter seine Leitung zu nehmen, sie von den Banden der Leidenschaften zu befreien, das Dunkel ihrer Seelen zu zerstreuen, und sie im wahrhaften geistlichen Kampfe zu unterweisen.

Am Schlusse dieser Bitte nimmt der Cheschan von einem Tischchen, welches neben dem Sessel steht, das sogenannte Buddha-Maaß †) (Fo-tschi), schlägt mit demselben auf den Tisch, und spricht:

*) Es ist zu bemerken, daß Personen, welche die Gelübde nicht abgelegt haben, und unverheirathet sind, in den kleinen Zufluchtsstätten wohnen, da sie nicht das Recht haben, in den allgemeinen Zufluchtsstätten (Tschan-tschu) zu leben.

**) Siehe: Zsjao-tschen-fa-schu, unter dem Datum.

***) Dieser Tag wird eben so, wie andere, für wichtige Versammlungen bestimmte, als der glücklichste nach dem Kalender ausgewählt.

†) Ein kleines Stück Holz oder Metall von kubischer Form, kleiner als ein Werschok. Der Schlag deutet auf die besondere Wichtigkeit der nachfolgenden Worte.

„Die Natur ist der Urgrund sowohl in den Weltlichen, als in Denen, welche ein Einsiedlerleben führen, und die äußeren Eindrücke, welche in angenehmer Weise auf uns wirken, fügen diesem Grunde nichts hinzu, gleichwie die unangenehmen Eindrücke nichts von ihm hinwegnehmen. *) Die mannichfaltige Thätigkeit der Sinne ist eine vermittelnde Thätigkeit; der hauptsächlich Thätige aber ist Einer und Derselbige. Licht, Schatten, Form und Formlosigkeit (Kun) sind nur verschiedene Grade des Ausdruckes dieses geheimnißvollen Grundes. Jeder Mensch hat auf gleiche Weise Theil an diesem Grunde: in Keinem ist er weder mehr, noch weniger, weder schlechter, noch besser. Wenn dem nun also ist: wozu dann für den vollkommensten, reinsten Gegenstand noch Vervollkommnung suchen? — Ja, man muß suchen, weil dieser vollkommenste Grund in den lebenden Wesen sich gewissermaßen verändert hat; seine Kraft ist gleichsam geschwächt, sein vernünftiges Licht verdunkelt. Es sind die Fesseln der Leidenschaft (Begierde), der Selbstsucht zum Vorscheine gekommen, — und aus ihnen die Ausbrüche des Zornes, die Bosheit und die Verblendung **) hervorgegangen. Und diese scheinbar geringe Ursache hat die feine und reine Natur in einen gröberen Zustand, in das Fleisch herabgezogen, und eine Reihe unendlicher Wiedergeburten eröffnet. Nun geht der vernünftige Grund aus einer Verblendung in die andere, noch größere, über, gleichsam ohne zu bedenken, daß er der Sinnlichkeit anheimfalle. Aus Mitleiden und mit dem Wunsche, der vergröberten Natur zu helfen, sind die unzähligen Buddha's alle in der Welt erschienen; sie haben uns den geraden Weg zu der verlorenen Sorgenlosigkeit des Geistes gezeigt. Damit aber erfolgreicher auf dem angezeigten Wege gewandelt, und der Natur ihr ursprüngliches Licht und ihre Kraft leichter wiedergegeben werden mögen, — und weil sie wußten, daß alles Elend aus der Leidenschaft, aus der Hinneigung zum Sichtbaren, herrührt, diese Leidenschaft, diese Hinneigung zu den Geschöpfen aber unzweifelhaft aus den Bedingungen des weltlichen

*) Angenehme Eindrücke, Chinesisch: De-njan, d. i. gleichsam Etwas empfangen, erlangen; und unangenehme Eindrücke: Schi-njan, d. i. gleichsam Etwas verlieren, einbüßen.

**) Bei den Buddhisten fließt alles Uebel in der Welt aus dreifacher Quelle: aus der Leidenschaft (Tan), aus der Bosheit (Tschen) und aus der Verfinsterung oder Verblendung (Tschi).

Lebens entspringen: so haben die Buddha's auf das Einsiedlerleben hingewiesen, als auf die beste Lebensweise, als auf das wirksamste Mittel, den Geist von Sorgen frei zu machen. In der Welt sind alle Sinne des Menschen in Spannung, Alles reizt und nährt ihre Begierden; des Einsiedlers Sinne dagegen regt Nichts auf, und daher wird die Reinheit des Gedankens von ihm weit leichter erreicht und bewahrt. Das ist es, warum Der, welcher die höchste Vollkommenheit sucht, vor Allem als nothwendig erachtet, in den Stand der Einsiedler zu treten! Und aus eben diesem Grunde verließ einst in Indien unser ehrwürdiger (schi-zsun) Schakjamuni um Mitternacht die Stadt, schwang sich auf weißem Rosse durch die Luft über die Mauer, gelangte in die schneebedeckten Gebirge, und wurde Einsiedler. Daselbst erreichte er die Vollkommenheiten eines Buddha, und verkündigte zuerst fünf Einsiedlern seine Lehre. Diese Verkündigung war der Anfang des befruchtenden Regens; darnach aber ward Buddha's Lehre durch Wort und That erklärt und ausgebreitet, und siehe, bis zu dieser Stunde nehmen Viele zu diesem heilsamen Mittel ihre Zuflucht!"

„Weise Jünglinge! Ihr habt beschlossen, ein eheloses Leben zu führen, wollet das Aeußerliche unserer Brüderschaft erlernen, — wollet die Gelübde ablegen."

„Wisset, wenn ihr den Sinn einer jeden Sache und alles Dessen, was die Gelübde betrifft, nicht vollkommen begreifet: so werdet ihr nur den Namen der Geweihten tragen, in Wirklichkeit aber euch die Gelübde nicht aneignen; euer ganzes Leben wird nutzlos dahinfließen, und in eurem Wesen werdet ihr Dasselbe sein, wie die Weltlichen (Bo-i). Um solchem Unglücke vorzubeugen, will ich meinerseits, bevor ich eure Gelübde empfange, euch folgende vier Punkte erläutern: 1) den Codex der Vorschriften für die Schami (Zse-fa), 2) das Wesen der Gelübde (Zse-ti), 3) die Beschäftigungen (Zse-ßin), 4) das dem Gelübde entsprechende Aeußere (Zse-sjan). Der Codex der Vorschriften Schami enthält die 10 Grundregeln, welche dem berühmten Schelifu (Sariputra*) gegeben worden sind, als Rachula**) unter die Bikschu trat; ferner 24 Bestimmungen hinsichtlich des äußerlichen Benehmens (Wei-i), so wie auch diejenigen

*) Einer von Buddha's Schülern.

**) Buddha's Sohn.

Vorschriften, welche Buddha im Laufe von 12 Jahren für die Bikschu aufgestellt hat, die noch nicht begonnen haben, sich im Kampfleben zu üben und überhaupt alle kleine Artikel des Gesetzes, durch welche auch die Schami gebunden sind. — Das Wesen der Gelübde ist euer Eid, das Versprechen, alles Böses zu meiden und nach Vervollkommnung im Guten trachten zu wollen; der Eid, welchen ihr in Gedanken aussprechen werdet, zur Zeit, da ihr die Gelübde ableget und andächtig über die drei Kleinode nachsinnet. — Die den Gelübden entsprechenden Beschäftigungen sind euer Gehorsam, welchen ihr zuerst in dem Verhältnisse zu eurem Lehrer bethätigen werdet; die Arbeiten, welche euch innerhalb der Mauern der Brüderschaft werden aufgetragen werden und überhaupt jegliche kleine Verrichtung, welche nach der Regel vollzogen werden muß. — Endlich das dem Gelübde angemessene Aeußere. Ihr seid unter den Weltlichen geboren und erzogen worden: euer Aeußeres ist völlig dasselbe, wie das ihre. Wenn ihr der Gelübde würdig befunden werdet, so werdet ihr vollständig umgewandelt werden: ihr werdet ein Kleid anthun von einem anderen Schnitte und von einer anderen Farbe, im Herzen aber werdet ihr Mitleiden hegen und Friedfertigkeit. Auf solche Weise werden die Werke, welche über die Schranke der Wiedergeburten hinaus führen, mittelst der Gelübde ohne Schwierigkeit vollbracht werden. Wenn ihr meinen Worten glaubet, und nach reiflicher Erwägung den Entschluß fasset, euch dem Gesetze zu unterwerfen und das Streben nach dem Guten zu verstärken: so werdet ihr einerseits dem „wahrhaftig Gekommenen“ *) gleich werden, welcher mittelst der Vorschriften seines Gesetzes alles Beseelte erhöht, und andererseits werdet ihr nicht vergeblich, sondern mit Ehren den Namen der Kämpfenden, der Mitleidigen tragen. Gelobet ihr, in Allem nach dem Geiste der Lehre zu handeln? (Wir geloben es!) Wenn ihr dies gelobet, so werde ich einige Aufseher absenden, um den Lehrer (Zsiao-schou) einzuladen; — dieser wird eure Kleidung und eure Schaalen besichtigen, — und den Secretair, welcher euer früheres Leben prüfen wird. Sobald sich ergeben haben wird, daß Kleidung und Schaalen mit den Vorschriften übereinstimmen, daß ihr nicht irgend schwerer Vergehen schuldig seid, und daß ihr keinerlei körperliche Gebrechen habet: werden wir euch

*) Einer von Buddha's Titeln.

die 10 Gelübde der Schami abnehmen, damit ihr auf solche Weise zur Ablegung der Bikschu-Gelübde vorbereitet werdet."

Nach Beendigung dieser Rede erhebt sich der Cheschan und zieht sich, von den Bittstellern geleitet, in seine Gemächer zurück; zugleich trennt sich die ganze Versammlung.

Höchstens eine halbe Stunde später wird zu einer neuen Versammlung in demselben Saale geläutet.*) Alle Bittsteller — jeder mit seiner Kleidung und Schaale — treten ein, legen Beides auf lange, zu dem Ende hergerichtete Tafeln und stellen sich Jeder neben sein Eigenthum. Nach ihnen erscheint der Lehrer und eröffnet die Versammlung mit folgender Rede: (Ein Schlag.)

„Für Die, welche der Welt entsagt haben, ist die Hauptsache, daß ihr Benehmen mit den Gelübden übereinstimme; bei dem Werke der Aneignung dieser Gelübde aber sind Kleidung und Schaale eine höchst wichtige Sache. Wenn bei dem Nachfolger Buddha's das Aeußere und die Bewegungen derselben Art sind, wie bei den Weltlichen, so nehmen sein Denken und Empfinden auch eine andere Richtung. Drei Kleider haben, bedeutet, die Mittel besitzen, sich äußerlich von verschiedener Seite zu zeigen. Wenn man sich mit einer Schaale begnügt, kann man jede Begierde (Leidenschaft) abschneiden und sich ganz und gar der Selbstvervollkommnung hingeben. Jünglinge! Ihr wollet die Gelübde ablegen. Wisset, wenn euch Kleidung und Schaale fehlen, oder wenn ihr sie nur einstweilen von Anderen geborgt habt, so werdet ihr euch die Gelübde nicht aneignen, auch wenn ihr dieselben abgelegt habt; denn, wenn der Cheschan weiß, daß den Bittstellern Kleidung und Schaale mangeln, oder, wenn auch vorhanden, doch nur geborgte sind, und er läßt sie dennoch zu den Gelübden hinzu: so handelt er ungesetzlich. Darum bin ich angewiesen, jeden der genannten Gegenstände zu besichtigen, bevor die Handlung beginnt. Wenn ihr euch sowohl mit der Kleidung, als mit der Schaale versehen habt, so wird eure Lossagung von der Welt auf die erwünschteste Weise vor sich gehen. Ich frage also: Sind diese Kleidung und diese Schaale, welche vor euch liegen, euer Eigenthum? (Bejahende Antwort). Wenn die Kleidung, obgleich die eurige, alt, zerrissen, oder von Seide, oder von ungesetzlicher Farbe ist, und

*) Der Cheschan hat inzwischen angeordnet, daß die Kleidung und die Schaalen der Bittsteller besichtigt werden.

wenn die Schaale entweder zu groß, oder zu klein, überhaupt von ungesetzlicher Form ist, so wird dies Denjenigen schlecht empfehlen, welcher mit solchen Sachen erschienen ist. Denn wenn man schon bei dem Eintritte in das Einsiedlerleben eine alte oder zerrissene Kleidung mitbringt: wird das nicht ein Kennzeichen einer schwachen, gleichsam abgetragenen und schon zerrissenen Stimmung für den geistlichen Kampf sein? Eine seidene Kleidung aber würde klar darthun, daß der sie Mitbringende die Liebe zum Putze noch nicht abgelegt habe, daß er noch an Eitelkeit leide. Wenn der erhabene Kaschjapa*) ein Kleid aus 100 Flicken verlangte, und Zsjao-tschen-schu**) ein leinenes, welches nicht mehr als 5 Münzen kostete; wenn man in Chen-io lebenslang eine aus Artemisia geflochtene Kleidung trägt, und wenn in Nan-schan***) sicherlich keine seidenen Kleider getragen werden; wenn alle unsere Vorfahren in Indien und in China sich einer werthlosen Kleidung bedient haben: sollten demnach wir, gewöhnliche Menschen, solchen Beispielen nicht nacheifern?" Hiermit erhebt er sich und sagt: „Jetzt werde ich Kleidung und Schaale eines Jeden von euch besichtigen!" Darauf tritt er, der Reihe nach, zu einem Jeden, nimmt und besichtigt die Sachen. Findet er irgend einen Mangel, so bemerkt er es kurz und räth, die Zeit zu benutzen, um das Nöthige zu verbessern. Uebrigens tritt dieser Fall selten ein, denn die Industrie ist in China, wie überall im Osten, mit den Einrichtungen und Bedürfnissen eines jeden Standes ungemein vertraut. Wenn er die Besichtigung beendet hat, kehrt der Lehrer zu seinem Sessel zurück, setzt sich nieder und sagt:

„Ich habe eure Kleidung und eure Schaalen besichtigt. Es freut mich, daß ich diese Sachen in vollkommener Ordnung gefunden habe, und meinerseits kann ich euch die Gnade des Cheschan und die Aussicht auf den Cursus der Gelübde versprechen. Allerdings weiß ich nicht, was der Secretair in euch finden wird. Haltet euch bereit: in dieser Nacht will er euer früheres Leben erforschen!"

*) Einer von Buddha's Schülern.

**) Buddha's Neffe in weiblicher Linie. Eine Münze gilt ungefähr 40 Kopeken Kupfer.

***) Chen-io und Nan-schan, berühmte allgemeine Zufluchtsstätten im südlichen China.

Mit dieser Rede ist die Versammlung geschlossen, und nachdem sie den Lehrer in seine Gemächer geleitet haben, vertheilen sich Alle in ihre Zellen, um den Sonnenuntergang zu erwarten.

Mit dem Eintritte der Dunkelheit versammelt man sich auf's Neue in demselben Saale, dessen Anblick sich jedoch vollständig verändert hat. Die Tische sind verschwunden; der Sessel ist in die Tiefe des Saales zurückgeschoben und hinter dem Sessel erblickt man ein Tischchen nebst einem Stuhle; Hunderte von Kerzen ergießen einen hellen, blendenden Lichtglanz, und Rauchwolken, welche von mancherlei vor Buddha's Bilde brennendem Rauchwerke aufsteigen, durchwogen den ganzen Raum. Die Buddhisten sagen, es übe die Erhabenheit des Saales einen großen Einfluß auf die Offenherzigkeit der Reuigen, und durch das Ungewöhnliche überwältigt, verliere auch der verhärtetste Bösewicht sich selbst, also daß er unwillkürlich seine innersten Geheimnisse ausspreche. Freilich gestehen sie selbst, daß dieses Mittel nicht immer wirksam sei und daß die Sache fast niemals ohne Hülfe — und zwar bedeutende — des „unterweisenden Scepters" *) ablaufe.

Der Secretair tritt, der Sitte gemäß, nach ihnen ein, verneigt sich vor Buddha, nimmt seinen Sessel ein, und bereitet die Bittsteller durch folgende Rede zur Erkenntniß vor:

(Unterdessen nimmt der Schriftführer mit den erforderlichen Geräthschaften den Stuhl ein, welcher hinter dem Sessel aufgestellt ist.)

„Unsere Natur ist in ihrem Wesen vollkommen rein und licht; sie ist höher, als die Formen der Erscheinungen (Schen-mje). Wenn es Vollkommene giebt und Schlechte, so hangt dieser Unterschied von den leidenschaftlichen Regungen ab, welche uns verfinstern und verunreinigen. Deshals muß Jeder, welcher diese Finsterniß der Seele in sich empfindet, so bald wie möglich zu der Erkenntniß gelangen, er müsse sich ermuntern. Für euch ist dieses wichtig und nothwendig, besonders jetzt, da ihr euch anschicket, den ersten Schritt auf dem Wege der Selbstvervollkommnung zu thun; denn wenn ihr jetzt nicht die Seele von Unsauberkeit reiniget, so wird das Böse auch später noch in euch leben und wirken. Nur ein reiner Gedanke kann ein zuverlässiger Bürge sein für reine Handlungen. Ich bin jetzt hier, um

*) Ein Stock, 1—1½ Arschine lang Er wird aus hartem Holze angefertigt und ist flach; auf ihm stehen die beiden Buchstaben Zin und Gui geschrieben, d. i. Unterweisung, Zurückführung zur gesetzlichen Ordnung.

euch Seele und Leib mittelst der Erkenntniß eurer Werke reinigen zu lehren.

Es ist bekannt, daß unter den vier Welttheilen der beste — der südliche ist, derjenige, in welchem wir leben; und in unserem Welttheile ist unter den sechs Wegen der Wiedergeburt der Mensch wieder besser, als die übrigen. Das Aeußere der Menschen, ihre Geduld, die Ausdauer, deren sie fähig sind, machen sie Buddha gleich, und deswegen erreichen auch nur die Menschen am häufigsten und leichtesten die Vollkommenheiten Buddha's. Ohne Zweifel seid ihr der Wiedergeburt im Menschen würdig gewesen, und besitzet folglich auch die Fähigkeit, die Schranke der Wiedergeburten zu überschreiten; wie aber, wenn ihr in irgend einer Wiedergeburt gesündigt habt? Diese Sünde hat, gleich dem fruchtbarsten Saamen, in eurem Herzen keimen und die herben Früchte des Bösen und der Verfinsterung bringen müssen. Darum wird es nothwendig sein, zuvor das Jaspisgeschirr auszuspülen, und alsdann erst die Löwenmilch*) in dasselbe zu schütten. Wisset, nur derjenige kann aller Vortheile der Wiedergeburt im Menschen theilhaftig werden, welcher seine Seele und seinen Leib reinigt. Möge in diesem Saale, wo es so hell ist, wie am klarsten Mittage, euer Gewissen rein und klar sein, wie der beste Spiegel. Fürchtet euch nicht und schämet euch nicht; entdecket mir Alles ohne Hehl. Wisset, wenn ihr, einer Sünde euch bewußt, dieselbe verberget, so könnet ihr euch die Gelübde nicht aneignen. Warum? Darum, weil ihr Unreines mit dem Reinen, Sünde mit der Seligkeit vermischen wollet. Ueberleget selbst: kann daraus irgend ein Fortschritt im Guten erfolgen? Und womit wollet ihr dieses Werk beginnen? Worauf wollet ihr seinen Stützpunkt gründen? Dabei verstehe ich aber unter Bekenntniß nicht eine einfache Erzählung, eine Geschichte eurer Schwachheiten: die Sünde bekennend, müsset ihr die Ueberzeugung von dem Zusammenhange der Ursachen mit den Folgen, der Sünde mit dem Unglücke, in eurem Herzen nähren, und einen tiefen Kummer und Bedauern darüber empfinden, daß eure reine Natur durch die Sünde verdunkelt und verunreinigt ist. Uebrigens kennet ihr höchst wahrscheinlich noch nicht einmal weder Gestalt, noch Namen des Uebels, an welchem ihr leidet; um aber die Weise des Bekenntnisses

*) Ein Epitheton der Lehre Buddha's.

sicher bestimmen zu können, müssen wir einander verständlich sein. Höret zu!"

„Es giebt 7 Verbrechen *), 10 Gestalten des Gebrechens oder des Bösen **) und 4 Hauptsünden ***). Wer auch nur in ein einziges der genannten Uebel gefallen ist, kann sich die Gelübde nicht aneignen, wenn er sich nicht zur Reue entschließt; nämlich: a. wenn der Sünder ein Mensch von hohen Gaben ist, und sich in der Beschaulichkeit üben kann, damit auf solche Weise das wesentliche Licht seiner Natur in ihm enthüllt werde: so wird derselbe sich bis zu demjenigen Standpunkte erheben müssen, von welchem aus er begreift, daß sein gegenwärtiger Zustand, sein Leben — Täuschung (Dunst) sei, und daß Dasjenige, was in ihm lebt und wirkt, gleichwie auch die Art, wie es lebt und wirkt, nur Erscheinungen (Kun) seien; daß das Beständige, Ewige in ihm nur seine Natur (Zsui-ßin) sei, alle Erscheinungen aber, das Leben dieser Natur, vorübergehend seien. Wenn dann sein Gedanke zur vollkommenen Einerleiheit (Identität) mit seiner Natur gekommen ist; wenn er diese Identität vollkommen beherrscht; wenn er über den Formen der Erscheinungen steht; wenn er fähig ist, in jedem Augenblicke sich zu diesem Standpunkte zu erheben: so wird das ein Kennzeichen sein, daß die Reinigung vollbracht sei; und dies wird die Reue auf dem Wege der „Gedanken-Reinigung" sein. — Wer von euch auf diesem Wege zur Vollendung wandeln wird, der sei nicht voreilig mit einem Schlusse hinsichtlich seines Zustandes. Wenn er nämlich bemerkt, daß in seinem Herzen die Sinnlichkeit etwas still geworden ist, im Kopfe aber das Licht sich zu ergießen beginnt: so wähne er darum noch nicht, daß er schon vom Sinnlichen frei geworden sei, und das Heimatland erreicht habe. Nein, dazu muß er erst die lebendige, aufrichtige Ueberzeugung von der Reinheit seines Geistes vollständig in sich erschaut und empfunden haben; nur auf dieser Stufe der Vollkommenheit darf er überzeugt sein, daß das Unkraut der Sünden in ihm vertrocknet sei. b. Wenn es ein Mensch mit nicht eben großen Gaben ist, so muß er sich den Uebungen der sich Reinigenden hingeben, und jede falsche Thätigkeit der Seele und des Leibes abschneiden, um nach

*) Zi-ni.

**) Schi-e.

***) Sui-tschun-gen-ben.

und nach jenen Schatten zu vernichten, welchen die Sinne auf seine Natur geworfen haben; er muß trachten, binnen einer gewissen Frist — einer Woche, einem Monate, einem Jahre — unfehlbar Buddha zu schauen, und wenn es ihm nicht gelungen ist: so muß er die Frist verdoppeln, seine Anstrengungen verstärken, und so fortfahren, bis Buddha erscheint, möge auch in dieser Erwartung das ganze gegenwärtige Leben hingehen. Dies wird die Reue auf dem Wege der „Reinigung der Werke" sein. Sie besteht nicht darin, daß man nur den Leib mit frommen Uebungen beschäftige, unbekümmert darum, wo die Gedanken umherschweifen: wer auf solche Weise den Weg zur Reinigung wandelt, der wird nur für einen Reuigen gelten, aber von seinen Bemühungen keinerlei Nutzen ziehen."

„Ich habe gesagt, es gebe 7 Verbrechen; es sind folgende:

1) Die Würde Buddha's beleidigen.

Buddha ist der reinste Zustand der Natur; klein, nichtig sind vor ihm die Geister der 28 Himmel, unrein, unwissend vor ihm jeder derselben. Er ist mit zahllosen Verdiensten geschmückt, kommt stets, um die Geschöpfe zu erleuchten, hat durch sein Streben die höchste Vollkommenheit erreicht, kann jegliches Wesen zum vollkommenen Schauen leiten, und den Wiedergeburten ein Ende machen. Eher vermöchtest du den Berg Su-Meru umzustürzen, oder den Ocean auszutrocknen, als die von Buddha uns erwiesenen Wohlthaten im Allergeringsten bis an das Ende der Welt zu vergelten. Wenn nun Jemand, — statt erkenntlich zu sein, für die Wohlthaten zu danken, Verehrung zu erweisen und Opfer darzubringen, — die Würde Buddha's kränkt, so wird dies das allergrößeste Verbrechen sein. Darum hat Buddha gesagt: die Würde Buddha's kränken, heißt, sich unfähig machen für die Ablegung der Gelübde. Das Thun Desjenigen, welcher im Zorne, oder aus Bosheit irgend ein Bild Buddha's zerbricht, einen heiligen Thurm zertrümmert, oder die Bücher vernichtet, welche die höhere Lehre enthalten, beleidigt die Würde Buddha's.

2) Den Vater tödten.

3) Die Mutter tödten.

Vater und Mutter sind für die Kinder Dasselbe, was der Himmel *) ist. Die Vernunft lehrt, daß man aus allen Kräften streben

*) Das Wort „Himmel" hat bei den Chinesen die Bedeutung: Gott der Fürsorger, der Wohlthäter.

müsse, sie zu ehren, ihnen jegliche Unterwürfigkeit zu bezeigen, und in Nichts ihnen zu widersprechen; im Winter sie zu wärmen, im Sommer ihnen Kühlung zu schaffen, Abends für ihre Ruhe zu sorgen, Morgens mit Ehrerbietung vor ihnen zu erscheinen. Wenn man auch, um ihnen seine Ehrfurcht auszudrücken, und um ihnen das Nöthige zu schaffen, keine Mittel spart, keine Anstrengung scheut: so heißt das noch nicht, die Kindespflichten erschöpfen, vollständig erfüllen, sondern nur, Einiges für die Wohlthaten bezahlen, welche sie uns in Pflege und Erziehung erwiesen haben. Und wenn dem also ist: was soll man von dem Thun Dessen sagen, der aus Herzensverderbniß, aus Bosheit ihnen Nichtachtung zeigt, seine Eltern tödtet? Darum hat Buddha gesagt: Vater oder Mutter tödten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

4) Einen Cheschan tödten.

Das Wort „Cheschan" bezeichnet die erzeugende Kraft, und der Cheschan ist eine Person, welche den Gedanken der drei Hauptzustände der Vollkommenheit (Archan, Bodißadwa und Buddha) begreift, und unter deren Mitwirkung allein man sich dieselben stufenweis aneignen kann. Deshalb übt er auch bei der Ablegung der Gelübde die Hauptthätigkeit. Die Eltern erzeugen und ernähren unseren Leib, und diese ihre Wohlthat gilt für eine sehr große, unbezahlbare: ist die Wohlthat derjenigen Person nicht größer, welche uns in das Leben jenseit der Wiedergeburten einführt, hineinzeugt? Welche Wohlthat kann höher sein, als diese? Darum hat Buddha seinen Anhängern geboten, den Cheschan zu ehren, und dieses Gebot in sehr bestimmten und strengen Ausdrücken hingestellt; und wenn mithin Jemand, — statt der Dankbarkeit, Ehrerbietung und Achtung, zu denen er für die Wohlthaten verpflichtet ist, welche uns der Cheschan erweis't, — demselben Schaden zufügt, oder gar aus Bosheit, im Zorne ihn tödtet: wird eine solche Handlung nicht die schwärzeste That, das größeste Verbrechen sein? Buddha hat gesagt: einen Cheschan tödten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

5) Einen Führer (Atschari) tödten.

Der Führer ist euer nächster, unmittelbarer Helfer, euer Vorbild bei dem Werke der Selbstvervollkommnung. Es giebt fünf Arten: a. Derjenige, welcher für das Einsiedlerleben geneigt macht und den

a) Ti-fa-atschari.

Kopf zu scheeren anräth; b. Derjenige, welcher das Gefäß des Gesetzes reinigt und aus ihm ein Behältniß der Gelübde bildet; c. Derjenige, welcher den des Anstandes Unkundigen (Rohen, Unwissenden) und Leichtsinnigen in einen Menschen umwandelt, der den Anstand strenge beobachtet, höflich und gesetzt ist; d. Derjenige, welcher im Beisammenleben den Sinn und die Anwendung der Gesetzesvorschriften erläutert, und e. Derjenige, welcher auch nur eine einzige Zeile der höheren Lehre erklärt. Es ist leicht zu begreifen, wie groß die Wohlthaten dieser Personen seien: sie sind im vollen Sinne Führer über die Schranke der Wiedergeburten, Helfer zum Leben im Geiste der wahren Weisheit; und wenn man bis an seines Lebens Ende sie von ganzer Seele ehrt, so dankt man ihnen dennoch nicht vollkommen für die erwiesenen Wohlthaten. Was soll man also von der Handlungsweise Dessen sagen, der in Bosheit oder Zorn irgend eine der genannten Personen beschädigt oder tödtet! Wird dieses nicht das widerlichste Verbrechen sein? Den Führer tödten heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

6) Dem Zustande der Brüderschaft Schaden zufügen.

Die Brüderschaft ist die Schatzkammer der wahren Lehre, das nothwendige Organ für die Erleuchtung der Geschöpfe; in ihr sind die wichtigsten Mittel der Selbstvervollkommnung *) alle vereinigt. Indem sie die heilsame Lehre verbreitet, gleicht sie einem Schiffe, welches über das bittere Meer des Lebens führt. Wer lehrt außer der Brüderschaft die wahre Weisheit? Nur unter Mitwirkung dieses wichtigen Standes kann die wahre Lehre fortgepflanzt und verbreitet werden, und nur durch seine Vermittelung mehren sich die Wiedergeburten in Menschen und seligen Geistern, und mindern sich die Wiedergeburten in Thieren. Es leuchtet ein, daß dieser Stand unsere ganze Achtung und Verehrung verdient. Wenn nun Jemand aus Bosheit oder Verderbtheit des Herzens der Brüderschaft Schaden zufügt (d. h. entweder ihre Eintracht stört, oder ihre Wirksamkeit hin-

b) Zse-mo-atschari.
c) Zsjao-schou-atschari.
d) I-tschi-atschari.
e) Schou-zsin-atschari.
*) Zse, Din, Choi.

dert): wird das nicht ein Verbrechen, und zwar ein sehr wichtiges, sein? Darum hat Buddha gesagt: den Zustand der Brüderschaft zerrütten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

7) Einen Archan tödten.

Der Archan ist ein Wesen, welches höher steht, als die Welt der Formen, und wirklich die Schranke der Wiedergeburten überschritten hat. Sein Wort erleuchtet jegliche Verfinsterung; er ist die mitwirkende Ursache der Verbesserung in unserem Zustande, denn er vermag sowohl in der Gegenwart*) Nutzen zu schaffen, als in der Zukunft**) Vergeltung zu bereiten. Es ist schlecht, gegen ein so seltenes Wesen sich unehrerbietig, ohne Ehrfurcht zu benehmen. Was soll man von der That eines Solchen sagen, welcher einen Archan tödtet? Buddha hat gesagt: einen Archan tödten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen."

„Ich habe gesagt: es giebt 10 Gestalten des Gebrechens. Gebrechen oder Böses nenne ich die falsche, verkehrte Thätigkeit in Folge der Verfinsterung des Geistes. Der Verfinsterte handelt durchaus im Widerspruch gegen sein inneres Gefühl; jeder Schritt seiner Thätigkeit, jede Anspannung seiner Kräfte verunreinigt und verdunkelt seinen Geist mehr und mehr, und diese Unreinigkeit, diese Verdunkelung der Seele, welche, wie eine Baumrinde, gleichsam in Lagen anwächst, verstärkt mit jeder Lage ihre Macht über den Geist und erhöht die Gefahr seines Zustandes. Die Gebrechen oder das Böse sind:

1) Mord. Das Leben der Geschöpfe ist aus drei Elementen zusammengesetzt: dem denkenden Principe, dem Athmen und der Wärme. Tödten heißt, die harmonische Wirkung dieser Elemente zerstören, und Derjenige, welcher ein ihm gleichartiges oder ungleichartiges Wesen tödtet, ahmt nicht nur den Tugenden der vollkommenen Männer nicht nach, welche vor ihm gewesen sind, sondern ertödtet auch in sich das Gefühl des Mitleidens und der Liebe zu den Geschöpfen.

2) Diebstahl. Diebstahl heißt die heimliche Aneignung fremder Habe, und Habe nennt man Dasjenige, was zur Fortsetzung des Lebens erforderlich ist. In der Welt, bei den Familienhäuptern, kann die Habe eine ererbte sein, oder eine wohlerworbene. Bei den Einsiedlern gehört die Habe entweder dem Tempel (Fa), oder der

*) Indem er irgend etwas Gutes lehrt.

**) Indem er Gelegenheit bietet, ihm ein Almosen zu reichen.

Brüderschaft (Sſen). Die dem Tempel gehörenden Gegenstände sind: kostbare, aus duftendem Holze geschnitzte, oder mit Seide gestickte, oder prächtige, aus Metall gegossene Bilder Buddha's, gedruckte oder geschriebene heilige Bücher und überhaupt alle ähnliche und unserer Verehrung würdige Gegenstände. — Die der Brüderschaft angehörige Habe ist vierfacher Art: a. die Habe, welche das Eigenthum irgend eines Tempelgebietes ist, z. B. die Küche, der Speicher, die Gesindewohnungen, die Wohngemächer jeder Art, blumen- und fruchttragende Bäume, Gärten, Wälder, Dienerschaft, Zugvieh, überhaupt jedes Eigenthum des Tempelgebietes, welches die Brüderschaft ungetheilt benutzt, und welches sie nicht verkaufen darf; b. Opfer oder Spenden zum Unterhalte der Brüderschaft (Schifan); Gegenstände dieser Art kann jeder Einsiedler benutzen, welcher in den Tempel kommt; c. temporäre Spenden, deren sich nur die wirkliche Brüderschaft bedienen darf, ohne sie mit den besuchenden Einsiedlern zu theilen, und d. Gegenstände, welche einer Vertheilung unter die gesammte Brüderschaft unterliegen; solches sind die Sachen, welche bei dem Ableben eines Einsiedlers nachgelassen werden. Die widerrechtliche Aneignung der genannten Dinge, ja selbst ihre Benutzung ohne ausdrückliche Bestimmung, ist Sünde, und heißt Diebstahl.

3) Willfährigkeit gegen das Fleisch ist das unreinste aller unreinen Werke in der Welt, führt nur zu einem Ziele, — in die Hölle, und dort erst werden die Unglücklichen einsehen, um einen wie theuren Preis sie einen minutenlangen Genuß erkauft haben!

4) Lüge. Dieses sind leere Worte, welche keinen Grund haben, und vorgebracht werden, damit man ihnen glaube. Es giebt eine wichtige Lüge und eine unwichtige. Eine wichtige ist es z. B., wenn Jemand einen gewissen Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht hat, und gleichwohl sagt, er habe ihn erreicht; er fühlt das Vorhandensein solcher Vollkommenheit thatsächlich nicht in sich, erkennt sie an keinem Zeichen, sagt aber, daß er sie fühle, und sagt dieses aus Eitelkeit, wegen irgend eines zeitlichen Vortheiles, oder auch bloß, um sich ein Ansehen zu geben. Die unwichtige Lüge bezieht sich auf gewöhnliche Dinge, wie z. B., wenn Jemand Etwas nicht gesehen, nicht gehört hat, und behauptet, er habe es gesehen, gehört u. s. f., und das Alles

aus alter Gewohnheit zu lügen, und Diejenigen gering zu achten, mit denen er redet.

5) Doppelzüngigkeit, d. i. die Neigung, weiterzutragen, wo und was von Jemand gesagt wird, entweder absichtslos, oder um Zwietracht zu stiften, und Letzteres entweder aus versteckter Feindschaft, mit dem Wunsche, sich zu rächen, oder aus Neid, mit dem Wunsche, eines Anderen Emporkommen zu verhindern. Ein Gleiches ist es, wenn Jemand vor den Augen süße, freundschaftliche Reden führt, hinter dem Rücken aber anschwärzt, schmäht, zu schaden trachtet, und zwar, um Andere mit einander zu entzweien, in Feindschaft zu versetzen, die innigsten Verbindungen zu zerreißen: Dieses, wie Jenes, wird Doppelzüngigkeit sein.

6) Unzüchtige Reden (Zoten). Dieses ist die Gewohnheit, garstige Worte vernehmen zu lassen, und dadurch Andere zum Erröthen zu bringen; es erscheint entweder als eine Folge getäuschter Hoffnung, oder in Folge zu weit getriebener Scherze, welche Verdruß erregen. Der Zotenreißer vergißt alle Rücksichten und Verhältnisse;*) scham- und gewissenlos spricht er Unzüchtiges aus ohne Unterschied, und findet Vergnügen an dem unangenehmen Eindrucke, welchen seine Schandreden hervorbringen.

7) Die Ersinnung von Sophismen, d. h. solcher Schriften oder Reden, welche in schönem Stile eine vollständige Lüge, oder dem gesunden Verstande Widersprechendes vortragen, und zwar entweder einfach in dem Verlangen, seine Fähigkeiten an den Tag zu legen und vor den Anderen zu prahlen, — oder mit schädlichen Absichten, aus dem Wunsche, irgend Jemandes guten Namen, oder treffliche Eigenschaften herabzusetzen und zu lästern.

8) Habsucht. Dieses ist die Liebe, die Anhänglichkeit für irgend Etwas. Bei den Weltlichen ist es die nie ruhende Sorge um den Ruhm und um die Vermehrung der Mittel zu einem gesicherten Leben; bei den Einsiedlern ist es das Verlangen nach reichen Spenden, nach Ehre, nach dem Selbstgenusse des Lebens durch unerlaubte Mittel.

Die mit dem Gebrechen der Habsucht Behafteten sind taub für die Bitte um Hülfe; haben sie bemerkt, daß irgend Etwas ihnen Vor-

*) San-gan, U-tschan, U-lun.

theil verspreche, so hängen sie sich mit ganzer Seele daran, sparen Nichts, — weder Mittel, noch Gewissen, — und sind völlig unbekümmert um das Elend, welches ihrer wartet.

9) Bosheit, d. i. das Gefühl, welches irgend welche, unserem Verlangen widerstrebende Umstände in uns erregen. Bei den Weltlichen bezieht es sich auf Ehrenbezeigungen, Vortheile, Geld, unbewegliche Habe: sie trachten nach irgend Etwas, verfehlen aber ihr Ziel, — und erboßen sich. Bei den Einsiedlern rührt es aus Kleinmuth her: sie stoßen im Leben auf mancherlei Unbequemlichkeiten, finden die Erfüllung des Gesetzes schwer, — und gerathen darob in Zorn.

10) Häresie, d. i. eine völlig verkehrte Ansicht von den Dingen: indem sie die uranfänglichen vier Grundwahrheiten der Lehre nicht verstehen, stellen sich die Häretiker das Wesen der Dinge auf eine unwahre Weise vor."

„Ich habe der vier Hauptsünden erwähnt; diese sind: a) Mord, b) Diebstahl, c) Verletzung der Keuschheit, d) Lüge, und sie heißen Hauptsünden, weil sie an der Spitze aller Gesetzesvorschriften stehen, sowohl für die Jupoße und die Schami, als für die Bikschu und die Bodißadwa. Wenn ein Mensch, auf welchem keinerlei Gelübde ruhen, eine der genannten Sünden begeht, so heißt dieses für ihn: dem allgemeinen Loose unterworfen sein, der menschlichen Schwachheit, und aus Unwissenheit sündigen; bei Demjenigen aber, welcher Gelübde abgelegt hat, zeigen sie nicht mehr bloße Schwachheit an, sondern schon Verderbtheit und Unfähigkeit für ein reines Leben."

„Weise Jünglinge! Ich hoffe, daß ihr Alles verstanden habet, was ich gesagt habe. Nun sammelt euch, überdenket euer ganzes Leben, und wenn ihr irgend eine Sünde in euch fühlet, so entdecket sie mir ohne Hehl. Wenn ihr auch nur die kleinste, scheinbar geringfügigste Schwachheit in euch verheimlichet, so wird, glaubet mir, die Ablegung der Gelübde vergeblich sein; denn gesetzt, ihr hättet beschlossen, ein altes Kleid zu erneuern, so würde erforderlich sein, dasselbe zu reinigen, bis es weiß wird, und je reiner und weißer ihr es waschet, um so geeigneter wird es für die Farbe sein, um so besser dieselbe annehmen. Ich will euch Fragen vorlegen, und es mögen deshalb immer Einige von euch zu mir herantreten und auf jede meiner Fragen gewissenhaft antworten."

Nach diesem Eingange verlassen die Bittsteller den Saal, werden von den Aufsehern reihenweise geordnet und sodann zu zwei, höchstens drei Reihen wieder zurückgeführt. Nun befragt sie der Secretair über ihre Handlungen, indem er seinen Fragen allerlei Erklärungen beifügt; er forscht nicht nur nach der Sünde, sondern auch nach ihrer Veranlassung und überhaupt nach allen Nebenumständen, damit eine genauere Kenntniß der Sünde ihm eine gesetzlichere Abwägung ihres Gewichtes und folglich eine richtigere Bestimmung der Strafe möglich mache. Nach Beendigung der Fragen bestimmt er, mit Rücksicht auf die Menge und Beschaffenheit der eingestandenen Sünden, ihre Strafe (Diesem Verneigungen, Jenem das Lesen kurzer Ausrufungen u. s. w.), worauf die ganze Abtheilung sich in den Tempel verfügt, um die auferlegte Buße zu vollziehen. Demnächst erscheint die zweite Abtheilung vor ihrem Richter, darnach die dritte und so fort bis zur letzten.

Ist die letzte Abtheilung gerichtet, so treten sämmtliche Bittsteller auf's Neue in den Arbeitssaal, und der Secretair richtet folgende Rede an sie:

„Weise Jünglinge! Obgleich ihr mir frei und umständlich eure Sünden bekannt habt, so überleget dennoch, ob ihr Nichts vergessen habet. Ihr seid jetzt in dem Saale, an heiliger Stätte, in Gegenwart des allerforschenden Lichtes der drei Kleinode und einer Menge von Schutzgeistern, — da, wo Alles klar und Nichts verborgen ist. Ueberleget! Wenn ihr Etwas vergessen habt: jetzt ist es noch Zeit; entdecket es offenherzig. Habt ihr gleich ein altes Kleid hinlänglich gewaschen: Nichts hindert, es fort und fort zu waschen; es wird nur um so empfänglicher für die Farbe werden. So frage ich denn: habet ihr mir Alles entdeckt?" (Antwort.)

„Weise Jünglinge! Gesetzt, ihr habt mir Alles enthüllt: so ist damit doch nur Dasjenige erschöpft, was ihr in der gegenwärtigen Wiedergeburt gethan habt. Aber wie viel Sünden giebt es noch, welche ihr in den unzähligen früheren Wiedergeburten begangen habt, — früher, ehe ihr von Buddha wußtet, von seiner Lehre gehört hattet, seiner Brüderschaft begegnet waret! — Sünden aus Leidenschaften, aus Verfinsterung, solche Sünden, welche ihr nicht einmal kennet, noch argwöhnet, welche aber den Buddha's und den Bodißadwa's vollkommen bekannt sind! Um von diesen euch zu reinigen, rathe ich euch, jetzt mit hungriger und durstiger Seele, mit

dem Gefühle tiefer Andacht, eure Gedanken zu sammeln, dieselben auf die drei Kleinode (Buddha, die Lehre und die Brüderschaft) zu richten, und, mit mir einstimmend, die folgenden reinigenden Verse zu singen:

(Er steht auf und beginnt zu singen; Alle stimmen ein und machen nach jedem Verse eine Verneigung).

a) Für alle Uebelthaten — im Werke, im Worte, im Gedanken,
b) Für die ehemals, vor der gegenwärtigen Wiedergeburt, in Eigennutz, Bosheit, Verblendung begangenen,
c) Für jede schwere Sünde, welche die Aneignung der Gelübde hindern kann,
d) Bringe ich jetzt vor Buddha's Angesichte Reue dar."

Am Schlusse des Gesanges setzt der Secretair sich abermals nieder, und beschließt die Versammlung mit folgender Ermahnung:

„So ist denn die Reinigung vollbracht; bewahret euch in der Reinheit, haltet euer Kleid und eure Schaale in Bereitschaft, und, in Erwartung des für die Gelübde bestimmten Tages, beschäftiget euch mit Erlernung der Gebete, eurer unerläßlichen Anleitung. *) (Ein Schlag). Versprechet ihr, so zu thun, wie ich gesagt habe?" (Bejahende Antwort).

Hierauf trennen sich Alle, nachdem sie den Secretair in seine Gemächer geleitet haben, und üben sich, bis der Tag der Gelübde erscheint, in den verschiedenen Haltungen des äußeren Benehmens, wobei sie die Verse (Gata's) selbst auswendig lernen, welche bei jeder Stellung gelesen werden. Der Tag der Gelübde wird übrigens nicht länger, als einen Monat hinausgerückt.

Dieses ist der Hergang, wenn bei dem Bekenntnisse keinerlei schwere Sünden aufgedeckt werden. Stellt sich hingegen irgend Einer als Mörder, als Zerstörer eines Tempels, oder als fleischlicher Sün-

*) Dieser Auszug der Vorschriften für die Schami ist dasselbe Buch, welches Herr Neumann unter dem seltsamen Titel „Schamanischer Katechismus" herausgegeben, und wobei er zwei durchaus verschiedene Dinge, den Buddhismus und den Schamanismus, mit einander verwechselt hat. Gegenwärtig werden diesem Buche noch drei andere — in derselben Art — beigefügt, nämlich: a) Sui-fuin-zsje-ben, Regeln für die Bikschu, b) Bini-schi-ßun, Gebetbuch und c) Fan-wan-zsin, Regeln für die Bodißadwa.

den u. dgl. schuldig dar: so wird er sofort von den reinen Schami abgesondert, und an einen besonderen Ort geführt, denn der Secretair wagt nicht, das Urtheil über einen solchen Menschen allein zu fällen. Am folgenden Tage berichtet er über diese Angelegenheit dem Cheschan, und dieser beruft die ganze hochehrwürdige Brüderschaft in seine Gemächer, befiehlt, die Sünder — wir nehmen an, es seien ihrer drei — vorzuführen, und richtet an die Letzteren folgende Rede:

„Dadurch, daß ihr nach den Gelübden verlanget, habt ihr euch von einer guten Seite gezeigt; allein die Sünden, welche ihr bekannt habt, beweisen, daß ihr unreine, für die Lehre untaugliche Gefäße seid: nach den Regeln unterlieget ihr dem Verbote. Mit großem Vergnügen würde ich euch die Gelübde abnehmen: aber wer doch wird wagen, im Widerspruche mit dem Gesetze, dieses zu thun? (Alles schweigt.) Gleichwohl schlage ich es nicht gänzlich ab, sondern ich will für Diejenigen unter euch, welche tiefe Reue und Leid über ihre Sünde empfinden, und, keine Anstrengung scheuend, sich zur Reinigung entschließen wollen, mit diesen hochtugendhaften Personen der Brüderschaft auf ein besonderes Mittel denken, ihrem Elende abzuhelfen. In seinem Buche*) sagt Buddha: „Wenn Jemand sich von Sünden frei machen, von Verbrechen sich reinigen und selbst für die schwerste Sünde — die Lästerung gegen die Lehre — Vergebung erhalten will: der soll die Ceremonie vollbringen, welche darin besteht, daß er die Namen und Zunamen der 53 Buddha's und die unzähligen großen Verdienste der 3000 Buddha's verehrt. Weil die Buddha's die Lehrer der Geschöpfe sind, und aus Erbarmen in jeglichem Elende helfen, bereit, alles Gute herabzusenden: so reißen sie den Reuigen aus dem Verderben, wäre auch nur noch ein Härchen an ihm gut. Ich bevorworte, daß während der Ceremonie der Reinigung ein reines, gewaschenes Kleid getragen werden muß; daß man aufmerksam sein muß auf die Darbringung des Rauchwerkes und der Kerzen, und daß man zu bitten hat, es möge in einer Woche, in zwei oder mehr, Buddha sich zeigen in seiner ganzen Schönheit und Erhabenheit. Erscheint Buddha in dieser Frist: so wird dieses ein Zeichen sein, daß die Sünden und die Hindernisse der Gelübde vernichtet seien. Wenn aber während der Reinigung entweder das Herz nicht mit dem

*) Ssan-zsjan-tschu-fo-min.

Werke allein beschäftigt, oder der Gedanke nicht durch Andacht gefesselt, oder kein hinreichender Glaube vorhanden ist an den unzerreißbaren Zusammenhang zwischen der Strafe und dem Gebrechen, zwischen der Belohnung und der Tugend, oder kein Entsetzen vor den Höllenqualen: so wird Buddha einem solchen Menschen nicht erscheinen, obgleich sein Erbarmen gegen Alle gleich groß ist. Wenn in unruhigem Wasser der Mond sich nicht wiederspiegelt: wer trägt die Schuld? Williget ihr also ein, die Reinigung in dem Geiste vorzunehmen, wie ich erklärt habe? (Wir versprechen es.)"

Darauf wendet sich der Cheschan zur Brüderschaft und sagt: „Ihr aber, Hochtugendhafte! wie denket ihr: darf man sie gesetzlich zur Ceremonie der Reinigung hinzulassen? (die Brüderschaft antwortet: Man darf!) Wenn die Brüderschaft dieses für statthaft erklärt: so weiset diesen Leuten eine stille Stätte an, ihr Aufseher! wo sie die Ceremonie vollbringen mögen; und wenn Solches geschehen ist, berichtet!"

Der Cheschan zieht sich zurück und die Versammlung trennt sich. Die Aufseher aber führen die zu Reinigenden in einen abgesonderten Saal, und weisen Jeden an, vor welchem Bilde Buddha's er die Buße zu verrichten habe. Die kürzeste Frist dieser Buße ist eine Woche.

Die Ceremonie selbst wird in folgender Weise ausgeführt. Indem der sich Reinigende Rauchwerk, oder angezündete Kerzen darbringt, sagt er: „Mit ganzem Herzen wende ich mich zu Buddha, seiner Lehre und seiner Brüderschaft! Ich bin entschlossen: ich verlange nicht meine Befreiung, nicht, in einem Menschen, einem seligen Geiste wiedergeboren zu werden, oder den Zustand eines Archan zu erreichen, — nein, ich will Bodißadwa sein, die höchste Vollkommenheit erreichen, die Geschöpfe erretten!" Dies ist eine Art Einleitung. Nach derselben kniet der Reuige nieder, spricht in bestimmter Reihenfolge die Namen der Buddha's aus („Ich neige mich vor dem Buddha N. N." u. s. f. bei 3053 Namen), und macht nach jedem ausgesprochenen Namen eine Verneigung. Am Schlusse sämmtlicher Namen und Verneigungen erhebt sich der Büßende, bringt auf's Neue Rauchwerk und Kerzen dar, spricht abermals den Eingang aus, fällt wiederum auf die Kniee, und verneigt sich, ihre Namen aussprechend, vor den Buddha's. So muß eine Woche verfließen.

Die Aufseher aber lösen sich ab, überwachen den Gang des Reinigungswerkes, und treiben den Büßenden Tag und Nacht an.

Nach Ablauf der Frist beruft der Cheschan die Brüderschaft von Neuem, befiehlt, Diejenigen, welche sich gereinigt haben, in die Versammlung zu führen, und fragt sie, ob ihnen Buddha erschienen sei. Nun hat man ein sogenanntes Tagebuch der verschiedenen Erscheinungen Buddha's, in welchem geschildert ist, wann und wie Buddha Jemandem erschienen sei. Mit diesen Erscheinungen vergleicht man die Angaben der Büßenden, sobald sie erklären, Buddha habe sich ihnen gezeigt. Stimmen die Angaben mit den früheren Erscheinungen überein: so werden die Gereinigten den „reinen Schami" beigezählt. Wenn hingegen die Anzeige nicht völlig zustimmt, oder wenn Jemand geradezu erklärt, er habe Nichts gesehen: so erhebt sich der Cheschan von seinem Sitze, wäscht vor der ganzen Versammlung seine Hände, nimmt für jeden Büßenden drei Zettel (auf den einen schreibt er: „Zuzulassen", auf den anderen: „Die Buße fortsetzen", auf den dritten: „Nicht zuzulassen"), rollt dieselben zusammen, und ladet die Versammlung in den Tempel; dort legt er die Zettel vor das Bild Buddha's, ergreift eine angezündete Kerze, bringt dieselbe dar, und spricht für sich ein Gebet. In dem Tempel herrscht Stille; Niemand wagt zu athmen: Alles merkt auf das stumme Gebet des Cheschan, und nur das Weinen und Schluchzen der Büßenden unterbricht von Zeit zu Zeit das allgemeine Schweigen. Der Cheschan betet:

„Zu Euch, Du vollkommen Vorhersehender *) und Ihr Bodißadwa's alle! nehmen wir im Gebete unsere Zuflucht. Hier sind aus dem Orte N. N. des Kreises N. N. Einwohner, mit Namen N. N., welche den Wunsch ausgesprochen haben, die Gelübde abzulegen, und von mir, dem Bikschu N. N., verlangen, daß ich ihnen dieselben abnehme; da sie aber in der gegenwärtigen Wiedergeburt wichtige Verbrechen begangen haben (— folgt die Aufzählung der Verbrechen —): so habe ich, der Bikschu N. N., nicht gewagt, gegen das Gesetz sie zu den Gelübden hinzuzulassen. Ich habe ihnen die Ceremonie der Verehrung und Lobpreisung der Namen der Buddha's auferlegt, damit sie der Erscheinung Buddha's würdig

*) Ein Titel Buddha's.

werden möchten; die Ceremonie ist vollbracht, aber Buddha nicht erschienen, — vielleicht, weil ihre Sünden zu gewaltig sind, und ihr Glaube zu schwach; vielleicht auch, weil sie ihre Sinne nicht haben durch die Andacht bändigen können. Nun werfen wir uns statt ihrer mit Gebet vor allen Buddha's und Bodißadwa's nieder: verlasset sie nicht, sondern nehmet sie gnädig auf; vertilget ihre sündige Unreinheit, machet sie der Gelübde fähig, und, nach deren Ablegung, einer pünktlichen Erfüllung derselben nach dem Gesetze. Demüthig flehen wir um Eure Gnade, um Euer Erbarmen! Mögen diese drei Zettel Euren Willen verkünden!"

Sobald er das Gebet beendet hat, verneigt sich der Cheschan dreimal und nach ihm auch die ganze Versammlung. Ganz zuletzt aber nähern sich, zwischen Furcht und Hoffnung zagend, die Büßenden, verneigen sich, knieen nieder, nehmen Jeder einen Zettel, und überreichen ihn dem Cheschan. Dieser rollt den Zettel auf und verkündet Buddha's Willen. Wer einen zulassenden Zettel gewählt hat, wird sofort den reinen Schami beigezählt; wer einen die Reinigung verlängernden Zettel ergriffen hat, wird abermals auf eine gewisse Zeit (auf einen Tag oder zwei) in ein besonderes Gemach geführt und nach Ablauf dieser Frist den reinen Schami zugezählt; denjenigen aber, welcher einen nicht zulassenden Zettel getroffen hat, führt man auf längere Zeit, als vorher, hinweg, und nach Ablauf der Frist tritt die Versammlung von Neuem zusammen, abermals wird zu den Buddha's gebetet, abermals ein Zettel gewählt, — und dieses so lange, bis er einen zulassenden Zettel faßt. Wenn es sich ereignet, daß der Büßende bis zum Tage der Gelübde keinen zulassenden Zettel gewählt hat, so muß er bis zur Eröffnung eines neuen Cursus der Gelübde in demselben, oder in einem anderen Tempel, ohne Ablegung derselben bleiben.

Am Tage der Ablegung der Gelübde findet im Arbeitssaale eine feierliche Versammlung statt. Daselbst wird nach mancherlei Ceremonieen und Anrufungen *) von den Bittstellern ein Eid verlangt,

*) Dieses Alles wird weiter unten, in der Ceremonie Bikschu, ausführlicher dargelegt.

daß sie mit Seele und Leib Buddha, seiner Lehre und seiner Brüderschaft angehören wollen.

„Ich schwöre", sagen die Bittsteller, „daß ich, N. N., mich ganz und gar, mit meinem ganzen Wesen zu Buddha, seiner Lehre und seiner Brüderschaft gewendet habe; ich schwöre, daß der wahrhaftig Gekommene (Schu-lai), der vollkommen zur Wahrheit Durchgedrungene, der vollkommen Vorhersehende, nach seiner Barmherzigkeit gegen mich, meine Stütze ist und meine Hoffnung (Schi-zsun, Hoffnung, Stütze des Handelns); ich schwöre, daß ich unter der Anleitung meines Cheschan, N. N., mich von der Welt losgesagt habe, in dem Verlangen, Buddha nachzufolgen!"

Nach dem Eide sagt der Cheschan:

„Weise Jünglinge! Eure Einverleibung ist vollzogen; ihr habt euch das Wesen der Gelübde angeeignet. Nunmehr bleibt mir nur noch übrig, diese Gelübde in Worten auszusprechen, damit ihr, — nicht bloß ihren allgemeinen Sinn, sondern auch die Worte selbst kennend, in welchen sie ausgedrückt werden, — dieselben um so leichter erfüllen könnet. Ein Jeder spreche seinen Namen aus.

Versprechet:

1) in eurem ganzen Leben das Leben jedes Lebendigen zu schonen;

2) nicht zu stehlen;

3) die Keuschheit zu bewahren;

4) nicht zu lügen;

5) keine starken Getränke zu trinken;

6) keine duftenden, aus Blumen gewundenen Kränze zu tragen, euch mit keinerlei Specereien zu salben;

7) keine Lieder zu singen, weder einfach, nur mit der Stimme, noch mit Tanz, noch unter Begleitung musikalischer Instrumente; auch dahin, wo ähnliche Dinge vollbracht werden, nicht in der Absicht zu gehen, um zuzuhören oder zuzuschauen;

8) euch auf keinen Ruhesessel (Divan) zu setzen;

9) nicht unzeitig (d. i. Nachmittags) zu essen;

10) kein Gold und kein Silber — weder roh, noch verarbeitet — und überhaupt keine kostbaren Gegenstände anzurühren."

Nachdem er ihnen diese zehn Punkte dreimal vorgesprochen, befiehlt ihnen der Cheschan, sich zu kleiden. Sämmtliche Schami treten einzeln aus der Reihe hervor, legen unter gewissen Haltungen und

unter dem Ablesen bestimmter Gata's zuerst das aus fünf, darnach das aus sieben Stücken bestehende Kleid*) an, und sobald sie eingekleidet sind, schließt der Cheschan die Versammlung mit einer Ermahnung der Schami:

„Schami! Ihr habt die Gelübde abgelegt und ich habe euch ihren Sinn erläutert. Dies möge euer frommes Gefühl erfreuen und all eurem Thun zur Stütze dienen; es möge in euch die Weisheit wachsen und eure Vollkommenheiten verzehnfachen, damit auch ihr zu seiner Zeit fähig seid, jede Creatur zu erleuchten und zu Buddha's Lehre hinzuleiten. Ich rufe euch fünf herrliche Tugenden in's Gedächtniß: a) der Welt entsagen, um von ganzem Herzen sich der Lehre hinzugeben; b) alles Sichtbare und Schöne verachten, um durch die That den Sinn des Kleides auszudrücken, in welches euch die Lehre gekleidet hat; c) alle Bande der Verwandtschaft und Anhänglichkeit vollständig zerreißen, um nicht durch nichtige Dinge zerstreut zu werden; d) zum Nutzen der Lehre weder Gesundheit noch Leben schonen; e) den Vorsatz fassen, die höhere Lehre (Da-tschen) zu begreifen und sich anzueignen, um auch Andere unterweisen zu können. Uebet euch eifrig in den Regeln, gewöhnet euch zur Beschaulichkeit, trachtet nach der höheren Weisheit, lernet alle Bücher Buddha's, führet ein Leben voll äußerster Vorsicht, fliehet auf alle Weise den Müßiggang, verzärtelt den Leib nicht, beherrschet eure Wünsche. (Ein Schlag.) Versprechet ihr mir das?" (Wir versprechen es!) Darauf erhebt sich der Cheschan und sagt: „Lasset uns Buddha preisen!"

Der Aufseher giebt das Zeichen und Alle singen:

„In dem Verlangen, daß alles Leidenschaftliche, Alles in Unreinheit Versunkene bald in das unendliche, lichtstrahlende Reich Buddha's eingehe, preisen wir die herrlichste That — die Ablegung der Gelübde — und die unermeßliche, unvergleichliche Seligkeit. Gesegnet seien alle Buddha, Bodißadwa, Mahaßadwa, Mahabodi, Paramita!"

Nach dem Gesange verneigt sich die ganze Versammlung vor dem Cheschan, geleitet ihn in seine Gemächer und trennt sich darauf.

*) Die Bedeutung und Einrichtung der Kleider wird weiter unten erläutert.

Die Gelübde der Bikschu.

Sobald der Cheschan die Abnahme der Gelübde Schami vollzogen hat, giebt er für den folgenden Tag Befehl, die neuen Schami auf die Gelübde Bikschu vorzubereiten. Diese Vorbereitung besteht hauptsächlich in einer Wiederholung der Lectionen hinsichtlich der Art, „sich Buddhistisch zu halten.“ *) Schon vor Ablegung der Gelübde Schami haben sich die Bittsteller mit ähnlichen Aufgaben beschäftigt; jetzt, nach Ablegung der Gelübde, wird ihnen dieselbe Wissenschaft vorgetragen, nur in weiterer Entwickelung, in ihrem ganzen Umfange. Es wird ihnen jetzt nicht mehr die Handlung allein und die Art, wie sie zu verrichten, sondern auch der eigentliche Zweck und der Sinn alles dessen erläutert; auch werden sie jetzt nicht mehr einzeln beschäftigt, sondern in Fahnen; **) Jedem ist jetzt seine Stelle, seine Reihenfolge angewiesen.

Um ihnen den Willen des Cheschan zu verkünden, beruft man die Schami in den Arbeitssaal. Hier beweist ihnen der Lehrer mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit, wie es nicht nur wichtig sei, sondern sogar unerläßlich, alle Haltungen der vier Haupthandlungen gründlich zu studiren; daß es noch keinen Menschen gegeben habe, welcher, ohne zu wissen, wie er sich anständig halten müsse, in der Selbstvervollkommnung glücklich gewesen sei; daß überhaupt alle Buddhistische Kämpfer, welche sich durch ihren Einfluß auf die Häretiker und durch ihre Mitwirkung für den Ruhm des Buddhismus ausgezeichnet haben, den Anstand tief studirt und strenge beobachtet haben; daß selbst Buddha Schakjamuni — und Wer war höher als er in jeglicher Beziehung? — daß selbst er, was er auch gethan habe, immer die Regeln des äußerlichen Benehmens sorgfältig beobachtet habe. „Deßwegen habe ich“, fügt der Cheschan hinzu, „voll väterlicher Sorge für euer Wohl, befohlen, euch in allem Nothwendigen zu unterweisen, und zugleich ist erforderlich, damit Störungen bei der Ceremonie vermieden werden, euch nach Fahnen zu verzeichnen, und einige Personen aus der Brüderschaft hinzuzuziehen, damit sie bei dem

*) D. i. wie man geziemend sich setzen, sich legen, stehen, gehen müsse (Ssin, Tschi, Zso-wo).

**) D. h. in Abtheilungen.

Sündenbekenntnisse und bei der Ablegung der Gelübde selbst behülflich seien."

Nach dieser Rede beginnt die Ceremonie der Einladungen. Der Lehrer deutet auf irgend Einen von der Brüderschaft, sagt, man bitte ihn, Ordnungshüter zu sein, oder Aufseher, oder Schriftführer, und die Bittsteller kommen nach Anweisung, bitten und verneigen sich. Darauf wird das Verzeichniß nach Fahnen angelegt: man nimmt zugeschnittene Stücke Papier, schreibt die Namen der Bittsteller auf dieselben, befestigt jedes an eine Fahne,*) und übergiebt diese letztere einem zur Fahne Gehörigen, welcher nun als Führer der Uebrigen gilt.

Sobald Alle nach Fahnen verzeichnet und den Aufsehern zur Wiederholung der Lectionen hinsichtlich des äußeren Benehmens überwiesen worden sind, zieht sich der Lehrer unter dem Versprechen zurück, daß er seiner Zeit ihre Fortschritte selbst prüfen werde, — womit die Versammlung aufgehoben ist.

Den Fähigkeiten der Schami gemäß währt diese Wiederholung nicht immer gleich lange, mindestens jedoch drei Tage. Sobald sie die Haltungen inne haben, bitten sie, dem Cheschan über ihre Fortschritte zu berichten.

Zu dem Ende ladet man den Cheschan in den Arbeitssaal, und die Versammlung besteht dieses Mal nur aus dem Cheschan, den Aufsehern und den Schami. Unmittelbar nachdem der Cheschan eingetreten ist und seinen Sitz eingenommen hat, treten die Aufseher in die Mitte des Saales, breiten ihre Bet-Teppiche aus**), knieen nieder, und Einer von ihnen stattet den Bericht ab:

„Zu Dir, Cheschan! wenden sich meine Blicke und meine Worte, höre mich geneigt an! Siehe, diese Schami haben sich schon eine gewisse Gewohnheit in den Haltungen des äußeren Benehmens angeeignet, und wünschen mit fester Entschlossenheit, die Gelübde Bikschu

*) Die Fahne ist ein 2 Arschinen langer Stock, an dessen oberes Ende ein ½ Arschine langer Querstab befestigt wird. An letzteren hängt man die Namen der Bittsteller, und zwar neun — in drei Abtheilungen — auf jede Fahne gerechnet.

**) Der Teppich ist gewöhnlich vierfach zusammengelegt. Die Verbeugungen gegen seines Gleichen macht man auf halb ausgebreitetem Teppiche; gegen einen Höheren aber (besonders gegen den Cheschan und vor Buddha) auf vollständig ausgebreitetem.

abzulegen, der Brüderschaft beigezählt zu werden, das heilige Gebiet zu betreten. Nun fallen wir vor Deinem Stuhle nieder: geruhe, Cheschan! in der Dir eigenen Weisheit zu bestimmen, ob sie dessen würdig seien; und wenn Du sie dazu befähigt findest, so füge die nöthige Unterweisung hinzu."

Darauf zu den Schami sich wendend, sagt er: „Bittet!" und alle Schami knieen nieder, während der Erste von ihnen (d. i. der Führer der ersten Fahne) sagt:

„Schwer ist es, in einem Menschen wiedergeboren zu werden; schwerer, im Mittelreiche (d. h. in Indien oder China, überhaupt da, wo der Buddhismus herrscht) geboren zu werden; schwerer, einem Menschen zu begegnen, welcher in Buddha's Lehre unterweisen kann; am schwersten aber, die Möglichkeit der Gelübde zu erlangen! Glücklich sind wir, daß wir die Zeit erlebt haben, in welcher Du, erhabener Cheschan, Denen, die es wünschen und dessen würdig sind, die Gelübde abnehmen willst. Vollende denn unser Glück, unsere Freude, — laß uns wirklich die Gelübde dem bestimmten Gedanken des Gesetzes gemäß ablegen, damit auch wir selbst in das Gesetz eindringen und Anderen nützen können. Verbinde uns Dir zu ewiger Dankbarkeit!"

Auf diese Bitte erwiedert der Cheschan: (Ein Schlag.)

„Um die kostbarste Perle zu erwerben, muß man in das Meer tauchen, und, an seichter Stelle seine Nachforschungen beginnend, allmählig sich in den Abgrund vertiefen. Um sich die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" *) anzueignen, muß man sie erlernen, indem man mit dem Unwichtigsten beginnt und mit den Werken von höchster Bedeutung aufhört. Hierbei kann man nicht ohne eine strenge Stufenfolge verfahren. Buddha hat festgesetzt, daß die Gelübde nur den dazu Vorbereiteten abgenommen werden sollen, und noch hat es kein Beispiel gegeben, daß Solche, welche die Gelübde Schami nicht gründlich kannten, plötzlich zu den Gelübden Bikschu zugelassen worden wären. Da ihr nun mit der Ordnung wohl bekannt seid, und überhaupt mit Allem, was einem Buddhistischen Einsiedler nöthig ist: so liegt in eurer Bitte um Unterweisung in den Gelübden Bikschu kein Verstoß gegen die pünktlichste Stufenfolge; denn eure Lage ist

*) Zsjui-zsu, so heißen sehr oft die Gelübde Bikschu.

nunmehr der Art, daß auch ohne eure Bitte, der Ordnung des Werkes gemäß, der Cursus der Bikschu-Gelübde hätte beginnen müssen. Mit desto größerer Lust erfüllen wir deshalb unsere Pflicht, da ihr uns so aufrichtig und eifrig darum bittet."

„Zuerst muß ich euch sagen, daß die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" nicht gering sind, und ihre Last nicht leicht; sie sind die starke Grundlage dafür, daß die wahre Lehre *) lange dauere in der Welt; sie sind in der Gesellschaft der Anhänger Buddha's Dasselbe, was der Puls ist im menschlichen Organismus. Der Puls zeigt den Zustand der Gesundheit an; die Gelübde — den Zustand der Lehre Buddha's. Wie sollte sich wohl ohne die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" der geistliche Kampf fortpflanzen, und wie ohne geistlichen Kampf die Lehre Buddha's sich ausbreiten? Darum stehen in der Reihe der Wesen, d. i. der seligen Geister, der Menschen, der bösen Geister, der Geister höherer Regionen (Fan), der Andersglaubenden, der Brachmanen, unter den Anhängern Buddha's die Bikschu an der Spitze! Auch müsset ihr wissen, daß die Ablegung der Bikschu-Gelübde nur an der Stätte geschehen darf, welche ausdrücklich dazu eingerichtet und bestimmt ist; daß ferner die vollständige Anzahl Solcher dabei unerläßlich ist, welche die Gelübde abnehmen, so wie auserwählte Eingeladene, d. h. Personen, bekannt wegen ihrer Strenge und Erfahrung in Beobachtung der Regeln. Wenn nämlich die Gelübde nicht vor einer vollständigen Zahl von Abnehmenden abgelegt werden, so ist ihre Ablegung keine vorschriftsmäßige. **) Außerdem ist erforderlich, daß auch auf Seiten der Bittsteller keinerlei Hinderniß vorliege. In dieser Hinsicht sagt das Gesetz: Personen mit körperlichen Gebrechen, in einem den Gelübden widerstrebenden Zustande, und Verletzer der Keuschheitsgebote können die Gelübde nicht ablegen. Endlich aber muß, selbst wenn das Gefäß der Lehre vollkommen und geeignet ist, dennoch folgende Vorsicht beobachtet werden. Bei dem Lesen des Gebetes und der Anrufung der 4 Vollkommenen, während man sich das Wesen der Gelübde

*) Tschen-fa.

**) Die vollständige Anzahl sind 10 Personen, nämlich: der Eheschan, seine 2 Gehülfen und 7 Ehrenzeugen. Uebrigens ist dieses die vollständigste und feierlichste Versammlung. Im Nothfalle dürfen es auch 4 Personen sein, jedoch nicht weniger.

aneignet, ist es unbedingt nothwendig, das Gebet buchstäblich genau zu lesen, nicht mehr und nicht weniger Worte zu sprechen, als im Ceremonial vorgeschrieben sind, so wie auch, daß alle Betheiligten besonders andächtig seien, und sich pünktlich an die Vorschrift halten. Wenn diese beiden wichtigen Punkte beobachtet werden, wie es sich gebührt, so wird auch alles Uebrige gut sein."

„Ich bin überzeugt, daß ihr mich verstanden habt, und wenn ihr dieses Alles mit Vertrauen aufnehmet und zu erfüllen trachtet: so werdet ihr den Vollkommenen gleichen, werdet wahre Bikschu und Nachfolger der Lehre sein. Im Buche der Lehre*) ist gesagt: Wer diesen so tiefen, wichtigen Gedanken in jeder Minute, in jeder Secunde mit Andacht ausführen wird, der wird durch dieses Mittel Buddha für seine Wohlthaten danken. (Ein Schlag.) Gelobet ihr, im Geiste dieser Lehre zu handeln? (Wir geloben!) Wenn ihr es gelobet, so soll in dieser Nacht der Secretair eingeladen werden, die Ceremonie des Sündenbekenntnisses zu vollziehen, denn man muß wissen, wie ihr die von euch abgelegten 10 Schami-Gelübde erfüllt habt. Ergiebt sich, daß ihr sie pünktlich beobachtet habt, so wird dieses zum Zeichen dienen, daß ihr in der That reine Gefäße des Gesetzes seid, während im Gegentheile die kleinste Abweichung bezeugen wird, daß ihr Seele und Leib befleckt und verunreiniget habt. In solchem Falle würde man zur Auferlegung einer strengen Strafe schreiten müssen, um die Sünden gesetzmäßig zu tilgen. Jetzt beauftrage ich die Aufseher, euch in die Gemächer der beiden Gehülfen zu führen, um dieselben zu benachrichtigen, daß ihr um Abnahme der Gelübde gebeten habt, und daß auf eure Bitte euch schon die vorgängige Anleitung gegeben worden ist. Wenn in eurem Bekenntnisse sich keinerlei wichtige Sünden, als an euch haftend, ergeben: so verspreche ich euch die Versammlung der Brüderschaft und die Abnahme der Gelübde. Aufseher! thut, wie ich gesagt habe!"

Nachdem sie den Cheschan zu seinen Gemächern geleitet, begeben sich die Aufseher in Begleitung mehrerer Schami zu den Gehülfen — zuerst zu dem Secretair, darauf zu dem Lehrer —, melden ihnen den Willen des Cheschan und bitten den Einen um Anhörung des Bekenntnisses, den Anderen um eine Prüfung ihrer Fortschritte in den

*) Len-jan-zsin.

Haltungen des äußeren Benehmens. Fast unmittelbar darauf erscheint der Lehrer im Arbeitssaale, wo er alle Schami zur Rechenschafts-Ablegung und zur Anhörung seiner Bemerkungen bereit findet. Sie halten Kleidung und Schaale in den Händen, haben auch ihren Bet-Teppich mitgebracht. Indessen denkt der Lehrer nicht daran, sie zu examiniren, weil er überzeugt ist, daß die Schami unter der Leitung so erfahrener Männer, wie die Aufseher, die Regeln des äußeren Benehmens vollkommen erlernt haben. Daher nimmt er seinen Sessel ein und beginnt Zuschnitt, Benennung und Bedeutung der Kleidung, so wie Form, räumlichen Inhalt und Einrichtung der Schaale, endlich Ursprung und vorschriftsmäßigen Gebrauch dieser Gegenstände zu erkären. Hören wir seine Worte:

„Den Zuschnitt der drei Kleider hat Buddha selbst bestimmt. Die Schaale, welche ihr haltet, ist das nothwendige Geschirr, aus welchem die Nachfolger Buddha's speisen. Die dunkele Farbe des Kleides ist eine solche, wie sie für die Welt durchaus nicht paßt; eben so ist das Maaß der Schaale ein ungewöhnliches. Diese Kleidung ist so eingerichtet, daß sie die Tugend der Geduld in euch mehren, die Schaale aber, daß sie euch zur Fülle der Vollkommenheit führen kann. Der Werth der kostbarsten Dinge insgesammt ist nichtig gegen den Werth der Kleidung und der Schaale, und der größeste Nutzen aller übrigen Dinge kann mit dem Nutzen der Kleidung und der Schaale nicht verglichen werden. Millionen Menschen und seliger Geister neigen sich vor ihnen; 96 häretische Schulen haben nicht einmal gewußt, sie bei Namen zu nennen; Buddha allein hat uns diesen unerhörten Schatz entdeckt, — einen Schatz, welcher den ihn Anschauenden, ja sogar den nur von ihm Hörenden unendlichen Nutzen bringt, während die ihn Anwendenden durch ihn Seele und Leib reinigen. Da es nun ohne Unterweisung unmöglich ist, Kleidung und Schaale zu verstehen, so hat man es jetzt, da ihr euch anschicket, die Bikschu-Gelübde abzulegen, als nöthig erachtet, euch dieses Alles zu erläutern. Wisset also (ein Schlag), Jeder von Euch hat in seinem Bündel ein Kleid aus fünf Stücken, dasselbe heißt auf Sanscritisch: An-to-choi (d. i. Antarawâsaka*) und bedeutet ein Arbeitskleid, ein Unterkleid, oder richtiger: ein aus Lappen verfertigtes Gewand. Gebrauchet

*) Siehe: Relation des Royaumes bouddhiques. 1836. pag. 93.

dieses Kleid stets, wann ihr mit irgend welchen Verrichtungen im Tempel beschäftigt seid; traget es im Dienste und auf Sendungen. In diesem Augenblicke seid ihr in das Gewand aus sieben Stücken gekleidet: es heißt auf Sanscritisch: Jui-do-lo-ßen (d. i. Outtarasanghâti) und bedeutet ein Kleid, welches in der Gesellschaft getragen wird, oder ein Oberkleid. Leget es immer an, so oft es nöthig ist, Buddha anzubeten, die Ceremonie der Buße zu vollbringen, die Bücher der Lehre zu lesen, sich der Beschaulichkeit hinzugeben, Speise zu nehmen, die Auslegung anzuhören, — überhaupt allemal, wann ihr irgend ein Werk im Kreise der Brüderschaft verrichtet. Jeder von euch hat ferner in seinem Bündel ein großes Gewand, welches auf Sanscritisch Ssen-zsja-li (d. i. Sanghati) heißt und ein Kleid bedeutet, welches aus sehr vielen Stücken besteht. Leget dieses Kleid an,*) wann ihr in den Palast des Fürsten gehet, wann ihr auf das Katheder steiget, um die Bücher der Lehre zu erklären, wann ihr Almosen sammelt, in der Mitte des Monats während der Ceremonie Bu-ßa, und bei dem Streite mit Häretikern. Uebrigens hat dieses große Gewand viel unterschiedliche Formen: es hat drei Stufen, und auf jeder Stufe unterscheiden sich wieder drei Klassen."

„Jeder von euch hat eine Schaale. Auf Sanscritisch heißt sie Bo-do-lo (Pâtra), was ein Gefäß von bestimmter Form bedeutet, weil Alles — Material, Farbe und Maß ihres räumlichen Inhaltes — durch das Gesetz genau bestimmt ist. Nämlich: sie darf nur irden sein, oder eisern; die Zubereitung der Farbe und die Färbung selbst müssen in folgender Art geschehen sein: man nimmt Ricinus-Samen (Da-ma-zsui) und Pfirsichkerne, stampft sie zusammen, und bestreicht mit dem so entstandenen Teige die Schaale innen und außen; darauf zündet man einen Bambusspahn an, und trocknet und durchräuchert die Schaale über diesem Feuer, wodurch sie Glätte und die Farbe des angelaufenen Metalls erhält. Lebens-

*) Es ist zu bemerken, daß bei Ablegung der Gelübde von den erwähnten Kleidern nur das letzte, Sanghati, gebraucht wird; dasselbe wird auch zuweilen noch bei den Gebeten im Tempel über die Schultern geworfen. Der Zuschnitt der Kleidung ist höchst einfach: die Leinwand wird, nach Maßgabe der Höhe des Menschen, in Stücke geschnitten und diese zusammengenäht; daraus entsteht ein Kleid nach Art eines Segels. Die kurzen Stücke reichen bis zum Knie herab.

mittel, welche im Sommer in eine solche Schaale gelegt werden, verderben nicht, und an ihr selbst haftet kein Staub; deshalb ist es unbedingt nothwendig, die Schaale in der angegebenen Weise zu durchräuchern. Hinsichtlich des räumlichen Maßes ist die Schaale groß, mittel oder klein: die große faßt gerade 1 Dou, die mittlere 7½ Schen, die kleine 5 Schen*). — Kleidung und Schaale sind die unerläßlichsten Dinge bei der Ablegung der Gelübde, und nachher für eine anständige Haltung. Jeder, der um die Gelübde bittet, muß sie selbst zubereitet haben. Wer ohne Kleidung und Schaale — oder mit geborgten — die Gelübde abzulegen gedenkt, der handelt ungesetzlich, und nach dem bestimmten Sinne des Gesetzes kann ein Solcher sich die Gelübde nicht aneignen; selbst bei vollem Verständnisse der Lehre wird das Leben eines solchen Menschen ohne allen Nutzen verstreichen; nach dem Tode seines Leibes aber wird er einer der drei Wege**) gehen, und im Laufe einer langen Zeit von den Wiedergeburten nicht frei werden."

„Wann ihr das Kleid anlegen wollet, müsset ihr es mit beiden Händen fassen und, still eine Gata hersagend, ausbreiten und anziehen. Wann ihr Speise nehmen wollet, müsset ihr in gerader Haltung die Beine unterschlagen (nach Art der Türken), das Futteral öffnen, die Schaale herausnehmen und, eine Gata für euch hersagend, auf den Tisch setzen. Wann die Speise in die Schaale gelegt ist, müsset ihr die Schaale mit der linken Hand fassen, darauf den Leib gerade richten, die Gedanken sammeln, die drei Kleinode lobpreisen, und alsdann erst die Speise — aber ohne Hast***) — zu euch nehmen."

*) Ein Schen Grütze oder Graupe wiegt ungefähr 4 Pfund, und 10 Schen machen 1 Dou aus.

**) D. h. er wird wiedergeboren entweder a. in Abach, oder b. in hungrigen Geistern, oder c. in stummen Creaturen.

***) Bevor der Buddhist zu essen beginnt, muß er sich die Frage vorlegen: „Was habe ich in der Schaale?" und wenn er durch eine strenge Analyse zu der Antwort gelangt ist, es sei Grütze, muß er sich abermals fragen: „Wozu diese Grütze?" Antwort: Zur Ernährung des Leibes. „Und wozu das?" Antwort: Zur Verherrlichung (hier nimmt er den Löffel, schöpft einmal Grütze und spricht nach deren Genusse aus:) Buddha's, (wieder ein Löffel voll:) der Lehre, (noch ein Löffel voll:) der Brüderschaft. Nachdem er diese drei Löffel gegessen, fängt er von vorn an, sich zu fragen und zu antworten, bis die ganze Grütze verzehrt ist. Dieses heißt „das Nachdenken über die Speise".

„Außerdem kündige ich euch vorher an, daß fortan Jeder von euch, welcher sich ein neues Kleid oder eine neue Schaale herrichten will, zuvor einen Menschen zu Rathe ziehen muß, welcher die Sache versteht; ist er dann fertig, so muß er den Gegenstand eben Demselben vorzeigen und darnach erst ihn gebrauchen."

„Seht, so muß ein wahrer Bikschu beschaffen sein! Versprechet ihr, in solcher Weise zu verfahren?" (Wir versprechen es.)

Nachdem sie den Lehrer in seine Gemächer geleitet haben, zerstreuen sich Alle in ihre Zellen und erwarten den Untergang der Sonne. Kaum dunkelt es, so versammeln sie sich wieder zu der Ceremonie des Sündenbekenntnisses. Sie geht in dem uns bekannten Saale vor sich; derselbe ist eben so eingerichtet, beleuchtet, durchräuchert, wie wir ihn bei den Gelübden Schami gesehen haben; derselbe Secretair vollzieht die Ceremonie; derselbe Schriftführer verzeichnet die aufgedeckten Sünden; dieselben Personen erscheinen zum Bekenntnisse, wie damals, und nur in der Ordnung des Geschäftsganges zeigt sich eine kleine Veränderung. Die Schami stehen jetzt alle unter Fahnen, und bei jeder Fahne befindet sich, außer dem früheren Aufseher, ein die Ordnung überwachender Aufseher mit dem „unterweisenden Scepter", damit die Bekennenden nicht aus langer Weile einschlafen oder schwatzen, und damit sie überhaupt eine den Umständen geziemende Haltung beobachten. Außerdem ist an der Eingangsthür des Saales ein controlirender Aufseher postirt, damit nur die dazu berechtigten Personen in den Saal treten, d. h. namentlich 1) Diejenigen, welche die Gelübde ablegen wollen, und nicht etwa bloße Neugierige, und 2) Diejenigen, an welchen die Reihe ist, einzutreten. Desgleichen an der Ausgangsthür des Saales befindet sich ein eben solcher Controleur, damit nur diejenigen Personen hinausgehen, an welchen die Reihe ist, und gerade so viel, wie vorgeschrieben ist, d. h. nicht mehr und nicht weniger als zehn oder je eine Fahne.

Die Ceremonie wird durch folgende Rede eröffnet:

„Die pünktliche Erfüllung der Gelübde führt zur höchsten Vollkommenheit; auf diesem Wege haben alle unsere Vorfahren die Weisheit erlangt. Die Verletzung der Gelübde dagegen erweckt Hinneigung zur Welt, und ist die Hauptursache, daß nicht alle Geschöpfe von den Wiedergeburten erlöst werden. Wer dieses versteht, wird mehr und mehr erleuchtet; wer es nicht versteht, kommt nimmermehr

zur Erkenntniß. Ich ziehe nun in Erwägung, daß ihr der Welt entsagt, die Gelübde Schami abgelegt habt, und jetzt noch größerer Kämpfe begehret, indem ihr die Gelübde Bikschu ablegen wollet; wenn ihr aber irgend eine wichtige Vorschrift des Gesetzes verletzt, euch nicht kräftig genug vom Schlechten abgewendet, und dem Guten nur schwach nachgestrebt, mithin die Gelübde Schami nicht erfüllt habet: so dürfet ihr nicht hoffen, aus der Ablegung der Gelübde Bikschu die erwünschten Vortheile zu ziehen. Im Buche Ssa-po-do-lun heißt es: „Wenn der Schami irgend eine von den ihm auferlegten Gesetzesvorschriften nicht beobachtet, so wird er, — obgleich er die Gelübde Bikschu abgelegt hat, welche über die Linie der Wiedergeburten hinausführen, und obgleich er in denselben ganz besonders nach Selbstvervollkommnung gestrebt hat, — dennoch keinen Erfolg sehen, weil die Gelübde Schami Wurzel und Fundament sind für die Gelübde Bikschu.“ Und in der That, wenn die Wurzel des Baumes gesund ist, und hinreichend benetzt wird, so wird der Baum blühen und Früchte tragen; oder wenn das Erdreich gehörig festgeschlagen wird, so kann es mächtige Gebäude tragen. Es giebt aber kein Beispiel, daß ein Baum mit verdorrter Wurzel Früchte gebracht, oder daß man auf lockerem Fundamente ein großes Gebäude errichtet hätte. Deßhalb habe ich mit Andacht die Gesetze gelesen, und bin hieher gekommen, um euch zu befragen, wie ihr die Gelübde Schami erfüllt habt, und aus demselben Grunde müsset ihr der reinen Wahrheit gemäß Antwort geben, nicht verleugnen, was ihr an euch wisset, und nicht entschuldigen, was in der That nicht verzeihlich ist.“

Hierauf werden die Schami hinausgeführt, und unter Controle, wie oben angegeben, jedesmal eine Fahne wieder in den Saal eingelassen. Der Secretair legt nur Fragen vor in Betreff der Vorschriften des Gesetzes Schami, prüft ihre Verletzung, und bestimmt die Art der ceremoniellen Strafe, als das reinigende Mittel. Kommen wichtige Sünden zum Vorscheine, so berichtet er an den Cheschan, und es wird völlig so verfahren, wie in dem ähnlichen Falle bei den Gelübden Schami.

In seiner vorläufigen Unterweisung der Schami hat der Cheschan gesagt, daß die Ablegung der Gelübde Bikschu an dem Orte vollzogen werden müsse, welcher namentlich dazu eingerichtet und bestimmt sei. Dieser Ort ist eine Erhöhung oder Estrade (Tan) von Stein oder Holz, und im Gesetze Buddha's wird für dieselbe ein besonderes, weitläuftiges Gebäude im südwestlichen Theile des Tempelgebietes bestimmt. In diesem Gebäude befindet sich nur ein Saal, und in dem Saale darf außer der Estrade (Tan) nichts vorhanden sein. Der Saal selbst muß immer verschlossen bleiben, und soll nur Behufs Ablegung der Gelübde geöffnet werden. *)

Die Estrade ist entweder rund, oder viereckig und besteht aus drei ziemlich breiten Vorsprüngen (Absätzen) mit Geländern. Der Zugang zum ersten Absatze liegt auf der östlichen Seite, zum zweiten gelangt man von der Westseite, zum dritten (obersten) von der Südseite. Der letzte Absatz muß geräumig sein: auf ihm werden an der östlichen und westlichen Seite, dicht neben dem Geländer, zwei Reihen Sessel (für die beiden Gehülfen des Cheschan und für die sieben Ehrenzeugen) aufgestellt, und einer in der Mitte an der nördlichen Seite (für den Cheschan). In der Mitte des ganzen Raumes befindet sich ein Tisch mit kleinen Statuen der Buddha's und der Bodißadwa's, und das Ganze wird von einem Baldachine mit prächtigen Vorhängen überragt **).

An dem für die Ablegung der Gelübde bestimmten Tage versammelt sich die Brüderschaft im Arbeitssaale. Dort bitten die Schami unter Vorgang der Vorsteher den Cheschan, seine Gehülfen und die sieben anderen Personen, die Estrade zu besteigen, und ihnen die Gelübde Bikschu abzunehmen, — und zwar wird jeder Person die Bitte dreimal unter Verneigungen und Thränen vorgetragen. Nach Beendigung dieser rührenden Ceremonie erhebt sich der Cheschan sammt der ganzen Versammlung, und singt:

„Ich bete Schakjamuni-Buddha an!"

*) Uebrigens läßt man auch Solche, welche neugierig sind, ihn zu sehen, besonders Personen, denen man Rücksichten schuldig ist, in den Saal, welcher die Estrade enthält, — wiewohl niemals zu der Zeit, da die Gelübde abgelegt werden.

**) Diese Estrade (Tan) wird nur in den allgemeinen Zufluchtsstätten (Tschan-tschu) errichtet, und die Gelübde können nur da abgelegt werden, wo sich ein Tan befindet.

Bei dem Worte „Buddha" beginnt man im Tempel die Buddhistische Trommel zu rühren, und die Glocken zu läuten, und unter dem Gesange: „Ich bete Schakjamuni-Buddha an!" begiebt sich die ganze Versammlung in feierlichem Zuge nach der Estrade. Sobald man im Saale angelangt ist, verstummen Geläute und Gesang, worauf einige Aufseher einen Lobgesang zu Ehren des Bogdochan's, des Beschützers des Buddhismus, anstimmen:

„Der Dreifuß verbrennt das beste Rauchwerk, und erfüllt den Erdkreis mit Wohlgeruch. Dir, o Herrscher der Lehre! bringen wir Dieses dar, und flehen, daß dem Kaiser langes Leben verliehen werde, und lange Dauer der Erde und dem Himmel!"

Am Schlusse dieses Gesanges besteigen der Cheschan, seine zwei Gehülfen, die sieben Ehrenzeugen und ein Aufseher (Wei-no) den ersten Absatz, und beginnen, die Estrade nach dem Laufe der Sonne (von Osten nach Westen) zu umwandeln, während gleichzeitig eine laute Beschwörung Chonschim-Bodißadwa's *) verlesen wird. Nach dreimaligem Umgange legen sie ihre Schuhe ab, lassen dieselben auf dem ersten Absatze zurück, und ersteigen den zweiten Absatz; nachdem sie auch diesen dreimal umschritten haben, besteigen sie endlich den dritten Absatz, und nehmen ihre Plätze ein.

Nun beginnt der interessanteste Theil der Ceremonie. Sobald Alle ihre Plätze inne haben, hält der Cheschan eine Rede an seine Gehülfen, jedoch so, daß Alle, welche sich im Saale befinden, sie vernehmen können. Er sagt: „Selten gelingt es, die Verkündigung der wahren Lehre zu hören; schwer ist es auch, sich die Macht der Gelübde vorzustellen: mittelst derselben kann man sich aus dem gröbsten, aus dem untauglichsten Zustande zur Weisheit, d. h. zu dem Zustande Buddha's, erheben. Für uns, gleichsam die Meister in einer Schmelzhütte, ist dieses Werk sowohl schwer, als leicht. Ihr wisset, daß die menschlichen Gefühle durchaus umgeschmolzen werden müssen; daß Kleidung und Schaale vorhanden sein müssen, und zwar als Eigenthum, nicht als erborgte; daß die Fragen über die fünfzehn Punkte und die sechszehn Hindernisse klar und verständlich vorgelegt

*) Diese Beschwörung wird sehr oft angewandt, ist indeß hier nirgends in der Uebersetzung beigefügt worden, weil sie nichts weiter ist, als eine Anhäufung Sanscritischer Namen, in Chinesischen Lauten wiedergegeben: „Ich bete N. N. an, ich bete N. N. an," u. s. f., und Alles besteht in Verneigungen.

werden müssen; endlich, daß die nach den Gelübden Verlangenden aufrichtig an dieses wahrhafte Wort glauben, der reinen Wahrheit gemäß reden und handeln. Bei einer pünktlichen Beobachtung der angeführten Bedingungen ist die Hinlenkung des Menschen auf die höchste Vollkommenheit eine sehr leichte Sache; außerdem ist Alles vergeblich. Dabei aber sind zu größerem Erfolge in dem Werke, neben dem Eifer und der Aufrichtigkeit der Bittsteller, unsererseits Eintracht, sowie eine freundliche Mitwirkung aller Nebenumstände unerläßlich. Hiermit habe ich, N. N., ehrerbietig geendet!"

Darauf sich zu den Schami wendend, sagt er: „Schami! wir haben den Tan bestiegen, um euch die Gelübde Bikschu abzunehmen. Die Ordnung des Werkes erfordert, daß wir vor Allem uns im Gebete zu den drei Kleinoden der unzähligen Schaar der Geister wenden. Jeder spreche seinen Namen aus. Singet mir nach!"

Während sie ihre Namen aussprechen, erhebt sich der Cheschan von seinem Sessel, ergreift künstliche Blumen und singt auf ein Zeichen des Aufsehers vier Verse. *)

Jeden dieser Verse singen sie dreimal, und nach jedem Male verneigen sie sich. Stellt man sich das Halbdunkel des gewaltigen Saales vor, die Rührung der die Estrade Umgebenden, den leisen, gleichmäßigen Gesang von Hunderten von Stimmen, welchen die ausdrucksvollen Gesten des Cheschan begleiten, so begreift man leicht, wie ergreifend diese feierliche Ceremonie nicht nur für die zu Weihenden, sondern für alle Anwesenden überhaupt sein müsse.

Nach der Anrufung der vier Vollkommenen und der Verneigung vor ihnen, heißt der Cheschan Alle, welche sich nicht auf der Estrade befinden, d. h. Brüderschaft, Aufseher und Schami, hinausgehen; im Saale aber, auf der Estrade, beginnt eine Berathung. Der Cheschan fragt, und der Aufseher antwortet. Cheschan: Sind wir Alle hier? — Aufseher: Alle! — Ch. Sind wir einig? — A. Einig! — Ch. Und sind Diejenigen, welche sich zu den Gelübden Bikschu anschicken, alle hinausgegangen? — A. Alle sind hinausgegangen! — Ch. Was ziemt uns nunmehr zu thun? — A. Die Aneignung der Gelübde Bikschu zu vollziehen! — Ch. Die Aneignung der Gelübde

*) Diese vier Verse sind jene Anrufung der vier Vollkommenen, welche buchstäblich genau ausgesprochen werden muß. Sie wird auch vor Ablegung der Gelübde Schami gesungen.

Bikschu zu vollziehen Wer von uns wird in diesem Falle Lehrer sein, von den Stufen hinabsteigen und die nöthigen Fragen vorlegen?

Darauf antwortet der auf dem dritten Platze Sitzende: Wenn man es gestattet, so bin ich entschlossen, diesen Auftrag zu übernehmen. — Ch. Wenn du entschlossen bist, so verrichte du, Secretair, dein Amt.

Der Secretair sagt: Hohe Brüderschaft! Höret! Die Schami N. N. bitten, daß der Cheschan N. N. ihnen die Gelübde Bikschu abnehme. Wenn eure Zeit es gestattet: so höret geduldig zu; — N. N. ist erbötig, Lehrer zu sein. Seid ihr damit einverstanden?

Nach kurzer Ueberlegung antwortet die Brüderschaft, d. h. die 7 Ehrenzeugen — als Vertreter der Brüderschaft —: Einverstanden!

Nachdem er die Einwilligung der Brüderschaft erhalten, erhebt sich der Lehrer von seinem Platze, verneigt sich, steigt in der Richtung des Sonnenlaufes von der Estrade hinab, begiebt sich in einen nahen Saal, wo sämmtliche Schami seine Ankunft erwarten, und tritt in ein geheimes Seitenzimmer. Hierher führen die Aufseher immer drei Schami, und ziehen sich selbst zurück.

Der Lehrer beginnt sein Geschäft mit einer Prüfung der Schami, nachdem er zuvor die Bedeutsamkeit der Kleidung und der Schaale erläutert und kurze Erklärungen hinzugefügt hat, wie wir dieses schon einmal von ihm gehört haben; darauf läßt er sie die Kleidung anlegen. Jeder Schami nach der Reihe nimmt aus dem mitgebrachten Bündel die Kleidung hervor, hebt sie auf und sagt, indem er sie dem Lehrer vorzeigt, das sei „dieses" Kleid, heiße auf Sanscritisch „so", bestehe aus „so viel" Stücken u. s. w., worauf er sie ausbreitet und, eine Gata hersagend, anzieht. Dieses wiederholt sich zu dreien Malen. Wann die Schami bekleidet sind, knieen sie nieder und der Lehrer sagt zu ihnen:

„Schami, höret! Es hat eine Zeit gegeben, da ihr zwischen Wahrheit und Unwahrheit nicht unterscheiden konntet; ihr habet gelogen vor weisen Männern, und seid deshalb auf endlose Zeiten in Wiedergeburten versunken. Jetzt, da ihr der Welt entsagt habet, um der Lehre Buddha's willen, und seine Nachfolger geworden seid, um die Schranke der Wiedergeburten zu überwinden, ist es vor Allem nothwendig, daß ihr die Wurzel der Lüge und der Unwahrheit in

euch ausrottet und zerstöret; jetzt namentlich ist die Zeit, da ihr die Aufrichtigkeit eures Herzens und die Wahrhaftigkeit eurer Worte zeigen müsset. Rufet in euer Gedächtniß Alles zurück, was ihr in diesem Leibe gethan habet und antwortet mir der Wahrheit gemäß."

„Habet ihr nicht mit fremder Sünde gesündiget, d. h. habt ihr Niemanden getödtet, die Keuschheit nicht verletzt, Nichts gestohlen, nicht gelogen? Das sind fremde Sünden, solche, welche die Brüderschaft nicht duldet, die Lehre Buddha's nicht reiniget, und wenn ihr daher auch nur mit einer von ihnen gesündigt habt: so zieht euch diese Sünde über die Gränzen unserer Brüderschaft und Lehre hinaus: ihr stehet nicht als die Unsrigen da, sondern als Fremde!"

„Habt ihr früher irgend einmal die Ablegung der Bikschu-Gelübde verstohlener Weise belauscht? oder vor Solchen, welche euch nicht kannten, euch für Bikschu ausgegeben, um euch zu brüsten? Das würde heißen: räuberisch handeln; und Buddha hat verboten, Solche aufzunehmen. Seid ihr Deren keines schuldig?"

„Seid ihr nicht von den Häretikern? habt ihr nicht schon die Gelübde abgelegt, — euch wieder zur früheren Häresie zurückgewandt, und kommet jetzt auf's Neue, um die Gelübde zu verlangen? Solche Leute taugen nicht für Buddha's Lehre."

„Ist keine Mißgestalt an euch?

Habt ihr den Vater nicht getödtet?

Habt ihr die Mutter nicht getödtet?

Habt ihr keinen Archan getödtet?

Habt ihr die Brüderschaft nicht zerrüttet, ihre Wirksamkeit nicht gestört?

Habt ihr Buddha nicht beleidigt?

Seid ihr nicht von den himmelbewohnenden Geistern (Thian), den Schutzgeistern (Schen), den Höllengeistern (Gui), und begehret jetzt, in verwandelter Gestalt, die Gelübde abzulegen?

Seid ihr nicht von jenen Drachen oder Thieren, welche ihre Gestalt verändern können?" *)

„Schami! wenn ihr euch keines der 13 Punkte schuldig wisset, so will ich noch von den 16 Hindernissen mit euch reden. Antwortet mir nach der reinen Wahrheit."

*) Mehrere Fragen sind hier weggelassen.

„Wie nennet ihr euch, seitdem ihr der Welt entsagt habet und der Lehre Buddha's folget? (N. N.!) Das ist euer Name in der Lehre (Fa-min), euer Name für das ganze Leben. Von nun an müssen Cheschan und Atschari (die Gehülfen), die Ehrenzeugen, höhere und niedere Beamte, Alte, Freunde, Bekannte, Vater, Mutter, Lehrer, — Alle euch mit diesem Namen nennen."

„Wer ist euer Cheschan bei Ablegung der Bikschu-Gelübde? (N. N. ist der große Cheschan!) Ja, dieses ist des Tempels N. N. großer Lehrer N. N.! Er ist Cheschan für die Aneignung der Gelübde. „Cheschan" ist ein Sanscritisches Wort, welchem man zwei Bedeutungen beilegt: a) „die erzeugende Kraft", d. i. alle Grade der Vollkommenheit werden in uns unter der Einwirkung dieser Person erzeugt, oder b) „die Stütze der Lehre", d. i. seinen Anweisungen folgend, kann man die Mittel praktisch erlernen, welche über die Schranken der Wiedergeburten hinaushelfen. Ohne diese wichtige Person kann man sich folglich die Gelübde nicht aneignen; merket euch darum seinen ehrwürdigen Namen und sein gnädiges Antlitz wohl: sonst werdet ihr euch die Gelübde nicht aneignen. Außerdem müsset ihr von nun an alle Zse-zi,*) im 12. Monate und am ersten und letzten Tage jedes längeren Dienstes, eine Räucherkerze anzünden und persönlich eurem Cheschan zu Ehren darbringen; sollte euch eine große Entfernung verhindern, die Kerze persönlich darzubringen: so seid ihr gehalten, eine Kerze anzuzünden und, den Namen eures Cheschan aussprechend, ihm dieselbe in der Ferne, als geschähe es persönlich, mit Ehrfurcht darzubringen."

„Habt ihr das 20. Lebensjahr zurückgelegt?
Habt ihr Kleidung und Schaale?
Habt ihr unter Zustimmung eurer Eltern der Welt entsagt?
Seid ihr nicht flüchtige Schuldner?
Gehöret ihr zu Niemandes Dienerschaft?
Gehöret ihr nicht zu den angesehenen und vornehmen Personen?
Seid ihr volljährig?**)

*) Ein Chinesisch-astronomischer Zeitpunkt. Im Jahre giebt es deren 24, in jedem Monate 2

**) Volljährig ist Derjenige, welcher, über 20 Jahre alt, Hunger, Frost, Hitze, Durst aushalten, einmal im Tage essen, Schmähungen ertragen kann, und sich vor Schlangen nicht fürchtet.

Seid ihr nicht krank?"

„Schami! Wie ich euch hier gefragt habe, so werden euch auch die versammelten Lehrer fragen. Seid auch gegen sie offenherzig, wie gegen mich. Lasset uns gehen! Wenn sie in eure Zulassung willigen, werde ich euch mit der Hand winken."

Sie gehen. Der Lehrer voran, die Schami in einiger Entfernung hinter ihm. Der Lehrer geht in den Saal, die Schami bleiben draußen. Bei der Estrade angelangt, sagt der Lehrer:

„Hohe Brüderschaft! Höret! Die Schami N. N. sind da, und bitten um Abnahme der Bikschu-Gelübde durch den Cheschan N. N. Wenn eure Zeit es erlaubt, so höret mich geduldig an. Ich, N. N., habe meine Nachforschungen beendet. Gestattet ihnen (d. i. den Schami), vor euch zu erscheinen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, giebt er das verabredete Zeichen. Die Schami treten in den Saal, und der Lehrer führt sie auf den obersten Platz der Estrade, wo sie niederknieen und demüthigst bitten, man wolle ihnen aus Gnade, aus Mitleiden die Gelübde Bikschu abnehmen.

Nachdem er ihre dreimalige Bitte angehört, berichtet der Secretair:

„Hohe Brüderschaft! Höret! Diese Leute hier, N. N., wünschen, sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde Bischku anzueignen, und bitten die gesammte Brüderschaft um ihre Zustimmung. Wenn eure Zeit es gestattet, so höret mich geduldig an: ich werde ihnen Fragen bezüglich der 13 Punkte und der 16 Hindernisse vorlegen. Erlaubet ihr Solches?"

Nachdem die Brüderschaft mit der Antwort etwas gezögert, giebt sie schließlich ihre Erlaubniß, und der Secretair fragt nun in derselben Weise, wie vorher der Lehrer in dem geheimen Zimmer.

Am Schlusse der Fragen richtet der Cheschan das Wort an die Schami, um sie für die „Einimpfung der Gelübde" vorzubereiten.

„Schami!" sagt er, „wichtige Augenblicke sind jetzt für euch gekommen; bereitet euch! Umfasset mit eurem Gedanken alles Seiende; versenket euch in das Leid, in das Uebel, welches auf der Welt lastet; lasset euch durch ihren beklagenswerthen Zustand rühren, — und möge dieser mitleidende, lebengebende Gedanke einen unersättlichen Durst nach dem Guten in euch anfachen. Schwöret, alles Böse in euch

auszurotten, alles Gute zu pflegen, um mit gereinigtem, klarem Denken und im eifrigen Trachten nach dem Guten freier und erfolgreicher für die Befreiung von den Wiedergeburten und für die Unterweisung der Geschöpfe darin wirken zu können! Indem ihr euch anschicket, euch die Gelübde anzueignen, richtet euren Sinn nicht bloß darauf, es bis zum Schrawaka zu bringen, nur für euch selbst euch über die Schranken der Wiedergeburten hinauszuarbeiten: — nein, fasset den Entschluß, was es auch kosten möge, früher oder später unfehlbar Buddha zu werden, d. i. nicht nur selbst zur Nirwana einzugehen, sondern auch alles Seiende mit euch in die Nirwana, unser Aller Vaterland, einzuführen. Nur bei einer solchen Stimmung des Denkens, nur bei einer solchen Richtung und Spannung der Gefühle verheiße ich euch die Aneignung der Gelübde in möglichst hohem Grade. Höret, und seid bereit!"

Nach dieser Rede hebt der Secretair an:

„Cheschan und du, erhabene Versammlung! Geizet nicht mit eurem Mitleiden, verberget es nicht in euch; rüstet euch mit Einmüthigkeit; geruhet, diesen drei Menschen behülflich zu sein, auf daß sie die Aneignung der Gelübde vollbringen mögen! Gestattet, daß ich den „Prozeß" beginne "

„Erhabene Brüderschaft! Höret! Diese Personen wünschen, sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde Bikschu anzueignen; sie haben gezeigt, daß sie sich keines „Punktes", keines „Hindernisses" bewußt sind, daß sie mehr als 20 Jahre zählen, daß sie Kleidung und Schaale besitzen. Daher, wenn eure Zeit es erlaubt, höret mich geduldig an: williget ihr darein, daß die N. N. sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde aneignen?"

Ohne Besinnen antworten die Anwesenden: „Wir willigen ein!"

„Hohe Brüderschaft! Höret! Diese Personen wünschen, von dem Cheschan N. N. sich die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" anzueignen, und bitten jetzt um eure Zustimmung. Aus ihren Anzeigen ergiebt sich, daß an ihnen weder „Punkte", noch „Hindernisse" haften, daß sie über 20 Jahre alt sind, daß sie Kleidung und Schaale besitzen. Jetzt ziemt es der Brüderschaft, ihnen durch den Cheschan N. N. die Gelübde abzunehmen. Wer von euch, ihr Alten, nicht einwilligt, der rede! (Darauf fragt er, nach kurzem Schweigen): Also ist mein erster Antrag zugestanden?" (Zugestanden!)

Dieses wiederholt er noch zweimal, und nachdem auf seine Frage: „Also ist mein dritter Antrag zugestanden?" die Brüderschaft geantwortet hat: „„Zugestanden!"" fügt der Secretair hinzu: „Die Brüderschaft ist also einverstanden! Die Abnahme der Gelübde ist vollbracht! Durch den Cheschan N. N.!"

Während dieser Worte richtet der Aufseher seine ganze Aufmerksamkeit auf die Uhr, und bemerkt, in welcher Minute und Secunde der Laut des letzten Wortes von den Lippen des Secretairs verhallt. Diesen wichtigen Umstand vernachlässigen, würde „sündigen" heißen, und zwar schwer sündigen; indessen ist durchaus unbekannt, welches der Grund solcher Genauigkeit sei. In dieser wichtigen Minute sind die Buddhisten alljährlich verpflichtet, ihrem Cheschan eine Kerze darzubringen, und vor seinen Gehülfen sich zu verneigen; und von diesem Momente an zählen sie die Jahre ihres Lebens oder vielmehr ihres Einsiedlerthumes.

Hierauf erhebt sich der Lehrer von seinem Sessel, verabschiedet sich, und begiebt sich in das uns bekannte geheime Zimmer. Dort befragt er die folgende Abtheilung der Schami über die „Punkte" und die „Hindernisse", während hier der Cheschan folgende Rede an die neugeschaffenen Bikschu richtet:

„Weise Jünglinge! Der wahrhaftig Gekommene, der Vollkommenste, der vollkommen Vorhersehende hat uns folgende wichtige vier Punkte verordnet:

I. Verletze durchaus die Keuschheit nicht. Wenn der Bikschu sich mit dieser Sünde befleckt: so ist er kein Streiter (Scha-muin), kein Nachfolger Buddha's mehr; und in dieser Beziehung hat der Ehrwürdige folgendes Beispiel angeführt. Wie ein Mensch, welcher sich den Kopf abgehauen hat, niemals wieder aufleben wird: so wird auch der unkeusche Bikschu seinen Kampf niemals vollenden. Gelobet ihr, euch während eures ganzen Lebens in Reinheit zu bewahren?

II. Stiehl durchaus nicht, wäre es auch nur das Blättchen eines Gräschens. Wenn der Bikschu fünf Münzen an Werthe stiehlt; wenn er selbst stiehlt, oder einen Anderen dazu anleitet; wenn er selbst, oder durch einen Anderen irgend etwas zerschlägt, zerschneidet, verbrennt, oder eine Sache in gutem Zustande nimmt, und in schlechtem wiederbringt: so ist er kein Streiter, kein Nachfolger Buddha's. Also wird, wenn man dem Baume Do-lo das Mark nimmt, der-

selbe nicht ferner wachsen. In gleicher Weise kann auch ein diebischer Bikschu seinen Kampf nimmer vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben nicht zu stehlen?

III. Tödte mit Absicht keinerlei Thier, wäre es auch nur ein Grashüpfer. Wenn der Bikschu einen Menschen tödtet, zu seinem Tode räth oder hilft, sich über eines Anderen Tod freut, Jemanden kränkt, eine Schwangere auf den Tod schlägt oder durch Beschwörungen tödtet, u. s. f.: so ist er kein Streiter, kein Nachfolger Buddha's. Also wird eine Nähnadel schon unbrauchbar, wenn ihr nur die Spitze abbricht; und auch der mörderische Bikschu kann seinen Kampf nicht vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben nicht zu tödten?

IV. Rühme dich nicht, wäre es auch in guter Absicht, so es doch grundlos ist. Wenn ein Bikschu, welcher die Vollkommenheit nicht erreicht hat, im Denken nicht gereift ist, der inneren Anschauung nicht mächtig und noch nicht Archan geworden ist, behauptet, daß er diese Vollkommenheit erlangt habe, daß himmlische, beschützende, höllische Geister mit Ehrfurcht vor ihm erschienen seien: so ist er kein Streiter, kein Schüler Buddha's. Gleichwie ein Fels, welcher sich in zwei Hälften gespalten hat, nimmer sich wieder vereint: so wird auch der lügenhafte Bikschu seinen Kampf nicht vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben euch nicht zu rühmen?"

„So habt ihr denn," schließt der Cheschan, „die Gelübde abgelegt; die vier „Prozesse" sind vollzogen, und zwar in ordentlicher Form: ihr habet einen Cheschan, gleichwie auch Atschari und die übrigen sieben nothwendigen Personen aus der Brüderschaft, — Alles nach dem Gesetze und in vollzähliger Menge. Beschäftiget euch daher von nun an mit den Mitteln, von irdischen Sorgen frei zu werden; ermahnet auch Andere, und rathet ihnen, die heiligen Thürme zu schmücken, durch Opfer und Anbetung Buddha, seine Lehrer und seine Brüderschaft zu ehren. Alles, was euch, in Uebereinstimmung mit der Lehre, der Cheschan und die übrigen neun Personen sagen werden, das erfüllet ohne Widerspruch. Lernet den Gesang, das Lesen der Bücher, trachtet, die Vollkommenheit des Archan zu erreichen: durch die Lossagung von der Welt habt ihr schon einen sehr wichtigen Schritt dazu gethan. Was ihr selbst nicht verstehet, das erfraget von Denen, welche älter sind, als ihr. Verneiget euch, und steiget hinab."

Nachdem sie die Estrade verlassen haben, begeben sie sich in den Tempel, wo sie vor Buddha sich verneigen und ihre Eide und Gelübde wiederholen, bis man sie abermals in den Saal ruft, in welchem sich die Estrade befindet. Während dessen führt der Lehrer an ihre Stelle die zweite Abtheilung, nach dieser die dritte u. s. f. bis zur letzten, und mit allen wird auf dieselbe Weise verfahren, wie mit der ersten. Zum Schlusse werden sämmtliche neue Bikschu aus dem Tempel in den Saal gerufen, auf die Estrade geführt, und singen dort in allgemeinem Chore einen Lobgesang auf Buddha, wie wir dieses schon am Schlusse der Gelübde Schami gesehen haben.

In solcher Art werden die Gelübde der buddhistischen Einsiedler abgelegt.*) Darum bitten, darnach seufzen Tausende von verständigen Jünglingen und Jungfrauen! Diejenigen, welche die Gelübde Bikschu abgelegt haben, werden als vollständige und vollkommene Einsiedler betrachtet, treten in alle Rechte der buddhistischen „Kämpfer" ein, und dürfen sowohl in den allgemeinen Zufluchtsstätten, als an jedem anderen, ihnen beliebigen Orte wohnen.

Die Gelübde der Schamini und der Bikschuni sind völlig dieselben, wie die oben dargelegten; sie werden auch in derselben Art und zu derselben Zeit abgelegt, nur daß die Mädchen stets eine besondere Abtheilung bilden. Es muß hier bemerkt werden, daß Schakjamuni eine sonderbare Vorstellung vom Weibe hatte. Obgleich er sich für den Erleuchter der Geschöpfe ausgab, und seine Lehre sogar den Drachen verkündigte: so betrachtete er doch das Weib als ein untaugliches Gefäß für seine Lehre, und erwiederte auf die Bitten und Thränen Ananda's, seines Verwandten und besten Schülers: „Die Weiber sind sowohl schwachen Verstandes, als schwatzhaft; sie in meine Gesellschaft aufnehmen, und damit ihnen meine Lehre anvertrauen, hieße, dieselbe dem sicheren Untergange weihen." Dennoch gelang es Ananda, Schakjamuni in Betreff der Weiber zu erbitten: er nahm sie auf, aber nicht ohne Bedingungen. Er machte es nämlich zum Gesetze, daß Weiber in die Zahl der Brüderschaft nur gegen das Versprechen aufgenommen werden sollten, sich vollständig

*) Dieses ist die Chinesische Ceremonie. Wie dieselben Gelübde in Nepal abgelegt werden, kann man aus den Transactions of the Royal Society of Great Britain and Ireland. Vol. III. Part. III. pag. 271. ersehen.

der männlichen Brüderschaft unterzuordnen, in Allem von dieser abzuhangen, von ihr alles Nothwendige zu erlernen, — und zwar nur zu lernen, selbst aber Niemandem die Lehre zu überliefern, — in der Nähe der männlichen allgemeinen Zufluchtsstätten zu leben, — vielleicht der besseren Beaufsichtigung wegen, — und gegen jeden Bikschu eine tiefe Ehrfurcht zu hegen. Dies ging so weit, daß, wenn zu einer hundertjährigen Kämpferin ein Jüngling von 20 Jahren gekommen wäre, welcher nur eben erst die Bikschu-Gelübde abgelegt hatte, sie diesen Bikschu durch Verneigung hätte ehren, seine gnädige Unterweisung andächtig anhören, und während der ganzen Dauer seines hohen Besuches auf den Knieen liegen müssen!*) Ueberhaupt ist in der Buddhistischen Verbrüderung das Weib in tiefen Schatten gestellt, um nicht zu sagen, in völlige Dunkelheit; denn bei den Buddhisten wird die Frage aufgeworfen: „Kann das Weib Buddha sein?" und diese schwierige Frage ist bis jetzt noch unentschieden. Gegenwärtig ist das Weib im Buddhismus ein ziemlich kläglicher Gegenstand; ohne Aufsicht, Mittel und Anregung zu seiner Bildung, ist es, nach dem eigenen Bekenntnisse der Buddhisten „roh und dumm", und der einzige Fall, da die Bikschuni in der Versammlung der Brüderschaft sitzt, ist die feierliche Absolution einer Einsiedlerin. Dann sitzen nämlich unter den 40 Anwesenden 20 Weiber, — das einzige Zeichen, daß die Bikschuni die Benennung „Ssen" nicht umsonst tragen.

Die Gelübde Schami und Bikschu sind die Gelübde des Einsiedlerlebens, und, nach der Meinung der Buddhisten, der wahre Weg über die Gränze der Wiedergeburten. Durch ihre pünktliche Erfüllung erreicht man die Stufe des Archan, d. h. beinahe die Nirwana (Ju-jui-nje-pan), während die Nirwana im eigentlichen Sinne**) nur von den Buddha's und Bodißadwa's erlangt wird. Aber auch für die Aneignung der Vollkommenheiten eines Buddha sind die Gelübde des Einsiedlerlebens von ungemein hoher Bedeutung, denn auch Schakjamuni war Einsiedler, und äußerte sich über diesen Stand folgendermaßen: „In der Welt, gleichwie in der Hütte, befindet sich der Mensch in der äußersten Beklemmung, und das Böse in der Seele rührt namentlich von ihrem Aufenthalte in

*) Siehe: Fan-i-min-i-zsi, 11. Artikel. Bikschuni.

**) U-jui-nje-pan.

der Welt her. Hat nun der Mensch sich von der Welt losgesagt: so tritt er in's Weite, gleichsam in den unbegränzten Raum, und in Folge dessen mehrt sich und gedeiht alles Gute leicht." *) Schakjamuni hat versichert, daß alle Buddha's nur Einsiedler, „Kämpfer", gewesen seien und sein werden; daß auch die Bodißadwa's nur dann die Vollkommenheiten eines Buddha erreichen, wenn sie sich den Einsiedlergelübden unterziehen. Daher ist festgesetzt, daß den Bikschu, nach Ablegung der Einsiedlergelübde, auch die Gelübde des Bodißadwa abgenommen werden sollen, so wie ferner, daß die Weltlichen, wenn sie, nach Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, die Vollkommenheiten eines Buddha zu erreichen begehren, auch die Einsiedlergelübde, — zuerst Schami, darnach Bikschu, — ablegen müssen.

Die Gelübde des Bodißadwa.

Obgleich die Gelübde des Bodißadwa gegenwärtig gleich nach den Gelübden des Einsiedlerlebens abgelegt werden, so sind sie dennoch etwas für sich Bestehendes, ein Ganzes. Sie bilden eine gemeinsame Aufgabe für die Weltlichen, wie für die Einsiedler, und sind ihrem Charakter nach ein „sich der Wohlthätigkeit Weihen", ein Schwur, dessen Zeuge das Feuer ist, als ein Symbol jener inneren Flamme, von welcher der die Gelübde Begehrende, in dem Wunsche für das Wohl der Geschöpfe, glüht. Bei den Einsiedlergelübden haben wir eine sorgfältige Berücksichtigung der körperlichen Mängel, der Fähigkeiten, der Ordnung in der Ablegung der Gelübde selbst, ja sogar der Beweggründe dazu bemerken können. Bei den Gelübden des Bodißadwa fallen diese Rücksichten fort: zu ihnen wird zugelassen, wer es nur immer verlangt. Ja, noch mehr: die Einsiedlergelübde müssen unbedingt durch die Brüderschaft, und zwar von 10 Personen abgenommen werden; die Gelübde des Bodißadwa dagegen kann Jeder sich selbst abnehmen, und er ist sogar dazu gezwungen, wenn in der Umgebung seines Wohnortes auf 500 Werst sich kein Mensch vorfindet, welcher gesetzlich dazu befähigt, d. h. tief in die Lehre Buddha's eingedrungen ist.

*) Nje-pan-zsin.

In China kommt ein Beispiel dieser Art namentlich zu Anfange der gegenwärtigen (Mantschsurischen) Dynastie vor. Ein gewisser Ou-i*) nämlich, ein ausgezeichneter Gelehrter, tief durchdrungen von dem Geiste des Buddhismus, beschloß, einen Cursus der Gelübde zu hören, erkannte aber schon nach der ersten Lection, daß die Einweihenden an Bildung weit unter ihm standen, und daß er mithin nicht viel von denselben lernen würde. Er verließ deßhalb ihre allgemeine Zufluchtsstätte wieder, richtete Räucherkerzen zu, zündete sie an, setzte sie auf seinen nackten Leib, kniete vor einem heiligen Thurme nieder, that in dieser Stellung 6 Wochen hindurch Buße für seine Sünden vor der Wiedergeburt, und leistete einen Schwur, sich dem Wohle der Creaturen weihen zu wollen. Am Ende der sechsten Woche erschien ihm Buddha, und gab ihm die Versicherung, daß die Aneignung der Gelübde vollbracht wäre.

Uebrigens wird eine solche Art der Aneignung, wenn gleich zuweilen unvermeidlich, als schwierig und nicht eben als die beste angesehen. Als Buddha in der Welt war, als er selbst die Gelübde abnahm: damals war ihre Aneignung ein gar leichtes Werk und wurde rasch und in ausgedehnterem Maaße vollbracht. Jetzt aber, da Buddha nicht in der Welt ist, gilt die Abnahme der Gelübde durch die Brüderschaft für das leichteste Mittel zur Aneignung derselben, indem es so einerseits einer geringeren Zeit bedarf, und andererseits die Aneignnng selbst vollständiger geschieht.

Aus dem Ceremonial ist ersichtlich, daß es gegen das Ende der Dynastie Min mehr als 70 Tempel in China gab, in denen man nur die Gelübde des Bodißadwa abnahm, und zwar so, daß unter Umständen auch die Einsiedlergelübde mit dem Cursus dieser „Aufgabe" verbunden wurden. Heutiges Tages herrscht nicht nur diese Gewohnheit nicht mehr, sondern es liegen die Tempel selbst in Trümmern, und indem der Urheber des Ceremonials mit Schmerz von dieser Verwüstung meldet, tröstet er sich zugleich damit, „daß der Nan-schan'sche Cheschan, d. i. der Du-ti, welchen er zum Führer genommen, ein ausgezeichneter Sachkenner sei, und daß es folglich

*) Er hat Erklärungen zu viel schwierigen Büchern geschrieben, wie: Zi-ßin-lun, Wei-schi-lun, Len-jan-zsin u. a., und zeichnet sich dadurch aus, daß er Dinge zu vermitteln weiß, welche einander widerstreben. Er ist ein höchst subtiler Dialektiker und steht bei den Chinesen in hoher Achtung.

unter seiner Leitung unzweifelhaft möglich sein müsse, die ehemaligen guten Gebräuche, wenn nicht in ihrer Form, so doch ihrem Geiste nach, wieder aufzurichten.

Frühzeitig, und selbst ehe noch der Cursus der Einsiedlergelübde beginnt, macht man den Tag bekannt, an welchem die Gelübde des Bodißadwa abgenommen werden sollen; so finden sich denn die Betheiligten rechtzeitig ein, und unmittelbar nach dem Schlusse der Gelübde Bikschu befiehlt der Cheschan, die Bittsteller vorzubereiten. Diese Vorbereitung besteht in dem Lesen und der Erläuterung aller derjenigen Stellen in den Büchern der Lehre, in welchen von den Bodißadwa's die Rede ist; und zwar deßhalb, wie man sagt, damit der die Gelübde Ablegende ihre ganze Wichtigkeit begreife, und damit er sie aus eigener Ueberzeugung ablege, nicht aber auf den bloßen Rath Anderer, oder — was noch übler ist — aus dem ehrgeizigen Verlangen, sich Anderen gleichzustellen.

I. Die Einladung der Lehrer.

An dem Tage, welcher für die Eröffnung des Cursus dieser Gelübde des Bodißadwa festgesetzt ist, ertönt — in den Nachmittagsstunden — Glockengeläute. Während desselben begiebt sich ein Theil der Bittsteller, wenn ihrer viel sind, oder es begeben sich alle, wenn ihrer nicht mehr als vier sind, in die Gemächer der Aufseher, und laden sie in den Saal. Sobald die Aufseher eintreten, verneigen sich sämmtliche Bittsteller dreimal vor ihnen, mit der Bitte, sie bei dem ihnen unverständlichen Werke zu leiten. Jene versprechen Alles, was von ihnen abhange, rathen aber, zu den Gehülfen des Cheschan zu gehen, und deren Vermittelung nachzusuchen. Hierauf treten die Bittsteller in die Gemächer der Gehülfen und laden sie in den Saal; und sobald dieselben erscheinen, knieen Jene nach dreimaliger Verneigung nieder, und ein Aufseher sagt, einmal sich verneigend und stehend, statt ihrer:

„Siehe, diese Bikschu*) begehren, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Deshalb bitten wir euch, ihr Gehülfen, indem wir über

*) Der Kürze wegen nehmen wir an, es seien nur Bikschu; es können aber auch Bikschuni, Schami, Schamini, Schitschamono, Jupoße,

ihren Wunsch berichten: wollet, nach der euch eigenen Barmherzigkeit, diese Anfänge einer trefflichen Willensrichtung vollenden, euch in den Fan-tschan (die Gemächer des Cheschan) bemühen, dem Cheschan Bericht erstatten, und ihn bitten, daß er den Saal besuche, um die vorläufige Unterweisung zu ertheilen. Mögen diese Leute, nachdem sie Unterweisung vernommen, die Gelübde mit Verständniß ablegen und mit Einsicht erfüllen. Erweiset ihnen diese Gnade!"

In seiner Erwiederung setzt ihnen ein Gehülfe die ganze Bedeutsamkeit der neuen Gelübde auseinander, und ermahnt die Bittsteller, unablässig nach dem von ihnen erwählten Ziele zu streben.

Kaum ist die Rede beendet, so erinnert ein Aufseher die Bittsteller, sich vor den Gehülfen zu verneigen; sie thun dieses dreimal, stellen sich in zwei Reihen auf, und zwischen ihnen hindurch begeben sich die Gehülfen in den Fan-tschan, von Zweien der Bittsteller begleitet. Die Gehülfen treten in die Gemächer ein; die Bittsteller bleiben draußen. In geheimer Berathung mit seinen Gehülfen bestimmt der Cheschan Tag und Stunde der vorläufigen Unterweisung, und nachdem sie in den Saal zurückgekehrt sind, verkünden die Gehülfen den Beschluß des Cheschan, und ziehen sich, von den Bittstellern begleitet, wieder in ihre Gemächer zurück.

II. Die vorläufige Unterweisung.

Die vorläufige Unterweisung findet nicht später, als einen Tag nach der beschriebenen Ceremonie Statt. Zur bestimmten Stunde vernimmt man das übliche Geläute, und Bittsteller, Aufseher, Gehülfen des Cheschan — Alle versammeln sich im Arbeitssaale, von wo aus eine feierliche Deputation nach dem Fan-tschan zieht, um den Cheschan in den Saal einzuladen. Einer von den Bittstellern geht mit angezündeter Kerze voran; hinter ihm zwei Aufseher mit tragbaren Zin,*) auf welche sie von Zeit zu Zeit schlagen; hinter diesen zwei Atschari (Gehülfen) und zuletzt acht Personen von den Bittstellern, je zwei und zwei. Alle gehen äußerst langsam, als fürchteten sie, fehl

Jupoi und selbst Solche sein, welche noch gar keine Gelübde abgelegt haben. Natürlich giebt der Aufseher die Gattungen und das Geschlecht der Bittsteller genau an. Der Lehrer aber und der Cheschan wiederholen stets — wo es nöthig ist — alle diese Bezeichnungen.

*) Eine Art Uhrglocke auf metallenem Stiele.

zu treten, und beobachten ein tiefes Schweigen. Im Fan-tschan angekommen, verneigen sie sich vor dem Cheschan, und führen ihn, ohne ein Wort zu sagen, in den Arbeitssaal. Wann der Cheschan seinen Sitz einnimmt, verneigen sich zuerst die Gehülfen vor ihm, und begeben sich darauf an ihre Plätze; nach ihnen die Aufseher, und zuletzt die Bittsteller. Nach geschehener Verneigung tritt Einer von den Aufsehern in die Mitte, breitet seinen Bet-Teppich vollständig aus, verneigt sich dreimal, knieet nieder, und sagt mit zusammengelegten Händen: *)

„Cheschan! zu Dir wende ich meine Blicke und meine Worte; höre mich geneigt an. Sieh, diese Bikschu wünschen, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Darum fallen wir jetzt vor Deinem Sitze nieder, verneigen uns, und bitten: lege ihnen die Lehre von der wahren Freiheit vor, geruhe, sie zu leiten."

Der Rede fügt er drei Verneigungen hinzu; alsdann erhebt er sich, nimmt seinen Platz ein, und sagt, zu den Bittstellern gewandt:

„Bringet Kerzen dar!" — Die Bittsteller treten aus ihren Reihen, ergreifen Kerzen, zünden sie an, erheben sie, zum Zeichen besonderer Ehrfurcht, über ihre Häupter, und stellen sie in bereit gehaltene Rauchfässer vor dem Bilde Buddha's, der Bodißadwa's und der Archane.

„Auf eure Plätze!" Und die Bittsteller nehmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Beim Klange des Zin **) machet drei Verneigungen! — Schlaget das Kleid auseinander! — Knieet nieder! — Leget die Hände zusammen!" — Die Bittsteller thun Alles, wie der Aufseher sagt. Wann sie die Hände zusammenlegen, tritt der Lehrer zu ihnen, und sagt mit gedämpfter Stimme:

„Bikschu! traget eure Bitte vor. Einer rede für Alle. Die Worte der Bitte müssen deutlich, getrennt und mit besonderer Ehrfurcht ausgesprochen werden."

Der Vorderste unter den Bittstellern sagt:

*) Zum Zeichen besonderer Ehrfurcht legen die Buddhisten die Hände mit der inneren Fläche vor der Brust zusammen und erheben sie bis zur Stirn.

**) Nach dem Bilde des Buchstabens zu urtheilen, muß dies etwas Steinernes sein. Indeß zeigte man mir im Tempel einen ziemlich großen kupfernen Kessel, und nannte denselben „Zin".

„Wir, die Bikschu N. N., haben schon längst der Welt entsagt, und unser Aeußeres umgewandelt. Alle unsere Versuche und Mittel zur Selbstvervollkommnung wären wohl erfolglos gewesen, wenn wir zum Glücke nicht Dich gefunden hätten, erhabener Cheschan! dessen Erfolge in Aneignung der Gelübde hoch sind, wie ein Berg, und dessen Kenntniß des Gesetzes tief ist, wie das Meer. Wir sind schon der Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" gewürdigt, der Brüderschaft schon beigezählt worden; allein es verlangt uns, nicht bei dem Geringen stehen zu bleiben, sondern zur Wahrheit selbst durchzudringen, — uns verlangt, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Darum fallen wir vor Deinem Stuhle nieder, und bitten Dich aufrichtig und inständig, richte Deine Aufmerksamkeit auf uns, erweise den Wenigwissenden Gnade, würdige uns der großen Gelübde. Laß uns praktisch die höhere Lehre kennen, und also unseren Geist und die Natur unseres Herzens begreifen lernen: so wollen wir einst in dem herrlichen Thun der Wohlthätigkeit Dir danken, daß Du uns mit der Milch der Lehre genährt. Erhöre unsere unterthänigste Bitte!"

Nach dieser Bitte sagt der Aufseher:

„Machet eine Verneigung!" — Alle Bittsteller stehen auf, und verneigen sich vor dem Cheschan.

„Leget die Hände zusammen! — Knieet nieder! — Höret aufmerksam zu!"

Sobald das Geräusch, welches bei einer solchen, das Knie beugenden Menschenmenge unvermeidlich ist, aufgehört hat, ergreift der Cheschan das „Buddha-Maaß", schlägt mit demselben auf den Tisch und sagt:

„Bikschu! ihr bittet so aufrichtig und inständig um die Gelübde des Bodißadwa; aber habt ihr auch einen starken und unerschütterlichen Glauben an die drei Punkte erlangt? Empfindet ihr auch einen unlöschbaren Durst nach der höheren Weisheit? Ohne eine feste Ueberzeugung kann man den Zweifeln nicht entgehen; ohne eine tief-beständige Ueberzeugung kann man weder die rechte Tapferkeit, noch Erfolg im geistlichen Kampfe haben. Daher wird die höchste, Alles wissende Weisheit (Bo-di), welche in dem großen Wagen ruht, unbeweglich, wie ein Berg, tief, wie das Meer, nur angeeignet nach dem Maaße der festen und beständigen Ueberzeugung. —

Welches sind nun diese drei Punkte? Der erste: man muß fest und tief glauben, daß alles Beseelte die Weisheit und Vollkommenheit des wahrhaftig Gekommenen (Schu-lai) in sich habe; — das Unwahre, Eingebildete (d. i. die Materialität, das Sinnliche, die Form) hat diese wahre Vollkommenheit nur so umfangen und verhüllt, daß es ihr auf keine Weise möglich ist, sich in ihrer wahren Erhabenheit zu zeigen. Deshalb muß Derjenige, welcher von dem Durste nach dem höheren Leben glüht, den Entschluß fassen, seinen Geist zu seiner normalen Thätigkeit empor zu heben, den Entschluß, alles Beseelte zu retten, indem er es stufenweise zum Zustande Buddha's erhebt. Dieser erste Punkt im Buche*) wird klar ausgesprochen durch die Worte Buddha's: „Lasset den Gedanken nicht aus den Augen, haltet fest an der Ueberzeugung, daß ich den Zustand des Buddha schon erreicht habe, und daß ihr denselben noch erreichen könnet und sollet: das wird euch zugleich die Erfüllung der Gelübde erleichtern." Der zweite Punkt: man muß fest und tief glauben, daß die Vorschriften der Lehre Bolotimutscha (die Pratimokscha**) der nothwendige, ursprüngliche Ausgangspunkt seien für die Erreichung der höchsten Weisheit und der Nirwana. Die Gelübde nicht zur Grundlage der Thätigkeit machen, heißt eben so viel, wie: Brei aus Kies (statt aus Reiß) kochen; die Bemühungen eines solchen Menschen — mögen sie auch unzählige Kalpa's währen — werden vergeblich sein und eitel. Darum wird auch im Chua-jan-zsin gesagt, daß die Gelübde die Wurzel seien für die Erreichung der höchsten Weisheit, und daß nur Der, welcher sie ablege und genau erfülle, gekrönt werde, wie der wahrhaftig Gekommene. Der dritte Punkt: man muß fest und tief glauben, daß die drei Zustände (Fa-bao-chua-schen) aller Buddha's, das reinste Licht, die unaussprechliche Schönheit und die äußerlichen Vollkommenheiten, nicht anders zu ihrer wahren Erhabenheit entwickelt worden seien, als durch eine strenge Erfüllung der Gelübde. Unter Mitwirkung der Gelübde vermag man einerseits die Vollkommenheiten Buddha's zu erreichen, andererseits aber, in dem Werke der Errettung der Geschöpfe, eine zahllose Menge herrlicher Thaten zu vollbringen. Wenn folglich die Thätigkeit unter

*) Fan-wan-zsin.

**) Siehe weiter unten die Aufzählung der Gelübde.

Mitwirkung der Gelübde so viel Lohn verheißt: wird dann die Thätigkeit ohne die Gelübde nicht eine nutzlose sein? Fühlet ihr also die genügende Kraft der Ueberzeugung hinsichtlich der genannten drei Punkte in euch: so bittet kühn den Herrn der Lehre in der Provinz Ssacha (Buddha Schakjamuni), Cheschan zu sein bei der Aneignung der Gelübde; den vielwissenden Mantschuschri-Bodißadwa, Secretair zu sein; den Bodißadwa-Maidari, welcher nach einer Wiedergeburt zum Buddha wurde, Lehrer zu sein; alle gegenwärtige Buddha's, Ehrenzeugen zu sein; alle Bodißadwa's, Mitgenossen eurer Thätigkeit zu sein. Obgleich ich eure Einladung, den Sessel zu besteigen, angenommen habe, so kann ich euch doch nur die Ceremonie auseinandersetzen und erläutern, d. h. ich werde nur für die Vollziehung der Ceremonie — die Abnahme der Gelübde — Cheschan sein, nicht aber für die Aneignung derselben."

„Während der Ablegung der Gelübde selbst müsset ihr euch im Geiste von Allem, was euch umgiebt, abwenden, also daß, — während ihr euch äußerlich, leiblich vor den Sitzen der Lehrer befindet, — euer geistiges Auge die Versammlung der zahllosen Buddha's schaut. Denn wisset, daß die Gelübde des Bodißadwa nicht solcher Art sind, daß man sich dieselben durch eine oberflächliche Ueberzeugung, mit zerstreutem und abgespanntem Gedanken aneignen kann. In dem Buche der Lehre wird gesagt: „Kaum ist der dreifache Proceß verhandelt, so werden Alle, welche die Gelübde abgelegt haben, plötzlich, in einem Augenblicke vor die Buddha's und Bodißadwa's aller zahllosen Welten und Zeiten versetzt." Damit will das Buch der Lehre anzeigen, daß in dem Augenblicke, da ein Mensch die Gelübde des Bodißadwa ablegt, sich auch die Aufmerksamkeit aller Buddha's und Bodißadwa's auf ihn richtet, d. h. dieselben wissen, daß in „der" Welt der Bodißadwa N. N., an „dem" Orte, in demselben Augenblicke die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat; sie kennen und umgeben ihn, wie Kinder den Vater, wie Schüler den Lehrer, und werden auf immer die innigste Liebe, gleich Verwandten, zu ihm nähren und ihm Erfolg im Guten verleihen, dergestalt, daß es kein Beispiel eines Bodißadwa giebt, welcher die Gelübde auf die gehörige Weise abgelegt, und welcher darnach bereut hätte und verloren gegangen wäre. Aus diesem Grunde stehen die Gelübde des Bodißadwa unvergleichlich höher, als alle übrige Gelübde."

„Alles Lebendige hat Buddha in sich, und man darf selbst von dem erwachenden Würmchen nicht sagen, daß Buddha nicht in ihm sei; denn wo lebendige Entwickelung ist, da ist auch Empfindung, und wo Empfindung ist, da ist auch Buddha. Eben deshalb ist alles Lebendige fähig, zum Zustande Buddha's zu gelangen. Im Buche Fan-wan-zsin heißt es: „Die ewigen, lichtbringenden Gelübde sind der Grund aller Buddha's, aller Bodißadwa's, sind der Saame der Natur Buddha's, und diese Natur ist allen Geschöpfen gemeinsam." Alles, was begreift, erkennt, Vorstellungen hat, — was durch Instinct geleitet wird, was lebt, — das Alles hat Buddha in sich. Indessen bringt nur Derjenige das Wesen der Gelübde in sich zur Erscheinung und erreicht die Vollkommenheiten Buddha's, welcher dazu geschickt ist, welcher sich nicht durch die 7 Verbrechen verunreinigt hat. Wenn ihr daher in der gegenwärtigen Wiedergeburt gesündigt habt, so seid ihr noch nicht fähig, das große Gelübde auszusprechen, obgleich die Natur Buddha's ihrem Wesen nach in euch ist, und zwar in Jedem auf gleiche Weise, — nicht mehr, nicht weniger; denn seid ihr unrein: so wird es euch gleichwohl unmöglich sein, das Wesen der Gelübde in euch darzustellen. Es wird deshalb, um solchem Unglücke vorzubeugen, vor Allem erforderlich sein, daß ihr, wie es die Bücher der Lehre einstimmig verlangen, ein Bekenntniß eurer Handlungen ableget und Buße thuet; zu dem Ende verziehet ein Wenig, und begebet euch während dieser Nacht sammt den Aufsehern in das Reinigungszimmer, wo vor dem Secretair ein Jeder sein Leben offen darlegen wird, — denn man muß wissen, wie weit ihr die schon abgelegten Gelübde pünktlich erfüllt habet. Ergeben sich in dem Bekenntnisse keinerlei wichtige Sünden oder Verbrechen: so dürfet ihr die Abnahme der Gelübde hoffen; so werden alle Buddha's eure Bitten erfüllen; so werden die Drachen und die seligen Geister euch unsichtbar behüten, und ihr werdet eine zuverlässige Stütze und Verbreiter der wahren Lehre sein. (Ein Schlag.) Versprechet ihr, dieses zu erfüllen?"

Alle antworten: „Wir versprechen es!" Sofort nach diesem Gelöbnisse hebt der Aufseher an:

„Bikschu! stehet auf!" — Die Bittsteller erheben sich.

„Beim Klange des Zin machet drei dankende Verneigungen!" — Ein Aufseher schlägt auf den Zin, und die Bittsteller verneigen sich.

„Stehet auf! Nehmet die Teppiche auf! Ordnet euch in zwei Reihen!“ Und mit Gewandtheit führen die Bittsteller diese Bewegungen in vollkommener Uebereinstimmung aus. Unterdessen hat der Cheschan sich erhoben, und schreitet zwischen den Reihen aus dem Saale; der Aufseher aber fährt fort:

„Die ihr den Cheschan eingeladen habt! tretet aus der Reihe, und geleitet denselben auf dem Rückwege in seine Gemächer!“

Nachdem dieses geschehen, kehren die Bittsteller in den Arbeitssaal zurück; in derselben Weise, wie vor dem Cheschan, verneigen sie sich auch vor seinen Gehülfen und geleiten dieselben in ihre Zimmer; darauf kehren sie abermals in den Saal zurück, verneigen sich vor den Aufsehern und ziehen sich schließlich bis zum Abende in ihre Zellen zurück.

NB. Die hier ausgeführte Ceremonie der Einladung und des Geleites, welche bei jeder Einladung und Begleitung unveränderlich beobachtet werden muß, ist von uns nur der Kürze wegen, und um Wiederholungen zu vermeiden, bei den Gelübden Schami und Bikschu fortgelassen worden, was auch bei der ferneren Darstellung dieses Gelübdes geschehen wird.

III. Die Befragung.

Diese Ceremonie geht im Arbeitssaale vor sich. Der Saal ist eben so geordnet, beleuchtet, von Wohlgerüchen erfüllt, wie bei der Ceremonie Schami. Gegen Abend, wann die Sonne untersinkt, wird geläutet: alle Bittsteller begeben sich in den Saal, von dort aber sogleich in Begleitung der Aufseher zum Secretair und laden diesen zu der Ceremonie ein. Sobald er seinen Sessel eingenommen hat, fordert der Aufseher die Bittsteller auf, Kerzen darzubringen und Verneigungen zu machen, worauf aus der Brüderschaft zwei Personen in die Mitte treten. Dieses sind die controlirenden Aufseher, und an sie richtet der Secretair folgende Worte:

„Diese Personen (auf die Bittsteller deutend) begehren, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen und dem gesetzlichen Bekenntnisse sich zu unterziehen. Aus Besorgniß, daß Fremde sich eindrängen und die Bekennenden belauschen, trage ich euch auf, die Ein- und Ausgehenden zu überwachen, und dafern dieses in gebührender Weise geschieht, werden wir die Ceremonie ohne Hinderniß vollbringen. Möglicher-

weise dehnt sich dieselbe bedeutend aus, und ihr werdet viel Mühe haben; ich bitte euch deshalb, meinen Auftrag euch nicht verdrießen zu lassen."

Nach diesem erscheint der Schriftführer, zu welchem der Secretair Folgendes sagt:

„Wer die großen Gelübde ablegen will, muß rein sein an Seele und Leib: jedes Vergehen ist schon ein Hinderniß, und es ist folglich höchst wichtig, die enthüllten Fehltritte zu kennen. In dieser Nacht sind der Abtheilungen nicht wenig, und der Personen in ihnen ziemlich viel: die Sache wird sich wie der Donner zertheilen (d. h. bei der Menge des Enthüllten vergißt man das Einzelne); deshalb lade ich dich ein, das Enthüllte umständlich niederzuschreiben, damit wir nachher dem Cheschan zuverlässigen Bericht abstatten können. Laß dich diese mühselige Obliegenheit nicht verdrießen."

Zuletzt treten vier Ordnungsaufseher mit „unterweisenden Sceptern" hervor. An diese werden folgende Worte gerichtet:

„Die Vorschriften sind strenge und das menschliche Herz zur Trägheit geneigt; um etwas Gutes zu thun, bedarf es einer starken Anregung. Aus Besorgniß daher, daß diese Leute während der Fragen sich vergessen, bitte ich euch, sie strenge zu überwachen, denn nur bei guter Aufsicht ist es möglich, Menschen aus ihnen zu machen. Bemühet euch!"

Wann die Ordnungsaufseher sich zurückziehen, sagt der Aufseher zu den Bittstellern:

„Bikschu! es nahen wichtige Augenblicke; seid besonders andächtig. Lasset uns die Beschwörung *) singen, damit durch die Macht dieser geheimnißvollen Laute die Stätte der Ceremonie geweiht und gegen die Nachstellungen böser Geister geschützt werde."

Nach Beendigung der Beschwörung und nachdem Kerzen dargebracht und Verneigungen gemacht worden sind, knieen die Bittsteller nieder und der Aufseher sagt:

„Das Gefäß der Lehre ist längst bereit, es fehlt ihm nur die letzte Vollendung: noch ist ihm zu seiner Vortrefflichkeit der gehörige Glanz nicht gegeben worden. Wenn man den Fuß auf die Stufe der Vollkommenheit gesetzt hat, muß man auch den Staub vom Schuhe

*) Chonschim-Bodißadwa's.

schütteln. Ihr habt schon die Gelübde Bikschu abgelegt und eurem Herzen mangelt jetzt nur noch die Politur. Um euch daher mit allen Mitteln zur Erreichung der Vollkommenheit auszurüsten, haben wir diesen Saal geschmückt, erleuchtet, mit Wohlgeruch erfüllt und den Lehrer N. N. eingeladen, und wenn ihr nun die Ceremonie der Reinigung mit Nutzen vollziehen wollet, so bittet diesen Lehrer, eure Handlungen abzuwägen und euch die angemessene Reinigung zu lehren. Sprechet die Worte der Bitte deutlich aus. Uebrigens wisset ihr vielleicht noch nicht einmal die Hände zusammenzulegen; sprechet mir nach. Jeder spreche seinen Namen aus.

„Höchsttugendhafter! richte deine Aufmerksamkeit auf uns. Wir bitten dich, wäge unsere Thaten und lehre uns die wahre Reinigung. Nur unter deiner Mitwirkung, Höchsttugendhafter! vermögen wir den Zustand des Bodißadwa zu erreichen. Erweise uns diese Gnade!“

Diese Bitte wiederholen sie, der Sitte gemäß, dreimal mit Verneigungen. Nach der dritten Verneigung antwortet der Secretair: (Ein Schlag.)

„Bikschu! ihr bittet mich so aufrichtig und inbrünstig, daß ich einwillige, über eure Handlungen Gericht zu halten und euch die wahre Reinigung zu lehren; höret jedoch zuvor, was ich euch sagen werde.“

„Die Lehre wird mit Rücksicht auf die Empfänglichkeit der Lernenden vorgetragen: zuerst leicht, darnach aber — einen starken Kopf verlangend. Wisset, daß alle Vorschriften der Thätigkeit in Folge solcher Umstände aufgestellt worden sind, welche dieses forderten. Wie der Leib, so das Leben (d. i. die Lebensweise). Wenn der Leib befleckt ist, wie will man Erfüllung der Gelübde hoffen? Wenn daher die von euch abgelegten Gelübde pünktlich gehalten worden sind, so schreitet zur Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, gewinnet diese erhabene Thätigkeit innig lieb, erhöhet euren Eifer für sie, fasset den festen Entschluß, den unschätzbaren Hafen (die N i r w a n a) zu erreichen, und — was es immer kosten möge — Buddha zu werden. Wer dieses hohe Streben in sich trägt, der ist in Wahrheit der Beste unter den Menschen! Aber gleichwie es dem Seefahrer schwer, ja unmöglich ist, das Meer zu durchschiffen, wenn sein Fahrzeug einen mächtigen Leck hat: so ist es auch Demjenigen, welcher die Gesetze

übertreten hat, unmöglich, die Nirwana zu erreichen; denn er hat keinen Stützpunkt für die Uebung im Guten und für den Erfolg in diesem Werke. Darum heißt es auch im Gesetze: „Die gesündigt haben, haben sich zurückgewendet, und das Ziel ihrer Bestrebungen verloren.“ Und Fan-wan-zsin sagt, daß der durch die sieben Verbrechen Befleckte nicht zu den Gelübden hinzugelassen werden könne. Kraft dieser Gründe ist verordnet, daß zuvor das Leben der Bittsteller erforscht werden müsse, und daß von Allen nur die Besten für die Ablegung der Gelübde ausgewählt werden sollen.“

„Vor Allem werde ich euch also fragen, wie ihr die Gelübde Bikschu erfüllt habet, darnach hinsichtlich der sieben Verbrechen. Auf jede meiner Fragen habet ihr der reinen Wahrheit gemäß zu antworten; denn wisset, wenn ihr nicht Alles bekennet, sondern irgend Etwas verberget: so werdet ihr nichts Gutes vollbringen. Wollet ihr euch die höhere Weisheit vollkommen aneignen, so seid aufrichtig. (Ein Schlag.) Gelobet ihr mir dieses?“

Demnächst werden sämmtliche Bittsteller aus dem Saale geführt, und in zwei Schaaren gesondert: eine männliche und eine weibliche, deren jede wieder mehrere Abtheilungen enthält, nämlich die männliche: Bikschu, Schami, Jupoße; die weibliche: Bikschuni, Schamini, Jupoi. Außerdem bildet man, je nach der Zahl der Bittsteller, in jeder Abtheilung mehrere Reihen. Ist dies geschehen, so führt man zuerst die Männer zur Prüfung in den Saal, und darnach die Weiber, mit steter Rücksicht auf das Alter der Gelübde, und von jeder Abtheilung immer nur eine Reihe. Jede in den Saal geführte Reihe bringt Kerzen dar, verrichtet Verneigungen u. s. f., und sobald sie niedergekniet ist, sagt der Aufseher (und ihm nachsprechend, auch die Bittsteller):

„Ich bete die drei Kleinode an, die ewigen, allgegenwärtigen.“ Dabei verneigt er sich.

Hierauf beginnt der Secretair seine Fragen. (NB. Um die Darstellung nicht zu unterbrechen, übergehe ich hier diese Fragen, und werde sie unter den Erläuterungen aufführen.)

Nach vollständiger Beendigung der Fragen werden sämmtliche Bittsteller in den Saal gerufen. Die Ordnungs-Aufseher, die controlirenden Aufseher und der Schriftführer treten in die Mitte, und melden, Jeder für seinen Theil, daß sie ihren Auftrag pünktlich aus-

geführt, und daß nichts Besonderes vorgefallen sei. Seinem mündlichen Berichte fügt der Schriftführer das geschriebene Buch bei, indem er erklärt, es seien keinerlei wichtige Sünden oder Verbrechen zum Vorscheine gekommen. (Im entgegengesetzten Falle fügt er bei: ausgenommen „die“ Personen, welche „Dieses“ von sich bekannt haben.) Der Secretair dankt ihnen für ihre Mühwaltung, und bittet sie, sich zu erholen, worauf er sich mit folgender Rede zu den Bittstellern wendet:

„Ich bezweifele nicht, daß ihr meine Fragen verstanden, und der vollen Wahrheit gemäß beantwortet habet; ich schließe daraus, daß ihr eure Gelübde heilig beobachtet habt, und von Uebertretungen rein seid; ihr dürfet folglich mit Zuversicht auf die Abnahme der Gelübde des Bodißadwa rechnen. Nunmehr bleibt euch nur noch übrig, mit dem Gefühle besonderer Andacht euch im Gebete zu allen Buddha's und Bodißadwa's zu wenden, auf daß sie gnädige Erleuchtung auf euch herniedersenden, und Zeugen seien eures Bekenntnisses hinsichtlich aller Sünden, welche ihr in den früheren Wiedergeburten bis zur gegenwärtigen einschließlich begangen habt. Dann werdet ihr euch bis zur kommenden Weltschöpfung frei machen von allen Hindernissen der Selbstvervollkommnung und von allen Uebeln, welche auf den Creaturen lasten; dieser doppelte Vortheil wird solchergestalt vollkommen erreicht werden. Ich werde nun unter dem Gesange des Reinigungsverses Kerzen für euch darbringen, ihr aber werdet, mit mir singend, die Ceremonie der Reinigung vollbringen. Jeder spreche seinen Namen aus!“

Alle singen die, schon bei den Gelübden Schami und Bikschu angeführten Verse.

Am folgenden Morgen begeben sich der Secretair, die Aufseher und der Schriftführer in den Fantschan, um sich vor dem Cheschan zu verneigen. Hier statten sie ihm Bericht ab über die Ausführung ihres Auftrages, und überreichen ihm zugleich das geschriebene Buch. Er prüft dasselbe aufmerksam, und wenn er keine schwere Sünde findet, so verabschiedet und entläßt er die Deputation unter einer Art von Dank für ihre Bemühung. Finden sich indeß schwere Sünder vor, so befiehlt er sofort, dieselben herbeizurufen, und ertheilt ihnen

eine Belehrung; er zeigt ihnen, wie häßlich das Gebrechen sei, drückt sein Bedauern aus, daß er genöthigt sei, sie abzusondern, und legt Jedem von ihnen irgend eine, seinen Sünden angemessene, Strafe auf, z. B. a) über die Ursachen der Sünde und die Mittel ihrer Tilgung mit Fleiß nachzudenken; b) unter Verneigungen die Namen der Buddha's anzurufen, bis Buddha sich zeigt, und c) unablässig und mit voller Aufmerksamkeit den Namen Amitaba's *) auszusprechen, um auf solche Weise in dessen Provinz wiedergeboren zu werden. Dabei giebt er ihnen zu bedenken, daß ihre Sünden sehr schwer seien; daß es im Gesetze keine Heilung für dieselben gebe, daß auch die ihnen auferlegte Strafe nur bei der eifrigsten Erfüllung von Nutzen sei; daß, wenn Jemand von ihnen bis zur vollständigen Reinigung auch nur einen Augenblick den Kummer über die begangene Sünde vergesse, sein Eifer im Suchen nach der Befreiung von den Wiedergeburten auch nur im Mindesten erschlaffe, — er ein verlorener Mensch sei, für welchen die Buße nutzlos bleibe, wenn gleich sie sich durch eine ganze Weltschöpfung ausdehne. Nachdem der Cheschan seine Unterweisung in diesem Geiste beendet hat, entläßt er Alle.

IV. Die Feuerprobe.

Am Nachmittage findet im Arbeitssaale eine Versammlung Statt. Der in üblicher Weise eingeladene Cheschan eröffnet dieselbe mit folgender Rede an die Bittsteller:

„In der verwichenen Nacht hatte ich befohlen, die Handlungen zu untersuchen, und mit der höchsten Befriedigung habe ich ersehen, daß ihr die Wurzel des Guten nicht verderbt, daß ihr weder durch Sünden, noch durch Verbrechen gesündigt habet; ihr könnet demzufolge zu den Gelübden zugelassen werden. Da aber die Aneignung der Gelübde nicht leicht und ihre Erfüllung noch schwerer ist, indem sie eine besondere Standhaftigkeit erfordert: so möchte ich vorher die ganze Kraft der Ueberzeugung in euch wecken und die Festigkeit eures Eidschwures erkennen. In dem Buche Fan-wan-zsin wird gesagt: „Die Kinder Buddha's müssen mit besonderer Zuneigung und Liebe die Bücher erlernen, das Gesetz und das dem großen Wagen geziemende Aeußere; sie müssen den Gedanken alles dessen in seiner

*) D. h. unaufhörlich einen und denselben Namen auszusprechen: O-mi-to-fo, O-mi-to-fo u. s. f.

ganzen Weite begreifen und in den Geist der Lehre vollkommen eingehen. Außerdem soll man, wenn Jemand die Gelübde des Bodißadwa abzulegen verlangt, einem solchen die Ceremonie zur Erfüllung vorlegen, welche in dem „Brennen des Leibes, der Hand und der Finger" besteht. Wer sich nicht entschließen will, Buddha auf ähnliche Art zu ehren, der kann nicht Bodißadwa sein; denn die angegebene Weise der Verehrung Buddha's drückt ein tiefes Mitgefühl aus mit dem Leiden der Geschöpfe in den Wiedergeburten, und zugleich eine starke, glühende Bereitwilligkeit, sich bis zum Zustande Buddha's zu erheben." Und an einer anderen Stelle: „Es ist ihnen zu sagen, daß, wenn auch Tiger, Löwen, hungrige Geister sie anfielen: sie selbst in diesem Falle ihren Leib nicht vertheidigen dürfen; sie mögen denselben opfern. In solcher Selbstverleugnung drückt sich ein Mitempfinden mit den Buddha's aus und zeigt sich zugleich die Bereitwilligkeit, seinen Schwur — die Geschöpfe von der Wiedergeburt zu erlösen — pünktlich zu erfüllen." Buddha hat erkannt, daß der Instinct der Selbsterhaltung und die Eigenliebe tief in den Creaturen gewurzelt sind, also daß*) fast die ganze Arbeit in dem Kampfe mit der Eigenliebe besteht; und darum ist für Diejenigen, welche die höhere Weisheit suchen, die Tugend der Selbstverleugnung (Tan-du) als Grundlage hingestellt worden. Wer es in diesem Urkampfe zur Fertigkeit gebracht hat, der wird auch die übrigen Tugenden ohne Anstrengung ausüben. Die Ceremonie der Brennung des Leibes zeigt die Macht des Willens und die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit; und mit ihr muß der Bodißadwa unfehlbar beginnen, weil die Reihe seiner glänzenden Heldenthaten im Namen der Vollkommenheit mit der Selbstverleugnung anfängt und mit ihr sich vollendet. Gedenken wir der Zeit, da Buddha Schakjamuni noch Bodißadwa war. Welch eine bewunderungswürdige Geduld, welch eine hohe Selbstaufopferung aus Mitleiden mit den Geschöpfen! Ein Mal überläßt er seinen Leib einem Panther, um denselben vom Hungertode zu retten; in einer anderen Wiedergeburt thut er dasselbe für einen hungrigen Habicht: er hat sich unaufhörlich zum Nutzen der Geschöpfe geopfert. Er hat den Ehrenbezeigungen entsagt, die Stadt gemieden, Weib, Sohn, Elephanten, Pferde,

*) In dem Werke der Selbstvervollkommnung.

Kostbarkeiten verlassen, — Alles, Alles hat er aufgegeben, nur um sich an die Tugend der Selbstaufopferung zu gewöhnen. Mit einem Worte: stellet euch die ganze unermeßliche Provinz seiner Lehre (d. i. die Ssacha) vor, und nennt mir nur eine einzige Stätte, welche nicht Zeugin irgend einer seiner Selbstaufopferungen gewesen wäre! Seht, auf welchem Pfade er den Zustand des Buddha erreicht hat! Denselben Weg sind alle Buddha's gegangen, und auf ihm haben sie die Vollkommenheit erreicht! — Ihr werdet vielleicht sagen, daß ihr noch untüchtig seid zu so hohen Thaten; daß es für solche Handlungen einer Geistesstärke bedürfe, welche ihr noch nicht besitzet; daß ihr zwar Lust und Liebe zur Weisheit, Mitleiden mit den Geschöpfen in euch empfindet, darum aber nicht weniger euch nicht völlig frei von Selbstsucht wisset. Ihr habt Recht; ich gebe zu, daß in Allem eine Stufenfolge, geduldiges Abwarten nöthig ist. Aber seid unbesorgt. Schon wenn ihr das Verlangen in euch fühlet, den Zustand der Uneigennützigkeit, der völligen Selbstverleugnung zu erreichen, verbrennet ihr eine — sei es auch nur eine einzige — Kerze. Wenn ihr, diese Worte vernehmend, im Gedanken zweifelhaft werdet, wenn euer Herz schwankt zwischen der Furcht vor dem Schmerze und den unaussprechlichen Früchten der Weisheit: so seid ihr zum Bodißadwa noch nicht reif, könnet noch nicht Kinder Buddha's sein. Was mich betrifft, so konnte ich nicht umhin, euch diese Ceremonie aufzuerlegen; denn ohne sie durfte ich euch die Gelübde nicht abnehmen, — sonst wäre ich des Namens eines Lehrers nicht werth und würde ein Verbrecher gegen Buddha's Lehre sein. Habet ihr meine Worte verstanden? (Ein Schlag.) Gelobet ihr also, die erwähnte Ceremonie pünktlich zu vollziehen? (Wir geloben!) Gut; sobald ihr dieses Werk vollbracht habet, werde ich anordnen, daß Alles vorbereitet werde, was erforderlich ist, um euch die Gelübde des Bodißadwa abzunehmen."

Nach Beendigung der Rede erhebt sich der Cheschan, und die ganze Versammlung geleitet ihn in den Fan-tschan. Die Bittsteller aber gehen in den Tempel, wo schon alles für die Ceremonie Erforderliche bereit ist: Feuer, Kerzen*), Hanföl**) und Pflaster***).

*) Natürlich Räucherkerzen. Siehe oben.

**) Sjan-ju.

***) Das Pflaster wird aus den Früchten der Pflanze Zsjao-rr bereitet, welche man zerstampft und mit Oel vermengt.

Bei der Ceremonie der „Anbrennung des Leibes" verwendet man nicht ganze Kerzen, sondern man zerbricht dieselbe in kleine Stücke, zündet jedes besonders an und setzt sie auf den entblößten Leib: auf die Stirn, die Füße, die Schultern, größtentheils auf die Hände. Dieses geschieht in folgender Weise: die Bittsteller knieen vor irgend einem Bilde Buddha's nieder, und diejenigen Stellen, auf welche die Kerzen gesetzt werden sollen, bestreicht man ihnen mit dem Pflaster. Unterdeß wird die Kerze angezündet; wann sie glüht, und sich auf einen halben Werschok verkohlt hat, taucht man sie in das Oel, bricht die Kohle, welche sich mit dem Oel gesättigt hat, ab, zündet dieses Stück wieder an, und setzt es auf das Pflaster. Dieses letztere ist in einer dünnen Lage aufgestrichen, nur um das Stück Kerze zu halten, nicht aber, um den Schmerz abzuwehren.

So muß die ganze Kerze stückweis verbrennen, und erst, wann auch die Asche ausgeglimmt hat, verkündet der Aufseher den Bittstellern, daß ihre Prüfung vollbracht sei, daß sie sich hinreichend bewährt haben. Hierauf verneigen sich die Bittsteller vor den Aufsehern zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für deren Bemühung, und Alle begeben sich in ihre Zellen.

In China hatte zur Zeit der Dynastie Tan der Gebrauch, den Leib anzubrennen, und überhaupt jede Art der Verstümmelung vorzunehmen, eine erschreckende Höhe erreicht. Der Fanatismus war so groß und so allgemein, daß er die Aufmerksamkeit der Regierung erregen und dieselbe zu den erforderlichen Maaßregeln veranlassen mußte. Die Feinde des Buddhismus — besonders Chan-wen-gun — stellten dem Kaiser die Lage der Dinge als eine gefährliche vor *), prophezeiten Verarmung und Verödung des Reiches, als unvermeidliche Folgen des Buddhismus, und sagten, auf die körperlichen Verstümmelungen hindeutend: „Zu so vortrefflichen Lehrern, wie die westlichen Einwanderer sind, dürfte es leicht nöthig sein, auch noch Arbeiter und Ammen zu verschreiben für diejenigen Buddhisten, welche ihre Hände abgehauen und abgebrannt haben; denn in Erwartung der Unsterblichkeit müssen die Verstümmelten einstweilen noch essen, was ohne Hände eine schwierige Sache ist!"

*) Siehe: Gu-wen 29. Zsju-an, Artikel Choi-fo-ßui-tschi; 30. Zin-tschu-schi-zsjao-lju; 35. Fo-gu-bjao; u. a.

Gegenwärtig ist diese Ceremonie ziemlich leicht, wenigstens nach den Spuren zu urtheilen, welche sie hinterläßt. Mein Cheschan zeigte mir seine Stirn und seine Hände, welche mit Brandmaalen übersä't waren, und deutete auf mehrere derselben, als ganz neue, in Folge eines besonderen Privatgelübdes empfangene. Es ist wahr, die Menge und der Grad dieser Narben und Grübchen zeugten von dem großen Eifer und der Willenskraft des Mannes, bildeten indeß keine besondere Verstümmelung.

„Ja", sagte er, „es schmerzt einige Wochen, und heilt dann wieder!"

V. Vorläufige Ceremonieen für den Tag der Ablegung der Gelübde.

Einige Tage nach der Feuerprobe wird, mit Berücksichtigung des Kalenders, der Tag für die Ablegung der Gelübde des Bodißadwa angesetzt. Für diesen Tag errichtet man im Tempel selbst eine Estrade. In der Mitte des Tempelsaales wird, mit der Vorderseite gegen Süden gekehrt, ein hoher und weiter Lehnstuhl für Buddha Schakjamuni aufgestellt, und auf dessen linker Seite ein hoher Lehnstuhl für die Ehrenzeugen, d. h. alle Buddha's, und zugleich für den Secretair — Bodißadwa Mantschuschri —, den Lehrer — Bodißadwa Maidari — und alle Bodißadwa's, ihre Mitgenossen; auf seiner rechten Seite befinden sich die Lehnstühle für die weihenden Lehrer. Vor jedem müssen (künstliche) duftende Blumen stehen. Sobald die bestimmte Stunde erscheint, wird zur Versammlung geläutet, und Alle, welche die Gelübde ablegen wollen, begeben sich in voller Kleidung, mit Schaale und Bet-Teppich versehen und im Geleite der Aufseher, in den Tempel. Dort stellen sie sich nach den Abtheilungen reihenweis auf und verneigen sich vor den Aufsehern; diese aber deuten auf die dastehenden Lehnstühle und auf die geordneten Gegenstände, und sagen zu den sich verneigenden Bittstellern:

„Kinder Buddha's! Seht, wie sorgsam für euch die Erhöhung bereitet ist, die Lehnstühle aufgestellt, die Blumen geordnet. Lasset uns nun die Beschwörung zur Umzäunung des Altars singen, und darnach die Lehrer bitten."

Nachdem sie dem vornehmsten Lehnstuhle durch Kniebeugung Verehrung erwiesen haben, gehen Alle (nach dem Laufe der Sonne) unter Absingung der Beschwörung (Da-bei-tschou) um die Estrade; ist dieses dreimal geschehen, so stellen sie sich wieder in die frühere Ordnung und schließen den Gesang mit dem Verse: „Ich neige mich vor dem großen Gan-lu Bodißadwa, Mahaßadwa!"

Während dessen haben sich beim ersten Klange des Geläutes die angesehensten Mitglieder der Brüderschaft im Fan-tschan versammelt, und sobald, nach Beendigung der Beschwörung, die Aufseher in Begleitung der Bittsteller erscheinen und sich durch einen Diener anmelden lassen: verlassen Alle nebst dem Cheschan den Fan-tschan, treten in den nächsten Saal und nehmen dort ihre Plätze ein. Nun beginnt die Ceremonie der Bitte. Die Bittsteller knieen nieder und bitten den Cheschan, ihnen die Gelübde des Bodißadwa abzunehmen; dreimal wiederholen sie die Bitte, der Cheschan aber zögert mit der Antwort. Endlich erhebt er sich von seinem Sitze und stimmt den Gesang an: „Ich neige mich vor unserm Buddha Schakjamuni!" Unter diesem Gesange, beim Klange der Glocken und dem Schalle der Buddha-Trommel (im Tempel), begeben sich Alle in feierlichem Zuge in den Tempel zur Estrade, und zwar in folgender Ordnung: zuerst zwei Aufseher mit Fahnen in den Händen; hinter ihnen die eifrigen Mitglieder der Brüderschaft; nach der Brüderschaft die zu Weihenden; sodann zwei Aufseher mit tragbaren Zin, auf welche sie von Zeit zu Zeit schlagen; darauf die Kerzenträger; hinter diesen die Gehülfen des Cheschan, und zuletzt der Cheschan selbst. Alle gehen paarweise, nur der Cheschan geht allein. In dem Tempel angekommen, stellen sich Alle in derselben Ordnung auf, in welcher sie gegangen sind, die Gesichter gegeneinander gekehrt, so daß sich zwischen ihnen ein Durchgang bildet: die Gehülfen gehen bis zu dem Lehnstuhle und stellen sich zu beiden Seiten desselben auf, während der Cheschan, demselben gegenüber stehend, vor Allem sich den Buddha's der drei Weltschöpfungen (neunmal) verneigt. Unterdessen ist der Gesang nicht verstummt, und während der Verneigungen des Cheschan recitirt der Wei-no*) Verse, welche den Umständen angemessen sind:

*) Der Oberaufseher.

„Die boshaften Anschläge der Feinde sollen zu Schanden werden; die Fesseln der Sünde sollen gänzlich verschwinden; auf diesen geheimnißvollen Laut fliegen alle Vollkommenen hieher zusammen, wie die Wolken zusammenfliegen!"

„Ich neige mich vor der Versammlung der Vollkommenen, welche zusammengeeilt sind, wie die Wolken!"

„Der Klang des Metalles wiederhallt in 3000 Welten; die Wogen der Lehre Buddha's schwellen in zahllosen Reichen empor; wir sagen dem schirmenden Kaiser Dank für seine Gnade, den Mildthätigen für ihren Eifer!"

Wann der Cheschan seine Verneigungen beendet hat und sich auf den Lehnstuhl setzt, treten seine Gehülfen in die Mitte und verneigen sich vor den Buddha's der drei Weltschöpfungen; darauf ruft der Aufseher das „große Meer" der eifrigen Mitglieder der Brüderschaft zur Verneigung vor Buddha auf, und nachdem alle Anwesenden die Verneigungen beendet haben, wendet derselbe sich zu den Bittstellern:

„Kinder Buddha's! Weil ihr ein hohes Streben geoffenbaret habt und um Abnahme der Gelübde des Bodißadwa bittet, so müsset ihr mit dem Gefühle besonderer Andacht die Anbetung der drei Kleinode vollbringen. Jeder spreche seinen Namen aus! Leget die Hände zusammen!"

Während dessen treten von der Rechten und Linken mehrere Aufseher in die Mitte, stellen sich in eine Reihe, von Osten nach Westen, breiten den Bet-Teppich aus, verneigen sich auf ihm, legen (gleichzeitig mit den Bittstellern) die Hände zusammen, und singen unter Verneigungen, während die Bittsteller ihnen nachahmen:

1.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor allen Buddha's
der vergangenen Weltschöpfung!
b) — — — der kommenden Weltschöpfung!
c) — — — der gegenwärtigen Weltschöpfung!

2.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor aller höheren Lehre
der vergangenen Weltschöpfung!
b) — — — der kommenden Weltschöpfung!
c) — — — der gegenwärtigen Weltschöpfung!

3.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor allen weisen (sjan) und vollkommenen (schen) Männern
der vergangenen Weltschöpfung!

b) — — — der kommenden Weltschöpfung!

c) — — — der gegenwärtigen Weltschöpfung!

Nach Beendigung dieses Gesanges wendet sich der Aufseher zu den Bittstellern und sagt:

„Kinder Buddha's! richtet jetzt vor Buddha's Bilde, wie vor seiner wirklichen Person, eure Bitte noch einmal an den Cheschan." Und die Kinder Buddha's knieen abermals nieder, flehen abermals um Abnahme der Gelübde des Bodißadwa, bitten und verneigen sich; der Cheschan aber zögert unentschlossen mit der Zusage.

„Kinder Buddha's!" sagt er zu ihnen, „höret! Seid ihr Bodißadwa's?"

„„Ja, wir sind Bodißadwa's!""

„Wenn ihr Bodißadwa's seid: empfindet ihr in euch den Durst nach der höheren Weisheit?"

„„Ja, wir empfinden ihn!"" (Stillschweigen.)

„Kinder Buddha's! höret! Ihr wollet von mir Alles erfahren, was Bodißadwa's üben müssen, d. h. wie dem Uebel ein Ende zu machen sei (wie man von den Wiedergeburten frei werde), — wie das Gute vollbracht werden müsse, — und wie man den Geschöpfen nützen könne. Dieses zu erfahren, und, sobald sie es erfahren hatten, dasselbe auszuführen, haben alle Bodißadwa's der vergangenen Weltschöpfung getrachtet; die Bodißadwa's der gegenwärtigen Weltschöpfung erstreben Dasselbe, und nach demselben Ziele werden auch die Bodißadwa's der kommenden Weltschöpfung streben. Gelobet ihr mir, euch von demselben Gefühle leiten zu lassen, nach demselben Ziele zu trachten, wie alle Bodißadwa's?"

„„Wir geloben!"" (Frage und Antwort werden dreimal wiederholt.)

Nachdem er sich von der Entschlossenheit der Bittsteller überzeugt hat, ertheilt der Cheschan seine Einwilligung zur Abnahme der Gelübde, und sagt:

„Kinder Buddha's! wenn ihr euch fähig fühlet, zur Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, und wenn ihr gelobet, Alles zu üben,

was dem Bodißadwa ziemt, so stehet auf, leget die Hände zusammen, beuget euch tief mit eurem ganzen Wesen, und flehet aus ganzem Herzen zu den Buddha's und den Bodißadwa's, daß sie Cheschan und Lehrer seien, wann ihr die Gelübde des Bodißadwa ableget. Jeder spreche seinen Namen aus."

Während die Namen ausgesprochen werden, erhebt sich der Cheschan von seinem Sitze, ergreift Blumen und Kerze, nimmt eine andächtige Haltung an und sagt, zu den Bittstellern gewandt: „Lasset uns beginnen!" (Sie singen:)

„Mit Opferduft und Blumen lasset uns zur Begegnung gehen! Wir Bikschu N. N. flehen mit dem Gefühle besonderer Andacht:

Höchsttugendhafter! Wahrhaftig gekommener Schakjamuni! blicke auf uns N. N., und geruhe, bei Ablegung der Gelübde Cheschan zu sein. Unter Deiner Mitwirkung allein können wir uns die Gelübde der drei Vollkommenheiten und der 10 Pratimokscha's *) aneignen! Offenbare Deine Gnade an uns!" (Dieses wird dreimal wiederholt.)

Darauf richten sie in ähnlichen Ausdrücken an Mantschuschri Bodißadwa die Bitte, Secretair zu sein, — an Maidari Bodißadwa, Lehrer zu sein, — an alle Buddha's, Ehrenzeugen zu sein, — an alle Bodißadwa's, sie als Genossen ihrer Thätigkeit anzuerkennen. Jede Bitte wiederholen sie dreimal, und machen jedesmal eine Verneigung.

Am Schlusse der Bitten setzt sich der Cheschan auf seinen Lehnstuhl; die Bittsteller aber knieen nieder, und der Cheschan sagt zu ihnen:

„Im Buche In-le-zsin wird gesagt: Nach der Anbetung der drei Kleinode sollen die vier ewigen Punkte des Gesetzes gelehrt werden, auf daß die vier Gelübde**) dadurch an Kraft gewinnen. — Welches sind nun diese vier ewigen (bu-chuai) Punkte der Lehre? Unsere menschliche Natur ist an sich eine Einheit; in dieser geheimnißvollen Einheit aber kann man vier Hauptmomente unterscheiden:

*) Die drei Vollkommenheiten (Ssan-zsjui) und die 10 Pratimokscha's sind synonym mit den Gelübden des Bodißadwa.

**) a. Von Almosen zu leben, b. sich in das werthloseste Gewand zu kleiden, c. in der Einsamkeit, unter einem Baume zu leben, d. im Falle einer Krankheit sich mit dargereichten, zubereiteten Arzeneien zu heilen.

Buddha, die Lehre, die Brüderschaft und die Gelübde. Sprechet nach:" (die Bittsteller wiederholen die Worte des Cheschan)

1) Ich, N. N., wende mich *) von nun an und auf ewig zu Buddha.

2) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zur Lehre.

3) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zur Brüderschaft.

4) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zu den Gelübden. (Ein Schlag.)

Der Cheschan fährt fort:

„Kinder Buddha's! Fan-wan-zsin sagt deutlich, daß Diejenigen, welche in der gegenwärtigen Wiedergeburt auch nur mit einem der sieben Verbrechen gesündigt haben, die Gelübde nicht ablegen können. Es hat sich aber zu meiner höchsten Befriedigung in dem Bekenntnisse ergeben, daß Keiner von euch gesündigt hat, und ihr könnt folglich die Gelübde ungehindert ablegen. Indessen wird im Zsin-in-le noch Folgendes gesagt: Nach dem Ausdrucke der Ueberzeugung von der Wahrheit der vier ewigen Punkte der Lehre muß die Reinigung von den Sünden der drei Weltschöpfungen gelehrt werden. — Was heißt „die Sünden der drei Weltschöpfungen?" — Die unbedachten Handlungen der früheren Wiedergeburten sind die Saamenkörner, die Ursache der Sünden in den nachfolgenden Wiedergeburten. Alles Thun des Menschen ist gleichsam der empfängliche Boden, welcher den ihm anvertrauten Saamen des Bösen mit Wucher gedeihen läßt: dieser Saame keimt, wächst, reift und fällt in neuer Menge, zahlreicher als vorher, wiederum auf den Geist, und so giebt es neuen Saamen für neue Sünden und neues Elend in der kommenden Wiedergeburt. Mit jedem Schritte im Leben kräftigt sich nur die Wurzel des Bösen, mehrt sich das Elend und bereitet in der Zukunft zahllose Wiedergeburten. Daher muß, um sich von den Wiedergeburten frei zu machen, um dieses Böse zu vernichten, die Ceremonie der Reinigung vor dem Stuhle aller Buddha's und Bodißadwa's vollzogen werden. Dann wird — wenn ihr aller verkehrten Thätigkeit entsaget — der Saame des Bösen verdorren, gleichwie eine in

*) Im Originale: Gui-i, d. i. ich wende mich, ich glaube, ich weihe mich.

trockenen Boden versetzte Sumpfpflanze; wird aber die Ursache des Uebels vernichtet, so werden damit auch seine Folgen, d. h. Elend und Wiedergeburten, aufgehoben. Sprechet getrennt und deutlich aus; sprechet mir nach.

1) Ich, N. N., obgleich ich in der früheren Wiedergeburt durch Wort, Werk, Gedanken in den zehn Gestalten der Sünde gesündigt habe, entschließe mich jetzt, Solches vollständig abzubrechen und nicht zu sündigen bis zur kommenden Weltschöpfung (d. h. niemals). (Verneigung.)

2) Ich, N. N., obgleich ich in der gegenwärtigen Wiedergeburt durch Wort, Werk, Gedanken in den zehn Gestalten der Sünde gesündigt habe, entschließe mich von nun an, Solches abzubrechen und nicht zu sündigen bis zur kommenden Weltschöpfung. (Verneigung.)

3) Ich, N. N., obgleich ich in der folgenden Wiedergeburt mit Wort, That, Gedanken in den zehn Gestalten der Sünde sündigen müßte, entschließe mich dennoch jetzt, Solches vollständig abzubrechen und nicht zu sündigen sogar bis zur kommenden Weltschöpfung. (Verneigung. Ein Schlag.)

Kinder Buddha's! ihr habt die Reinigung vollbracht; die drei Seiten *) eurer Thätigkeit sind rein, wie ein durchsichtiger, auf beiden Seiten glänzender Krystall, und ihr habet mir nur noch zu schwören, daß ihr die 14 Punkte gewissenhaft halten, daß ihr auf sie eure Thätigkeit gründen, nach ihnen sie regeln und von ihnen nicht weichen wollet, möge es auch das Leben kosten. Ich werde also jetzt jeden der erwähnten 14 Punkte dreimal aussprechen, damit ihr die Sache vollkommen versteht und, den Blick auf den Stuhl aller Buddha's und Bodißadwa's gerichtet, deutlich und mit Bewußtsein den Eid ableget. (Ein Schlag.)

1) Schwöret ihr, daß ihr von jetzt an bis zur Wiedergeburt in der kommenden Weltschöpfung euch unablässig mit dem Nachdenken über Buddha beschäftigen und nur mit dem Guten verkehren wollet? (Wir schwören!)

2) Daß ihr allen schlechten Bekanntschaften völlig fremd bleiben wollet? (Wir schwören!)

*) d. h. Wort, Werk, Gedanke.

3) Daß ihr nicht eine der Vorschriften verletzen wollet, koste es euch auch das Leben? (Wir werden sie nicht verletzen!)

4) Daß ihr euch unabläßig mit dem Lesen und Singen der Bücher der Lehre und mit der Erlernung des Gesetzes des großen Wagens beschäftigen und trachten wollet, mehr und mehr in seinen tief verborgenen Sinn einzudringen? (Wir wollen trachten!)

5) Daß ihr das Verlangen, den Durst nach der höchsten Weisheit unabläßig in euch unterhalten wollet? (Wir schwören!)

6) Daß ihr, das Elend aller Creaturen sehend, trachten wollet, sie zu erlösen, ihnen Hülfe zu leisten? (Wir werden trachten!)

7) Daß ihr, innerlich Ehrfurcht hegend vor den drei Kleinoden, diese Ehrfurcht auch in äußerlicher Weise nach Vermögen ausdrücken wollet? (Wir schwören!)

8) Daß ihr Vater und Mutter gehorchen, eure Lehrer und Aeltesten ehren wollet? (Wir werden!)

9) Daß ihr unveränderlich und eifrig auf dem Wege Buddha's wandeln wollet? (Wir werden trachten!)

10) Daß ihr über eure Sinne (Gefühle) herrschen wollet? (Wir geloben es!)

11) Daß ihr kraft eures Gelübdes, alle Geschöpfe zu retten, unermüdlich darum euch bemühen wollet? (Wir geloben es!)

12) Daß ihr kraft eures Gelübdes, alle Unruhe (als die Ursache des Uebels, des Elendes der Geschöpfe) zu enden, euch eifrig darum bemühen wollet? (Wir werden uns bemühen!)

13) Daß ihr kraft eures Gelübdes, die unzähligen Gründe der Lehre zu erforschen, solches in der That erfüllen wollet? (Wir wollen es erfüllen!)

14) Daß ihr kraft eures Gelübdes, den höheren Weg Buddha's zu vollenden, denselben in der That vollenden wollet?" (Wir wollen ihn vollenden!)

VI. Die wirkliche Ablegung der Gelübde.

(Ein Schlag.) „Kinder Buddha's! wenn ihr die 14 großen Schwüre abgelegt habt, so bleibt mir nur, von meinem Sitze aufzustehen, für euch mich zu verneigen und zu allen Buddha's und Bodißadwa's der gegenwärtigen Weltschöpfung zu beten, daß sie Empfänglichkeit in euch erwecken, und das Wesen der Gelübde auf

euch herniedersenken mögen. Achtet also aufmerksam auf das, was ihr hören werdet, erwäget scharf ein jedes Wort. Wisset, daß, sobald ich das Gebet zum ersten Male ausspreche, das unerforschliche Wesen der Gelübde die Kräfte der Seele ergreift und einen Augenblick durchzuckt; beim zweiten Male senken sich die Gelübde auf euer Haupt, wie eine Wolke, wie ein Schleier; beim dritten Male dringen sie in euren Leib, erfüllen eure Seele und werden für euch bis zur künftigen Weltschöpfung eine unzerstörbare Aussaat Buddha's. Solcher Art ist das Wesen der Gelübde! Kräftiget die Empfänglichkeit in euch, und empfanget dieses Wesen der Gelübde mit besonderer Andacht!"

Mit diesen Worten erhebt sich der Cheschan von seinem Stuhle, tritt zu dem Bilde Buddha's (seine beiden Gehülfen gehen vor ihm, und stellen sich der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken), ergreift eine Kerze, nimmt eine andächtige Stellung an, macht drei Verneigungen, kniet nieder, legt die Hände zusammen, und sagt mit lauter Stimme:

„Buddha's und Bodißadwa's aller unzähligen und gränzenlosen Welten! Zu Euch wende ich meine Blicke. Sehet, hier (in der Stadt und dem Tempel N. N.) stehen die Bodißadwa N. N. Sie bitten um Abnahme der Gelübde, und ich habe ihre Bitte schon dreimal geprüft. Buddha's und Bodißadwa's! die Ihr allein alles Sichtbare und Unsichtbare, Zeit, Raum und alles Lebendige begriffen habt! wollet Zeugen sein, wann Diese (N. N.) die Gelübde des Bodißadwa ablegen: um Eurer Barmherzigkeit willen, um Eurer Barmherzigkeit willen, um Eurer großen Barmherzigkeit willen!"

Nachdem er dieses Gebet dreimal ausgesprochen, setzt sich der Cheschan auf seinen Lehnstuhl und beginnt

die Aufzählung der Vorschriften der Lehre.

(Ein Schlag.) „Kinder Buddha's! Die Bodißadwa's nehmen die 10 Pratimokscha's *) an. Jeder spreche seinen Namen aus!

1) Von der gegenwärtigen Wiedergeburt bis zum Zustande des Buddha, welchen ihr früher oder später erreichen werdet, dürfet ihr nicht vorsätzlich tödten;

*) Die hier aufgezählten Vorschriften verbinden nur die Einsiedler; für die Weltlichen giebt es andere.

2) Nicht vorsätzlich stehlen;

3) Die Keuschheit nicht verletzen;

4) Nicht vorsätzlich lügen;

5) Nicht vorsätzlich Wein kaufen (um ihn zu trinken, oder Anderen zu reichen);

6) Keinen Bodißadwa, keinen Bikschu, keine Bikschuni wegen irgend welcher Sünden und Schwachheiten mit Vergnügen verdammen;

7) Lobsprüche nicht lieben, sie nicht suchen, und Niemanden schmähen;

8) Nicht geizen und auf dringende Bitten Anderer nicht mit Schelten und Schmähen antworten;

9) Aus Boßheit nicht unbußfertig bleiben;

10) Nicht vorsätzlich die drei Kleinode lästern.

Wer von euch auch nur eine einzige dieser Vorschriften übertreten wird, der wird durchaus nicht thun, wie es einem Bodißadwa geziemt, und niemals wird er die höhere Weisheit und die Vollkommenheit erreichen. Gelobet ihr, diese 10 Vorschriften zu erfüllen? (Wir geloben!)

Kinder Buddha's! nachdem ich euch die 10 Pratimokscha's vorgelegt, will ich euch noch 48 leichte Vorschriften ertheilen.

Der Cheschan zählt noch 48 Sittenregeln auf, und nimmt den Bittstellern das Versprechen ab, dieselben pünktlich zu erfüllen.

VII. Die Lobpreisung.

„Kinder Buddha's! Im Buche In-le-zsin wird gesagt: „Wer die 10 Pratimokscha's angenommen hat, steht über dem Einflusse der bösen Geister, ist hinaus über die Gränze der drei von Trübsal erfüllten Welten; und wie oft er auch wiedergeboren werde: niemals verliert er die Kraft dieser Gelübde, und bis er den Zustand eines Buddha erreicht, wird er stets in einem Menschen wiedergeboren werden.“ — An einem anderen Orte: „Wer die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, erlangt plötzlich (in einem Augenblicke) acht wichtige Vorzüge, nämlich: a) den Vorzug des Verhältnisses zu den wahren Mitteln der Selbstvervollkommnung; dem (fabelhaften) Vogel gleich, welcher mit einem Flügelschlage sich durch 100,000 Li schwingt, vermeidet er durch Ablegung der Gelübde die 6 Wege der Wiedergeburten und die beiden niederen Wagen

— und legt auf geradem Wege die Bahn der höheren Weisheit zurück. b) Den Vorzug der Stufe, auf welcher der Bodißadwa steht; denn wer diese Gelübde abgelegt hat, steht schon über den beiden Wagen. Gesetzt der Schami wandelt gemeinschaftlich mit einem Archan: der Archan geht voran, der Schami folgt. Aber der Schami empfindet plötzlich einen unlöschbaren Durst nach der höheren Weisheit: er legt die Gelübde des Bodißadwa ab; und siehe, der Archan wendet sich mit Ehrfurcht zu ihm, trägt ihm Kleidung und Schaale und läßt ihm den Vortritt. c) Den Vorzug der Wohlthaten. Gesetzt, es hätte sich Jemand vorgenommen, alle große Archane unseres Welttheiles zu verehren; wie groß immer diese Tugend ist: bei weitem höher ist die That Desjenigen, welcher auch nur einen einzigen Bodißadwa verehrt. d) Den Vorzug der Kraft. Wer die Gelübde des kleinen Wagens abgelegt hat, ist einem Leuchtkäfer zu vergleichen (d. h. schön anzuschauen, ist er nur sichtbar, leuchtet, aber erleuchtet Nichts); der Bodißadwa aber ist gleich der Mittagssonne: er erleuchtet und erwärmt. e) Den Vorzug der Reinigung von den Sünden. Wenn es auch geschähe, daß ein Bodißadwa sündigte: immer ist er noch besser, als die Häretiker; denn die Gelübde, welche das Wesen seines Geistes erfüllt haben, gestatten der Sünde nicht, zu tief einzudringen. Sündigt folglich der Bodißadwa wirklich durch dieselbe Sünde, wie Andere, so wird er gleichwohl einen weit geringeren Schaden nehmen. f) Den Vorzug der Geburt. Wenn Der, welcher die Gelübde des Bodißadwa abgelegt, sich im Mutterleibe befindet, so ist er stets von seligen Geistern und Drachen, gleichwie von einer Hut, umgeben. g) Den Vorzug der geheimnißvollen Macht (Schen-tun). Wer die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, kann den größesten Wasserstrom in einen Milchstrom verwandeln, die ganze Erde in Gold verkehren, aus einem Augenblicke mehr als 1000 Leben bilden, aus einem einzigen Tage eine Menge großer Kalpa's hervorrufen. h) Den Vorzug der Belohnung. Wenn Derjenige, welcher die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, auf dem Lotos-Meere wiedergeboren worden ist und das wahrhaft Ewige erreicht hat, so wird er ferner nicht mehr wiedergeboren." Kinder Buddha's! ihr habt jetzt die Gelübde des Bodißadwa abgelegt: trachtet nunmehr, ihre Vorzüge nicht vergeblich zu besitzen; beobachtet sie, erfüllet sie in der That;

sie sind eure Burg, euer Schwimmschlauch. Seid unzertrennlich von der Lehre des großen Wagens, wie der Bikschu unzertrennlich ist von seiner Matte. Lasset die Glut der Liebe zur höchsten Weisheit nicht erkalten: gebet auch nicht eine Minute die Herrschaft über den Gedanken auf. Wenn euer Gedanke — wäre es auch nur für einen Augenblick — sich dem kleinen Wagen zuwendet, so seid ihr keine Bodißadwa's mehr. Haltet also eure Vorzüge werth, und verderbet sie nicht durch Sorglosigkeit." (Ein Schlag.) Alle verneigen sich; der Cheschan erhebt sich von seinem Sitze, legt die Hände zusammen und ruft mit lauter Stimme aus:

„Durch solche Vorzüge, welche mit den Gelübden verknüpft sind, sollen alle unsere Wohlthäter belohnt werden, sollen die Leiden der Geschöpfe erleichtert werden, soll das Unsichtbare und das Sichtbare die wahre Erkenntniß in sich aufgehen lassen, soll in der Gemeinde der geistlichen Streiter die Weisheit blühen, soll in der erhabenen Versammlung Buddha ein Lobgesang angestimmt werden!" (Sie singen):

„Voll Verlangens, daß alles Leidenschaftliche, in Unreinheit Versunkene, sonder Verzug das gränzenlose, lichtstrahlende Reich Buddha's erreiche, erheben*) wir die herrliche That der Ablegung der Gelübde und das unermeßliche, unvergleichliche Glück! Gepriesen seien die Buddha's der drei Weltschöpfungen, die Urheber dieses Lobgesanges, Wen-schu,**) Pu-sjan und alle Bodißadwa's, Mahaßadwa's, Mahabodi, Paramita!"

Mit dieser Lobpreisung ist die Ablegung der Gelübde beschlossen. Die ganze Versammlung geleitet den Cheschan in seine Gemächer und geht auseinander.

Nachdem Alles beendet ist, kehren Diejenigen, welche die Gelübde abgelegt haben, in die schon früher von ihnen gewählten Zufluchtsstätten zurück, während im Tempel nur dessen beständige Bewohner übrig bleiben, und Leben und Thätigkeit dieser Behausung des Friedens und der Ruhe, welche vier Monate hindurch in so mächtiger Spannung gewesen sind, kehren in ihren vorigen normalen Zustand zurück.

*) Bringen wir dar (zum Opfer, zur Ehre).

**) Mantschuschri.

In den Kaiserlichen Tempeln händigt man auf Befehl des Kaisers den Einsiedlern bei ihrer Entlassung Diplome*) (Zse-de) aus, mit welchen die Buddhisten ungehindert durch ganz China reisen; ja, man sagt sogar, es sei früher in jedem volkreichen Orte und in den Gouvernementsstädten dem Vorzeiger eines Diplomes Thee und ein Frühstück vorgesetzt worden. Gegenwärtig geschieht dies nicht mehr. Strenge aber wird darauf gehalten, daß als Obere in den allgemeinen Zufluchtsstätten nur Inhaber eines Diplomes bestätigt werden, und überdies nur eines solchen, welches von einem Kaiserlichen Tempel ertheilt ist. Auch geben die Privattempel nur eine Abschrift des Protocolles über die Aufnahme unter die Einsiedler (Fa-zsjuan), was für den möglichen Fall einer gerichtlichen Untersuchung geschieht. In den Kaiserlichen Tempeln werden dergleichen Copieen ebenfalls ausgefertigt; in jedem Falle ist aber nur das Diplom von Bedeutung.

Erläuterungen.

1. Die Welt ist, nach der Vorstellung der Buddhisten, in Rücksicht auf die Materie ewig, dagegen in Beziehung auf die Form des Daseins vergänglich, — und sie unterscheiden in dieser Hinsicht vier Zeiten, oder, wie sie es nennen Kalpa's: a. die Kalpa des chaotischen Zustandes, b. die Kalpa der Bildung, c. die Kalpa des blühenden Zustandes, d. die Kalpa des Unterganges. Diese Kalpa's folgen einander in ununterbrochener Reihe, ohne Anfang und ohne Ende: die Welt bildet sich aus sich selbst, blüht in dem Leben, geht zu Grunde und ruht im chaotischen Zustande, gleichsam Kräfte sammelnd für das neue Leben in einer neuen Reihe von Kalpa's. Eine aus vier Kalpa's bestehende Zeitperiode heißt eine Weltschöpfung, eine große Kalpa; und um vorstellig zu machen, wie groß die Periode einer Weltschöpfung sei, sagen die Buddhisten, sie umfasse 80 kleine Kalpa's, eine kleine Kalpa aber besteht wieder, nach ihrer Berechnung, aus 16,800,000 Jahren. Folglich erfüllt eine Weltschöpfung 1,344,000,000 Jahre, und eine mittlere Kalpa 363,000,000 Jahre.

*) Seit dem 17. Jahre Schun-tschi's, des ersten Mantschsurischen Kaisers in China.

2. Die Buddhisten setzten in das Centrum der von ihnen vorgestellten Welt den vierseitigen, ganz aus Kleinoden bestehenden Berg Su-meru: im Norden von Krystall, im Süden von Sapphir, im Osten von Gold, im Westen von Silber. Kein Berg in der Welt ist höher, als der Su-meru. Dieser merkwürdige Berg wird rings vom Meere umfluthet, in welchem sich, den Weltgegenden entsprechend, vier große Inseln oder Weltländer*) befinden. In allen diesen Weltländern wohnen Menschen mit verschiedenen leiblichen und geistigen Eigenschaften; die Erdkugel aber, auf welcher wir leben, liegt nach der Meinung der Buddhisten südlich vom Su-meru, und heißt Dschambudwipa (Nan-jan-fu-ti).

3. In unserem Weltlande giebt es sechs Wege der Wiedergeburten**), und zwar in absteigender Linie: a) die Wiedergeburt in glücklichen Geistern, b) in Menschen, c) in Aßur, d) in Adach, e) in hungrigen Geistern, f) in Sprachlosen, die Infusorien nicht ausgeschlossen. Diese sechs Wege der Wiedergeburten sind sämmtlich nichts anderes, als Stufen größerer oder geringerer Vollkommenheit der Seele, welche vorher vernünftig gewesen, aber in einen gröberen Zustand versunken ist, und sich verdunkelt hat. Nach Maßgabe ihrer Reinigung und Rückkehr zur früheren Vollkommenheit erhebt sie sich auch hinsichtlich ihres Zustandes, indem sie z. B. aus Sprachlosen in Menschen wiedergeboren wird, in Adach, in hungrigen oder in glücklichen Geistern, und hat sie sich endlich bis zur absoluten Anschauung, zum vollen Leben des Geistes, erhoben: so überschreitet sie die Linie aller sechs Wege der Wiedergeburten. Es versteht sich von selbst, daß es in jedem Zustande viele Hindernisse giebt, und daß in dem Streben nach größerer Vollkommenheit, bei der kleinsten Fahrlässigkeit, das schon Errungene leicht wieder verloren geht. Ueber die Schranke der Wiedergeburten hinausgehen, heißt: in die Heimat zurückkehren, sich in die Nirwana — die Ruhe, einen unbeschreiblichen Zustand, höher als alles Leben — versenken.

4. Die glücklichen Geister sind in 28 Himmel vertheilt, welche, einer immer höher, als der andere, sich über dem Berge Su-meru erheben, und in Abtheilungen oder Welten zerfallen. Die erste, un-

*) Das Original hat: Muttererde, festes Land. Der Uebers.

**) Siehe Nr. 13.

terste Abtheilung heißt: die ersehnte Welt (Jui-zse), und umfaßt sechs Himmel. Im ersten Himmel, an den Abhängen des Berges, wohnen die vier obersten Geister (Sui-thian-wan); im zweiten herrscht Indra mit 32 Geistern, welche seinen Hofstaat bilden; im vierten wohnt jetzt Maidari, der zukünftige Buddha; im sechsten wohnt Mo-wan (Mara), der ewige Widersacher des Buddhismus. Dieser Mo-wan beherrscht die ganze ersehnte Welt, deren Zustand übrigens vollkommen menschlich ist; denn die Geister kleiden sich, trinken, essen, heirathen und lassen sich heirathen, haben Paläste, Häuser, Gärten, Musik, und der ganze Unterschied besteht darin, daß die Geister länger leben und von größerer Gestalt sind, als die Menschen. — Die zweite Abtheilung heißt: die Gedankenwelt (die Welt der Formen — Sse-zse), mit 18 Himmeln, welche in vier Schweigen (Stillen oder Einsamkeiten — Tschan) getheilt sind. Jedes der drei ersten Schweigen umschließt drei Himmel, das letzte allein 9. In den drei ersten Himmeln (d. h. im ersten Schweigen), herrscht Brama, einer von den 20 Beschützern der niederen Wesen, ein Geist von strengen Gesetzen, erleuchtet und überhaupt ein ausgezeichneter Herrscher. In der Gedankenwelt giebt es keinen Unterschied der Geschlechter mehr; dort werden auch keine Kleider mehr getragen: man ergötzt sich und ernährt sich durch Beschaulichkeit (Tschan-din). Die geringste Lebensdauer — im ersten Himmel — beträgt eine kleine Kalpa; die größeste dagegen — im letzten Himmel — 5000 Kalpa's. — Die letzte Abtheilung heißt: die unvorstellbare Welt (die undenkbare, die unbegreifliche — U-ße-zsie). In ihr sind vier Himmel, und deren Geister noch reiner und vollkommener. Ihre Lebensdauer beträgt im ersten Himmel 10,000 Kalpa's, und im letzten 84,000 Kalpa's. Wann sie ihre festgesetzte Frist ausgelebt haben, sterben alle diese Geister, und werden, je nach der Reinheit ihrer Grundnatur, in einem entsprechenden Zustande wiedergeboren. Hier liegt die Gränze der Wiedergeburten: unter ihr, d. h. sowohl in den 28 Himmeln, als unter denselben — bei den Menschen, den Adach (oder Ad), den hungrigen Geistern, den Aßur und den Thieren — giebt es Geburten und Wiedergeburten; weiter aber, d. h. über dieser Gränze, beginnt die Provinz (das Reich) des eigentlichen, reinen Geistes, oder, wie die Buddhisten sagen, — die Leere, die Nirwana.

5) Um auszudrücken, einen wie unbegreiflichen Raum diese 28 Himmel einnehmen, stellen die Buddhisten folgende Berechnung an. Der Berg Su-meru steigt 3,360,000 Werst (Li) empor, und um ihn kreist nur eine Sonne, welche alle 4 Weltgegenden erleuchtet. Die Himmel beginnen auf der halben Höhe des Berges, und bis zu seinem Gipfel, in einer Ausdehnung von 1,680,000 Werst, giebt es nur zwei Himmel. Dabei nehmen die Abstände dieser Himmel unter einander stufenweis zu, so daß, wenn man den gegenseitigen Abstand der beiden ersten tausendmal vervielfältigt, dieses erst die ersehnte Welt ausmachen wird (das heißt 5,040,000,000 Werst nach allen Richtungen). Dieses heißt der kleine Chiliokosmus. — Vervielfältigt man diesen abermals mit 1000: so ergiebt sich der mittlere Chiliokosmus, dessen Ausdehnung sich nur bis auf das dritte Schweigen einschließlich erstreckt; und der mittlere Chiliokosmus wiederum tausendmal genommen, stellt erst die Ausdehnung des großen Chiliokosmus dar, welcher indeß nur das vierte Schweigen ausfüllt. Den großen Chiliokosmus endlich muß man noch 3000 Mal nehmen, um die Weite der 28 Himmel völlig zu erschöpfen. In diesem unermeßlichen Raume kreisen 10 Millionen solcher Sonnen, wie die uns sichtbare, und derselbe wird Ssacha (Ssa-po) genannt, die Provinz, in welcher gegenwärtig Schakjamuni Buddha ist.

6) Der angegebene Raum erschöpft aber den wirklich vorhandenen bei weitem nicht: er ist in der Welt nicht mehr, als ein Punkt, ein Tropfen im Meere; denn in der Richtung der Weltgegenden, nach Osten, Westen, Norden und Süden, giebt es eine unzählbare Menge ähnlicher Abtheilungen, und in einer jeden erscheinen Buddha's und verkündigen die Lehre.

7) „Cheschan" ist kein Chinesisches Wort; die Chinesen sagen, es sei Sanscritisch (Fan-jui). Es bezeichnet insbesondere den Oberen einer allgemeinen Zufluchtsstätte, einen Lehrer, — wird aber heutigen Tages in der gewöhnlichen Ausdrucksweise der Chinesen von Jedem gebraucht, welcher Buddhistisch gekleidet ist. Daher ist auch die Buddhistische Lehre selbst die Cheschan-Lehre genannt worden.

8) Als Schakjamuni sein Vaterhaus verlassen hatte und Einsiedler geworden war, entsandte sein Vater aus väterlicher Liebe fünf Personen, um ihn zu bedienen, ihm alles Nöthige zu besorgen, und hauptsächlich ihm bei jeder Gelegenheit den Rath zu ertheilen, er

möchte heimkehren. Da aber Schakjamuni weder Etwas von ihnen annahm, noch auf ihre Reden achtete: so gingen sie, des Müßigganges überdrüssig und die Rückkehr zu dem Herrscher scheuend, in den sogenannten Hirschgarten (Lu=juan), und beschäftigten sich daselbst, gleich dem gelehrten Volke, mit den Wissenschaften. Als nun Buddha seine Vollendung erreicht hatte, kam er zu ihnen, und verkündigte ihnen zum ersten Male die Lehre von den 4 Grund=Sätzen (Ssui=di). (Die Chinesischen Buddhisten nennen diese vier Sätze: Ku, Zsi, Mje, Dao, und verstehen unter dem Ausdrucke Ku alles Leid und Elend des Lebens; die Ursache derselben liegt im Zsi, d. h. in der Summe und Menge der Sünden, in Folge deren sich in den Individuen ein größerer oder geringerer Grad des Bösen und des Elendes, dieser oder jener Zustand in den Wiedergeburten entwickelt. Wer sich von diesem Uebel losmachen will, was sie Mje nennen, der muß wirksame Mittel gegen dasselbe ergreifen und sich im Gesetze Dao üben, d. h. in die Gesellschaft der Buddhisten eintreten, ihre Lebensansichten und ihre Weise der Thätigkeit sich aneignen). Die Namen der 5 Einsiedler sind: Ascho=zsjao=tschen=schu, O=pi, Pa=ti, Schi=li=zsja=je, Zsjui=li=tai=zsui.

9) Mit dem Worte U=wei bezeichnen die Chinesen die Lehre der Da=oß; mit dem Worte Bai=ljan eine religiös=politische Secte, welche schon vor Alters in China existirt hat. Ihr schreiben die Chinesen alle Unruhen zu, welche bei ihnen geherrscht haben, und selbst unter der gegenwärtigen Dynastie hat ein großer Krieg mit ihr Statt gefunden.

10) Buddha hat hinsichtlich des Zustandes seiner Lehre drei Zeiten unterschieden, und die erste „die wahre Lehre" (Tschen=fa) genannt; dieses ist der blühendste Zustand des Buddhismus, wann er viel Anhänger, viel wahre Streiter und viel Solcher zählen wird, welche die höchste Vollkommenheit wirklich erreicht haben. Die zweite: „die der wahren Lehre ähnliche"; diese Zeit gleicht der ersten nur dem Anscheine, dem Aeußeren nach, wird aber nicht dieselbe innere Kraft besitzen; in ihr wird es viel Anhänger und geistliche Kämpfer geben, aber Wenige, welche die höchste Vollkommenheit erreichen. Die dritte: „die letzte Lehre" (Mo=fa); dieses ist die schlechteste Zeit für den Buddhismus, denn obgleich er in ihr noch viel Anhänger haben wird, so wird es doch wenig geistliche Streiter mehr geben.

Die erste Zeit währt 1000 (nach Anderen: 1500) Jahre; die zweite gleichfalls 1000 (nach Anderen: 1500, ja selbst 2500) Jahre; die dritte 10,000 (nach Anderen: 30,000) Jahre. Die gegenwärtige Zeit zählen die Buddhisten schon zur letzten.

11) Die Bikschu zerfallen in sittlicher Hinsicht in vier Klassen: a. Wirkliche Bikschu, d. h. Personen, welche mit Erfolg in der Selbstvervollkommnung gekämpft haben (Schen-i-ßen); b. Weltliche Bikschu, d. h. solche, von denen man nichts Schlechtes sagen kann; sie leben scheinbar musterhaft, und erfüllen die Gelübde pünktlich, jedoch ohne Erfolg in der Selbstvervollkommnung (Schi-ßu-ßen); c. Stumme Hammel, d. h. solche Bikschu, welche zwar gut leben, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern in Folge der Umstände, unbewußt; sie sind so schwach in der Lehre, daß sie das Schlechte vom Guten nicht unterscheiden, und schlechthin nicht Rechenschaft geben können, warum das Gute gut ist, und das Schlechte schlecht (Ja-jan-ßen); d. Gewissenlose, d. h. solche Bikschu, welche schlecht leben, durchaus nicht dem Gelübde gemäß; ohne Schaam vor den Leuten und ohne Furcht vor dem Gericht, welches ihrer wartet, leben sie unbußfertig dahin.

12) „Wagen", Chinesisch: Tschen. Dieser Ausdruck ist metaphorisch genommen, mit dem Begriffe einer Ueberfahrt, des Mittels und des Weges, auf welchem die Grundnatur im Individuum wieder zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit gelangt. Wenn diese Urnatur auf schlechtem Wege wandelt, auf der Bahn des Bösen und der Verfinsterung, so heißt dieses: auf zerbrochenem, mit einem lahmen Esel bespannten Wagen fahren (Po-ljui-chuai-tsche); wenn hingegen das vernünftige Princip, — den schlechten Weg, das Böse und das Elend scheuend, welche auf den Geschöpfen lasten, — sich der Erlernung der Mittel *) zuwendet, welche über die Gränze der Wiedergeburten hinausführen, und wenn es unausgesetzt der Nirwana zuwandelt, so heißt dieses: auf dem mit einem Hammel bespannten Wagen fahren (Jan-tsche); wenn ferner das vernünftige Princip allein, ohne alle äußerliche Hülfe, nur durch die Macht seines Denkens, über die Linie der Wiedergeburten hinausgelangt, so heißt dieses: auf dem mit einem Hirsche bespannten Wagen fahren

*) D. h. der von Buddha gelehrten.

(Lu-tsche); wenn aber das vernünftige Princip, die Eitelkeit alles Daseins betrachtend, durch das Elend der Geschöpfe gerührt wird, und sich entschließt, nicht allein für seinen persönlichen Nutzen, für seine persönliche Befreiung vom Uebel, zu wirken, sondern wenn es in seinem eigenen Kampfe zugleich den Anderen bei dem Streben nach der Nirwana behülflich ist, so heißt dieses: auf dem mit einem Ochsen bespannten Wagen fahren (Nju-tsche); endlich, wenn das vernünftige Princip zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, und, als ein vollkommen vorhersehendes, unermüdlich zum Nutzen der Geschöpfe wirkt, und dieselben zur Nirwana führt: so heißt dieses: auf dem Wagen fahren, welcher mit dem großen weißen Ochsen bespannt ist (Da-bai-nju-tsche.) Der erste Wagen ist ein Symbol der Weltlichen, welche sich zwar regen, und nach der Nirwana trachten, aber völlig unwirksame Maaßregeln ergreifen: auf zerbrochenem Wagen und mit einem lahmen Esel gelangen sie nicht über die Gränze der Wiedergeburten hinaus. Der zweite Wagen ist ein Symbol der Einsiedler und der Schrawaken, welche zwar Anhänger und Schüler Buddha's sind: die von ihnen gewählten Mittel aber bringen nur ihnen persönlich Nutzen, und mit einem Hammel kann man nicht zu Zweien fahren. Der dritte Wagen ist ein Symbol der Pratyakabuddha's (Juan-zsio, Du-zsio): sie überschreiten die Gränze der Wiedergeburten nicht allein, sondern ziehen, — wenn auch nicht absichtlich, — noch Andere nach sich. *) Der vierte Wagen ist ein Symbol der Bodißadwa's: ihr Wagen ist ziemlich geräumig, ihr Thier ziemlich stark; sie können gar Viele mit sich zur Nirwana führen. Der letzte Wagen ist das Symbol der Buddha's: ihr Wagen ist allumfassend, und das von ihnen angeschirrte Thier ist das stärkste. **) Uebrigens werden die Wagen häufiger in drei Klassen getheilt, nämlich: a. der Wagen der Schrawaken, unter welchem die beiden ersten Wagen, der Weltlichen und der Einsiedler, verstanden werden; b. der Wagen der Pratyakabuddha's, und c. der Wagen der Bodißadwa's und der Buddha's; — noch häufiger aber in zwei: der große und der kleine Wagen, in welchem Falle

*) D. h. da sie selbst die Sache wohl begriffen haben, können sie zuweilen dieselbe auch Anderen begreiflich machen.

**) Diese Eintheilung ist aus der Einleitung zu Zi-ßin-lun-lje-wan entlehnt.

unter letzterem die ersten drei, unter ersterem hingegen die beiden letzten Wagen zu verstehen sind.

13. Zu den 8 Klassen der Wesen gehören: a) Die glücklichen Geister, d. i. dieselben, welche die 28 Himmel bewohnen. b) Die Drachen (Lun), d. i. diejenigen, welche sich in der Eigenschaft von Hütern und Wächtern bei den Palästen und Tempeln in den Himmeln*) befinden, und welche die Erde beschützen und mit Regen benetzen. c) Die Jakßa (Je-tscha), Wesen, welche die Fähigkeit besitzen, ohne Flügel zu fliegen; sie bewachen in den Himmeln die Stadtmauern, Kanäle, Thore, Thürme. d) Die Kandagarwa (Gan-da-po), welche das Gefolge Indra's bilden, seine Musikanten und Gärtner sind; sie genießen keinen Wein und kein Fleisch, sondern nähren sich vom Dufte der Blumen. e) Die Aßur (A-ßju-lo). Dies sind Geister, welche mit Nichts verglichen werden können, vollkommen unförmlich sind; sie genießen des Glückes eben so, wie die Geister, haben aber nicht ihre ausgezeichnete Form und Schönheit. In den früheren Wiedergeburten waren sie ein tugendhaftes Volk, jedoch außerordentlich heftig und jähzornig; und hat gleich die Tugend sie zum Glücke geführt, so hat doch der Jähzorn sie der Schönheit beraubt. f) Die Garuda (Zsja-lju-lo) oder Vögel mit goldenen Flügeln. Mit einem einzigen Flügelschlage durchfliegen sie 3,360,000 Werst (Li) und nähren sich von Drachen. g) Die Kinnara (Zin-na-lo), d. h. Geister von menschenähnlicher Gestalt, nur mit Hörnern, und die Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Geister besitzend. h) Die Maharaga (Mo-cho-lo-zsja), d. i. irdische Drachen, Schlangen. Diese 8 Klassen der Wesen besitzen sämmtlich die Fähigkeit zu denken, lieben es, zu lernen, und lernen mit Nutzen den Buddhismus; sie sind Beschützer und Vertheidiger der Lehre, wirken für sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und freuen sich über den blühenden Zustand des Buddhismus; Solchen, welche für das Leben in der Nirwana reif sind, erscheinen sie mit Ehrfurcht und Glückwunsch.

14. Die 12 Kategorieen der Buddhistischen Bücher sind folgende:

*) Es giebt auch noch andere Lun, welche im Meere wohnen, und von den Tibetanischen Buddhisten den Sirenen ähnlich vorgestellt werden.

1) Sudras, — diejenigen Stellen der Buddhistischen Bücher, welche die Grundlehre enthalten, in welchem Umfange sie immer dargestellt sein möge.

2) Ge-ja's, — diejenigen Stellen, in welchen die vorher entwickelte Lehre wiederholt wird, jedoch in Versen; es ist dieses eine Art von Resultaten und Schlußfolgerungen aus einer langen Betrachtung des Gegenstandes, — Folgerungen, in gebundener Rede ausgedrückt.

3) Gata's, — Stellen, auch ganze Bücher, welche die Lehre in Versen vortragen, ohne Beziehung auf das Vorhergehende und das Nachfolgende.

4) Nidana's, — diejenigen Stellen, in welchen erklärt wird, was aus einem gewissen Grunde gesagt, gethan, oder verordnet worden u. s. w.

5) Atiwrittaka's, — diejenigen Stellen, in welchen gewisse Handlungen der Schüler Buddha's, oder der Bodißadwa's berichtet werden, welche dieselben in den früheren Wiedergeburten vollbracht haben. Eine solche Stelle befindet sich z. B. in Chua-jan-zsin, wo erzählt wird, daß Jao-wan seinen Leib aus dem Wunsche verbrannt habe, die höhere Vollkommenheit zu erreichen.

6) Tschadaka's, — diejenigen Stellen, in welchen von den verschiedenen Zuständen berichtet wird, in welchen sich die Buddha's und Bodißadwa's einst befunden haben. So z. B. die Stelle in Ne-pan-zsin, wo Buddha sagt, daß er in den vorhergehenden Wiedergeburten Drache, Garuda u. A. gewesen sei.

7) Atbutadarma's, — die Erzählung nicht wirklicher, erstaunlicher, wunderbarer Umstände. Dahin gehört z. B. die Erzählung, daß Buddha, kaum geboren, sich auf seine Füße gestellt, sieben Schritte gemacht und gesagt habe: „Ich bin der Erleuchter aller Geschöpfe," u. dgl.

8) Awadana's, — verschiedene Vergleichungen und Gleichnisse, zu welchen Buddha seine Zuflucht genommen hat, um seinen Gedanken zu erläutern.

9) Upadescha, — die in Fragen und Antworten dargelegte Lehre.

10) Udaßena's, — diejenigen Stellen, in welchen Buddha selbst, mit Rücksicht auf die Fähigkeit seiner Zuhörer, denselben die Lehre erklärt, ohne Antworten von ihnen zu erwarten.

11) Waipulya's, — solche Stellen oder ganze Bücher, in welchen, nach der Meinung der Buddhisten, die tiefe, vielumfassende, vielseitige Lehre (Fan-den) enthalten ist.

12) Wyakarana's, — prophetische Stellen.

Diese Kategorieen bilden eine Art grammatischer Redetheile, deren sich die Buddhisten bei der Erklärung ihrer Bücher bedienen. Nachdem man den Text vorgelesen, muß vor Allem bestimmt werden, zu welcher Kategorie er gehöre, und darnach erst sein Gedankengehalt entwickelt werden. —

15. Aus folgendem sonderbaren Grunde werden die unter die Bikschu Tretenden gefragt, ob sie keine Drachen seien.

Einst, als Buddha mit seinen Schülern in dem Garten Zsi-gu-du wohnte, nahm der Fürst der Meerdrachen menschliche Gestalt an, kam zu ihnen in den Garten, und bat um Abnahme der Gelübde. Erfreut über die Vermehrung ihrer Gesellschaft, und ohne allen Argwohn, nahm die Brüderschaft dem Drachen die Gelübde ab. Der Drachen-Bikschu setzte sich, um sich der Beschaulichkeit zu überlassen, während die übrigen Bikschu den Saal verließen. So allein gelassen versenkte sich aber der Drache vollständig in Beschaulichkeit, — und schlief ein. Nun ist bekannt, daß die Drachen, obgleich sie die Fähigkeit besitzen, jede ihnen beliebige Gestalt anzunehmen, dieselbe doch nicht festhalten können, sobald sie einschlafen. Als daher die Bikschu in den Saal zurückkehrten, schrieen sie vor Entsetzen laut auf, weil sie auf dem Platze des neu aufgenommenen Mitbruders einen ungeheuren Drachen erblickten. Ihr Geschrei erweckte den beschaulichen Drachen: er ermunterte sich, nahm von Neuem menschliche Gestalt an und saß wieder in der Haltung eines Beschaulichen da. Die erschrockenen Bikschu aber waren über eine solche Verwandlung noch mehr entsetzt und eilten zu Buddha, um ihm Alles zu erzählen. Buddha erwiderte ihnen, es wäre dieses kein Mensch, sondern der Drachenfürst, rief darauf den Drachen zu sich, unterwies ihn in der Lehre, und schickte ihn in sein Reich zurück, während er gleichzeitig für die Bikschu die Regel aufstellte: „in die Zahl der Brüderschaft keine Drachen aufzunehmen.“

Die
Chinesische Medicin.

Von

A. Tatarinoff,
Dr. med.

Die Chinesische Medicin.

Einleitung.

Wer sich die Aufgabe stellt, eine möglichst genaue und vollständige Vorstellung von der Medicin bei den Chinesen zu geben, müßte vor Allem sowohl die ursprüngliche Entwickelung, als auch die stufenweise Vervollkommnung dieses Zweiges der Chinesischen Kenntnisse geschichtlich verfolgen. Eine solche Art der Darstellung fordert nicht nur die Vollständigkeit des Gegenstandes selbst, sondern eben so sehr die größere Leichtigkeit und Verständlichkeit des Ueberganges von der alten Medicin zur Medicin der späteren Zeit.

Anscheinend kann es nirgends leichter sein, als in China, welches seine alte Geschichte in ihrer ganzen Integrität erhalten hat, zuverlässige historische Nachrichten rücksichtlich der verschiedenen Theile des menschlichen Wissens zu finden. Eine solche Forderung aber, gerecht vielleicht in Beziehung auf andere Gegenstände, ist schwer zu erfüllen, sobald es sich um die Medicin handelt. Allerdings ist die Literatur der Chinesischen Medicin ungemein reich an Abhandlungen, unter denen viele bis in das graue Alterthum hinaufreichen; allein aus ihnen allen läßt sich nur Weniges entnehmen, was sich auf die Geschichte der Medicin in China bezöge. Der Grund davon liegt zum Theile in der Unzulänglichkeit der Nachrichten, welche sich in diesen Werken vorfinden, zum Theil aber in ihrer eigenen Darstellungsweise. In China werden nämlich die medicinischen Bücher in einer ganz besonderen Ordnung, ja man kann sagen ohne eine strenge Logik geschrieben: in jedem von ihnen müßte folgerichtig Dasjenige, was zu Anfange vorgetragen wird, am Ende stehen, und umgekehrt. Daher bleibt der behandelte Gegenstand unklar, und man muß erst einen großen Theil des Werkes durchlesen, um nur zu einem einigermaßen richtigen Verständnisse desselben zu gelangen. Außerdem besteht ein allgemeiner Mangel der Chinesischen medicinischen Werke noch

darin, daß alle fast Eins und Dasselbe ohne irgend eine Veränderung, oder höchstens in veränderter Ordnung, wiederholen. Ausnahmen hiervon sind selten, und auch sie beruhen nur in der Beibringung einer neuen, ungewöhnlich glücklichen Heilart irgend einer Krankheit durch ein besonderes, räthselhaftes Mittel, oder in einer Vermehrung der stets aus anderen Büchern abgeschriebenen Recepte u. s. f.

So viel Chinesische medicinische Werke mir zu Gesichte gekommen sind: sie bestehen sämmtlich aus Abhandlungen, welche von verschiedenen Autoren entlehnt, und ohne äußerliche Verbindung, wie ohne allen inneren Zusammenhang neben einander gestellt sind. Nach dem Auszuge aus dieser oder jener Abhandlung (zuweilen aus fünf und mehr) fügt der Verfasser des Buches hinzu, daß er (N. N.) nach seiner Dummheit (die gewöhnliche Phrase der Chinesischen Gelehrten, wann sie ihre eigene Ansicht aussprechen wollen) glaube, die Meinung des gelehrten Autors des Buches N. N. sei durchaus gegründet und richtig, — und bemerkt seinerseits nur, daß der Husten z. B. nicht immer ein Leiden der Lungen anzeige u. dgl. Alle Polemik, alle Kritik beschränkt sich immer auf dergleichen Bemerkungen, welche sich vielmehr auf die Symptome und die Diagnose der Krankheiten beziehen, — zwei Gegenstände, welche stets so verworren und so abweichend in den medicinischen Schriften der Chinesen behandelt werden. Bis jetzt hat noch Keiner von den Chinesischen Aerzten gewagt, die Haltbarkeit und die Wahrheit der Grundsätze ihrer Medicin zu prüfen, und den Nutzen nachzuweisen, welcher aus einer Umwandlung derselben hervorgehen dürfte; im Gegentheile, alles in den alten medicinischen Werken Gesagte ist immer und überall als eine unumstößliche Wahrheit anerkannt worden, und ihr nicht folgen, würde auf alle Fälle heißen, seine Meinungen, als unverschämte, dem Verdammungs-Urtheile preisgeben. So groß ist ihre Verehrung vor dem Alten! — Die ganze Bildung des Chinesen besteht in der Kenntniß alles Alten, und er weiß nur Das, was seine Vorfahren vor 200, vor 1000 Jahren gewußt haben. Demnach darf man sich durchaus nicht wundern, wenn die Chinesische Medicin auch nicht e i n e n Schritt vorwärts gethan hat, seitdem ihre Gesetze und Lehren durch den Kaiser C h u a n - d i festgestellt worden sind. China beweist durch sein Beispiel das Gegentheil der herrschenden Ansicht, daß dem menschlichen Wissen eine allmähliche Vervollkommnung beschieden sei;

denn wenn es in seiner sittlichen und physischen Bildung nicht rückwärts gegangen ist: so ist es wenigstens auf der Stufe stehen geblieben, welche es schon längst erreicht hat!

Hat man sich überzeugt, daß die Chinesischen medicinischen Bücher nach einem und demselben Muster geschrieben werden, indem sie bis auf das letzte Wort den Bestimmungen der Alten folgen: so verschwindet damit zugleich die Nothwendigkeit, besondere Kenntniß von den Büchern späteren Ursprunges und von den alten Büchern zu nehmen: in diesen, wie in jenen, findet sich nichts Besonderes, Unterscheidendes, daher wir denn auch um so weniger von dem ursprünglichen Zustande und der allmählichen Vervollkommnung der Chinesischen Medicin wissen. Alle ihre Lehren und ihre Hauptgrundsätze stellen sich uns stets in derselben Gestalt dar, sei es in den vor 2 bis 300 Jahren abgefaßten, sei es in den unserer Zeit ganz nahe stehenden Schriften; denn den einen, wie den anderen, hat eine und dieselbe Quelle gedient: das Buch des Kaisers Chuan-di, Nei-zsin. Wenn man folglich von der Medicin China's in der Gegenwart redet, so ist es unnöthig, noch insbesondere von der Medicin im Alterthume zu reden.

Nach diesem Plane ist der vorliegende Artikel über die Chinesische Medicin von mir bearbeitet worden, und ich wage die Annahme, daß für die Wißbegier unserer Landsleute, welche von diesem Gegenstande bisher keine genaue Kunde gehabt haben, auch meine — in allen Beziehungen schwache und unzulängliche — Arbeit wenigstens zum Theile befriedigend sein werde, als ein Anfang, welcher weitere Vervollkommnung verlangt, wie man sie von Solchen erwarten darf, welche mehr Muße haben, als ich, und welche bessere Kenntnisse in der Chinesischen Sprache und der Chinesischen Medicin insbesondere besitzen.

Ursprung der Medicin in China.

Ohne Zweifel haben alle Völker, auch in ihrem ursprünglichen Zustande, Krankheiten zu heilen verstanden. Der Mensch, mit Vernunft begabt, und darum in sittlicher Hinsicht über allen Thieren stehend, steht denselben an Körperkraft, wie an Fähigkeit, physische Leiden zu ertragen, weit nach. Sein Loos ist daher, von seiner Ge-

burtsstunde an gegen physische Einflüsse anzukämpfen, welche in jedem Falle, unter gewissen Bedingungen, selbst auf eine vollkommene Gesundheit feindselig einwirken, und Veränderungen, — Krankheit in ihr hervorrufen müssen. Dieselbe Vernunft hat den Menschen belehrt, wie er den feindlichen Einflüssen der Natur widerstehen, und wie er die verderblichen Folgen in sich beseitigen müsse, welche aus jenen Einflüssen hervorgehen können. Allen Völkern ist somit eigentlich die Natur die gemeinsame, ursprüngliche Lehrerin gewesen; und wenn wir die Geschichte des ursprünglichen Zustandes eines jeden Geschlechtes lesen könnten: so würden wir sicherlich die mannichfaltigsten und wunderlichsten Mittel finden, welche der Mensch zu seiner Selbsterhaltung ergriffen hat.

Kein Volk vielleicht liefert ein so glückliches Beispiel seiner geschichtlichen Selbstständigkeit, wie die Chinesen. Ihre, als unzweifelhaft anerkannte, Geschichte reicht bis in das Jahr 2357 vor Chr. G. hinauf, und nach Anderen sogar bis in das Jahr 2637, d. h. bis in das 61. Regierungsjahr des Kaisers Chuan-di. Wie in der Geschichte anderer Völker, so lauten auch in der Geschichte der Chinesen die Berichte über die ersten Zeiten verworren, unglaubwürdig: bei der Unbekanntschaft mit der Schriftsprache wanderten die Begebenheiten in mündlicher Ueberlieferung von einem Geschlechte zum anderen, und erhielten sich in dieser Gestalt bis zur Erfindung der Buchstaben, worauf dann dieselben Begebenheiten allerdings schriftlich erzählt wurden, aber ohne Zusammenhang, und so, daß sie mehr Unwahrscheinliches und Fabelhaftes, als Wirkliches und Wahres darbieten. Kun-fu-zsui, der einzige Historiker des alten China's, hat die Geschichte desselben mit dem Jahre 2277 vor Chr. G. begonnen, indem er alle Erzählungen von den Zeiten vor dieser Periode, als unbegründete, verwarf. Obgleich indeß in den klassischen Büchern, welche die Tradition dem Pinsel Kun-fu-zsui's, oder seiner Schüler zuschreibt, der Namen von 5 Kaisern und 3 Fürsten erwähnt wird, so bleibt doch die Zeit ihrer Existenz ungewiß, und erst der Historiker Ssui-ma-zsjan, welcher im 2. Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebte, schrieb nach den Traditionen eine Chinesische Geschichte, indem er dieselbe mit dem 61. Regierungsjahre des Kaisers Chuan-di, d. i. mit dem Jahre 2637 vor Chr. Geb. begann, und bis zum Jahre 140 vor Chr. Geb. fortführte.

In dieser Geschichte läßt sich Nichts entdecken, was Bezug hätte auf die Geschichte der Medicin in China, und eigentlich kann diese Frage nur nach den alten medicinischen Büchern, namentlich nach dem Buche Chuan-di-nei-zsin, theilweise aufgeklärt werden. Aus dem Titel, welcher den Namen des Verfassers angiebt, sowie daraus, daß die Chinesischen Aerzte einstimmig den Kaiser Chuan-di als den Urheber des Buches Nei-zsin anerkennen, geht hervor, daß die Medicin in China älter ist, als selbst dessen Geschichte. Allein, der Ueberzeugung der Chinesischen Aerzte zu folgen und mit ihnen die Abfassung des Buches Nei-zsin dem Kaiser Chuan-di oder seiner Zeit zuzuschreiben, ist schon deswegen unstatthaft, weil Chuan-di zu früh, in einer Zeit gelebt hat, da das Chinesische Volk noch auf einer so niedrigen Stufe der politischen und geistigen Bildung stand, daß es schwer ist, derselben jene ziemlich vollständigen und genauen medicinischen Kenntnisse beizumessen, welche in dem Buche Chuan-di-nei-zsin enthalten sind. Vielmehr darf man annehmen, daß die Kenntnisse von dem Baue des menschlichen Körpers und von der Heilung seiner Krankheiten, — von Geschlecht zu Geschlecht mündlich fortgepflanzt, — erst lange nach Chuan-di in einer gewissen Ordnung gesammelt worden seien, als die Schreibekunst allgemeiner geworden war und bessere Gesetze befolgte, und daß der Verfasser des Buches Chuan-di-nei-zsin nur die Leidenschaft der Chinesen, — alles Alte zu verehren, nur das zu glauben, was von den Alten gesagt worden ist, den Anfang von Allem in die Zeit des Kaisers Chuan-di zu versetzen und ihm die Erfindung aller Künste zuzuschreiben, — benutzt nnd seinem Buche Nei-zsin den Namen des Kaisers Chuan-di in der Absicht vorangestellt habe, mittelst dieses Titels dem Werke einen älteren Ursprung beizulegen und, gleich einem wirklichen Erzeugnisse des Kaisers Chuan-di, Ansehen zu verschaffen.

Ohne der Ermittelung des wahren Verfassers dieses Buches eine große Wichtigkeit zuzuschreiben, erzeigen wir dem Alterthume der medicinischen Kenntnisse der Chinesen schon hohe Achtung, wenn wir — jeder specielleren Hypothese uns enthaltend — die Erscheinung des Werkes Chuan-di-nei-zsin in die beiden letzten Jahrhunderte vor Chr. Geb. oder in die beiden ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb. versetzen. Diese Annahme findet sich auch in den historischen Büchern

bestätigt und namentlich, daß unter der zweiten (jüngeren) Dynastie Chan, welche zwischen den Jahren 23 und 226 nach Chr. Geb. geherrscht hat, das Buch Chuan-di-nei-zsin schon vorhanden gewesen sei, sowie, daß der Arzt Bin dasselbe mit einer Erläuterung (unbekannt, in welchem Jahre) unter dem Titel: Chuan-di-nei-zsin Ssu-wuin (d. i. Nei-zsin in Gesprächen) herausgegeben habe. Außerdem finden wir noch die Bemerkung, daß unter der Dynastie Tan (zwischen 618 und 907 nach Chr. Geb.) das Buch Nei-zsin, aus 19 Heften bestehend, bekannt gewesen sei.

Wie bedeutungslos und unglaubwürdig die Quellen immer sein mögen, welche über den Anfang der Medicin in China Zeugniß ablegen, man muß gleichwohl zugestehen, daß die Chinesen hinlängliche Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers und von der Heilung seiner Krankheiten schon in Zeiten besessen haben, als die Bildung der übrigen Völker noch auf niederer Stufe stand.

Eine gewisse Art von System, welches in der Chinesischen Medicin herrschend ist, läßt zum Theil vermuthen, es seien die medicinischen Kenntnisse aus Indien nach China gekommen, und zwar gleichzeitig mit der Brachmanischen Religion, oder mit der Lehre der Secte Da-oß. — Es ist bekannt, daß bei den Chinesen bis jetzt kein einziger Zweig des Wissens irgend ein System hat. Die Anhänger der Brachmanischen Religion in China, die Dao-schi, um die Zeit der Geburt Christi, waren am Hofe durch ihre Wahrsagekunst, viele von ihnen aber durch ihre Heilkunst berühmt; und in der Lehre der Da-oß spielt derselbe Chuan-di, welchem man die Entwickelung der medicinischen Kenntnisse zuschreibt, eine wichtige Rolle. Heilkunst, Zauberei und Wahrsagekunst, in denen sich die Dao-schi besonders hervorthaten, galten früher in China für dasselbe, — was auch dadurch bewiesen wird, daß die medicinischen und astrologischen Bücher von der Verordnung des Kaisers Schi-chuan-di (i. J. 213 nach Chr. Geb.) alle Bücher zu verbrennen, ausgeschlossen waren.

Dergleichen schwache Vermuthungen über einen Ursprung der Chinesischen Medicin aus Indien können indessen durch deren Grundprincipien selbst widerlegt werden, indem dieselben den Principien der Chinesischen Philosophie entlehnt sind, welche der Chinesischen Religion zur Grundlage gedient hat, nämlich des Confucianismus (Schu-zsjao).

Unzweifelhaft aber bleibt auf alle Fälle das Alterthum der Medicin in China, so wie zugleich die Thatsache, daß sie sich zu allen Zeiten wenig verändert hat, und auf einer und derselben Stufe stehen geblieben ist. Es läßt sich durch Beispiele beweisen, daß die medicinischen Kenntnisse der Chinesen schon längst nicht mehr fortgeschritten sind. Ein großer Theil der medicinischen Bücher, welche ich unter Händen gehabt, ist vor 100, 200 und mehr Jahren an das Licht getreten (wenn man ihre vielfachen unveränderten Wiederabdrücke im Laufe des letzten Jahrhunderts oder der letzten 50 bis 60 Jahre nicht berücksichtigen will), und in allen diesen Büchern wird, wie schon bemerkt, fast eins und dasselbe beschrieben, — der Hauptgrundsätze der Medicin natürlich gar nicht zu gedenken. Je näher die Herausgabe eines Buches der Gegenwart steht, desto schwächer fallen die Erklärungen der alten Lehrsätze der Medicin aus, und desto seltener werden zugleich die Beispiele glücklicher Kuren.

Das älteste medicinische Buch ist Chuan-di Nei-zsin oder Chuan-di Nei-zsin Ssu-wuin, und außer dem ersten Commentare zu demselben vom Arzte Bin (im 2. Jahrhunderte nach Chr.) hat unter der Dynastie Min, im 24. Jahre der Regierung Wan-li's, d. i. im Jahre 1594, ein gewisser Tschan-tao das Buch Nei-zsin mit den Bemerkungen eines gewissen Wu-kun herausgegeben. Diese Ausgabe scheint die letzte gewesen zu sein, denn sie allein ist in der Folge mehrfach wieder abgedruckt worden.

Demnächst ist das älteste medicinische Buch Nan-zsin, eine Erklärung der wichtigsten (schwierigsten) Theile der ärztlichen Wissenschaft, und aus 81 Artikeln bestehend. Dieses Buch wurde zum ersten Male während der Vielherrschaft in China (Lje-go, im 3. Jahrh. nach Chr.) von einem gewissen Zin-io-schen herausgegeben und unter der Dynastie Sun (im 4. Jahrh. nach Chr.) durch Tschan-schi-sjai von Neuem abgedruckt. Später ist dieses noch oftmals geschehen, aber immer ohne die geringste Veränderung.

Tschun-zsin-schan-chan-lun (vom Erkältungsfieber), ein Werk des Arztes Tschan-tschun-zsin, im 1. Jahrh. nach Chr., unter der ersten (älteren) Dynastie Chan. Dieses Buch ist häufig abgedruckt und mit verschiedenen Erklärungen herausgegeben worden. Zuerst lieferte Wan-schu-che (saec. 3. nach Chr.) Anmerkungen zu demselben; darauf Gao-zsi-tschun (saec. 9. nach Chr., unter der

Dynastie Sun); ferner Tschen-u-i (saec. 10, nach Chr.). Unter der gegenwärtig in China herrschenden Mantschurischen Dynastie hat im Jahre 1680 (Regierung Kan-ßi) der Verfasser des Buches I-min-fa-ljui abermals Bemerkungen zu dem Buche des Arztes Tschan-tschun-zsin „über das Erkältungsfieber" veröffentlicht. Trotz der Menge von Erläuterungen dieses Buches sind seine wichtigsten Sätze stets dieselben geblieben, und noch jetzt als die besten anerkannt. Seine Eigenthümlichkeit besteht in der stufenweisen Aufzählung der Fiebersymptome in Uebereinstimmung mit dem Zuge der Hauptblutgefäße im Körper.

Wir wollen die merkwürdigsten medicinischen Bücher, welche bis zum 17. Jahrhundert in China herausgegeben worden sind, anführen.

Zsin-io-zjuan-schu, — vollständiger Cursus der Chinesischen Medicin, von dem Gelehrten Tschan-zsje-bin im 16. Jahrhundert unter der Dynastie Min verfaßt, und von seinem Neffen Schu-choi gedruckt. Dieses ist eines der besten, mir bekannten, Bücher und noch gegenwärtig bei den Chinesischen Aerzten in Achtung: nirgends kann man so viel Gründlichkeit der Darstellung finden, wie in ihm, und wenn man seinem Verfasser einen Vorwurf machen kann, so ist es nur der einer übergroßen Vorliebe für stärkende Arzneimittel und für die Herleitung fast aller Krankheiten aus schwächenden, deprimirenden Ursachen.

Dun-i-bao-zsjan, — Cursus der Medicin, abgefaßt auf Korea von dem gelehrten Koreaner Sjui-zsjun; ohne alle Veränderung durch den gelehrten Pan-jui in China (zu Anfange der Dynastie Min, unter der Regierung Wan-li's, d. i. um das Jahr 1500) wieder abgedruckt; desgleichen unter der gegenwärtigen Dynastie, im 31. Jahre der Regierung Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1766. Die in diesem Werke aufgestellten medicinischen Ansichten treffen mit den Ansichten der in China gedruckten medicinischen Schriften zusammen, und der Unterschied liegt nur in der Erklärung mancher physiologischen und pathologischen Erscheinungen nach den Principien der Daossischen (Indo-Brachmanischen) Religion. Als einen Mangel dieses Buches kann man das Vorherrschen der Recepte vor der ausführlichen Beschreibung der Krankheiten und ein zu großes Vertrauen zu Arzneimitteln bezeichnen, welche unter dem Einflusse der Geister stehen. Dieses Buch steht noch jetzt in dem Rufe eines der

besten medicinischen Werke, und wird auf Korea in besonderem Formate, auf besonderem, aus der Rinde der brousranetica papyrifera bereitetem, Papiere gedruckt, während die Chinesische Ausgabe den gewöhnlichen Chinesischen Büchern gleicht.

Tschan-schi-lei-zsin, — Cursus der Medicin, unter der Dynastie Min, im 4. Jahre der Regierung Thian-zi's, d. ist im Jahre 1624, von dem Gelehrten Tschan-zsje-bin, dem Autor des Buches Zsin-ju-zjuan-schu, verfaßt. Dieses Werk ist seit seinem Erscheinen mehrmals unverändert wieder abgedruckt worden, und seine Haupteigenthümlichkeit besteht in der Eintheilung aller Krankheiten in Krankheiten mit Ueberfluß und Krankheiten mit Schwächung, wobei die letzteren als eins der häufigsten Uebel betrachtet werden, welche die Menschen tödten, — und zugleich den stärkenden Arzneimitteln alles Verdienst in der Heilung der Krankheiten zugeschrieben wird.

Schou-schi-bao-juan, — Handbuch der Medicin, zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert, unter der Dynastie Min, von dem Gelehrten Gun-jun-lin herausgegeben, und in den beiden letzten Jahrhunderten unter der gegenwärtigen Dynastie unverändert wieder abgedruckt. Dieses Werk ist bei den heutigen Chinesischen Aerzten stark in Gebrauch, weil es seiner Kürze wegen für das erste Studium der Medicin am geeignetsten erscheint.

Li-pin-chu-mo-zse, — vom Pulse, das Werk des Gelehrten Li-schi-tschen. Es ist nach den Begriffen vom Pulse abgefaßt, welche der Vater des Verfassers, Juje-ßi, aufgestellt hat, und herausgegeben unter der Dynastie Min, im 43. Jahre der Regierung Zsja-zsin's, d. h. im Jahre 1564. In der Folge hat man es mehrmals unverändert abgedruckt. Das Buch Li-schi-tschen's vom Pulse gilt als musterhaft, und in der That hat Niemand besser als er, und mit solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit die verschiedenen Arten des Pulsschlages untersucht, und die Bedeutsamkeit dieses Unterschiedes für die Diagnose der Krankheiten und die Bestimmung der Heilmittel nachgewiesen.

Jan-ke-lun-mu-lun, — Oculistik, bearbeitet von Tschu-ßi-gui, und gedruckt auf Kosten Wan-wuin's, unter der Dynastie Min, im 3. Jahre der Regierung Wan-li's, d. i. im Jahre 1575. Als ein Werk, welches einen abgesonderten Theil der Medicin

umfaßt, kann dieses Buch nur wegen seiner reichen Sammlung von Recepten und verschiedenen durch dieselben heilbaren Augenkrankheiten empfohlen werden, denn die Hauptansichten von der Medicin im Allgemeinen und von der Anatomie des Auges im Besonderen sind in ihm dieselben, wie in den ältesten medicinischen Büchern.

Jan-ke-da-zjuan, — Oculistik, verfaßt von Fu-schen-jui, unter der Dynastie Min, im 17. Regierungsjahre Tschun-tschen's, d. i. im Jahre 1644. Sie unterscheidet sich durch nichts Besonderes von dem vorigen Werke.

Dou-tai-gun-zjuan-schu, — die äußerlichen Krankheiten, ein Werk Dou-jui-zsin's, im Anfange des 9. Jahrhunderts, unter der Dynastie Sun. Dieses Buch hat den, in der nachfolgenden Zeit über die äußerlichen Krankheiten verfaßten Schriften zum Muster gedient, und außer der Vollständigkeit, durch welche es sich vor den Werken ähnlicher Art auszeichnet, kann man in ihm noch eine bessere Anordnung in der Beschreibung der Krankheitsmerkmale finden. Unter der gegenwärtigen Dynastie ist dieses Werk im 56. Regierungsjahre Kan-ßi's, d. i. im Jahre 1717, durch Chun-tschan-jan und Tschen-ju-gun wieder abgedruckt und mit Abbildungen herausgegeben worden, welche sich durch ihre Abscheulichkeit und Unklarheit auszeichnen.

Nju-ma-zin, — die Chinesische Veterinärkunde, welche eine Beschreibung der Krankheiten der Hausthiere, vorzugsweise der Pferde und des Hornviehes, enthält. In der Vorrede dieses Werkes wird gesagt, daß es unter der Dynastie Min (zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert) von zwei Brüdern, Jui-ben-juan und Jui-ben-chen, herausgegeben, und später, unter der gegenwärtigen Dynastie, im ersten Regierungsjahre Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1736, zum letzten Male wieder abgedruckt worden sei. Dieses ist das einzige Buch auf dem Gebiete der Veterinär-Medicin, da weder vor ihm, noch nach ihm in dieser Gattung etwas herausgegeben worden ist. Die in ihm dargelegten Ansichten sind denen des ältesten medicinischen Buches Chuan-di-nei-zsin gleich; seinen wichtigsten Theil bildet die Beschreibung der Krankheiten der gehörnten Hausthiere, mit Einschluß des Büffels oder des sogenannten Wasserochsen und der Krankheiten des Kameeles und des Pferdes. Unvollständigkeit und Zusammenhangslosigkeit der Auseinandersetzung, Widerspruch und Un-

genauigkeit in den Benennungen der Krankheiten findet man auf jeder Seite dieses Buches, obgleich zu Anfange der Beschreibung einer jeden Krankheit die Abbildung des Thieres hinzugefügt ist, welche das äußerliche Unterscheidungsmerkmal der beschriebenen Krankheit darstellt, hergenommen von der besonderen Haltung des thierischen Körpers bei einer gewissen Krankheit. Zufolge seiner physischen Beschaffenheit, besonders des südlichen Theiles, so wie in Folge der Lebensweise seines Volkes, hat China niemals ein Land sein können, in welchem die Viehzucht gediehen wäre, weshalb man sich denn auch nicht wundern darf, wenn seine Veterinärkunde zu allen Zeiten auf einer niederen Stufe gestanden, und sich nur in dem einen Werke — Nju-ma-zsin — erhalten hat.

Man sagt, der eigentliche Verfasser des Buches Nju-ma-zsin sei der berühmte Arzt Chua-to gewesen, welcher zur Zeit der Dreiherrschaft in China (San-go), d. h. zwischen 221 und 265 nach Chr., gelebt hat, und als ein ausgezeichneter Chirurgus jener Zeit bekannt ist. Er soll auch ein Buch über die menschlichen Krankheiten geschrieben haben, welches indeß aus folgender Veranlassung nicht auf die Gegenwart gekommen ist. Ein gewisser Feldherr zur Zeit der Dreiherrschaft, Namens Zao-zao, hatte oft an Kopfschmerzen gelitten, und mit Erfolg sich häufig der Hülfe Chua-to's bedient; als jedoch in der Folge die Krankheit den früheren Mitteln nicht mehr weichen wollte, schlug Chua-to seinem Patienten vor, sich den Hirnschädel öffnen zu lassen, damit die Ursache der Krankheit aus seinem Kopfe entfernt werden könnte. Diese Kurmethode betrachtete man aber als einen Versuch gegen das Leben des berühmten Feldherrn, warf deshalb Chua-to zuerst in's Gefängniß, und verurtheilte ihn darauf zum Tode. Für sein freundliches Benehmen überlieferte Chua-to vor seinem Ende dem Gefängniß-Aufseher seine Handschriften über die Krankheiten und ihre Heilung bei dem Menschen und den Hausthieren, und der Aufseher übergab dieses Geschenk, als eine Kostbarkeit, welche sie bereichern könnte, seinem Weibe zur Aufbewahrung. Als nun der Todestag Chua-to's herannahte, fürchtete das Weib, es möchte ihrem Manne für Krankenheilungen nach der Methode Chua-to's ein gleiches Schicksal zu Theil werden, und warf die von ihm empfangenen Handschriften in's Feuer, aus welchem der zu derselben Zeit heimkehrende Ehemann nur die

eine, nämlich Nju=ma=zsin (von den Krankheiten der Hausthiere) retten konnte, während die andere (von den Krankheiten des Menschen) verbrannte. So lautet die Sage von dem Schicksal des Werkes Chua=to's, deren Glaubwürdigkeit ich natürlich nicht verbürge.

Ben=zao=gan=mu, — die Naturgeschichte in ihrer Anwendung auf die Medicin, verfaßt von dem berühmten Chinesischen Gelehrten Li=schi=tschen, zur Zeit der Dynastie Min, im 24. Jahre der Regierung Wan=li's, d. i. im Jahre 1596, und später unter der gegenwärtigen Dynastie, im 12. Regierungsjahre Schun=tschi's, d. h. im Jahre 1655, durch einen gewissen Wu=jui=tschan wieder abgedruckt. In diesem Buche werden sowohl die in der Medicin angewandten, als die nicht angewandten Mittel aus allen drei Naturreichen beschrieben, ihr Geschmack, ihre mediciniſchen Eigenschaften und die durch sie heilbaren Krankheiten. Es zeichnet sich vor andern ähnlichen Büchern durch Genauigkeit in der Beschreibung der äußeren Gestalt der Pflanzen und Thiere aus, und verdankt dieses Verdienst dem Verfahren seines Verfassers, welcher, auf dem Gebiete des Natürlichen selbst mit reichem Wissen begabt, alles Unnöthige — wenn auch in andern Werken Anerkannte — von dem Wahren gesondert und in seinem Buche unter einer besonderen Rubrik aufgeführt hat, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, das Nothwendigste unter dem Unnützen und Unwahren rasch und unfehlbar herauszufinden. Ich kenne unter den Chinesischen Werken über die Naturgeschichte kein besseres, als diese Schrift Li=schi=tschen's. Sie enthält zugleich eine zahlreiche Sammlung von Recepten, welche in verschiedenen Zeiten bei Heilung der Krankheiten sich bewährt haben, so wie die Art und die Zeit der Einsammlung derjenigen Pflanzen, welche für den medicinischen Gebrauch bestimmt sind.

Die Bücher, welche in den beiden folgenden Jahrhunderten, unter der gegenwärtigen Dynastie, herausgegeben worden sind, sind folgende:

I=zsun=zsin=zsjan, — Spiegel oder vollständiger Cursus der Medicin, durch das medicinische Collegium (Tai=i=juan) auf Befehl des Kaisers zusammengestellt und im 4. Regierungsjahre Zjan=lun's, d. i. im Jahre 1739, auf Staatskosten herausgegeben. Den Hauptantheil bei Abfassung dieses Werkes hat Wu=zjan gehabt, welchem mehrere, im Dienste des Hofes stehende Aerzte dabei zur Hand gegangen sind. Einen großen Theil desselben füllen Trac=

tate über das Erkältungsfieber aus, und mit großer Ausführlichkeit sind die äußerlichen Krankheiten beschrieben, welche überdies in Abbildungen vorgeführt werden. In letzterer Abtheilung befindet sich auch ein Tractat über die Brüche und ihre Heilung, ein Gegenstand, welchen kein anderer Cursus der Medicin enthält. Die Heilmittel, welche in diesem Werke vorgeschlagen werden, gehören zu den leichten, nicht heroischen, gleich wie auch die Dosis dieser Arzneien mäßig bestimmt ist, wenn man sie nicht geradezu als zu klein — im Vergleiche mit der in der Privatpraxis üblichen Dosis — bezeichnen will. Die Angabe einfacher Mittel und die geringe Dosis derselben rühren in dem Buche I-zsun-zsin-zsjan wahrscheinlich daher, daß dieses Werk ursprünglich zum Handbuche für die mit der Hofpraxis beschäftigten Aerzte bestimmt war, in dieser aber große Vorsicht bei Auswahl der Arzneien und bei Festsetzung ihrer Dosis beobachtet werden muß. Dessenungeachtet ist das Buch unter den practicirenden Privatärzten wenig in Gebrauch, was seinen Grund zum Theile in dem hohen Preise desselben hat. In den allgemeinen Begriffen und Lehrsätzen unterscheidet es sich nicht von den übrigen medicinischen Büchern.

Zsi-in-gan-mu, — von den Frauenkrankheiten, verfaßt unter der gegenwärtigen Dynastie, im 6. Regierungsjahre Jun-tschen's, d. i. im Jahre 1728, durch einen gewissen Wu-sju-zin. Ein ziemlich unvollständiges Werk, welches sich einzig auf die Beschreibung der Frauenkrankheiten beschränkt, ohne die Periode der Empfängniß und Schwangerschaft, die Niederkunft und den Zustand der Wöchnerin zu berühren.

Wuin-i-tjao-bjan, — von den hitzigen Fiebern, ein Buch, welches ebenfalls unter der gegenwärtigen Dynastie, im 18. Regierungsjahre Zsja-zin's, d. i. im Jahre 1813, erschienen ist. Verfasser ist ein gewisser Wu-tan. Die in diesem Werke von den hitzigen Krankheiten vorgetragene Ansicht ist ziemlich einseitig und weicht nur wenig von der Auffassungsweise Tschan-tschun-zsin's, in seinem Buche vom Erkältungsfieber, ab.

I-lin-gai-zo, — Berichtigungen der Irrthümer in der Medicin, ein kleines Buch, im 10. Regierungsjahre Dao-guan's, d. i. im Jahre 1830, herausgegeben. Sein Verfasser ist Wan-zin-schen, der Verwalter eines Districtes. Es ist dieses eins der neuesten und zugleich der schlechtesten medicinischen Werke, denn mit der Absicht,

Widersprüche in den herrschenden anatomischen Begriffen zu heben, ist der Verfasser in noch größere Irrthümer verfallen und hat, anstatt aufzuklären, nur schlechtere Vorstellungen von dem Baue des menschlichen Körpers gegeben. Um seine Verbesserungen wahrscheinlicher zu machen, bemerkt er, sie seien nicht seine Erfindung, sondern er habe selbst an Kinderleichen, welche an den Pocken verstorben und außerhalb der Stadtmauer geblieben seien, die Structur des menschlichen Innern wirklich gesehen. Außer den anatomischen Gegenständen enthält das Buch am Schlusse noch einen Artikel über die Heilung des Schlagflusses. Trotz der Abgeschmacktheiten, welche in diesem Werke vorgebracht werden, schwören gleichwohl viel Aerzte in China auf seine Worte.

Tschen-zsju-da-tschen, — Nadelpunctirung und Mora, von einem gewissen Zsin-sjan verfaßt und (ungewiß, in welchem Jahre) wieder abgedruckt durch den Beamten Lju-juje-gui, welcher bei der Reißlieferung auf dem Kaiser-Canale aus dem Süden nach Peking, im Gouvernement Zsjan-ßi, das Amt eines Procurators bekleidete. Die dienstliche Stellung des Herausgebers läßt vermuthen, daß dieses Werk erst unter der gegenwärtigen Dynastie wieder abgedruckt worden ist. Die medicinischen Hauptlehren bleiben in ihm dieselben, wie in alter Zeit und wie sie alle medicinischen Bücher vortragen; die eigentlichen Vorschriften aber für die Acupunctur und die Application der Mora unterscheiden sich von den im Buche Chuan-di Nei-zsin gegebenen nur durch größere Citate aus anderen Schriften, keineswegs aber durch größere Genauigkeit und noch weniger durch ihre Eigenthümlichkeit. Im Allgemeinen ist indeß das Buch Tschen-zsju-da-tschen eins der vollständigsten Handbücher für Solche, welche sich mit der Nadelpunctirung beschäftigen. Am Schlusse sind Heilmethoden für Kinderkrankheiten angehängt, besonders der verschiedenen Arten der Schwindsucht, mittelst des Reibens, des Drückens und anderer Manipulationen.

Dou-tschen-choi-tun, — von den Masern und den Pocken, unter der gegenwärtigen Dynastie, im 51. Regierungsjahre Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1786, von einem gewissen Thian-din-sjan verfaßt.

Dou-tschen-din-lun, — von den Masern und den Pocken, ein kleines Buch, im 15. Regierungsjahre Dao-guan's, d. h. im Jahre 1835, von Tschen-schi-jun herausgegeben.

Dies sind nur zwei von den vielen Werken über Masern und Pocken, welche in verschiedenen Zeiten herausgegeben worden sind. Die Chinesischen Aerzte haben Angesichts der grausamen Verheerungen, welche die Pocken verursachen, dieser Krankheit eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und durch Vermehrung der Schriften über dieselbe dem Uebel zu steuern versucht. Allein es scheint, als habe diese Absicht nicht immer ihren Zweck erreicht. In keinem der Werke über die Pocken, weder in den neueren, noch in den älteren, wird etwas Besonderes für die Heilung dieser Krankheit in Vorschlag gebracht, ja man findet in ihnen nicht einmal eine gute und vollständige Beschreibung der äußeren Kennzeichen derselben. Bis zu dieser Stunde grassiren die Pocken, wie früher, und werden die Chinesische Bevölkerung decimiren, bis die vor 15 Jahren von den Engländern in Chinesischer Sprache bekannt gemachte Methode der Kuhpocken-Impfung in China allgemein geworden sein wird, und bis die Chinesen an die Möglichkeit glauben werden, ihnen durch Erzeugung der natürlichen Pocken vorzubeugen.

Leider ist die von den Engländern herausgegebene Brochure jetzt selten geworden, und ich habe sie nicht erhalten können.

Da-schen-pjan, — Unterweisung für Schwangere und Wöchnerinnen, von einem gewissen Ni (ungewiß, zu welcher Zeit) herausgegeben. Dieses Büchlein, in leichter, verständlicher Sprache geschrieben, ist in jeder wohlgeordneten Familie unentbehrlich, deshalb auch schon viele Male durch mitleidige Personen auf eigene Rechnung wieder abgedruckt worden, und wird Jedem, der es begehrt, unentgeltlich verabreicht.

Außer den angeführten medicinischen Schriften ließen sich noch manche ähnliche namhaft machen, welche unter den Chinesischen Aerzten mehr oder weniger im Gebrauche sind; allein die Anzahl dürfte in diesem Falle nur wenig für die Eigenschaft bürgen, und würde überdies die vornehmsten Grundlehren der Chinesischen Medicin nicht besser und vollständiger erläutern. Früher schon habe ich bemerkt, daß die alten und die neuen medicinischen Werke in China sich wenig von einander unterscheiden, sowohl in Rücksicht auf die Vollständigkeit der Erörterung des vorgetragenen Gegenstandes, als in Rücksicht auf Meinungsdifferenzen in Betreff dieses Gegenstandes. In China ist es gleichsam Allem bestimmt, ewig in einer und derselben unveränder-

lichen Gestalt zu existiren! Was eine kritische Betrachtung des Gegenstandes anlangt, eine Berichtigung der vom Alterthume überkommenen Begriffe, oder deren Vertauschung mit neuen: so hat sich noch kein einziger Schriftsteller der späteren Zeit bis zu einem solchen Entschlusse erhoben, indem man denselben als eine Auflehnung gegen das verehrte Alterthum betrachten würde, oder vielmehr als vollkommen überflüssig nach denjenigen medicinischen Kenntnissen, welche man aus dem, vom Vater und Großvater ererbten, Handbuch der Medicin geschöpft hat. Daher fällt denn auch für uns einerseits der Unterschied zwischen den älteren und den neueren medicinischen Werken fort, und andrerseits die Nothwendigkeit, den Inhalt vieler von ihnen — besonders der letzteren Gattung — zu kennen; um so mehr, da die Grundlehren der Medicin, wie ich oben gesagt habe, überall die einen und selbigen bleiben, ohne jede Veränderung, das Buch gehöre der alten Zeit an, oder der neuesten, es behandele irgend einen besonderen Theil der Medicin, oder den ganzen Cursus derselben.

Der Stand der Chinesischen Aerzte und ihre Bildung.

Die medicinische Bildung ist, wie zu erwarten steht, zu allen Zeiten weit hinter Dem zurückgeblieben, was die Chinesen ihre schönen Wissenschaften (Wohlredenheit) nennen, nämlich der Kenntniß der klassischen Bücher, oder der eigentlichen Aufklärung, wie die Chinesen sie in späterer Zeit verstanden haben. Dieses geht auch aus dem gegenwärtigen Zustande der einen, wie der anderen hervor, und aus dem Antheile, welchen die Chinesische Regierung an der Verbreitung der schönen Wissenschaften genommen hat, während sie vollkommen gleichgültig gegen die Medicin geblieben ist. Immer hat es in China besondere Gesetze und Stiftungen gegeben Behufs der Leitung Derjenigen, welche sich mit dem Studium der einheimischen schönen Wissenschaften beschäftigen: die Medicin hingegen ist stets eine freie Kunst geblieben, keiner besonderen Menschenkaste angehörend, und keinen besonderen Gesetzen unterworfen. Wer zu heilen verstand, konnte daneben auch Staatsdiener sein, und irgend eine Militair- oder Civilstelle bekleiden, wie man dieses sehen kann, wenn man die Vorreden vieler medicinischen Bücher liest, deren Verfasser entweder Districtsverwalter waren, oder irgend einen höheren Regierungsposten

in der Hauptstadt einnahmen. So war z. B. der in der Geschichte der Medicin berühmte Zsin-e, Verfasser des Buches Zsin-e-zjuan-schu, ein Civilbeamter, schrieb aber medicinische Werke, und heilte Kranke, ohne, wie er selbst bekennt, Arzt zu sein. Der berühmte Li-schi-tschen, welcher so viel für die Chinesische Medicin gethan hat, insonderheit durch Herausgabe der Naturgeschichte und des Werkes über die Pocken, war gleichfalls eigentlich nicht Arzt.

Der Koreaner Sjui-zsjun, welcher unter dem Titel Dun-i-bao-zsjan einen vollständigen Cursus der Medicin geschrieben hat, war in seinem Lande mehr als Gelehrter, denn als Arzt bekannt. Dasselbe sieht man auch gegenwärtig. Für Diejenigen, welche sich mit der Chinesischen Wohlredenheit beschäftigen, sind Seitens der Regierung genaue Vorschriften und Gesetze erlassen, die Erlangung dieses oder jenes gelehrten Grades betreffend. Nichts Aehnliches existirt für die Medicin. Dort erwirbt man durch das Examen Rechte auf Anstellung und Beförderung im Dienste, je nach dem erlangten gelehrten Grade; — für die Medicin Treibenden giebt es dergleichen Rechte nicht. So verhält es sich von Alters her, und nur in der Folge, unter der Dynastie Min, etwa vor 200 Jahren, ist das Medicinal-Collegium (Tai-i-juan) gegründet worden, welches auch den Aerzten einen Weg zum Eintritte in den Dienst eröffnet hat. Nach der ursprünglichen Einrichtung dieses Collegiums mußte jeder zum Dienste in dasselbe Eintretende zuerst ein Examen bestehen, in welchem man eine ziemlich richtige schriftliche Beurtheilung irgend einer Krankheit und ihrer Heilung von ihm verlangte. Wer ein befriedigendes Zeugniß erhalten hatte, durfte sich dem ärztlichen Personale bei dem medicinischen Collegium beizählen, ohne indeß geradezu eine amtliche Obliegenheit zu haben; diese kam ihm erst nach Abfluß mehrerer Jahre, und auch alsdann nur, nachdem er ein zweites Examen genügend bestanden. Hatte er in diesem das beste Zeugniß erworben, so wurde er in den Hofdienst versetzt, wo er entweder zu den Aerzten bei der Person des Chinesischen Kaisers oder zu denen des Hofstaates gehörte. So war es früher; allein, seitdem die Mißbräuche in China überhand genommen haben, sind die Prüfungen ein bloßer Schein, und die Hofstellen werden nach Gunst vertheilt.

Der Einfluß des Medicinal-Collegiums erstreckt sich nur auf die im Hofdienste stehenden Aerzte, während der Beruf des Privatarztes

jetzt wie früher jedem dazu Geneigten überlassen bleibt; daher kann man unter den practicirenden Privatärzten Personen jeden Standes finden: abgesetzte Beamte, welche mit ihrer Stelle auch die Subsistenzmittel verloren haben, Apothekergehülfen, welche bei dem langjährigen Verkaufe der Arzeneien einige Uebung im Receptschreiben erlangt haben, Maler, welche in ihrem Handwerke kein Glück gemacht haben, und selbst des Lesens und Schreibens kundige Bauern, — besonders unter den Nadelpunctirern, — welchen es leichter und bequemer erscheint, das tägliche Brod mit der Nadel in der Hand, als mit dem Spaten, zu erwerben, u. s. f. Niemals hat die Regierung besondere Verordnungen erlassen, durch welche die Befugniß, den Beruf des freien Practicanten auszuüben, bestimmt würde, und es ist demzufolge durchaus nicht auffallend, wenn bei der Menschenmenge China's und bei der großen Anzahl von Händen, welche sich um geringes Lohn nach jeglichem Gewerbe ausstrecken, sich Viele finden, welche in Heilung der Krankheiten Beschäftigung suchen. In der That ist hier Nichts besser geeignet, die eigene Unwissenheit zu verdecken, als der Beruf des Arztes, welcher überdies die Möglichkeit bietet, seine Verhältnisse leicht und mühelos zu verbessern, da das Chinesische Volk eine merkwürdige Neigung hat, sich von Allem und durch Alle curiren zu lassen, dafern es nur billig ist.

Daß es viel Aerzte in China giebt, beweist uns Peking. Gehet durch eine beliebige Straße, groß oder klein, und Ihr erblicket zu beiden Seiten Dutzende von farbigen Aushängeschildern über den Fenstern und Thüren der Häuser: theils mit dem Namen des Arztes, theils mit schmeichelhaften Inschriften, welche seine Kunst preisen und ihm von dienstfertigen Freunden oder Patienten übermacht worden sind. In einer Straße, in welcher sich unser Russisches Quartier befindet, kann man auf ¼ Werst neun solcher Schilder zählen, was auch ohne statistische Angaben schon zeigen kann, wie groß die Menge der Aerzte in Peking sei.

Zu allen Zeiten hat in China die Medicin eine Mittelstellung eingenommen zwischen dem Handwerke und einer der Gelehrsamkeit nahe stehenden Beschäftigung, dem Studium der klassischen Schriften, — zwischen der Kabbalistik und der Fähigkeit, zu heilen. Daß sie indeß zu einer gewissen Zeit schon für eine nützliche Kunst gegolten habe, davon kann uns schon die Thatsache überzeugen, daß im Jahre

213 nach Chr. G. auf Befehl des Kaisers Schi-chuan-di alle historische und philosophische Bücher, als der Moralität nachtheilig, verbrannt wurden, die medicinischen und astrologischen Bücher dagegen von diesem Gebote ausgeschlossen waren, weil sie den Menschen nützlich wären. Und bis zu dieser Stunde heißt — sich der Beschäftigung mit der Medicin hingeben, so daß man dieselbe mit Gewissenhaftigkeit ausübt, aus reiner Liebe zum Gegenstande (was in China nicht leicht zu finden sein mag), beim Volke: „auf dem kleinen Wege (Sjao-dao) wandeln", wogegen die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften „auf dem großen Wege (Da-dao) wandeln" heißt. In den Dörfern und den weniger volkreichen Städten ist der Eine oder der Andere gleichzeitig Astrolog (welcher nach dem I-zsin, dem ältesten Chinesischen Buche von Gott und der Natur, über Werth und Günstigkeit des für ein Haus, eine Begräbnißstätte u. dgl. auszuwählenden Platzes, über das zukünftige Schicksal und Glück des Menschen u. s. f. wahrsagt) und Arzt, welcher alle erdenkliche Krankheiten curirt. Dies Alles beweis't, daß in China die Medicin seit den alten Zeiten bis jetzt eine freie Beschäftigung gebildet hat, welche durch keinerlei Staatsgesetze eingeschränkt gewesen ist, und für welche niemals das Zeugniß einer, die Fähigkeit zu heilen verbürgenden, Behörde erforderlich gewesen ist, und auch gegenwärtig nicht gefordert wird. In Folge dessen war die Klasse der Aerzte in China stets zahlreich und Personen in ihr nicht selten, welche nicht nur in der Medicin unwissend waren, sondern nicht einmal hinlängliche Elementarbildung besaßen, und ihre Beschäftigung nur als ein Mittel der Subsistenz betrachteten. Das Wissen zersplitterte sich in eine Menge der verschiedenartigsten Gestalten, unter welchen sich der Charlatanismus um so leichter verbergen konnte: es traten Verkäufer verschiedener Geheimmittel auf, mit welchen das höchst abergläubische Volk in China sich lieber heilt, als mit den in medicinischen Schriften empfohlenen Arzeneien; mit dem Erfolge der Arcana aber sank das Vertrauen zu den wahren Aerzten im Volke, welches um so bereitwilliger ein Geheimmittel kaufte, je geheimnißvoller seine Composition, seine Form und selbst die Art seiner Anwendung war.

Bei einer solchen Richtung der Medicin seit den ältesten Zeiten war eben keine Vervollkommnung der Heilkunst in China zu erwarten. Auch hat sie immer dieselbe Gestalt behalten, welche sie in den ältesten

Büchern trägt, und sie hat dieselbe noch gegenwärtig, wenn sie nicht geradezu Vieles, was sie ehemals gewußt, eingebüßt hat. Nachdem sie das Erbtheil meist Ungebildeter geworden, konnte sie unter den sie Ausübenden Niemanden mehr finden, welcher fähig gewesen wäre, ihre Quellen zu erforschen, und ein vollständiges Handbuch für ihr regelrechtes Studium abzufassen; und in der medicinischen Literatur drängt sich die Bemerkung auf, daß ein großer Theil der medicinischen Schriftsteller eigentlich nicht Aerzte waren, sondern Personen, denen die Medicin eine Nebenbeschäftigung war, welche folglich mit dem Gegenstande wenig vertraut waren, und bei der Herausgabe des Buches mehr durch die Eitelkeit bestimmt wurden, auch für Schriftsteller zu gelten, als durch den wahren Nutzen der Menschheit. Zum Beweise lassen sich lebende Beispiele anführen. Ein Mantschsure in Peking, welcher ehemals höhere Staatsämter, unter anderen den Posten des Präsidenten im medicinischen Collegium, bekleidet hat, gegenwärtig aber außer Dienste ist, hat, wie man sagt, ein medicinisches Werk geschrieben, eine Art vollständigen Handbuches, und beabsichtigt, dasselbe herauszugeben. Einst, im Beginne seiner Laufbahn, hatte er das Glück, Jemandem aus der Kaiserlichen Familie ein Arzneimittel zu empfehlen; zufällig hatte dasselbe die gewünschte Wirkung, und damit begann der ärztliche Ruf des Empfehlers, so wie seine eigene Ueberzeugung von seiner medicinischen Kunst. In Folge dessen soll auch eine glänzende Reihe höherer Staatsämter vom Bogdochane diesem Manne übertragen worden sein, welcher endlich bis zur Präsidentschaft des Medicinal-Collegiums gelangte. Ich habe seine persönliche Bekanntschaft gemacht, indeß erst nach seinem Sturze, nachdem er schon alle Hoffnung auf die frühere Gnade und Herrlichkeit verloren hat; keinesweges aber hat er die Lust verloren, für einen Kenner der Medicin zu gelten. Oft habe ich Gelegenheit gehabt, mit ihm von seinem Lieblings-Gegenstande zu reden, und immer habe ich ihn in der Medicin schlecht bewandert gefunden. Außer dem Buche I-zsun-zsin-zsjan ist ihm nichts bekannt; er scheint sich aber die Kenntniß einer Menge von Recepten aus verschiedenen Büchern zum Verdienste anzurechnen. Dieses ist der Verfasser des künftigen Handbuches der Medicin! Ich habe sogar gehört, daß das Buch durch mehrere Aerzte und Gelehrte (Sjan-schen) ausgearbeitet werde, welche bei der Herausgabe des Buches nicht als Verfasser,

sondern nur als Mitarbeiter hinter dem Namen des Herausgebers genannt werden sollen. So werden größtentheils die Bücher in China geschrieben, und nicht allein medicinische.

Von dem gegenwärtigen Geschlechte der Aerzte darf die Medicin noch weniger für ihre Vervollkommnung erwarten; denn was können Leute für sie thun, welche meist erst in späterem Alter den Beruf des Arztes erwählen, ohne die allergewöhnlichste vorbereitende Bildung genossen zu haben, und welche nur den Auszug aus irgend einem medicinischen Werke auswendig wissen? Selten trifft man unter den heutigen Chinesischen Aerzten Solche an, welche sich von Jugend auf mit der Medicin beschäftigt haben, etwa unter der Leitung des Vaters oder des Großvaters, welche ihrerseits in der Heilkunst ebenfalls von den Vätern und Großvätern unterwiesen worden sind. Welche Kenntnisse können aber selbst solche Aerzte besitzen? Man giebt ihnen stets irgend ein medicinisches Buch zum Auswendiglernen, ein Buch, welches man geerbt hat, und welches, wie eine Amme, von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt wird. Aus ihm schöpft der junge Arzt seine ganze medicinische Weisheit, während er zuweilen unter der Leitung des Vaters, oder des Lehrers, welche den Kranken einen flüchtigen Besuch machen, in der Erforschung der Pulsschläge practicirt. Damit ist die ganze medicinische Bildung vollendet, mit welcher ein Jeder fähig zu sein glaubt, die wirkliche Heilung der Krankheiten zu unternehmen. Aerzte dieser Art dürfen sich noch als die gebildetsten unter ihren Genossen betrachten, wiewohl ich aus Erfahrung weiß, daß ein großer Theil von ihnen nur irgend ein medicinisches Handbuch, besonders dessen receptirende Partie, ausschließlich kennt, und es als überflüssig betrachtet, mehrere Autoren kennen zu lernen. Doch auch in diesem Wissen herrscht das Auswendiggelernte über das Urtheil vor, so daß man jeden beliebigen Chinesischen Arzt auswählen darf: er wird nicht im Stande sein, die Grundprincipien seines Gegenstandes verständig und mit Nachdenken zu erläutern; er kennt denselben nur in seinen Theilen, von Wort zu Wort, wie es in dem auswendiggelernten Buche steht, ohne dieses Alles in seinem allgemeinen Zusammenhange darstellen zu können.

Noch weniger läßt sich zum Vortheile der übrigen Aerzte sagen, welche kaum weniger zahlreich sind, als Jene, und meist aus Leuten bestehen, welche aus Umständen ihre ursprüngliche Beschäftigung mit

dem Berufe des Arztes vertauscht haben. Unter den Aerzten dieser Gattung findet man Leute jeden Standes und Gewerbes, wie ich schon oben bemerkt: cassirte Beamte, Apothekergehülfen, bankerotte Kaufleute, Bauern, Wahrsager (welche mit ihrer Kunst häufig die Heilkunst verbinden), Dao-schi (eine besondere Einsiedlersecte), Turkestaner, welche ehemals durch die Chinesen unterjocht und in verschiedenen Provinzen China's angesiedelt worden sind, u. s. f. Alle diese haben zum großen Theile höchst beschränkte, oder gar keine Kenntnisse in der Medicin, indem sie im Nothfalle auf die Chinesische Leichtgläubigkeit rechnen, oder die Krankheiten mit Substanzen curiren, welche aller Welt bekannt sind. Aus dieser Klasse gehen die Verkäufer sogenannter Geheimmittel hervor, die Verkäufer von Pflastern, Pillen, Pulvern u. s. w., wie auch die Nadelpunctirer, welche sich alle auf den, an gewissen Tagen in den Tempeln, oder in verschiedenen Stadttheilen üblichen, Jahrmärkten umhertreiben, oder in den belebten Straßen, wo sie das Volk durch beredte Lobpreisungen ihres Geheimnisses anzulocken suchen.

Die Geheimmittel, deren öffentlichen Verkauf die Regierung oder die Sittlichkeit — deren das Chinesische Volk sich oft heuchlerisch rühmt — nicht gestattet, werden heimlich in den Häusern verkauft, wovon man durch gedruckte Anzeigen an den Häuserecken in Kenntniß gesetzt wird. Ganz Peking ist mit dergleichen Maueranschlägen auf rothem, weißem, gelbem Papier beklebt, und zwar trotz aller polizeilichen Verbote und trotz der Wachsamkeit der Straßenaufseher. In diesen Anzeigen werden sogenannte Frühlingsrecepte (Tschun-fan), aphrodysiaca und andere Arcana angepriesen.

Alle diese Arzneimittel werden in großer Menge gekauft, nicht bloß vom gemeinen Volke, sondern auch von den besseren Ständen und von Personen mit großer Bildung; das ist einmal der allgemeine Fehler jedes Chinesen, und wenn es wahr ist, daß in China die Aufklärung alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen hat: so ist es noch viel wahrer, daß Aberglaube und Vorurtheile der ganzen Chinesischen Bevölkerung gemein sind.

Diejenigen, welche die Heilung der Krankheiten nach den Regeln der ärztlichen Kunst betreiben, haben ihre besondere Art, sich zu empfehlen und Kunde von sich zu geben, eine durch die Zeit eingewurzelte Art, welche zugleich für weniger gewinnsüchtig gilt. Ueber

der Hausthür des Arztes nämlich wird gewöhnlich eine schwarze oder weiße Tafel aufgehängt mit eingeschnittenen vergoldeten, rothen, schwarzen, blauen u. dergl. Buchstaben, welche nicht den Familiennamen des Hausherrn angeben, sondern einen von Freunden verliehenen oder selbst ausgedachten prunkenden Beinamen des Hauses, wie z. B. Tempel der Wohlthätigkeit, Tempel der Ruhe u. s. w. Dies ist eine allgemeine Sitte in China, und nur unter einem solchen Beinamen können wir die Wohnung einer uns nothwendigen Person auffinden. Ganz eben solche Aushängeschilder mit lobpreisenden Beinamen haben die Apothekerläden und die Wirthshäuser, und dieselben unterscheiden sich von denen der Aerzte nur durch den Sinn ihrer Inschriften.

Außer diesen Schildern werden fast bei allen Aerzten neben der Thür Tafeln aufgestellt des Inhaltes: er dient im medicinischen Collegium; heilt innerliche und äußerliche Krankheiten bei Männern, Weibern, Greisen und Kindern. Zuweilen wird noch hinzugefügt: hier werden Pulver, Pillen u. s. f. verkauft, von dem Arzte selbst erfunden und nützlich in verschiedenen Krankheiten.

Manche Aerzte fügen auch noch sogenannte Bjan hinzu, d. h. ziemlich große Tafeln, welche die Kunst des Arztes rühmen und ihm aus Dankbarkeit von geheilten Kranken verehrt worden sind. In der Mitte der Tafel (dieselbe ist 1 — 2 Arschinen lang und ½ — 1 Arschine breit) ist die Inschrift ausgeschnitten, z. B.: „Er kennt die Krankheiten wie ein Geist" u. dgl.; auf der rechten Seite derselben befindet sich der eigentliche Name des Arztes nebst seinem Vornamen, auf der linken aber das Jahr der Dedication dieser Tafel und der Name des dedicirenden Kranken. Tafeln dieser Art bilden das wichtigste Gut für den Chinesischen Arzt, nach welchem er unablässig mit allen Kräften und Mitteln trachtet, als nach einem klaren und unwiderleglichen Beweise seiner Kunst; er übergiebt sie seinem Sohne, Enkel u. s. w., so daß die Tafel ein kostbares Erbe der Nachkommen wird. Je mehr Tafeln die Pforte umgeben, desto kräftiger ertönt der Ruf von der Kunst ihres Eigenthümers, — woher denn auch dergleichen Tafeln nicht selten gekauft oder auf Bestellung angefertigt werden. Alles handelt sich hier um den Erwerb des Geldes, nicht um die Reinheit der Mittel zu diesem Zwecke, worauf in China überhaupt keine besondere Rücksicht genommen wird!

Auch Freunden, welche irgend einen Dienst erwiesen haben, Wohlthätern u. A. hängt man Tafeln mit lobpreisenden Inschriften auf, und es unterscheiden dieselben sich von den übrigen nur durch den Inhalt.

In ihrer Idee ist diese Sitte vortrefflich, hat aber unglücklicherweise durch die Zeit und durch die Mißbräuche, besonders in Bezug auf die Aerzte, viel verloren.

Die Darbringung der Preis- und Dankbarkeitstafeln (Bjan) ist gewissermaßen ein Triumph für beide Theile, und findet unter gewissen Ceremonieen Statt. Gewöhnlich wird die Tafel in einer Sänfte (porte-chaise) getragen, voran Musikanten und Personen mit verschiedenen Attributen, welche eigentlich den Rang des Beamten bezeichnen, gegenwärtig aber von Allen, bei jeder feierlichen Veranlassung angewandt werden, bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. f.; hinter Allem mehrere Tische mit Geschenken, aus Seidenstoffen, allerlei anderen Gegenständen, fertigen Kleidern, Lebensmitteln u. dgl. bestehend, — und zwar von dem Darbringenden in Person begleitet, oder von Anderen, welche er mit diesem Geschäfte betraut hat. Der Empfänger der Tafel begegnet der ganzen Procession in ceremonieller Weise unter seiner Pforte, bewirthet die Begleiter und die Sänftenträger anständig, und macht ihnen Geldgeschenke. Bei den Aerzten werden die Tafeln außerhalb der Hauspforte aufgehängt, bei Anderen dagegen an einer passenden Stelle innerhalb des Hauses. Die Pracht und Feierlichkeit, mit welchen dergleichen Tafeln überbracht werden, richten sich nach dem Reichthume des Dedicirenden und nach dem Maaße seiner Eitelkeit, welche bei ähnlichen Veranlassungen nicht selten das einzige Motiv ist.

Aushängeschilder und Preistafeln sind dem Chinesischen Arzte unerläßlich: jene, damit man seine Wohnung auffinden könne; diese, weil ihre Anzahl die Stufe seiner Kunst bestimmt. Ein anderes, eben so nothwendiges Erforderniß für ihn ist die Fähigkeit, sich deutlich, mit Leichtigkeit und für jeden Kranken, weß Standes er immer sei, verständlich auszudrücken. Die Geschwätzigkeit der Straßenverkäufer von Arzeneien muß bei den in Häusern practicirenden Aerzten einen belehrenden Ton annehmen hinsichtlich der Krankheitssymptome, ohne auffälligen Charlatanismus; sie müssen die Gedanken ihres Patienten über seine Krankheit mit Feinheit errathen, und ihm die Ueberzeugung

einflößen, die Krankheit sei durchaus bekannt, für den Arzt verständlich, und die verordnete Arznei werde das Uebel so rasch und leicht tilgen, wie Wasser das Feuer u. s. f. Alle diese Eigenschaften besitzen die Chinesischen Aerzte im höchsten Grade, und sie scheinen sich diese Wissenschaft ohne besondere Mühe anzueignen.

In China unterscheiden sich die Menschen hinsichtlich des Bildungsgrades nicht so scharf von einander, wie man dieses bei anderen Völkern sehen kann. Als in einem alten Reiche, welches ganze Jahrhunderte unter seinen eigenen Einrichtungen und Gewohnheiten gelebt, hat in ihm auch die Aufklärung schon längst gewisse Verhältnisse angenommen und sich auf die Kenntniß bestimmter Gegenstände beschränkt, welche für jeden Menschen im Leben unerläßlich sind; daher erlernen die Chinesen, vom gemeinen Manne bis zum Fürsten und Bogdochan, die einen und selbigen classischen Bücher. Aller Unterschied im Wissen dieser Gegenstände hängt von den natürlichen Fähigkeiten des Menschen ab, von der Dauer des Unterrichtes und endlich von der sittlichen Erziehung, welche mit einem gewissen Stande gegeben ist. Sehr wahr hat unser bekanntester Sinologe Hyacinth gesagt, die Aufklärung habe in China alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen, wie das Wasser den Schwamm. Und wenn man von der gesammten Bevölkerung reden will, so dürfen die Chinesen sich in der That für gebildeter (nach ihrer Weise) halten, als viele andere Völker.

In Folge der Uebereinstimmung der wesentlichsten Grundlagen der Medicin mit den in den bekannten classischen, von Allen gelesenen Büchern vorgetragenen Principien ist die Sprache der Medicin und selbst manche ihrer Definitionen für jeden Chinesen allgemein verständlich. Das ist eine von den besten Seiten der Chinesischen Medicin, die erste Bedingung ihrer leichten Verbreitung unter dem Volke, und in dieser Beziehung stellt China das bemerkenswerthe Beispiel einer Volksmedicin dar. In der Unterredung mit jedem Chinesen — der gebildeteren gar nicht zu gedenken — kann man die Bestätigung dieser Worte finden. Jeder, auch der Nichtarzt, wird uns sagen, welche Krankheit namentlich aus dem Aerger entstehe; was zu befürchten sei bei übermäßiger Frühlingswärme, oder bei einem zu kalten Herbste, welcher innere Theil leiden müsse, sobald man sich gewissen Gewohnheiten hingebe; durch welches Symptom sich das Vorherrschen der Kälte oder der Hitze im Inneren des Körpers äußere; endlich,

was in allen diesen Fällen heilsam sei. Mit einem Worte: wir vernehmen da dieselben Wahrheiten der Chinesischen Medicin, welche in einem beliebigen Handbuche derselben vorgetragen werden.

Bei solcher Allgemeinheit der medicinischen Kenntnisse ist es Sitte geworden, mit dem Arzte Betrachtungen anzustellen über die Krankheit, ihre Ursachen, ihre Heilung, und mit ihm über Beides zu disputiren. Da hat denn der Arzt, neben der Kenntniß seines Gegenstandes, auch seine ganze Kampffertigkeit und seine Klugheit zu bewähren: er muß seinen Patienten widerlegen oder ihm zustimmen, ohne sich von den Lehren der Medicin zu weit zu entfernen oder dessen Eigenliebe zu verletzen. Ihm kommt jedoch bei solcher Gelegenheit die allgemeine Verbreitung der medicinischen Kenntnisse zu Hülfe, und nicht weniger deren Einfachheit, Einförmigkeit und Unveränderlichkeit: leicht wird er alle Fragen des Kranken beantworten können, weil die Antworten nur eine Wiederholung auswendig gelernter Bücherphrasen sind. Kein Patient z. B. wird die Richtigkeit der Antwort bezweifeln, es zeige ein Schmerz unter den Rippen der linken Seite ein Leberleiden an, durch Aerger hervorgerufen; denn dieselbe Erklärung wird von Allen und überall wiederholt, und man hat sie in demselben Tone schon seit Jahrhunderten vernommen. Bei seiner natürlichen Reizbarkeit geräth der Chinese leicht in Zorn, und jene Erklärung des Arztes wird keinen Kranken befremden, denn er sagt sich unfehlbar, daß er sich in der That jüngst geärgert habe, sei es auch nur innerlich, und ihm selbst unbemerklich; so glaubt er der Behauptung des Arztes, während in Wahrheit der Schmerz eine ganz andere Ursache hat.

Derselben Allgemeinheit der medicinischen Kenntnisse muß man auch die Leichtigkeit zuschreiben, mit welcher die Chinesen ihre medicinischen Schriften studiren, sowie die Geneigtheit, lieber Arzt zu werden, als etwas Anderes. Ein medicinisches Buch lesen, ist für den Chinesen nichts Besonderes: die Sprache ist einfach, leicht verständlich, die Terminologie hat er längst im gewöhnlichen Leben gehört, und die Deutungen des In und Jan (des weiblichen und des männlichen Principes), um welche sich alle Erklärungen der medicinischen Hauptsätze drehen, hat er gleichfalls schon bei dem Studium der klassischen Bücher kennen gelernt.

Ein anderes Förderungsmittel des raschen Studiums der medicinischen Bücher liegt in der Getheiltheit der ärztlichen Beschäftigungen,

wie sie durch Zeit, Gewohnheit und den Zudrang Unbefähigter sanctionirt worden ist. Wenig Chinesische Aerzte finden in ihrem Wissen die Fähigkeit, alle menschliche Krankheiten zu heilen, sondern meist werden sie, ihrer eigenen Erleichterung wegen und in Nachahmung der Alten, sich auf die Behandlung besonderer Krankheiten legen: Dieser z. B. heilt nur äußerliche Krankheiten, Jener innerliche; ein Anderer nur Frauen- oder Kinderkrankheiten, ein Vierter nur Augenübel. Der ersten Gattung giebt es nur sehr wenige, ungeachtet der Mannichfaltigkeit und Menge der Hautkrankheiten unter den Chinesen. Eben so unbedeutend ist die Zahl derjenigen, welche Brüche und Verrenkungen heilen und Men-gu-dai-fu (Mongolische Aerzte) heißen. In der Folge, als die in dieser Laufbahn ihren Lebensunterhalt Suchenden sich mehrten, zersplitterte sich die Heilkunst noch mehr, so daß man gegenwärtig Aushängeschilder mit der Anzeige finden kann: „Der Tempel N. N. beschäftigt sich mit Heilung des Erkältungsfiebers", desgleichen der Schlagflüsse, der Pocken u. s. f.

Seit der Gründung des Medicinal-Collegiums, vor mehr als 200 Jahren, besteht bei dem Chinesischen Hofe die Eintheilung der Hofärzte in verschiedene Klassen, je nachdem sie innerliche, äußerliche oder Frauenkrankheiten behandeln (das Geschäft der Accoucheure wird in China von Hebeammen verrichtet), ferner Kinderkrankheiten, Augenübel, Zahnleiden und Krankheiten des Mundes überhaupt, Kinderausschläge, wohin besonders Masern und Pocken gehören. Die Nadelpunctirer sind gegenwärtig gänzlich vom Hofdienste entfernt; dagegen steht im Etat der Hofärzte ein Beamter, welcher in den Tempeln Kerzen für die Heilung des Kranken zu verbrennen hat.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten.

Die Praxis üben die Chinesischen Aerzte entweder in ihren eigenen Häusern, oder in den Häusern der Kranken, da etwas unseren Hospitälern und Krankenhäusern Aehnliches in China niemals existirt hat. Der Arme findet daher in ganz China für seine Krankheit keinen Zufluchtsort, keine Hülfe. Eine Ausnahme macht nur Peking, in dessen nordwestlicher und südwestlicher Vorstadt sich Zufluchtsstätten für Greise und unmündige Kinder befinden; allein dieselben bieten nur eine kurze Zuflucht, und gleichen mit ihrer Unreinlichkeit und Armseligkeit viel mehr einem Conflure alles Widerwärtigen, als wohlthäti-

gen Instituten. In China ist Vieles vortrefflich, und in seiner Idee der Nachahmung werth, — in seiner Ausführung hingegen abscheulich, und besonders sind es die Wohlthätigkeits-Anstalten, welche dieses schlagend beweisen; denn von allen heilsamen und menschenfreundlichen Anordnungen, welche für dieselben (hinsichtlich der Bekleidung, Beköstigung, ärztlichen Behandlung) getroffen sind, wird nichts, oder nur der geringste Theil erfüllt, und in dem Zufluchtshause der Unmündigen, aus welchem von Seiten Kinderloser zuweilen Adoptionen Statt finden, hat sich geradezu eine Art Handel gebildet. Arme Weiber kommen häufig, scheinbar als Ammen gemiethet, mit ihren Kindern dorthin, und warten auf eine günstige Gelegenheit, einem Käufer das eine oder das andere zu empfehlen.

Alle diese Anstalten stehen unter Beamten der Hofverwaltung, und unter der unmittelbaren Ueberwachung von Aufsehern. Erstere nehmen gewöhnlich nur ihr Gehalt und einen Theil der Summen, welche für den Unterhalt der Anstalten bestimmt sind, ohne jemals in denselben zu erscheinen, während die Letzteren sich aus Armuth mehr mit Geldbeitreibungen für den zeitigen Aufenthalt in ihren Anstalten beschäftigen, als mit Beaufsichtigung derselben. Daher bergen denn diese Wohlthätigkeits-Institute meist nur jene zahlreiche und widerliche Klasse der Chinesischen Bevölkerung, welche aus den verzweifeltsten Taugenichtsen besteht, liederliche Soldaten Mantschsurischen Stammes, Spieler u. s. w., überhaupt Leute, welche sich während der Winterzeit hier einfinden, um sich vor der Kälte zu schützen.

Ich kann nicht angeben, zu welcher Zeit die Wohlthätigkeits-Anstalten Peking's gegründet worden. Bekannt ist nur, daß in den Vorstädten Kanton's seit langer Zeit ein sogenannter Ma-fuin-juan zur Unterbringung der am Aussatze (Ma-fuin-tschuan) Leidenden bestanden hat. Man sagt, es habe die Erneuerung, oder die Einführung der obigen Anstalten in Peking vor 60—70 Jahren, auf Befehl der Mutter des Kaisers Zjan-lun, Statt gefunden; und in dieselbe Zeit versetzt man auch die Einrichtung der sogenannten Kuhwagen (Nju-tsche), von welchen die verstorbenen Kinder in der ganzen Stadt eingesammelt, und zur Bestattung in einer allgemeinen Gruft außerhalb der Stadt fortgeführt werden.

Die Kuhwagen existiren noch jetzt, und fahren, wie ich selbst gesehen habe, jeden Morgen langsamen Schrittes in den beiden Haupt-

straßen Peking's von einem Ende zum anderen, und wieder zurück. Jedermann kann ein verstorbenes Kind in den Wagen legen, wobei er nicht verpflichtet ist, anzugeben, aus welchem Hause es komme; er zahlt nur dem Führer des Wagens eine kleine Kupfermünze. Auch muß die Kinderleiche sich in einem Sarge befinden, oder wenigstens in ein Stück alter Matte gehüllt sein; sonst darf sie nicht auf den Wagen gelegt werden. So oft ich diesen Wagen begegnet bin, besonders wann sie den Rückweg in der Straße machten: immer waren sie fast bis zum Rande mit kleinen Särgen und mehr noch mit Mattenbündeln gefüllt, aus welchen zuweilen Händchen, oder Füßchen der verstorbenen Kinder hervorschauten. Das ist die Gestalt, unter welcher Chinesische Wohlthätigkeit, Chinesische Humanität erscheint! Die gesammelten Kinderleichen fährt man durch die südwestliche Vorstadt Peking's, an einen dazu angewiesenen Ort mit einem Tempel, wo sie, bis die hinreichende Anzahl beisammen ist, in einem besonderen Gebäude aufbewahrt werden. Darnach öffnet man eine Grube, legt die Särge u. dgl. hinein, und verbrennt sie sammt den Leichen, wobei der im Tempel befindliche Cheschan (ein Buddhistischer Mönch) die für Verstorbene gebräuchlichen Gebete liest; die Grube aber wird bis zu einer neuen Verbrennung wieder zugeschüttet.

Die zur Einsammlung der verstorbenen Kinder bestimmten Wagen sollen auf Veranlassung einer Pocken-Epidemie (unter dem Kaiser Zjan-lun) eingerichtet worden sein, als viel Kinder starben, und die Eltern sie auf die Straßen warfen, so daß die Polizei Einsammlung und Bestattung der Kinderleichen anordnen mußte. Nach unseren sittlichen und religiösen Begriffen kann solche Härte Seitens der Eltern auffallend erscheinen; die Chinesen aber urtheilen anders darüber. Nach ihren (Buddhistischen) Vorstellungen ist nämlich die menschliche Seele in der Kindheit noch unvollständig, und deßhalb würdigen sie Kinder, welche vor dem 8. Lebensjahre sterben, keiner Bestattung in den Familienbegräbnissen.

Aus dieser Gewohnheit der Chinesen haben die dortigen Römisch-katholischen Missionaire die Meinung geschöpft und nach Europa verbreitet, als sei der Kindermord in China erlaubt. Hyacinth hat die Albernheit dieser Ansicht hinreichend widerlegt. Kindermord wird in China durch Gesetze verfolgt, und bestraft, wie jeder andere Mord; selbst die vorsätzliche Tödtung der Frucht im Mutterleibe wird mit

Körperstrafe belegt, und wenn daher unter den eingesammelten verstorbenen Kindern sich auch solche vorfinden, welche durch Gewaltthat umgekommen sind, so mag dieses geschehen, wo man die Geburt aus Scham oder aus verbrecherischer Absicht verheimlichen will. Allerdings besichtigt die Polizei die gesammelten Kinderleichen niemals; eben so wenig fragt man bei deren Einlieferung, wem sie angehören, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Kuhwagen auch manches ermordete Kind hinausführen.

Daß auch die Aussetzung der Kinderleichen häufig vorkommt und sogar als eine allgemeine Sitte in China betrachtet werden darf, geht aus dem im Jahre 1830 herausgegebenen Buche I-lin-gai-zo hervor, dessen Verfasser sagt, es sei ihm die Grundlosigkeit der bis dahin in allen medicinischen Werken vorgetragenen anatomischen Ansichten zum ersten Male klar geworden, da er das Innere von Kinderleichen untersucht, welche außerhalb der Stadt hingeworfen, von den Hunden zerfleischt waren. Dieses ist während einer Pocken-Epidemie in einer Districtsstadt geschehen, in welcher der Verfasser das Amt eines Districts-Verwalters bekleidete.

Ob ähnliche Wagen für die Kinderleichen auch in andern Städten China's existiren, ist mir nicht bekannt; und vielleicht hätten sie auch in Peking schon längst ihre Fahrten eingestellt, wenn nicht die geringe Abgabe für jede Kinderleiche und die freiwilligen Gaben an den Tempel neben dem Begräbnißplatze für Kinder ein Motiv zu ihrer Fortsetzung abgäben.

Bedingungen der Praxis Chinesischer Aerzte.

Der Mangel allgemeiner Krankenhäuser einerseits, und die übermäßige Volksmenge der Chinesischen Städte andrerseits, so wie die Freiheit der Beschäftigung mit Krankenheilungen, sind der Grund, daß die Chinesischen Aerzte, trotz ihrer eigenen Menge, dennoch eine ausgedehnte Praxis haben. Dazu kommt die Sucht des Chinesischen Volkes, von Allem sich heilen zu lassen, und die Billigkeit des Apotheker-Materiales. Letzterer Umstand ist überhaupt eine der ersten Bedingungen jeglichen Erfolges in China; und der zahlreiche Stand der Chinesischen Aerzte würde schwerlich durch die Praxis die nöthigen Subsistenzmittel finden, wenn er für seine Bemühungen unmäßigen

Lohn begehrte. Nun aber hat gegenwärtig, wie früher, bei der herrschenden Sitte, den Aerzten mäßig zu bezahlen, jeder von ihnen eine hinreichende Anzahl von Patienten, welche ihm sowohl Beschäftigung, als Bezahlung gewähren.

Die Praxis des Chinesischen Arztes ist doppelter Art: in seinem eigenen Hause und im Hause des Patienten. In letzterem Falle wird für die beständige Behandlung in einem und demselben Hause ein jährliches Honorar verabredet; für Kranke aber, welche in sein Haus kommen, bestimmt jeder Arzt eine gewisse Stunde des Tages. Die Bezahlung bezieht sich in diesem Falle eigentlich nur auf die Abfassung des Receptes, und ist, da diese Klasse von Patienten meist dem armen Volke angehört, äußerst geringfügig: von 10 bis zu 30 Kopeken Kupfer, und niemals über 50 Kopeken, eine Forderung, welche nur berühmte Aerzte stellen dürfen. Um weder sich selbst, noch die Kranken wegen der Bezahlung zu belästigen, legen die Aerzte auf dem Tische des Empfangszimmers eine bestimmte Anzahl auf einen Faden gereihter Kupfermünzen (Zjan) aus, bei deren Anblick die Patienten, ohne zu fragen, sofort wissen, wie viel für die ärztliche Bemühung zu zahlen sei. Weibliche Kranke kommen niemals in das Haus des Arztes. Ungeachtet der geringen Bezahlung nehmen Aerzte von Ruf für die in ihrem Hause ertheilten Verordnungen gleichwohl 5—10 Rubel Silber während der 4—5stündigen Vormittagszeit ein.

Die Bezahlung für den Besuch des Arztes richtet sich nach der Entfernung der beiderseitigen Häuser, und steigt von 50 Kopeken bis auf 3 Rubel Silber, selten höher, wie berühmt auch der Arzt sei. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn der Kranke ein bedeutendes Vermögen besitzt und man sich über das Honorar für die vollständige Heilung der Krankheit einigt, in welchem Falle 20 bis 100 Rubel Silber gefordert werden.

Das Geld, welches man dem in das Haus gerufenen Arzte zahlt, besteht meist aus der Chinesischen Kupfermünze (Tun-zjan); dieselbe hat die Größe eines Kopeken, in der Mitte eine Oeffnung, und ihrer 500, auf einen Faden gereiht (d. i. „ein Bündel"), haben den Werth von 2 Rubeln Kupfer. Am Schlusse seines Besuches wird eine der Entfernung angemessene Anzahl solcher Bündel in den Wagen des Arztes gelegt, was „das Geld für das Pferd bezahlen" heißt.

Die sogenannten Jahresärzte, welche an einem gewissen Orte, z. B. in den Häusern der Mantschsurischen Fürsten, eine beständige Praxis haben, erhalten monatlich 2—10 Rubel Silber, zuweilen auch noch ein gewisses Quantum Reiß, und sind dafür verpflichtet, Alle, welche in diesem Hause erkranken, von der Herrschaft herab bis zum letzten Diener, zu behandeln. Die Sitte, einen beständigen Hausarzt zu halten, ist, mit Ausnahme der Fürsten (Mantschsuren), von keinem Chinesen nachgeahmt worden, wiewohl man sonst seinem Hofe in allen Stücken nachzuahmen sucht.

Der Besuch männlicher Kranken und der Kinder geschieht in gewöhnlicher Weise; dieselbe erleidet indeß einige Veränderung, wenn es sich um kranke Weiber handelt. Nach Chinesischer Sitte darf eine fremde Mannsperson, welche mit dem Hause nicht nahe verwandt ist, dessen Frauen nicht sehen, woher man bei den reichen und angesehenen Chinesen dem zu einem erkrankten Weibe gerufenen Arzte nur gestattet, den Puls zu besichtigen, — die Krankheit sei, welche sie immer wolle, innerlich oder äußerlich, — und damit muß er sich bei der Diagnose begnügen. Sogar die Fragen über die von der Patientin gefühlten Symptome dürfen nicht immer an diese persönlich gerichtet werden, besonders, wann es sich um die Functionen der Geschlechtsorgane handelt, — in welchem Falle der Arzt sich mit den Berichten der die Kranke umgebenden Dienerschaft begnügen muß. Diese Sitte wird aber von weniger reichen und angesehenen Leuten nicht beobachtet, und noch weniger von den Armen und dem niederen Volke, bei welchen das weibliche Geschlecht alle häusliche Geschäfte ohne Umstände verrichtet, und sich fortwährend unter den Augen der Männer befindet. Ueberhaupt ist bei den Chinesen das Weib in seiner Freiheit nicht so beschränkt, wie bei den Muselmännern, welche in den strengen Gesetzen für die Stellung des Weibes in der Gesellschaft vielmehr ein Schutzmittel ihrer Eifersucht suchen, während bei den Chinesen eine gewisse Entfernung der Weiber von den Männern nur ein zur Gewohnheit gewordener Ausdruck der weiblichen Schamhaftigkeit, der Bescheidenheit und der vornehmeren Abkunft ist. Nachdem die Mantschsuren die Einfachheit ihrer Steppensitten eingebüßt, sind sie völlig zu Chinesen geworden und darf auch in den Häusern ihrer Fürsten nicht Jeder die Frauen sehen. Am Peking'schen Hofe wird diese Sitte mit der höchsten Strenge bewahrt. Man sagt, es werde

selbst die Hand, welche die Kranke zur Untersuchung des Pulses hinter ihrem Bettvorhange hervorstreckt, mit Flor umhüllt; der Arzt aber betrachtet knieend den Puls, und zieht sich schließlich zurück, ohne ein einziges Wort vor der hohen Person auszusprechen. Bedarf er außer der Untersuchung des Pulses noch anderweitiger Auskunft über die Symptome u. s. w., so muß er die Eunuchen befragen, welche die Kranke bedienen. Eine so übergroße Strenge ist indeß nicht in allen fürstlichen Häusern herrschend; ja, es ist mehrfach geschehen, daß man Russische Aerzte in die Häuser vornehmer Mantschsuren gerufen hat, und stets ist ihnen gestattet worden, die Patientin zu befragen, ohne daß dieselbe durch einen Vorhang verdeckt war. Nur die manuelle Untersuchung — mit Ausnahme des Gesichtes und der unbedeckten Theile der Arme — hat die Chinesische Schamhaftigkeit niemals gestatten mögen. Gleichwohl habe ich eine nothgedrungene Abweichung von dieser Sitte erlebt, als die Kranke nämlich eine Rippe gebrochen hatte. Sämmtliche Aerzte Peking's mußten, einer nach dem anderen, nach Untersuchung des Pulses ihre Meinung über die Krankheit abgeben, und Manche schrieben sie einer Zunahme der Wärme in der Leber zu, Andere einer Schwäche der Nieren u. s. f. Als man mich gerufen hatte, wollte sich die Kranke durchaus nicht zu einer manuellen Untersuchung entschließen, und erst auf die entschiedene Weigerung meinerseits, ohne vorgängige Untersuchung irgend einen Ausspruch über die Krankheit zu thun, erlaubte sie mir, den kranken Theil durch Kleid und Schleier zu berühren.

Die Kranken ohne eine wiederholte Aufforderung zu besuchen, ist bei den Chinesischen Aerzten nicht Sitte, welches auch der Zustand des Patienten, und wie interessant immer der Krankheitsfall sei. Nur diejenigen Aerzte, welche die Heilung einer Krankheit gegen bestimmte Bezahlung übernommen haben, so wie diejenigen, welche für ein jährliches Honorar in gewissen Häusern dienen, dürfen ihre Patienten nach Belieben besuchen. Um sich das Auffinden der Wohnung ihres Patienten, für den Fall einer wiederholten Einladung, zu erleichtern, kleben die Aerzte am Schlusse des ersten Besuches ein Billet mit ihrem Ehren=Beinamen an die Hausthür des Kranken, und man kann in Peking häufig mehrere solcher Billette auf blauem, rothem oder anders gefärbtem Papiere neben einander geklebt erblicken, so oft nämlich ein Patient von mehreren Aerzten nach der Reihe besucht worden ist.

Selten wird derselbe Arzt von Neuem zu demselben Kranken gerufen; denn hat das Recept keine Veränderung in der Krankheit bewirkt, oder nur eine Aenderung zum Schlechteren: so ladet man einen anderen Arzt ein; im entgegengesetzten Falle dagegen sendet man das vorige Recept in die Apotheke und wiederholt den Gebrauch des Arzneimittels. Auch ist es üblich, besonders in reichen Häusern, mehrere Aerzte nach einander zu dem Kranken zu rufen, und zwar so, daß dieselben nicht zusammentreffen. Hierzu nimmt man meist bei sichtlicher Gefahr des Leidenden seine Zuflucht. Jedem Arzte wird in solchem Falle volle Freiheit gelassen, den Kranken zu befragen, so viel und wie er will, seine Vermuthungen über die Krankheit aufzustellen, und schließlich ein Recept zu schreiben, worauf er seine Bezahlung empfängt, und sich zurückzieht. Die Recepte der verschiedenen Aerzte werden darauf unter einander verglichen, und diejenigen, in welchen sich die meiste Uebereinstimmung hinsichtlich der Arzeneien zeigt, gelten für die besseren und heilsameren. Nach einem derselben wird in der Apotheke die Arzenei gekauft. Finden sich unter mehreren Recepten keine übereinstimmende vor, oder ist die Uebereinstimmung zu unbedeutend: so nimmt man seine Zuflucht zum Loose, und kauft die Medicin nach dem zuerst herausfallenden Recepte — wenn man nicht statt dessen ganz andere Aerzte beruft, und deren Recepte unter sich vergleicht. Dieses ist eine Art Consultation über die Krankheit, welche in China ohne Vorwissen des Arztes Statt findet. Ein ziemlich scharfsinniger Kunstgriff! Nur bleibt ungewiß, in wie weit er dem einen und dem anderen Theile zuträglich sei.

Noch mehrfach wird von dem Aberglauben der Chinesen und ihren Vorurtheilen geredet werden müssen, in denen sich die höchste Unwissenheit des Volkes — wenn nicht nach dem Maßstabe Chinesischer Aufklärung, so doch nach unseren Begriffen — offenbart. Es mag hier zugleich von den abergläubischen Motiven bei der Wahl des Arztes Einiges gesagt werden. In China schafft gar häufig nicht die wirkliche Kunst dem Arzte Ruf, nicht die Erfahrung, welche er mit den Jahren in seinem Fache erworben hat, sondern eine Zufälligkeit, welche geradezu von dem Volksaberglauben abhängig ist. Es wäre überflüssig, zu bemerken, daß die Chinesische Gesellschaft von der Schwachheit beherrscht wird, den Menschen nach dem Aeußeren zu beurtheilen, und folglich meist diejenigen Aerzte zu berufen, welche

mit Kleidung, Equipage u. dgl. prunken. Vielmehr handelt es sich darum, daß der Aberglaube, welcher den Chinesen auf allen Stufen seiner Bildung und Aufklärung beherrscht, derselbe gehöre dem niedrigsten, oder dem höchsten Stande an, seit langer Zeit das Volk bestimmt hat, Denjenigen das Meiste zuzutrauen, welche ihre Kunst nicht aus Büchern und durch Arbeit, sondern unter dem Einflusse der Geister, auf ihnen selbst unbekannten Wegen erworben haben. Man könnte viele Beispiele, dem folgenden gleich, aufzählen: wie ein Einsiedler im Gebirge alle Krankheiten mit der Asche geheilt hat, welche bei Verbrennung der Räucherkerzen im Tempel übrig bleibt, und welche am Halse getragen werden mußte, und wie Tausende sich zu ihm gedrängt haben, um die ungewöhnliche Arzenei zu erhalten; — oder wie eine hochbetagte Jungfrau von jeglichem Uebel befreit hat, indem sie selbstverfertigte Amulete vertheilte, u. s. w. Alles was in dieser Art jemals bei anderen Völkern existirt hat, ist bei den Chinesen noch bis zu dieser Stunde in voller Kraft, weil ihr Aberglaube nicht nur in den alten Ueberlieferungen, sondern selbst in den religiösen Lehren reichliche Nahrung findet. So hat vielleicht kein heidnisches Götzenbild bei seinen Anbetern eine solche Verehrung gefunden, wie gegenwärtig ein fabelhaftes Thier, welches das Sternbild Te darstellt, und einem Maulthiere oder einem Pferde gleicht; es steht in dem Tempel Dun-e-mjao, außerhalb der östlichen Mauer Peking's. Schaaren Volkes strömen zu seiner Verehrung herbei (die Männer am 1. und 15. Tage, die Weiber am 2. und 16. Tage des Monats), mit der festen Zuversicht, von allerlei Krankheiten bei ihm Heilung zu finden. Das Bild ist aus Kupfer gegossen, und besonders durch seine Hülfe in Kinderlosigkeit berühmt.

Ich will noch ein anderes Beispiel Chinesischen Aberglaubens beibringen, welches besonders auf die Aerzte Bezug hat. In Peking giebt es unter den berühmten und in ausgedehnter Praxis beschäftigten Aerzten viele, welche außer der Benennung einiger Medicamente nicht die geringste Kenntniß von der Medicin besitzen und ihre Kranken, wie die Chinesen sagen, nach Eingebung der Geister heilen. Von den Aerzten dieser Gattung ist in allen Theilen der Stadt besonders ein gewisser Li bekannt; er war früher Astrologe, wahrsagte aus dem I-zsin (einem alten Buche über die Natur und die Entstehung der Geschöpfe) und erklärte sich endlich, auf Grund der Unterweisung eines

Geistes, welcher ihn die Heilung der Krankheiten gelehrt, für einen Arzt. Jedermann weiß, daß Li in der Medicin unerfahren ist; in den Apotheken kennt man schon seine Recepte an der unsinnigen Zusammenstellung der Arzeneien (in China schreibt der Arzt seinen Namen nicht unter das Recept): dennoch suchen Alle Li's Beistand, und zur Zeit ist der Mann berühmt und reich.

Die Landärzte.

Auf den Dörfern kann man noch weit mehr Aerzte finden, welche nach Anleitung der Geister curiren und Behufs Bestimmung der Krankheit und der entsprechenden Heilmittel stets zur Zauberei ihre Zuflucht nehmen. Auffallend ist, daß es unter den Chinesischen Bäuerinnen nicht ähnliche Quacksalberinnen giebt, wie bei uns; wahrscheinlich liegt in der Gewohnheit der Chinesischen Weiber, ein häusliches Leben zu führen, der Grund dafür, daß die Heilkunst das ausschließliche Eigenthum der Männer geblieben ist. Auch solche Landärzte, welche hinreichend in die Geheimnisse der Chinesischen Medicin eingeweiht sind, beschäftigen sich nebenher häufig mit der Heilung des Hausviehs und verstehen gewiß allemal wahrzusagen über glückliche und unglückliche Tage, über Günstigkeit und Ungünstigkeit eines Platzes für den Hausbau oder die Anlage eines Begräbnisses u. s. w. Die Astrologen werden nämlich in China als nothwendige Mitglieder der Gesellschaft betrachtet und bilden in den Städten eine besondere Menschenklasse; auf den Dörfern aber, wo nicht Jeder lesen und schreiben lernt, wo nur Wenige Muße haben, sich in der Jugend mit astrologischen Büchern zu beschäftigen, übernehmen häufig die Aerzte, als Leute, welche mehr wissen, denn ihre Umgebung, die Obliegenheiten des Orts-Astrologen.

Das Honorar des Arztes für seine Bemühung wird auf den Dörfern anders bestimmt, als in den Städten. Dort ist nämlich der Arzt zugleich Apotheker, indem er die nothwendigen Arzneimittel vorräthig hält, welche meist in den benachbarten Bergen gesammelt werden; und bei der Behandlung eines Kranken wird eigentlich nur für die Arzenei, nicht für die Heilung, Geld genommen. Recepte werden dabei niemals geschrieben, sondern der Arzt bereitet selbst die Medicamente und sendet sie mit einer Gebrauchsanweisung in das Haus des Kranken. Der größere Theil der Landärzte gehört zu den Ein-

wohnern desselben Dorfes, und man hat überhaupt selten gehört, daß sich Stadtärzte oder Aerzte aus anderen Dörfern unter ihnen niedergelassen haben.

Die Stellung der Chinesischen Aerzte in der Gesellschaft.

Der Stand der Aerzte genießt im Chinesischen Volke einer genügenden Achtung, was schon der Ehrenname der Aerzte bezeugt, welcher ihnen seit den ältesten Zeiten beigelegt worden ist, und noch gegenwärtig, zur Bezeichnung ihres Geschäftes, beigelegt wird. Statt der Ausdrücke „Arzt", „Wundarzt", sagen nämlich die Chinesen: Sjan-schen, was eigentlich einen „früher Geborenen" bezeichnet; und nicht allein den Aerzten, sondern den Gelehrten überhaupt wird dieser Name beigelegt. Was ursprünglich nur ein Ausdruck der feinen Chinesischen Höflichkeit war, ist allmälig die gewöhnliche Benennung geworden, so daß gegenwärtig das Wort „Sjan-schen", als ein technisches, Jeden bezeichnet, dessen Beschäftigung über die Sphäre des Handwerkes hinausgeht. Will man aber neben der Höflichkeit zugleich schmeicheln, so nennt man den Arzt „Dai-fu", was einen „großen Mann" bezeichnet und in dem Sinne unseres „Doctor" gebraucht wird. Im niederen Volke endlich giebt man den Aerzten häufig besondere, charakteristische Benennungen, welche irgend eine ausschließliche Schwachheit derselben ausdrücken und von ihren Handlungen, ihren Sitten oder ihren Lieblingsmedicamenten hergenommen sind, — wie z. B. ein für erhitzende Arzeneimittel (Sche-jao) eingenommener Arzt „Sche-jao N. N." genannt wird, oder ein vorzugsweise stärkende Mittel (Bu-jao) anwendender: „Bujao N. N." Unter solchen Benennungen sind denn auch diese Aerzte allgemein bekannt.

Nach den Staatsgesetzen zerfällt die gesammte Chinesische Bevölkerung in zwei Klassen: eigentlich Wohlgeborene (Tschen), zu welchen alle im Civil- und Militairdienste Stehenden gehören, und Volk (Min), wohin Ackerbauer, Handwerker, Aerzte, welche nicht im Hofdienste stehen, Kaufleute u. s. w. gerechnet werden. Von der Klasse des Volkes sind ausgeschlossen: Knechte, Gerichtsdiener, Schauspieler und Bartscheerer, welche die niedrigste Menschenklasse bilden und mancher Rechte beraubt sind, deren selbst das unterste Volk genießt. In die Klasse der Wohlgebornen kann Jeder aus dem Volke

ohne Ausnahme eintreten, sobald er die für den Civil- und Militairdienst vorgeschriebenen wissenschaftlichen Prüfungen besteht, wodurch ihm, mit dem erworbenen Range, auch die Bahn zur ferneren Erhöhung aufgeschlossen wird. Die zur zweiten Klasse gehörenden Aerzte haben natürlich das gleiche Recht, durch Ablegung eines Examens in die Klasse der Wohlgeborenen einzurücken; allein man verlangt zu dem Ende von ihnen nicht medicinische Kenntnisse, sondern Gegenstände, welche von Allen, Behufs Erlangung eines gewissen Grades, erlernt werden, nämlich für die Civilränge: das Studium der sechs klassischen Bücher und die eigene Beurtheilung eines vorgelegten Gegenstandes; für die Militairränge: verschiedenartige Uebungen, in denen sich Kraft, Gewandtheit u. s. w. zeigen, und einige Kenntniß derselben sechs klassischen Bücher. Die Kenntniß der Medicin begründet daher in China keinerlei Rechte auf eine Stufe der Würde, welche den Arzt über das gemeine Volk stellte.

Nur eine einzige Stellung giebt es, in welcher die medicinischen Kenntnisse die Würde zugänglich machen, welche den Menschen in die Klasse der Wohlgebornen einführt: dieses ist das oben erwähnte medicinische Collegium (Tai-i-juan).

Das Medicinal-Collegium und sein Verhältniß zum Stande der Aerzte. — Die Hofärzte.

Das medicinische Collegium ist die einzige Regierungsstelle in Sachen der Medicin; seine Anordnungen erstrecken sich jedoch nicht auf den gesammten ärztlichen Stand in China, sondern nur auf die Aerzte, welche im Dienste des Hofes stehen. Dabei unterliegt nicht einmal das Studium der medicinischen Wissenschaften seiner Oberaufsicht, sondern dasselbe ist in China ein vollkommen freies, und da es weder Staats- noch Privatlehranstalten für die Ausbildung im medicinischen Fache giebt: so studirt Jeder die Medicin nach Belieben im eigenen Hause, unter der Leitung des Vaters, des Lehrers, oder auch ohne fremde Beihülfe. Nur diejenigen Aerzte, welche das Recht zum Eintritt in den Hofdienst nachsuchen, treten in directe Beziehung zum Medicinal-Collegium, welches sie einem Examen unterwirft und schließlich ihnen ein Amt zuweist. Jeder frei practicirende Arzt kann zu der Prüfung vor dem medicinischen Collegium zugelassen werden, ohne Zeugnisse über sein erstes Studium der Medicin beizubringen; die

Prüfung selbst aber besteht in schriftlicher und mündlicher Auskunft über irgend eine Krankheit. Die schriftliche Arbeit muß eine Art von Gutachten enthalten und sich in allen Stücken an die Hauptlehren der Medicin anschließen, wie sie in dem von der Regierung herausgegebenen Werke I-zsun-zsin-zsjan vorgetragen sind. Hat man in dem Examen ein gutes Zeugniß erhalten, so wird man zünächst in die Zahl der Aerzte aufgenommen, welche bei dem medicinischen Collegium stehen; später, bei einer am Hofe entstehenden Vacanz, kann man in die Stelle des Ausgeschiedenen und in die Zahl der Hofärzte einrücken. So müßte es nach dem Gesetze geschehen; allein bei den Chinesen verfährt man nicht so: in die Zahl der Aerzte des Medicinal-Collegiums wird man unter Intriguen, ohne alle Prüfung, für Geld aufgenommen, und in den Hofdienst des Bogdochan's gelangt man durch Bittgesuche, durch Gönnerschaft und dergleichen.

Der ärztliche Etat am Pekingschen Hofe umfaßt 15 Aerzte für die Familie des Bogdochan's und 18 für das Hof-Dienstpersonale. Das medicinische Collegium zählt etwa 40 Aerzte in activem Dienste und ungefähr 30 Exspectanten. Die Aeltesten derselben stehen im Range der 5. Klasse, und tragen an ihrer Mütze eine weiße, durchsichtige Kugel; die Jüngeren gehören zur 6. Klasse, und tragen eine weiße, undurchsichtige Kugel an ihrer Mütze; die Jüngsten endlich werden zur 9. Klasse gerechnet, und tragen eine vergoldete kupferne Kugel. Die Ersten beziehen ein Jahresgehalt von 180 Rubel Silber, die Zweiten von 120, die Letzten von 90 Rubel Silber, und außerdem ein gewisses Quantum Reiß. Diejenigen, welche auf Vacanzen warten, erhalten monatlich 1—2 Rubel Silber nebst einer gewissen Menge Reiß, unter dem Titel „Proviant", gleichwie die niedrigsten Militairränge.

Der Dienst am Hofe und eine Vacanz im medicinischen Collegium sind das letzte Ziel, nach welchem der Ehrgeiz des Chinesischen Arztes trachten kann, denn nur in diesen Stellen erwirbt er einen Rang. Man sagt, es werde in Kriegszeiten jeder Fahne (unserem Corps entsprechend) ein Arzt beigegeben; derselbe erhält aber in solchem Falle außer dem festgesetzten Reisegelde Nichts.

Der Stand der Beamten — die eigentlich Wohlgeborene Menschenklasse — ist nächst den Kaufleuten der wohlhabendste in China, und besonders die Civilbeamten stehen in dem Rufe großen

Reichthumes, weil sie mehr Gelegenheit und Mittel zur Erwerbung desselben haben; die Aerzte dagegen scheinen sich nicht eben darnach zu drängen, durch Erlangung eines Ranges im Hofdienste und im medicinischen Collegium in den Stand der Wohlgeborenen zu gelangen, wahrscheinlich, weil der geringe Sold und der vollständige Mangel aller Nebeneinkünfte in diesen Aemtern die Stellung des Beamten zu wenig sichern. Wenn irgend Etwas sie bestimmen kann, nach dem Hofdienste zu streben, so ist es die mit demselben verbundene Berechtigung, über ihre Hausthür zu setzen: „Hofarzt N. N.," ein Titel, welcher nicht nur der Eigenliebe des Inhabers schmeichelt, sondern, als eine Lockspeise, ihm zugleich eine größere Anzahl von Patienten zuführt.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß nur Wenige von den Chinesischen Aerzten sich in genügenden Vermögensumständen befinden, wiewohl ich nicht anzugeben vermag, ob dieses seinen Grund in ihrer eigenen großen Menge habe, oder in dem geringen Lohne für ihre Dienstleistungen. Eine Ausnahme machen nur diejenigen Aerzte, welche Geheimmittel eigener Erfindung verkaufen, denn unter ihnen sind Viele wohlhabend; — allein der Reichthum hängt hier geradezu von den Wechselfällen des Handels und der Charlatanerie ab, nicht aber von dem Ruhme, welcher durch Kunst und Anstrengung erworben worden ist.

Die anatomischen Kenntnisse der Chinesischen Aerzte.

Aus der kurzen Geschichte der Medicin in China ist ersichtlich, daß die medicinischen Kenntnisse seit ihrem ersten Beginnen bis in die letzte Zeit wenig Veränderungen erlitten haben. Dieses ist uns zum Theile durch die Zusammenstellung mancher medicinischen Werke der alten und der neuen Zeit und durch deren Vergleichung untereinander bewiesen worden. Die unbeschränkte Freiheit, in den Stand des Arztes einzutreten, verbunden mit der willkürlichen Auswahl dieses oder jenes medicinischen Werkes für das Studium; der Mangel guter Handbücher in der medicinischen Literatur; der Umstand, daß es im ganzen Reiche weder Kaiserliche noch Privatheilanstalten giebt; endlich die Sitten des Volkes, durch welche die Wirksamkeit des Arztes in der Privatpraxis unter gewisse Beschränkungen gestellt wird, — dieses

Alles zeigt uns eben so deutlich, wie es der Medicin in China unmöglich gewesen sei, sich jemals zu verändern, und wie sie niemals habe besser sein können, als die, welche den heutigen Chinesischen Aerzten bekannt ist. Ihr ist Alles ungünstig gewesen; Alles hat sie verhindert, die alten Ansichten zu berichtigen und durch neue zu ersetzen. So sehen wir denn, daß die Chinesischen Aerzte sich in der Anatomie auf die uranfänglichsten, oder besser gesagt: auf die unvollkommensten Vorstellungen beschränken; daß sie sich in der Beschreibung der Krankheiten mit den unwahrsten und verworrensten Kennzeichen, so wie bei Verordnung der Heilmittel mit Arzeneien begnügen, deren Wirkungen auf den Menschen nichts weniger, als genau bestimmt sind. Das konnte auch nicht anders sein. In China hat es nicht nur niemals Sectionen menschlicher Leichname gegeben (wenigstens kann man nur vermuthungsweise davon reden), sondern es haben die Aerzte nicht einmal durch Vergleichung thierischer Leichname versucht, sich ein Urtheil über die Structur des menschlichen Körpers zu bilden. Eben so hat die Volkssitte, welche dem Arzte nicht gestattet, nach eigenem Ermessen, ohne wiederholte Aufforderung, seine Patienten zu besuchen, stets verhindert, die in den Büchern beschriebenen Krankheits-Symptome mit der wirklichen Erscheinung zu vergleichen und durch eine genauere Beschreibung zu ersetzen. Dieselbe Volkssitte hat es ferner den Aerzten immer unmöglich gemacht, die Eigenschaften der Arzeneimittel besser und zuverlässiger kennen zu lernen und ihre Wirkung auf den Kranken genauer zu bestimmen. Daher sind die Chinesischen Aerzte gezwungen gewesen, in Allem, was auf Anatomie, Diagnose und Wirkung der Arzeneimittel Bezug hat, lediglich den Weisungen der Alten zu folgen und ohne Widerspruch Das zu glauben, was in den — aus dem Alterthume erhaltenen — Büchern steht. Der gegenwärtige Zustand der Medicin in China bestätigt dies Alles auf das Vollkommenste, und wir irren nicht, wenn wir behaupten, daß die heutigen Chinesischen Aerzte nicht mehr wissen, als was in Chuan-di-nei-zsin, dem ältesten Werke, geschrieben steht, besonders in Rücksicht auf die Anatomie, die Functionen der inneren Organe und sämmtliche Grundlehren der Medicin. Das Einzige, was man dem Verdienste der späteren Aerzte zuschreiben kann, ist die Aufstellung neuer Heilmethoden für mehrere Krankheiten; allein auch dieses ist schon vor 200—300 Jahren geschehen.

Die aus dem Buche Chuan-di-nei-zsin entlehnten Lehren der Anatomie bestehen in einer oberflächlichen Beschreibung von der äußeren Gestalt der inneren Theile des menschlichen Körpers, in einer Aufzählung der Knochen ohne Beschreibung ihrer Form und Lage; etwas besser und genauer sind die Blutgefäße, deren Vertheilung im Körper und ihr Verhältniß zu den inneren Theilen beschrieben; von den Muskeln ist keine Rede: sie sind unter dem allgemeinen Namen „Fleisch" bekannt. Gehirn und Rückenmark gelten für dasselbe, wie das Knochenmark, und alle Kenntniß derselben beschränkt sich einzig auf diese Benennung. Unter dem Namen Zsin werden zuweilen die Nerven verstanden, zuweilen die Sehnen, und die ganze Beschreibung der ersteren besteht in der Angabe ihrer Richtung und ihres Zuges durch den Körper, — die Beschreibung der letzteren aber darin, daß ihnen die Fähigkeit beigelegt wird, die Glieder — Arme und Beine — zu biegen.

Eine gewisse Richtigkeit, welche sich in der Beschreibung der inneren Theile bemerklich macht, läßt vermuthen, daß die anatomischen Kenntnisse ursprünglich der Natur entnommen seien, durch Untersuchung menschlicher oder wenigstens thierischer Leichname. Allerdings findet eine solche Vermuthung keine Bestätigung in den medicinischen Schriften der Chinesen; ja, sie wird sogar widerlegt durch die unangemessene Kürze der Beschreibung, durch stellenweise Verworrenheit, durch eine überall ungenügende Beschreibung der Gestalt der inneren Theile und durch die oft vorkommende Versetzung irgend eines derselben im Widerspruche mit der Natur. Allein auch wenn man annimmt, daß die über dem geöffneten menschlichen oder wenigstens thierischen Leichname aufgestellte, möglichst vollständige und naturgemäße Anatomie verloren gegangen sei; daß die mündlich und häufig unvollständig oder mit unwahren Zusätzen fortgepflanzten anatomischen Kenntnisse in der Folge dazu gedient haben, jene unwahren anatomischen Vorstellungen zu begründen, welche sich bis in die späteste Zeit behauptet haben: so gelangt man gleichwohl zu der Ueberzeugung, daß selbst die alten anatomischen Kenntnisse der Chinesen nur annäherungsweise richtig gewesen, und unter den angedeuteten Veränderungen allmählig in den kläglichen Zustand gerathen seien, in welchem sie sich gegenwärtig befinden.

Bemerkungen

über die

Anwendung schmerzstillender Mittel

bei den Operationen

und

über die Hydropathie in China.

Von

A. Tatarinoff,
Dr. med.

Bemerkungen

über

die Anwendung schmerzstillender Mittel bei den Operationen und über die Hydropathie in China.

Als in der letzten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit der Europäischen Aerzte auf die Entdeckung der sogenannten anästhetischen Mittel gerichtet war, welche den Schmerz bei den Operationen aufheben, entdeckte der Französische Sinologe St. Julien in den Chinesischen Schriften ähnliche, den Chinesischen Aerzten seit langer Zeit bekannte Mittel.

Beim ersten Anblicke scheint die Entdeckung des gelehrten Orientalisten anziehend, um so mehr, als die Anästhesirung im letzten Decennium in Europa allgemein bekannt geworden ist. St. Julien beruft sich auf die alte Geschichte China's, welche bezeuge, daß die Versetzung der Kranken in einen empfindungslosen Zustand schon im 3. Jahrhunderte n. Chr. G. den Chinesen nichts Neues mehr gewesen sei. Zur Erreichung dieses Zweckes, sagt er, wandte der berühmte Chinesische Arzt Chua-to ein Hanf-Präparat (cannabis indica) Ma-jao, an.

Der Arzt Chua-to hat in der That im 3. Jahrhunderte n. Chr. Geb. gelebt, und war besonders berühmt als ein Chirurge, welcher nach den Erzählungen der Geschichte ungewöhnliche Operationen gemacht hat: Ausschneidung der Knochen, Ablösung der Glieder, Oeffnung der Hirnschale, wenn die Ursache der Krankheit im Gehirn lag, aus welchem sie entfernt werden mußte u. s. w. Alles dieses steht in der Chinesischen Geschichte geschrieben! Aber in der Chinesischen Geschichte, vorzugsweise in der Biographie Chua-to's, wird viel Wunderbares und darum wenig Glaubwürdiges erzählt. Chua-to hat niemals ein guter Anatom sein können, weil sich in

der ganzen Chinesischen Medicin keine Spur anatomischer Kenntnisse findet, oder weil dieselben so schwach sind, daß sie keine Aufmerksamkeit verdienen. Will man aber ohne Anatomie die Möglichkeit des Erfolges auch nur bei einer nicht eben kühnen Operation zugeben? Und wenn in Chua-to's Biographie verschiedener von ihm ausgeführter Operationen erwähnt wird: waren dieselben in der That wichtig, oder nannten sie nur Andere so, aus Unkunde, und vielleicht auch nach dem Vorgange des berühmten Chirurgen selbst, welcher dadurch seiner Kunst mehr Besonderes und größeren Ruhm beizulegen wünschte? Dies erscheint um so weniger zweifelhaft, als sämmtliche Operationen Chua-to's weder in irgend einem medicinischen Werke, noch auch in seiner Biographie, wo ausschließlich von ihnen gehandelt wird, ausführlich beschrieben, vielmehr nur einfach aufgezählt sind. Vielleicht sind auch die berühmten Thaten Chua-to's erst nach seinem Tode in die Geschichte übergegangen, und von seinen Anhängern in wunderbaren Erzählungen wiederholt worden.

Ich glaube nicht, daß die anästhetischen (Fühllosigkeit bewirkenden) Mittel Chua-to's in der That so wirksam gewesen seien, wie gemeldet wird; denn die Zeitgenossen Chua-to's konnten durch den Effect der Schmerzlosigkeit bei den Operationen nicht frappirt werden, wenn derselbe nicht bekräftigt wurde durch eine nachfolgende glückliche Heilung, welche unter zehn Fällen kaum einmal anzutreffen sein dürfte, sobald der Arzt eben nur bewußtlos an seinem Kranken herumschneidet, wie höchst wahrscheinlich auch der in der Anatomie unwissende Chua-to bei seinen Operationen gethan hat. Die Anästhesirung der Kranken war daher bei den erfolgreichen Unternehmungen Chua-to's nur eine Nebensache; und überdies findet sich nirgends eine Andeutung, daß sie in der That bei allen Operationen von ihm beständig und systematisch angewandt worden sei.

Eine erfolgreiche Wirkung der Anästhesirung konnte von den Zeitgenossen Chua-to's nicht unbemerkt bleiben, und mußte unbedingt eine Menge Nachahmer finden. Gleichwohl ist nicht bekannt, daß damals, oder in den folgenden Jahrhunderten Jemand irgend welche schmerzstillende Mittel bei den Operationen angewendet hätte; und man muß daher in Chua-to's Verfahren eine gewisse Geheimnißkrämerei voraussetzen, welche ohne Charlatanerie und Betrug nicht denkbar wäre.

Daß Chua-to sein Mittel, die Kranken empfindungslos zu machen, Niemandem entdeckt habe, dafür zeugt schon die Geheimhaltung seiner gesammten ärztlichen Kenntnisse bis an sein tragisches Ende, welches in derselben Biographie erzählt wird, die seinen chirurgischen Ruhm vermeldet. Chua-to wurde auf Befehl des Feldherrn Zao-zao im Jahre 250 nach Chr. Geb. hingerichtet, weil er den, als verbrecherische Absicht gedeuteten, kühnen Vorschlag gemacht hatte, ein vieljähriges, eingewurzeltes Kopfleiden dieses berühmten Kriegers durch Oeffnung des Schädels und durch Entfernung der Krankheitsursache aus dem Gehirne zu heilen. Erst am Tage vor seinem Tode entschloß sich Chua-to (wie im vorhergehenden Artikel erzählt worden) aus Dankbarkeit, den Schatz seiner medicinischen Kenntnisse dem Gefängnißhüter in zwei Handschriften zu übergeben, von denen indeß nur die eine, welche die Veterinärkunde enthielt, aus den Flammen gerettet wurde, da das Weib des Gefängnißaufsehers den ganzen Nachlaß Chua-to's vernichten wollte, um ihren Ehemann vor einem gleichen Schicksale zu bewahren.

Seit dem Untergange der Erzeugnisse Chua-to's hat der Ruf seiner Kunst sich nur in abgerissenen Notizen erhalten, und ist so in die Reichshistorie übergegangen, welche auch die Biographie Chua-to's, als eines zu seiner Zeit berühmten Mannes, enthält. In der Medicin und in den medicinischen Büchern, selbst in den Chua-to's Zeit am nächsten stehenden, begegnet man diesem Namen nur selten, und auch dann nur, wenn gesagt werden soll, es habe allein Chua-to verstanden, Chirurge zu sein. Nicht weniger ist der Name dieses Arztes bei dem neuen Geschlechte der Chinesischen Aerzte berühmt; sein Andenken wird geradezu vergöttert. Unter der Zahl berühmter Männer befindet sich nämlich in gewissen Tempeln auch das Bild Chua-to's, vor welchem jeder Chinesische Arzt als eine heilige Pflicht erachtet, am Geburtstage Chua-to's Rauchwerk zu verbrennen.

Ma-jao (Hanf-Arzenei, wie Julien übersetzt), möglicherweise von Chua-to angewandt, ist schwerlich ein Präparat aus Hanf (cannabis indica). St. Julien selbst sagt, dieser Ausdruck sei undeutlich, unbestimmt, und ich habe leider das Buch nicht unter Händen, aus welchem derselbe die Nachricht über Chua-to entlehnt hat. Es scheint hier ein Irrthum obzuwalten, veranlaßt durch den Gleichlaut der Wörter Ma, Hanf und Ma, Erstarrung, Empfindungslosigkeit;

und der Ausdruck Ma-jao bedeutet vielmehr „eine einschläfernde Arzenei“, als „eine Arzenei aus Hanf“, welches Letztere ein Verstoß gegen die Chinesische Sprache sein würde. Außerdem giebt es in der Chinesischen Medicin fast keine einfachen Formen der Arzeneien, sondern dieselben sind immer, man kann sagen, ohne Ausnahme, zusammengesetzt. Wenn der berühmte Boerhave gesagt hat: „Simplicitas sigillum veri“, so sagen die Chinesischen Aerzte dagegen: „Je mehr Mittel, desto rascher wird der Feind (die Krankheit) besiegt.“ Und wenn die cannabis indica jemals in China als schmerzstillendes Mittel angewandt worden ist (wie aus einigen wenigen, in alten Büchern erhaltenen Recepten hervorgeht), so ist dieses immer in Verbindung mit anderen Mitteln geschehen, welche nach der Meinung der Chinesen ähnliche Eigenschaften besitzen. Unter den Arzeneimitteln dieser Art sind die bekanntesten: Muriscia cochinchinensis, die Wurzeln der verschiedenen Arten des arum, z. B. ari macrouri, ari polyphylli, die Blüthen (?) der datura und des hyoscyamus, die Wurzeln der verschiedenen Arten des aconitum, ein aus der rana pipa gesottenes Pigment und viele andere.

Unter mehreren Dutzend Recepten, welche bekannt sind, als anästhetische Mittel enthaltend und welche ich durchgesehen habe, waren nur eins oder zwei, in deren Zusammenstellung sich cannabis indica befand; nirgends aber trat letzteres Mittel allein auf. Ueberhaupt hat weder ein Theil dieser Pflanze, noch ein Präparat aus derselben in China jemals für betäubend, narkotisch gegolten, wie im übrigen Orient, und der Persische Haschhasch ist bei den Chinesen niemals ein Gegenstand des Rauchergenusses geworden, wie in der letzten Zeit das Opium, dessen schnelle, fast allgemeine Verbreitung bei einer solchen Nebenbuhlerschaft schwerlich hätte Statt finden können.

Auch als einschläferndes Arzeneimittel ist nur ein gewisser Theil des Hanfes angewandt worden (man kann nicht sagen, es geschehe noch gegenwärtig), nämlich die Blüthen, weil weder der Extract, noch der verdickte Saft desselben den Chinesen völlig bekannt war, wie es denn überhaupt in der Chinesischen Pharmacie fast keine Arzneimittel giebt, welche auf künstlichem Wege, chemisch zubereitet werden. Die eigentliche Bestimmung der zusammengesetzten Betäubungsmittel war meist eine äußerliche, selten eine innerliche, z. B. beim Oeffnen der Geschwüre, der Geschwülste oder bei zu großer Empfindlichkeit derselben,

in welchen Fällen sie als rein äußerliche Linderungsmittel angewandt wurden und noch gegenwärtig angewandt werden.

Man darf nicht glauben, daß die Chirurgie unter den Chinesischen Aerzten jemals geblüht habe. Das widerstrebt sowohl dem Volkscharakter als den dortigen medicinischen Kenntnissen. Der Chinese ist nicht verzärtelt, aber furchtsam und kleinmüthig und entschließt sich aus Furcht vor dem Schmerze und den tödtlichen Folgen niemals, auch nur zur geringfügigsten Operation, woher denn gegenwärtig die Chirurgie in China fast unbekannt ist. Ich kenne nicht einen Arzt in Peking, welcher in dem Rufe eines tüchtigen, kühnen Chirurgen stände, und wenn man die erbärmlichen chirurgischen Instrumente der Chinesen betrachtet, welche seit der ältesten Zeit bis jetzt gleichmäßig schlecht und übereinstimmend angefertigt werden, so ist es schwer, nicht zu bezweifeln, daß in China jemals gute Chirurgen gewesen seien und die Chirurgie geblüht habe. Seit den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. bis auf die Gegenwart finden wir weder in den Traditionen, noch in der Geschichte eine andere chirurgische Berühmtheit als Chua-to, und selbst der Ruhm dieses Mannes scheint mir vielmehr durch die Phantasie der Nachwelt erhöht und ausgebreitet worden zu sein, welche über seine Verdienste und sein Wissen nur nach äußerst wenigen und überdies dunklen und unbestimmten Berichten urtheilte, ohne dieselben mit den Leistungen anderer, späterer Aerzte vergleichen zu können. Es soll nicht gesagt sein, daß Chua-to nicht Chirurge und zwar ein, zu seiner Zeit berühmter, gewesen sei; unfehlbar aber ist es erlaubt, seine anatomischen Kenntnisse und die Operationen selbst zu bezweifeln, welche er unternommen haben soll. Ich weiß nicht, in wie weit man aus einem einzigen, verkehrt übersetzten Beispiele schließen kann, es sei die Anästhesirung den Chinesen längst bekannt und seit undenklichen Zeiten bei ihnen im Gebrauche gewesen. Nach Chua-to wenigstens finden wir ähnliche Beispiele weder in der Geschichte, noch in den Traditionen, geschweige denn in der Gegenwart. Warum aber sollte die erfolgreiche Wirkung des Anästhesirens — wenn Chua-to es wirklich geübt — diese Methode nicht bis in die Gegenwart erhalten haben, was man doch, wie es scheint, bei einem dem Wunderbaren geneigten Volke und in einem Reiche erwarten dürfte, wo ganze Jahrhunderte hindurch nichts Neues erscheint, und wo das Alte und längst Bekannte in Allem und überall wiederholt wird?

Uebrigens mag man auch die Andeutung gelten lassen, daß Chua-to seine Kranken, und zwar mit der cannabis indica, anästhesirt habe; in solchem Falle sind aber wahrscheinlich die Wirkungen bei Weitem nicht so auffällig gewesen, wie vorausgesetzt wird, — was die Erzählungen von den chirurgischen Großthaten des 3. Jahrhunderts selbst bestätigen, indem dieselben in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt sind, und folglich kein volles Vertrauen verdienen. Auf alle Fälle aber ist es interessant und tröstlich, im tiefen Alterthume ein Beispiel jenes hochherzigen Strebens für das Wohl der leidenden Menschheit zu entdecken, wie es in der letzten Zeit die gelehrten Europäischen Aerzte an den Tag gelegt haben.

Es ist wahr, man kann in der Chinesischen Literatur viel anziehende Erzählungen finden, in denen zuweilen Ideen, eines vollkommen gebildeten Volkes und einer uns nahe liegenden Zeit würdig, vorkommen; allein man muß strenge unterscheiden, damit man in solchem Falle nicht eine bloße Erzählung für Wahrheit nehme. Ohne eine solche Vorsicht lassen sich mehrere Mittel empfehlen, welche in China als schmerzstillende berühmt sind. Das Pflanzenwachs (Bai-la) z. B., aus Myrica cerifera oder aus Croton sebiferus gewonnen, geben die Chinesischen Gaukler für ein Mittel aus, durch welches sie ihren Leib unempfindlich machen, was allerdings bei verschiedenen Gaukeleien unerläßlich scheint. Doch kann dieser Materie schwerlich eine solche Eigenschaft zugeschrieben werden.

Daß Chua-to existirt hat und zu seiner Zeit ein berühmter Chirurge gewesen ist, kann nicht bestritten werden; daß er aber zugleich Hydropath gewesen sei, — das bestätige ich nicht. Vom Einzelnen kann man nicht immer zum Allgemeinen gelangen, und aus einem Beispiele darf man nicht den Schluß ziehen, es sei die Hydropathie seit langer Zeit bei den Chinesischen Aerzten im Gebrauche gewesen. Es ist wahr, daß Chua-to einmal bei einem Weibe mit Erfolg die Begießung mit kaltem Wasser gegen eine Krankheit von hitziger (entzündlicher) Beschaffenheit angewandt hat, oder, wie St. Julien sagt, gegen einen akuten Rheumatismus, welcher gleichwohl schon mehrere Jahre gewährt hatte. Nachher aber hat weder Chua-to selbst, noch irgend ein Anderer eine ähnliche Kur wiederholt, welche wahrscheinlich auch Chua-to nicht mit besonderer Absicht, als ein neues Mittel, angewendet hat, sondern eben nur nach der allgemeinen

Theorie der Chinesischen Aerzte: Hitze durch Kälte, Feuer durch Wasser zu vertreiben. Die Anwendung schmerzstillender Mittel, besonders die äußerliche, kann man noch gegenwärtig in der Chinesischen Praxis finden; die Wasserheilkunst dagegen dürfte für die Chinesischen Aerzte eine größere Neuigkeit sein, als für uns selbst. Und so ausgebreitet der chirurgische Ruhm Chua-to's in ganz China ist: so vollkommen unbekannt ist im Gegentheile dessen hydropathische Heilart.

Mir scheint es, als ob die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sich in der letzten Zeit in Europa der Hydropathie und besonders der Anästhesirung zugewendet hat, die Veranlassung gewesen sei, daß in den Augen des gelehrten Orientalisten die alten Verdienste der Chinesen hinsichtlich dieser beiden wichtigen medicinischen Hülfsmittel eine hervorragende Stelle eingenommen und Bewunderung erregt haben, während sie im Grunde nichts weiter waren, als — eine Curiosität!

[illegible] der Orthodoxen [illegible]. Oder durch Hülfe, [illegible] durch
[illegible] zu [illegible]. Die Aufmerksamkeit [illegible] Arzt, be-
[illegible], kann man noch [illegible] in der [illegible]
[illegible] der [illegible] ist die [illegible]
[illegible] eine größere Wichtigkeit sein, als für uns selbst. Und so aus-
[illegible] der [illegible] Namen [illegible] ganz [illegible] ist: sie
[illegible] ist im Eigenthum der [illegible] Homöopathie erklärt.
— Wohl scheint es, als ob die allgemeine Aufmerksamkeit, welche
sich in der letzten Zeit in Europa der Homöopathie und [illegible] der
[illegible] zugewendet hat, die Veranlassung gewesen sei, daß in
den Augen des gelehrten [illegible] die alten Lehrsätze der Chi-
nesen [illegible] dieser beiden [illegible] eine
[illegible] Stelle eingeräumt und Bewunderung erregt haben,
während sie im Grunde nichts weiter wären, als — eine Curiosität!

Der
Kaiserliche
oder
der duftende (früh reifende) Reiß
Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi.

Von

J. Goschkewitsch.

Der Kaiserliche oder der duftende (früh reifende) Reiß Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi.

Diese Gattung des Reiß ist durch den Kaiser Kan-ßi zufällig entdeckt worden. Auf seinen Wunsch hatten nämlich die katholischen Missionäre die Umgegend des ländlichen Palastes Juan-min-juan besichtigen müssen, und die Möglichkeit gefunden, durch Canal-Anlagen eine ansehnliche Wassermenge dorthin zu leiten und auf solche Weise Felder für den Reiß-Bau einzurichten. „Einst," schreibt der Kaiser in seinem Tagebuche, „in den letzten Tagen des sechsten Monats, erging ich mich in den mit Reiß besäeten Feldern. Der Reiß mußte im neunten Monat reifen, und begann damals erst, Aehren anzusetzen. Plötzlich bemerkte ich einen Halm, welcher höher war, als alle übrigen, und eine prächtige, schon vollständig reife Aehre trug. Ich bewahrte dieselbe auf, um zu sehen, ob sie im nächsten Jahre eben so früh reifen würde. Und in der That, als im folgenden Jahre die Körner dieser Aehre ausgesäet worden waren, gelangten sie abermals im sechsten Monate zu ihrer vollständigen Reife. Auf solche Weise hat sich dieser Reiß von Jahr zu Jahr vermehrt, und wird nun schon länger denn 40 Jahre auf meiner Tafel verwendet. Seine Körner sind länglich, zeichnen sich durch eine röthliche Farbe aus, haben einen ziemlich feinen Duft und einen außerordentlich angenehmen Geschmack. Man nennt ihn Jui-dao-mi (d. i. Kaiserlichen Reiß), weil er zuerst auf meinen Feldern gesäet worden ist. Er kann zweimal im Jahre gesäet werden, und giebt jedesmal eine Ernte; jenseit der nördlichen Mauer aber, wo wegen der frühzeitigen Fröste keinerlei Reiß reifen will, kann, ihrer frühen Reife wegen, allein diese Gattung des Reißes gebaut werden."*)

*) Aus dem landwirthschaftlichen Buche: Schou-ti-schun-kao Capitel 20.

Bald darauf wurde auf Befehl des Kaisers der Saame dieses Reißes in die Statthalterschaften Zsjan-nan und Tsche-zsjan gesandt und unter die Bewohner vertheilt. Heutiges Tages jedoch wird er vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, in der Umgebung des Palastes Juan-min-juan gebaut, bildet ein Zubehör der Kaiserlichen Tafel und wird von reichen Leuten nur selten, als ein Luxus-Artikel, angewandt. Vielleicht ist er nicht so ergiebig, wie die übrigen Arten, und wird aus diesem Grunde wenig angebaut. Ich kann indeß keine bestimmtere Auskunft darüber geben. In der Behandlung aber, welche er verlangt, unterscheidet er sich durchaus nicht von dem gewöhnlichen Reiß, und er müßte, seiner frühen Reife wegen, bei uns in Rußland in noch nördlicheren Gegenden gedeihen können, als diejenigen sind, in welchen bis jetzt der gewöhnliche Reiß gebaut wird.

Die

Methode der Tusch-Bereitung

nebst

einem Anhange über die Schminke.

Von

J. Goschkewitsch.

Die Methode der Tusch-Bereitung.

Das Büchlein, aus welchem wir diese Methode entlehnen, ist 1398 von einem gewissen Schen-zsi-ßun geschrieben, welcher sich selbst etwa 30 Jahre hindurch mit der Tuschfabrikation beschäftigt hat. Im 40. Regierungsjahre Zjan-lun's (1775) wurde es durch eine besondere Commission geprüft und ging in die Büchersammlung über, welche unter dem Namen Sui-ku-ziuan-schu bekannt ist. Zu verschiedenen Zeiten sind in China noch viele andere Schriften über diesen Gegenstand an das Licht getreten; diejenigen indeß, welche wir bis jetzt durchzusehen Gelegenheit gehabt haben, sprechen sämmtlich zu Gunsten des von uns ausgewählten Verfassers, indem sie, wie es scheint, vollkommen dessen Worte bestätigen, daß „alle Verfasser der mancherlei Anleitungen zur Fabrikation der Tusche sich nicht selbst mit diesem Gegenstande beschäftigt, sondern den Worten Anderer nachgeschrieben haben; daher seien ihre Bücher eben nur schön geschrieben, bieten aber keine Garantie für ihre Glaubwürdigkeit." Auch ist es sehr natürlich, daß zufällige Entdeckungen und Vervollkommnungen, welche irgend Jemandem in diesem Fache geglückt sind, sorgfältig geheim gehalten werden, und daß andrerseits die Verfasser ähnlicher Schriften sich gewöhnlich bemühen, dieselben mit den Namen Solcher zu schmücken, welche in dieser Laufbahn Berühmtheit erworben haben. „Ich habe," sagt unser Autor, „alle Methoden versucht, welche in den Schriften dieser Art vorgetragen werden; je mehr ich aber von den in ihnen gepriesenen Materien anwandte, eine um so schlechtere Tusche kam zum Vorscheine. Endlich warf ich auf den Rath eines berühmten Tuschfabrikanten alle diese Materien bei Seite, mengte nur Ruß gehörig mit Leim, erweichte diese Mischung in heißem Wasser, durchknetete sie von Neuem, und — eine Tusche ging hervor, schwarz

und glänzend, wie Kinderaugen! — Das war im Anfange der Regierung Chun-wu's (im Jahre 1370). Seitdem habe ich beständig die Tusche nach dieser Methode bereitet, und sie hat, nach den Aussagen der Kenner, stets alle Eigenschaften der alten Tusche gehabt. In der Folge habe ich durch einen Cheschan noch eine Zubereitungsart der Tusche kennen gelernt, und nachdem ich jetzt beide Methoden mit einander verbunden habe, rühme ich mich zwar nicht, daß die von mir gegebene Beschreibung besser sei als andere vor mir gelieferte: ich meine aber, es werde die nach meiner Methode angefertigte Tusche der alten näher kommen."

Wir haben nichts weiter hinzuzufügen. Die Commission, welche dieses Büchlein geprüft, hat ihr Gutachten auf eben diese Worte des Verfassers gestützt; es leuchtet indeß ein, daß in ähnlichen Dingen die Erfahrung der beste Richter ist.

Das Oel zur Gewinnung des Rußes.

1. Im Alterthum machte man die Tusche aus Fichtenruß, gegenwärtig aber gewinnt man den Ruß für diesen Zweck aus verschiedenen Oelen, besonders aus dem Oele Tun-ju. Natürlich eignet sich auch jedes andere Oel dazu, und in der That wenden Manche Hanföl, Lachsforellenöl (vom salmo cundsha Pall.) an, Andere Baumöl, Kohlöl u. a. „Nur", bemerkt der Autor, „erhält man aus dem Oele Tun-ju mehr Ruß, und eine schwarze glänzende Tusche, welche von Tage zu Tage schwärzer wird, während aus jedem anderen Oele im Gegentheile weniger Ruß und eine blasse, matte Tusche gewonnen wird, welche bei längerem Liegen mit jedem Tage bleicher wird. *)

Manche geben den Rath, das Oel vor dem Brennen auf eine gewisse Weise zuzurichten, d. h. einen halben Monat und länger verschiedene Materien in ihm aufzuweichen, als: rothes Sandelholz, Aprikosenkerne, Anchusa tinctoria u. a. Aber diese Methode wird, nach unserem Autor, gewöhnlich nur Einem vom Andern überliefert, aber von Keinem ausgeführt, und ist in seinem Buche nur der Voll-

*) Man hat jüngst bei uns unternommen, Oel aus Tannenzapfen zu pressen, scheint jedoch für dasselbe noch keine Anwendung zu kennen. Höchst wahrscheinlich würde der Ruß aus diesem Oele für die Tuschbereitung geeignet sein, und in dieser Hinsicht dem Chinesischen Tun-ju nicht nachstehen.

ständigkeit wegen berührt. Ueberdies treten viele dieser Materien, wie wir später sehen werden, in die Composition der Tusche selbst ein, und zwar auf eine andere, natürlichere Weise.

Geschirr zum Brennen des Oeles.

2. Zum Brennen des Oeles hat man sich vor Allem mit einigen nothwendigen Gefäßen zu versehen, nämlich: a. ein rundes irdenes Becken mit gerade stehenden Rändern. Der innere Durchmesser desselben wird auf 21 Zoll bestimmt, die Tiefe auf 3½ Zoll und die Dicke der Ränder auf 1 Zoll; auf der einen Seite aber, dem Boden nahe, muß ein Loch von der Stärke eines Fingers gebohrt, und durch einen Stöpsel verschlossen werden. b. Eine runde Röhre, — eine Art irdenen Kruges ohne Boden und so hoch, daß sie, in das Becken gestellt, mit dessen Rändern gleich steht. Ihr innerer Durchmesser muß 6, ihr äußerer 8 Zoll betragen, und ihr unterer Rand darf nicht eben sein, sondern muß Ausschnitte haben, gleichsam Füße, damit das in das Becken gegossene Wasser frei in ihr Inneres eindringen könne. c. Einige Lampen für das Oel. Dieses sind flache Schüsselchen von 4½ Zoll Durchmesser, gewöhnlich aus sandigem Thone angefertigt; beim Brennen schmilzt der Sand, und so bedecken sie sich mit einer Art Glasur, welche sie verhindert, das Oel einzusaugen. d. Deckel zum Einsammeln des Rußes. Sie werden aus dem feinsten Thone verfertigt, und ihre innere Oberfläche wird vor dem Brennen möglichst geglättet. Man giebt ihnen die Form einer Halbkugel mit einem Stiele an der gewölbten Seite. Im Durchmesser müssen sie 7 Zoll haben, dabei 2½ Zoll hoch sein, und die Länge des Stieles muß ungefähr 3 Zoll betragen.

Dies Alles wird in folgender Art geordnet:

In die Mitte des Beckens wird die sogenannte Röhre gestellt, in dieselbe eine Lampe, und rings umher, in gleichen Abständen, 6 andere. Unter jeder Lampe aber muß ein kleiner Backstein liegen, von solcher Dicke, daß der obere Rand der Lampe etwa 3 Linien unter dem Rande des Beckens steht. Denn stellt man die Lampen zu niedrig, so dringt der Rauch nach außen, und es geht viel Ruß verloren; stellt man sie zu hoch, so kann die Flamme den Ruß erreichen und seiner Güte schaden. In die Mitte einer jeden Lampe wird ein kleiner Dreifuß von Draht gesetzt, welcher den Docht halten muß.

Darauf gießt man in die Lampen das Oel und in das Becken kaltes Wasser, beinahe bis an die Lampenränder, und sobald man die Dochte angezündet hat, setzt man die Deckel so darüber, daß der Mittelpunkt eines jeden dem Mittelpunkte seiner Lampe sich gegenüber befindet.

Statt des Beckens kann man auch einen Trog von 14 Zoll Breite und beliebiger Länge anwenden. In diesem Falle wird in der Mitte des Troges, seiner ganzen Länge nach, ein Querbalken angebracht, und die Deckel in zwei Reihen, ebenfalls der Länge nach, aufgesetzt, nämlich von der einen Seite auf diesen Querbalken, von der anderen auf den Rand des Beckens.

Die Dochte.

3. Die Dochte werden bei den Chinesen im Allgemeinen aus dem Marke einer Pflanze gemacht, welche deswegen auch Lampenpflanze (Den-zao) heißt. Behufs Gewinnung des Rußes nun räth der Autor, die Dochte folgendermaßen zu präpariren. Man wählt das Mark des Den-zao ziemlich dick und fest aus, von gelblicher Farbe, zerschneidet es in Stücke von 9 Zoll Länge, legt deren je 12 in ein Bündel zusammen, bindet das eine Ende und rollt das Ganze auf einem Brette, bis sich ein runder, gleichmäßiger Stock bildet, worauf auch das andere Ende gebunden wird. Hat man auf diese Art eine genügende Menge Dochte zugerichtet, so muß man sie ein wenig in einem Aufgusse von rothem Sandelholze kochen, darnach wieder trocknen und bis zum Gebrauche vor Staub und Feuchtigkeit hüten.

Das Brennen des Oeles, das Gewinnen und die Sichtung des Rußes.

4. Das Brennen des Oeles wird bei ruhigem Wetter und in einem besonderen Zimmer vorgenommen, dessen Fenster und Thür fest verschlossen sein müssen, damit keine Luftströmung eintrete. Nach jeder Stunde*) werden die Deckel abgehoben, und der Ruß mit einer Feder in kleine Geschirre gefegt, in welchen er 24 Stunden bleiben muß, ehe man ihn auf einen Haufen schüttet. Man muß mehrere überflüssige Deckel vorräthig haben, um, sobald man einen abgehoben hat,

*) Je öfter dieses geschieht, desto besser. Wird der Ruß zu lange nicht gesammelt, so wird er alt, d. h. er verliert seine schwarze, glänzende Farbe, und nimmt eine röthliche an.

sogleich einen anderen an seine Stelle setzen zu können.*) Es ist sorgfältig darauf zu achten, daß kein Oel, oder irgend eine andere Unreinigkeit in den Ruß komme; eben so wenig darf der Ruß, welcher etwa in irgend einem Deckel verbrannt ist, unter den guten gemischt werden. Das Wasser im Becken muß oft gekühlt werden, indem man einiges durch die angebrachte Oeffnung abläßt, und frisches hinzugießt, doch darf dieses nicht plötzlich geschehen, weil sonst eine starke Luftströmung bewirkt und der Ruß zerstreut wird.**)

In einer mittleren Zahl erhält man aus 100 Theilen Oel acht Theile Ruß; legt man jedoch in jede Lampe 3—4 Körner Croton tyglium, fein gestoßen, so vermehrt sich dieses Quantum etwas.

Bevor man die Tusche macht, muß der Ruß gesiebt werden. Damit er während dieser Operation nicht aus einander fliege, wende man eine hohe Kufe an, welche mit Leinwand bedeckt ist; durch diese steckt der Siebende die Hände.

Tinte.

5. Außer dem Ruße gehört zur Composition der Tusche noch eine Tinte, welche aus verschiedenen Farbestoffen besteht. So viel sich aus der Anweisung unseres Autors entnehmen läßt, sind diese Stoffe folgende:

1) Granatenschaalen.

2) Zin-pi, d. i. die Rinde des Baumes Zin (in Peking unbekannt), welche mit dem Vorigen wahrscheinlich einerlei Eigenschaften hat.

3)—4) Rothes Sandelholz und Anchusa tinctoria.

5)—6) Eisen- und Kupfervitriol.

7)—10) Gummigutti, Zinnober, Drachenblut und Blattgold.

11) Moschus.

12) Eiweiß.

13) Wu-tou.

*) Dabei wird zugleich der Docht wieder geordnet und die Schnuppe entfernt.

**) Weit leichter ist dies zu erreichen, wenn man die Oeffnung nicht am Boden des Beckens anbringt, sondern ½ Zoll unter seinem obersten Rande (d. h. in der Höhe, welche das Wasser überhaupt haben muß), und wenn man das kalte Wasser allmählich mittelst eines langen, bis auf den Boden reichenden Trichters hinzufügt, in welchem Falle das warme Wasser von selbst durch die Oeffnung abfließen muß.

Leider giebt er keine genaue Anweisung, in welchem Verhältnisse und wie diese Dinge anzuwenden seien *); es ist nur ersichtlich, daß Nr. 1—6 gekocht werden, und daß man ihrem filtrirten Aufgusse Nr. 7—10 in Pulverform hinzufügen müsse. In dieser Hinsicht scheint jeder Fabrikant nach eigenem Belieben verfahren zu sein, und unser Autor selbst sagt: „Die Tinte wird nicht nur angewandt, damit die Tusche die gehörige Farbe, ausgezeichneten Glanz und Geruch annehme, sondern vorzugsweise, damit sie lange aufbewahrt werden könne, damit der Leim nicht in Folge des Alters verderbe, die Farbe sich nicht verändere, die Festigkeit stets eine steinähnliche bleibe, mit einem Worte, damit die Tusche vermöge ihrer Feinheit und Dichtigkeit fähig sei, die feinsten Zeichnungen der Form anzunehmen und festzuhalten. Aus solchem Grunde wendet man diese verschiedenen Materien seit den ältesten Zeiten an. Manche derselben haben die ihnen zugeschriebenen guten Eigenschaften wirklich; andere dagegen entsprechen ihrem Zwecke durchaus nicht, denn Eisen- und Kupfervitriol verderben die Tusche, Moschus und Eiweiß ziehen die Feuchtigkeit an, Granatenschaalen und Gummigutti vermindern die Schwärze, — während Zin-pi die Farbe der Tusche auf dem Papiere unveränderlich erhält, Wu-tou dem Leime seine Kraft bewahrt, Anchusa, Sandel, Drachenblut, Zinnober und Blattgold die Schwärze erhöhen. Demselben Zwecke dient auch der Leim; fügt man indeß mehr, als nöthig, hinzu, so wird die Tusche zu zähe, und ihre Farbe weniger schwarz. Außerdem thun Manche verschieden duftende Sachen darunter, um den Geruch des Rußes zu unterdrücken; allein sie bedenken nicht, daß solche Dinge im Allgemeinen der Schwärze der Tusche schaden, und daß überdies während des Kochens der Geruch sich verflüchtigt. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß keinerlei Compositionen der Tusche Werth verleihen, und daß dazu vielmehr erforderlich ist: 1) reiner Ruß, 2) die beste Qualität des Leimes, 3) daß der zubereitete Teig möglichst lange gestampft werde.“

Der Leim.

6. Der Leim ist ein Haupt-Element in der Composition der Tusche. Gewöhnlich mischt man 9 Theile starken Leim mit 1 Theile

*) Andere Schriften über denselben Gegenstand betrachten diese Tinten als vollkommen überflüssig, und reden nur beiläufig von ihnen.

Fischleim;*) nimmt man von letzterem mehr, so wird die Tusche zu zähe und ist ungeeignet zum Schreiben. Ursprünglich aber wird jede Gattung Leim besonders aufgelöst, und zwar so: der Fischleim wird 24 Stunden in kaltem Wasser geweicht, und sobald er vollständig aufgequollen ist, fügt man auf jede Unze 5 feingestoßene Krotonkörner hinzu, wickelt ihn fest in Palmenblätter, legt ihn in heißes Wasser und läßt ihn etwa zehnmal aufwallen; darauf nimmt man ihn heraus, zerreibt ihn in einem Mörser, unter Beifügung einer Kleinigkeit von der oben beschriebenen Tinte. Der gewöhnliche Leim wird hinreichend in kaltem Wasser geweicht, und mit einem Zusatze von der Tinte in einem Mörser gerieben; darauf werden beide Arten Leim in dem obigen Verhältnisse gemischt, mehr Tinte hinzugefügt, und Alles über schwachem Feuer ein wenig gekocht, damit es gleichmäßige Flüssigkeit annehme, und endlich durch ein Tuch geseiht. Von der gehörigen Zubereitung des Leimes hangt in hohem Grade die Güte der Tusche ab, daher auf diesen Gegenstand besondere Aufmerksamkeit gerichtet werden muß.

Auf 10 Theile Ruß sind in den Wintermonaten erforderlich: 4½ Theile Leim und 10 Theile Tinte; im Frühlinge und Herbste: 5½ Theile Leim und 9½ Theile Tinte; im Sommer: 6 Theile Leim und 9 Theile Tinte. Wird die Tinte aus Fichtenruß bereitet, so thut man zu 1 Pfunde Ruß ½ Pfund Leim und ½ Pfund Tinte. Wenn der Leim gut ist, so kann man ihn in geringerem Verhältnisse hinzufügen: die Tusche wird dadurch um so schwärzer und glänzender werden, muß aber rascher verbraucht werden, weil sie mit der Zeit verbleicht. Soll jedoch die Tusche in mehreren Jahren ihre Farbe nicht verlieren, so muß man Leim dazu verwenden, welcher einige Jahre vorher gemacht worden ist; und namentlich, wenn man auf 10 Unzen Ruß von Tun-ju 4½ Unzen gewöhnlichen alten Leim und ½ Unze alten Fischleim nimmt, statt der Tinte nur einen Aufguß von ½ Unze Zin-pi und ½ Unze rothen Sandelholzes macht, und endlich die Tusche in der unten anzugebenden Weise bereitet: so wird sie nicht nur im Laufe der Zeit ihre Güte nicht verlieren, sondern sich von Jahre zu Jahre verbessern.

*) Bei der Fabrication des Fischleimes löst man in China nicht die äußere Haut der Blase ab, und es wird daher obiges Verhältniß zu groß sein, sobald man guten Leim nimmt.

„Ich besitze Tusche," sagt der Autor, „welche nach dieser Methode vor 50—60 Jahren fabricirt worden ist und bis jetzt sich nicht im Mindesten verändert hat."

Zusammensetzung des Teiges der Tusche.

7. Im Verkaufe giebt es zwei Arten Tusche: „mit heißem Leime" und „mit kaltem Leime." Erstere Art wird so zubereitet: wann der Leim hinlänglich gekocht ist, fügt man, ohne ihn vom Feuer zu nehmen, die bestimmte Menge Tinte nach und nach hinzu, gießt darauf die ganze Flüssigkeit in den Ruß, durchknetet die ganze Masse gehörig, und legt sie, bevor sie erkaltet ist, in die Formen. Die Tusche der zweiten Art wird noch einfacher hergestellt: den gekochten Leim gießt man in die bereit gehaltene Menge Tinte, fragt nicht weiter, ob Beides sich gehörig verbunden habe, ob es rein sei, oder nicht, fügt den Ruß hinzu, mischt Alles durcheinander, und drückt es in die Formen. Natürlich muß diese Art Tusche schlecht ausfallen; aber auch die erstere Art steht der guten Tusche weit nach, denn, wie wir schon gesagt haben, die guten Materialien allein genügen noch nicht zur Güte der Tusche, sondern es ist auch noch erforderlich, diese Materialien auf die gehörige Weise mit einander zu vereinigen, und den so zubereiteten Teig möglichst lange zu stampfen und zu schlagen. Wir wollen uns nunmehr mit diesem Gegenstande beschäftigen.

Man muß 1 Pfund reinen Ruß in eine weiße Fayence-Schaale schütten, durch ein Seihtuch erwärmte Tinte, mit Leim gemischt, darauf gießen, und Alles sogleich mit den Händen reiben, damit die ganze Masse sich in kleine Kügelchen, wie Schroot, zusammenrolle; darauf knetet man Alles zu einem Stücke zusammen, wickelt es in Leinwand, und erwärmt es in heißen Wasserdämpfen (nämlich auf einem Siebe über dem kochenden Wasser eines Kessels, welcher mit einem Deckel aus Ruthen oder Stroh verschlossen wird). Nach einiger Zeit wird der Teig herausgenommen, in einen steinernen Mörser gelegt, und so schnell, wie möglich, mit hölzernen Keulen gestampft. Wenn zwei Menschen beständig mit zwei Mörserkeulen dabei thätig sind, so erfordert diese Arbeit etwa vier Stunden. Bleibt der Teig an den Keulen hangen, so muß etwas Tinte hinzugefügt werden, wiewohl man im Allgemeinen trachten muß, möglichst wenig Tinte

hierbei zu verwenden. Sobald der Teig eine gleichmäßige, weiche Masse geworden ist, hebt man ihn aus dem Mörser, und rollt ihn, noch warm (denn inzwischen hat er immer von Neuem gedämpft werden müssen), zu einem langen Stocke, welcher, in nasse Leinwand gewickelt, auf einige Minuten in den Ofen geschoben wird, damit er warm werde, ohne auszutrocknen, worauf man ihn wieder herausnimmt und in kleine Stücke zerschneidet. Falls die Tuschtafeln ein bestimmtes Gewicht haben sollen, müssen schon diese Stücke auf die Waage gelegt werden, wobei zu berücksichtigen ist, daß 1,4 Unzen Teig später ungefähr 1 Unze trockener Tusche geben. Alle diese Stücke müssen sogleich in eine irdene Schaale gelegt und, mit nasser Leinwand zugedeckt, in heißes Wasser gestellt werden.

8. Jetzt sind mehrere Leute mit eisernen Zangen und Hämmern zu versehen. Jeder nimmt mit der Zange ein Stück Teig aus der Schaale und schlägt es mit dem Hammer auf einer steinernen oder eisernen glatten Platte, wobei er es von Zeit zu Zeit mit Tinte benetzt, bis es wieder weich wird, wie Wachs. Dazu sind 500 bis 600 Schläge erforderlich. Jedes Stück wird sodann dem Oberarbeiter überliefert, welcher es abermals rollt, gewisse duftende Ingredienzien hinzufügt und in die Form preßt. Alles muß sehr rasch geschehen, damit der Teig nicht erkalte, weil es schwer ist, dem kalten Teige die bestimmte Form zu geben und im Inneren desselben unfehlbar Risse entstehen würden. Bei der Herausnahme aus der Form wird jede Tafel leicht in Löschpapier gewickelt und in Asche getrocknet; letztere muß ausgelaugt und gut getrocknet sein. Gewöhnlich streut man die Asche einen Werschok hoch, legt die Tuschtafeln darauf, eine neben die andere, und bedeckt sie mit einer gleichen Lage Asche; bei nicht großen Tafeln kann man zwei bis drei solcher Reihen bilden. Tafeln von $\frac{1}{3}$—$\frac{2}{3}$ Loth werden, je nach dem Wetter, in 1—2 Tagen vollständig trocken, wogegen die größeren 5—6 Tage brauchen; dabei muß die Asche täglich mit anderer, vollkommen trockener, vertauscht werden, und zugleich muß man Acht haben, daß die noch nicht völlig getrocknete Tusche nicht plötzlich von der trockenen Luft berührt werde, weil sie in Folge dessen ganz und gar zerbersten kann.

9. Nachdem man die Tusche aus der Asche genommen, muß jede Tafel mit einer weichen Bürste abgerieben und zwei Tage an einem vor dem Winde geschützten Orte im Schatten getrocknet werden;

darauf reibt man sie nochmals ab und legt sie auf zwei Tage an einen vom Winde durchwehten Ort. Sodann werden sie mit einer harten, in Wachs getauchten Bürste geglättet, bis sie glänzen, was auch schon die Bürste allein bewirkt, sobald die Tusche gut ausgetrocknet ist, während im Gegentheile der feuchten Tusche durch die Bürste nur ein matter Glanz mitgetheilt wird. Werden die Tafeln ohne Zeichnung mit Wasser abgespült und mit dem Glättsteine geglättet, so nehmen sie einen Glanz an, als wären sie mit Lack überzogen.

10. Die Formen, in welche die Tuschtafeln gepreßt werden, macht man gewöhnlich aus hartem Holze und drückt sie mittelst eines Schwengels in dieselben. Wir wollen uns hier nicht auf eine Herzählung ihrer verschiedenen Gestalten einlassen, und eben so wenig auf die Art, wie man auf der feuchten Tusche alle Linien und Runzeln der Hand abdruckt. Wir wollen vielmehr zum Schlusse einige Worte über die Prüfung einer guten Tusche citiren: „Wann man die Tusche reibt, muß man sie perpendiculär gegen die Platte halten und langsam bewegen, weil sich sonst Schaum bildet, welcher das Eingerührte unbrauchbar macht. Eine gute Tusche muß fest sein und dem Reiben kaum nachgeben, nicht aber, wie Thon, auseinander fließen. Man muß jedes Mal nur so viel Tusche einreiben, wie man sogleich verbrauchen will, denn das übrig Bleibende wird nicht nur mit Staub gemengt werden, sondern ist geradezu unbrauchbar und wird dem Schmutze ähnlich. Die Tusche bester Sorte glänzt auf dem Papiere mit zimmetfarbigem Schimmer; ist der Glanz völlig schwarz, so ist die Tusche von einer etwas geringeren Sorte; noch niedriger steht die, welche mit einem bläulichen Schimmer glänzt; und die geringste Tusche endlich ist ganz ohne Glanz. Ueberhaupt sind die unerläßlichen Eigenschaften der Tusche: Farbe und Glanz; der Mangel des Einen oder des Andern beraubt sie alles Werthes, und außerdem ist eine Hauptbedingung, daß diese Eigenschaften sich lange Zeit erhalten. Unter der auf uns gekommenen alten Tusche befindet sich viel von ausgezeichneter Farbe, aber ohne Glanz: das ist ein Zeichen dafür, daß sie durch die Feuchtigkeit gelitten, und folglich ihren Werth verloren hat. Gute Tusche ist auf dem Papiere dunkel und bildet auf ihrer Oberfläche keine feine glänzende Haut, sondern glänzt, so zu sagen, bis auf den Grund, eben so, wie die Augen eines Kindes. Beim

Einreiben der Tusche muß man einige Tropfen Wasser auf die Platte gießen, nicht aber die Tusche selbst in das Wasser tauchen, weil sie sonst hinterher Sprünge bekommt."

Die weiße und die rothe Schminke der Chinesen.

1. Weiße Schminke.

Gewöhnlich wird bei uns die Chinesische weiße Schminke in der Hinsicht besonders gerühmt, daß sie, bei ausgezeichneter Weiße, durchaus unschädlich sei. Diese Schminke aber ist nichts Anderes, als Reiß-Stärke, und wird auf folgende Art bereitet.

Man nimmt weißen, zerstampften Reiß, wäscht ihn so lange, bis das Wasser vollkommen rein abfließt, schüttet ihn darauf in eine besondere Kufe, übergießt ihn mit reinem Wasser, und läßt ihn in diesem Zustande bis zu der Zeit stehen, da sich die ersten Merkmale der beginnenden Fäulniß zeigen. Während der heißen Jahreszeit reichen hierzu 20 Tage hin, während der kalten hingegen sind 2 Monate und mehr erforderlich. Ueberhaupt ist es besser, wenn man Schminke von der vorzüglichsten Güte erhalten will, den Reiß allemal einige Tage länger weichen zu lassen. Sobald der faule Geruch sich entschieden bemerklich macht, gießt man das vorige Wasser ab, wäscht den aufgeweichten Reiß in frischem Wasser aus, indem man dasselbe häufig und so lange erneuert, bis durchaus kein saurer Geruch mehr vorhanden ist, und zerreibt ihn zuletzt. Bei ausgedehnterer Production geschieht dieses durch Mühlsteine, deren unterer mit einem hohen Rande und auf der einen Seite desselben mit einer Rinne versehen wird. In die Oeffnung des oberen Steines schüttet man den in angegebener Weise aufgeweichten und ausgewaschenen Reiß, und begießt ihn häufig — aber jedesmal nur wenig — mit reinem Wasser; durch die Rinne fließt dann eine weiße Flüssigkeit ab, welche durch ein Sieb gelassen, und deren Rückstand abermals gemahlen wird. Handelt es sich um einen geringeren Betrieb, so zerreibt man den Reiß in einer Kufe. Die durch das Zerreiben des Reißes erhaltene weiße Flüssigkeit — ein Gemisch von Stärke und Wasser — läßt man durch ein Sieb, gießt sie darauf in Kufen, damit sie sich setze, und rührt sie von Zeit zu Zeit leicht um, damit die Stärke nicht an den Wänden hangen

bleibe, sondern zu Boden sinke. Ist endlich das Wasser völlig klar geworden, so gießt man es ab, bedeckt den Niederschlag mit mehrfach zusammengelegter Leinwand, streut eine Lage Kleie darüber, und auf diese ungelöschten Kalk. Letzterer muß so oft gewechselt werden, bis er keine Feuchtigkeit mehr aus der Stärke anzieht. Aus jeder so erhaltenen Lage Stärke wird diejenige Partie ausgesondert, welche sich gerade in der Mitte befindet, und sich durch besondere Weiße und Zartheit auszeichnet, da die an den Rändern liegende eine geringere Sorte bildet. Schließlich wird Alles an der Sonne getrocknet.

Auf diese Weise wird die Stärke aus den verschiedenen Arten des Reiß, aus dem Weizen, der Gerste und anderen Mehlfrüchten bereitet; und sowohl in Folge des unterschiedlichen Materials, als in Folge der größeren oder geringeren Sorgfalt bei der Zubereitung, giebt es eine Menge Sorten der Stärke, deren jede ihre besondere Bestimmung hat. Die beste Stärke wird von den Weibern als Schminke gebraucht. Um derselben einen Duft mitzutheilen, wird ihr gewöhnlich irgend ein wohlriechendes Pulver (meist von Gewürznelken, zuweilen mit Zimmt) beigemengt, oder man besprengt sie auch mit einem wohlriechenden Wasser.

2. Rothe Schminke.

Die rothe Schminke wird aus dem Saflor (Carthamus tinctorius) fast auf dieselbe Weise gewonnen, wie man bei uns die Farbe aus dieser Pflanze zieht. Nachdem man die Blüthen in kaltem Wasser gewaschen, übergießt man sie mit einer Lauge aus der Asche verschiedener Pflanzen, vorzüglich des Wermuths. Die Farbe wird viel klarer, wenn man die Lauge nicht zu scharf nimmt, und es wird deshalb angerathen, zwei Mal heißes Wasser auf die Asche zu gießen, dasselbe zu anderem Zwecke aufzubewahren, und zur Anfeuchtung der Blüthen erst die dritte Lauge zu verwenden. Sobald die Blüthen gehörig aufgeweicht sind, schüttet man sie in einen leinenen Sack und preßt sie aus; in die so erhaltene Flüssigkeit aber träufelt man ein wenig von irgend einer Säure. Gewöhnlich bedient man sich dazu des ausgepreßten Granatensaftes, statt seiner aber auch des Essigs, oder des gesäuerten Wassers, in welchem Reiß gekocht worden ist. Um den Niederschlag der Farbe zu befördern, fügt man etwas von der oben beschriebenen weißen Schminke oder Stärke hinzu, rührt

Alles wohl durcheinander und läßt es eine Nacht ruhig stehen. Am folgenden Tage gießt man das klar gewordene Wasser vorsichtig ab, und läßt die zu Boden gesunkene Farbe im Schatten trocknen.

Diese Farbe wird mit der weißen Schminke gemengt und als rothe Schminke gebraucht; sie wird auch der fetten Lippen-Pommade beigemischt, und endlich von den Malern anstatt des Carmins angewandt.

[illegible]

... gesetzt in der Wärme bleiben, und sich durch besondere Wärme [illegible], bis sich in den Näpfchen liegende eine geringe Masse bildet. Schließlich wird Alles an der Sonne getrocknet.

Auf diese Weise wird die Stärke aus den verschiedenen Arten des Kornes, aus dem Weizen, der Gerste und anderen Getreidearten bereitet, und je nach der Folge des unterschiedlichen Materials und in Folge der größeren oder geringeren Sorgfalt bei der Ausarbeitung giebt es sehr viele Sorten der Stärke, deren jede ihre besondere Benennung hat. Die beste Stärke wird von den Weibern als Schminke gebraucht. Um derselben einen Duft mitzutheilen, wird ihr gewöhnlich irgend ein wohlriechendes Pulver (meist von Veilchenwurzeln, zuweilen mit Zimmt) beigemengt, oder man besprengt sie auch mit einem wohlriechenden Wasser.

2. Rothe Schminke.

Die rothe Schminke wird aus dem Saflor (Carthamus tinctorius) fast auf dieselbe Weise gewonnen, wie man bei uns die Farbe aus dieser Pflanze zieht. Nachdem man die Blüthen in kaltem Wasser gewaschen, übergießt man sie mit einer Lauge aus der Asche verschiedener Pflanzen, vorzüglich der Weinrebe. Die Farbe wird klarer, wenn man die Lauge nicht zu scharf nimmt, und es wird deshalb angerathen, zwei Mal heißes Wasser auf die Blüthen zu gießen, dasselbe zu anderem Zwecke aufzuheben, und zur Ausziehung der Blüthen erst die dritte Lauge zu verwenden. Wenn die Blüthen gehörig aufgeweicht sind, schüttet man sie in einen leinenen Sack, preßt sie aus; in die so erhaltene Flüssigkeit aber tröpfelt man ein wenig von irgend einer Säure. Gewöhnlich bedient man sich hierzu des ausgepreßten Citronensaftes, bisweilen aber auch des Essigs oder des gesäuerten Wassers, in welchem Reis gekocht worden ist. Um den Niederschlag der Farbe zu befördern, legt man etwas von der oben beschriebenen weißen Schminke oder Stärke hinein, [illegible]

Bemerkungen

über

die Salz-Production in China.

Vom

verstorbenen Hieromonach

P. Zwehtkoff.

Bemerkungen über die Salzproduction in China.

(Mit Benutzung der Chinesischen Werke: Chu-bu-zse-li, Jan-Chuai-jan-fa-tschi und Chuan-tschao-zsin-schi-wen-bjan.)

Seit undenklichen Zeiten bildet die Salzproduction einen Gegenstand besonderer Sorgfalt für die Chinesische Regierung, und es muß hierbei bemerkt werden, daß schon in den entferntesten Zeiten der Salzbetrieb in China eben so hoch geachtet wurde, wie der Ackerbau. Bei Eröffnung der Arbeiten in den Salzwerken waren alljährlich die Fürsten selbst zugegen, und betheiligten sich persönlich bei der ersten Auskochung des Salzes; es kann daher nicht auffallen, wenn bei solcher Aufmerksamkeit und Aufmunterung von Seiten der Fürsten der Salzbetrieb, wie die Chinesischen Geschichtschreiber versichern, sehr rasch großartige Verhältnisse annahm und eine wichtige Quelle des Staatsreichthumes wurde. Im Alterthume wurde in China das Salz vorzugsweise durch Auskochung aus dem Seewasser gewonnen; in der folgenden Zeit jedoch, namentlich unter der Dynastie Tan (seit dem Jahre 620 nach Chr. Geb.), fing man an, das Salz aus dem Wasser der Landseen mittelst Austrocknens an der Sonne zu ziehen. Das Verfahren war höchst einfach. An den Seeufern grub man die Erde auf, legte Wasserbehälter an, und leitete durch besondere Canäle das Wasser aus dem See, oder auch aus dem Meere, in dieselben. Das Wasser trocknete aus, und das Salz blieb als Bodensatz zurück. Uebrigens folgte damals die Mehrheit der Salzsieder noch der alten Methode des Auskochens. Da aber der Erfolg hierbei hauptsächlich von der Beschaffenheit und der rechtzeitigen Zurichtung der Soole abhangt: so begannen in der Folge die Vorsteher des Chinesischen Salzbetriebes, von Zeit zu Zeit verschiedenartige Mittel zur Gewinnung der Soole auszusinnen. Seit dem Auftreten der Dynastie Schao-ßin-ßun (seit dem Jahre 1132 nach Chr. Geb.) ward folgende Methode,

die Soole zu bereiten, eingeführt. Der ganze Seestrand in der Nähe der Salzwerke wurde vermessen, und in eine Menge kleiner, regelmäßiger Vierecke getheilt; in jedem grub man die obere Erdschicht aus, bestreute den Boden mit Stroh, und schüttete die ausgegrabene Erde wieder darauf. Das hieß damals „ein Heerd" (Lju). Der größeste Heerd hatte nicht mehr als 2 Fuß Höhe und eine Klafter im Umfange; an den Seiten der Heerde aber wurden kleine Gruben für die abfließende Soole angelegt. Nachdem man so die Heerde angelegt hatte, schritt man dazu, sie mit Meerwasser zu begießen, und da dieses eine leichte Arbeit ist, so wurde sie den Weibern und den Kindern übertragen. Nach kurzer Zeit bildete sich im Innern des Heerdes allmählig die Soole und floß in die Bassins ab. Um den Grad ihrer Stärke zu prüfen, warf man Steinchen besonderer Art hinein: blieben diese auf der Oberfläche, so galt die Soole für gut; sanken sie unter, so hieß sie süß, und in letzterem Falle verließ man die Heerde, um andere Stellen mit geeigneterem Boden aufzusuchen. Die zum Auskochen taugliche Soole wurde sogleich in Eimer gegossen und nach den Betriebsheerden geschafft. Auf denselben waren große Kessel für die Auskochung eingemauert, und ihrer 3—5 gehörten immer zu einem Soolen-Heerde. Die Auskochung ging rasch und ununterbrochen von Statten: das fertige Salz wurde sofort aus den Kesseln herausgeschaufelt und neue Soole eingegossen, so daß in 24 Stunden gegen fünf Kessel Salz ausgekocht wurden. Dabei gab jeder Kessel 3—5 Dan (etwa 18 Pud) reines Salz. Seit dem 15. Jahrhundert nach Chr. Geb. wurde in allen Strand-Salzwerken folgende Methode zur Gewinnung der Soole angewandt. Man legte am Meeresufer Gruben an, legte Querbalken von Bambus über dieselben, bedeckte Alles mit Doppelmatten und streute Sand darauf. Bei jeder Morgen- und Abendflut wurde nun die Sanddecke vom Meerwasser bespült, und die salzige Flüssigkeit drang in das Innere der Grube. Sobald das Wasser sich vom Ufer zurückgezogen hatte, gingen die Salzsieder mit brennenden Strohbündeln hinaus, um die salzige Feuchtigkeit zu prüfen, und sie waren nur dann von ihrer guten Beschaffenheit überzeugt, wenn der salzige Dunst, welcher aus der Grube nach dem Feuer aufstieg, dasselbe auslöschte. Die so entstandene Soole wurde ausgeschöpft und in die Salzwerke geschafft, und aus ihr gewann man das Salz ungemein schnell. — Ungefähr um dieselbe Zeit fand man es

in den nördlichen Salzwerken am bequemsten, das Salz mittelst der Methode des Durchlüftens und der Austrocknung an der Sonne zu gewinnen.

Gegenwärtig, wie früher, nimmt der Salzbetrieb einen ehrenvollen Platz unter den Hauptquellen der Staatseinkünfte ein. Eine zahllose Menge von Salzsiedereien, auf verschiedenen Punkten des inneren China's verstreut, ist auf Anordnung der Regierung Privatpersonen überlassen; die oberste Leitung derselben aber, gleichwie auch die Beaufsichtigung des Salzverkaufes selbst, liegt besonderen Beamten ob, welche vom Finanzministerium ernannt werden. Diese Aufseher der Salzproduction liefern den Privatpächtern Kammerscheine für den Kauf und Verkauf des Salzes aus, und ziehen von ihnen die durch die Regierung festgesetzten Steuern ein. Jeder Pächter ist seinerseits gehalten, die Ordnung und den regelmäßigen Gang der Arbeiten in den Salzwerken strenge zu überwachen, und zu letzterem Zwecke ist bei je 10 Kochheerden ein Aeltester angestellt, welcher die Obliegenheit hat, außer der Beaufsichtigung der Arbeiter auch noch ein Journal zu führen, und zu vermerken, wann und von Wem namentlich eine gewisse Menge Salz gewonnen worden, und wie viel in Ausgang gekommen ist. Am Schlusse jedes Monats werden die Journale der Aeltesten durch besondere Personen revidirt, welche die Ortsbehörden aus dem Stande der Kaufleute wählen. Diese Revisoren sind gleichfalls verpflichtet, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zur Verfolgung und Ausrottung der Contrebande mitzuwirken.

Das Salz kommt gegenwärtig in China unter dreifacher Gestalt vor: als Meersalz, als Seesalz und als Brunnensalz. Das Meersalz wird entweder ausgekocht oder ausgetrocknet, und zwar in allen Küstenprovinzen, namentlich in Tschi-li, Schan-dun, an den Ufern der Flüsse Chuai und Tsche-zsjan, in Fu-zsjan und Guan-dun. Das (Land-) Seesalz wird in den Provinzen Schán-ßi, Gan-ßu und Schän-ßi gewonnen, und zum Theile auch aus den Ländern jenseit der Gränze eingeliefert: aus den Tschacharischen Weideplätzen, aus Ordos und aus Chuche-nor. Das Brunnensalz gewinnt man in Gan-ßu, Sui-tschuan und Jun-nan. Der Salzverkauf geschieht auf Grund von Scheinen, welche die Regierung ausgiebt. In der Provinz Tschi-li sind, nach Anordnung des Finanz-Ministeriums, jährlich 1,160,046 solche Scheine zum Verkaufe bestimmt, und jeder Schein giebt ein Anrecht

auf den Empfang von 300 Gin Salz.*) In Schan-dun werden 804,920 Scheine à 225 Gin ausgegeben; in den Salzwerken am Chuai und Tsche-zsjan bis 2,690,889 à 335—400 Gin; in Fu-zsjan 1,069,485 à 100—675 Gin; in Guan-dun und Guan-ßi 864,510 à 235—322 Gin. In Sui-tschuan wird die Zahl der Scheine nach dem Verbrauche des vorhergehenden Jahres bestimmt, und man hat dort zweierlei Scheine: à 5000 Gin für den Vertrieb zu Wasser, und à 400 Gin für die Ausfuhr zu Lande. In Gan-ßu werden jährlich 72,688 Scheine à 178—200 Gin ausgegeben. Beim Empfange der Scheine müssen sich die Pächter verpflichten, das Salz nur in den von der Regierung bestimmten Kreisen zu verkaufen, widrigenfalls sie vor Gericht gestellt und ihre Salzvorräthe confiscirt werden. Zugleich wird ihnen die festgesetzte Tare ausgehändigt, nach welcher sie den Verkauf zu betreiben haben. Diese Taren sind nicht überall gleich, sondern niedriger für die Gegenden in der Nachbarschaft der Salzwerke, höher, je nach der zunehmenden Entfernung. Im Allgemeinen kann man den Mittelpreis des Salzes in China auf 40 Tschoch für das Gin oder 2 Kopeken Silber für das Pfund anschlagen. Das Brunnensalz in Jun-nan und anderen Gegenden wird ebenfalls Pächtern, aus der Mitte der wohlhabenden Bauern, gegen eine bestimmte Abgabe überlassen; doch wird dieses Salz nicht nach einer bestimmten Tare, sondern zu beliebigen Preisen verkauft. Die Kron-Abgaben für sämmtliche Zweige des Salzbetriebes werden durch bestimmte Vorschriften regulirt, welche mit der Grundsteuer im Einklange stehen; sie machen gegenwärtig einen wichtigen Posten im Staats-Budget aus, denn die allgemeine Summe der Jahreseinnahmen aus den Salzscheinen u. s. w. erstreckt sich jährlich auf 5,745,000 Lan Silber (d. i. mehr als 12 Millionen Rubel Silber), was ¼ aller Staatseinkünfte repräsentirt.

Wir haben schon oben gesagt, daß gegenwärtig bei den Chinesen Meersalz, Seesalz und Brunnensalz im Gebrauche sei. In der bedeutendsten Menge wird das Meersalz gewonnen, woher man auch in den Chinesischen Schriften eine Menge Beschreibungen der Art finden kann, wie es erzeugt wird. Wir entlehnen aus ihnen einige Besonderheiten.

*) Ein Chinesisches Gin ist ungefähr 1 Pfund 12 Loth.

Die Salzsiedereien sind über die ganze Ausdehnung der Seeküsten China's verbreitet, und gelten für besser, oder schlechter, je nach der Eigenschaft ihres Salzes. In allen geschieht die Salzgewinnung zu einer bestimmten Frist, wie Gewohnheit und Zeit sie geheiligt haben. Nach den Vorstellungen der Chinesen gelten nämlich der 3., 4., 5. und 6. Monat (April bis Juli) als die für die Gewinnung des Salzes günstige Zeit, und sie versichern, daß in dieser Zeit, wann die Dünste der Erde aufsteigen, mit ihnen zugleich auch die salzige Feuchtigkeit in Bewegung komme. Im Herbste erkalten die Dünste allmählig, darum vermindere sich auch die Salzfeuchtigkeit nach und nach; im Winter aber verschwinden, des Frostes wegen, die Dünste gänzlich, und mit ihnen schwinde auch die salzige Feuchtigkeit. Aus diesem Grunde wird in den Salzwerken nur während der warmen Zeit gearbeitet, während des Winters dagegen größtentheils nicht. Zur Gewinnung des Meersalzes wenden die Chinesen zwei Methoden an: entweder kochen sie die Soole, oder sie lassen den salzigen Bodensatz an der Sonne austrocknen.

Beim Auskochen unterscheiden sie drei Perioden, deren technische Benennungen sind: Schai-choi (Austrocknung der Asche), Lin-lu (Durchfluß der Soole) und Fu-cho (das Kochen). Die vorbereitende Manipulation Schai-choi besteht in Folgendem: gleich am ersten Tage nach Eröffnung der Arbeiten auf den Salzwerken reinigt man die Strandplätze von den verschiedenen Gewächsen, und beginnt darauf, die obere Erdschicht aufzugraben und zu lockern; diese gelockerte Erde wird sodann mit Bambusstäben umgewühlt, bis sie fein und eben geworden ist. Nun trägt man Seewasser aus den künstlichen Behältern herbei, welche während der Meeresflut mit Wasser gefüllt sind, und benetzt mit ihm diese Erde, wie mit einem leichten Regen, jedoch überall gleichmäßig. Gegen Abend schaufelt man dieselbe auf die Seite, und formt aus ihr eine lange Hügelreihe, um sie gegen den Nachtregen zu schützen. Am folgenden Tage verfährt man mit ihr, wie am vorhergehenden, nur daß man sie schließlich an einen besonderen Ort zur Aufbewahrung schafft; doch wird sie bei klarem Wetter von Zeit zu Zeit immer wieder herausgenommen, und auf den Arbeitsplätzen getrocknet.

Sobald die Erde vollkommen zubereitet, d. h. durchaus mit Salztheilen geschwängert ist, tragen die Salzsieder sie in die Salz-

heerde. Diese Heerde haben die Form eines Kastens von 9 Fuß Länge, 2 Fuß Höhe, 6 Fuß Breite, gehen 3 Fuß in die Tiefe, und heißen Lju; neben jedem wird ein Brunnen von 8 Fuß Tiefe angelegt. Den Boden des Lju bestreut man mit faulem Holze, darauf mit feinem Bambus, auf diesen eine Lage Reisig, und zuletzt eine Lage Pflanzenasche. Hierauf wird die präparirte Erde hineingeschüttet, fest geschlagen und oben mit Reißstroh bedeckt. Auf dieses wird das Seewasser gegossen, welches durch sämmtliche innere Lagen dringt, und als Soole (Lu) in den Brunnen fließt. Jeder Heerd liefert in 24 Stunden mehr als 20 Dan (60 Pud) reine Soole; dieselbe wird aus dem Brunnen herausgeschöpft, und zum Auskochen auf die Kochheerde gebracht.

Die Auskochung des Salzes geht während der ganzen Arbeitsperiode ohne Unterbrechung vor sich. Bei jedem Heerde befinden sich mehrere Kessel von verschiedener Größe, welche theils zur Aufnahme der kalten Soole, theils zum Auskochen derselben dienen. Jede Auskochung beginnt um 11 Uhr Abends und währt bis 10 Uhr des folgenden Abends, und während dieser Zeit gewinnt man sechsmal Salz. Sobald die Soole anfängt einzutrocknen, wirft man Schooten von dem Baume Zsao-zsio (Gleditschia chinensis) in die Kessel, damit die Salztheile sich schneller vereinigen, und wann das Salz fertig ist, zeigen die wachthabenden Arbeiter dieses den andern an, damit es sogleich herausgeschaufelt werde, und die Kessel mit neuer Soole gefüllt werden. Aus 600 Gin der besten Soole erhält man durch Auskochen durchschnittlich 140 Gin reines Salz, welches die Chinesen „Feuersalz" (Cho-jan) nennen. Es erscheint in dreifacher Qualität und Farbe: weiß, dunkel und gelblich; das weiße ist das beste, das dunkele schlechter, und das gelbliche noch schlechter und von bitterem Geschmacke.

Die zweite Methode (die Durchlüftung und Trocknung des salzigen Bodensatzes an der Sonne) unterscheidet sich von der ersteren dadurch, daß die Soole nicht gekocht, sondern in besondere, gepflasterte Behälter gegossen und der Sonne und dem Winde überlassen wird. Zur völligen Austrocknung reichen im Sommer 2, zu anderer Zeit 3—4 Tage hin, und zwar begünstigt der Nordwestwind dieses Geschäft ganz eben so, wie die Strahlen der Sonne; bei widrigen Winden dagegen und bei Regenwetter erhält man gar kein Salz.

Die Gewinnung des Salzes aus den Landseen hat nichts Eigenthümliches; wir haben deshalb nur noch vom Brunnensalze zu reden.

In den südwestlichen Provinzen China's zieht man das Salz aus dem Schooße der Erde, indem man tiefe Brunnen gräbt, und zwar geschieht dieses nur in den Gebirgsgegenden. Die Soole wird mittelst Bambusröhren aus solchen Brunnen geschöpft und durch steinerne Rinnen in die Siedereien geleitet. Die Construction der Brunnen, sowie die Art, das Brunnensalz zu gewinnen, sind ziemlich merkwürdig.

Die Bohrung der Brunnengrube geschieht mittelst eines hölzernen Pfahles, welcher an dem einen Ende mit Eisen beschlagen, an dem anderen mit einem Stricke versehen ist. An dem Stricke hält man ihn, indem man ihn in die Erde schlägt, von Zeit zu Zeit die Grube anfeuchtend, damit das Bohren leichter von Statten gehe. So dringt man bis zur Salzquelle vor, d. h. in eine Tiefe von 20—30, zuweilen sogar 100 Klaftern. Ist der Brunnen fertig, so wird dicht neben ihm ein Krahn aufgestellt zum Niederlassen und Heraufziehen des Eimers, d. i. einer Röhre, welche aus abgehäutetem Bambus verfertigt ist. Diese Röhre ist innen leer, oben offen, und unten mit einem ledernen Ventile versehen, welches sich öffnet, um das Salzwasser am Boden des Brunnens einzulassen, und beim Aufwinden sich von selbst schließt. Krahn und Röhre hangen durch starke Taue mittelst eines sich drehenden Querbalkens zusammen. Gewöhnlich wird der Krahn durch Ochsen in Bewegung gesetzt, welche im Kreise gehen, nach dieser oder nach jener Seite, schnell oder langsam, je nachdem der Eimer auf- oder niedersteigt. Sämmtliche Verrichtungen beim Ausschöpfen gehen nach Signalen oder Schlägen auf hölzerne Tafeln vor sich. Die auf solche Weise gewonnene Brunnen-Soole strömt durch die Leitungsrinne unmittelbar in die Fabrik-Kessel, in denen sie gesotten und in reines Salz verwandelt wird. Statt des Feuerungsmateriales beim Auskochen des Salzes bedient man sich meist der Gas-Ausströmungen aus der Erde, welche ebenfalls durch Brunnen gewonnen werden, und von verschiedener Stärke sind; von den Gasbrunnen werden Bambusröhren zu den Kesseln geleitet, und dort das Gas, welches aus Oeffnungen hervorströmt, angezündet. Es giebt eine weiße und eine röthliche Brunnensoole: die weiße oder die reinste

giebt weißes Salz in großer Menge und von stark salzigem Geschmacke; aus der rothen erhält man weniger und überdies etwas süßliches Salz. Die Menge des Salzes hangt auch hier wieder vom Grunde der Erde und vom Wetter ab.

Da in China die Menge der müßigen Hände groß ist, so giebt es bei den Brunnen-Salzwerken, wie überhaupt in jeder Chinesischen Fabrik, eine zahlreiche Menge von Arbeitern, deren jedem irgend eine Verrichtung in dem Betriebe übertragen ist. Da haben besondere Leute die Aufsicht über die Brunnen, das Vieh, den Krahn, die Taue, die Signaltafel, die Leitungsrinnen, die Siedereien, die Kessel, das Feuer, das Viehfutter; auch Aerzte sind da, Zimmerleute, Schmiede und andere Handwerker. Diese ganze Bevölkerung steht unter den Fabrik-Pächtern, welchen der Verkauf des Salzes an Ort und Stelle, so wie dessen Vertrieb in entferntere Gegenden übertragen ist. Zu letzterem Zwecke ertheilt man besondere Scheine für die Salzausfuhr auf trockenem, oder auf nassem Wege. Außer den eigenen Bewohnern von Jun-nan, Sui-tschuan und Gan-ßu benutzen das Brunnensalz auch die Bevölkerungen von Chu-tschou, Chu-nan, Chu-bei und zum Theile die Fremden, welche unter den Namen Fan und Man bekannt sind.

Nach den Beobachtungen der Chinesen wird das Brunnensalz zu Zeiten feucht und trocknet dann wieder; es kann hart werden und auseinander fallen; es theilt der Speise Geschmack mit und nimmt ihr denselben; es vertreibt Feuchtigkeit und ruft dieselbe hervor. Dieses Salz preßt die inneren Theile zusammen und verursacht Schwindsucht; zuweilen entstehen durch seinen übermäßigen Gebrauch Magenbeschwerden. Die Fremden bedienen sich des rothen Salzes, und es leiden in Folge dessen Viele von ihnen an Kröpfen (struma).

Die
Cultur des Schan-jao
(Dioscoraea alata Linn.)

(Kartoffel).

Von

J. Goschkewitsch.

Die Cultur des Schan-jao (Dioscoraea alata Linn.) (Kartoffel).

Der Schan-jao ist ein Gewächs, welches zur 6. Klasse (Dioecia) des Linné'schen Systems gehört. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ihn gehörig zu untersuchen, und weiß nur, daß diese Pflanze sich mit sitzenden Blättern (sessilia), welche an den Seiten große Auswüchse haben, fortwindet. Die Blüthen (männliche?) befinden sich an den Enden der Zweige und sind traubenförmig geordnet. An manchen Zweigen, zwischen den Blättern und dem Stengel, bilden sich kleine Knollen, welche der Kartoffel gleichen, und mittelst deren man dieses Gewächs fortpflanzen kann. Seine Wurzel ist weiß, zart, behauptet in der Chinesischen Küche einen ehrenvollen Platz und tritt in die Composition vieler Schüsseln ein; selbst einfach in Wasser gekocht, liefert sie eine schmackhafte und gesunde Speise.

Der Schan-jao liebt einen leichten, lockeren und tiefen Boden, und die Chinesen ziehen ihn deshalb meist in den Gemüsegärten, in welchen die Erde tiefer umgegraben und besser gedüngt ist. Das für den Schan-jao bestimmte Land pflügt oder gräbt man im Anfange des Frühlings einen Fuß tief und düngt es sodann, welches Letztere genau eben so geschieht, wie für die übrigen Früchte, indem man entweder den Acker ebnet, den Dünger darauf streut und unterpflügt, oder indem man den Dünger unter den Pflug streut, d. h. ein Mensch pflügt zwei Zoll tief, und ein anderer streut hinter ihm den Dünger in die Furche. Das zweite Verfahren wird vorgezogen, weil bei demselben der gesammte Dünger in einerlei Tiefe zu liegen kommt. Uebrigens wenden die Chinesen zur Düngung im Allgemeinen thierische Excremente in Pulverform an.

Zur Aussaat des Schan-jao schreitet man, sobald keine Fröste mehr zu erwarten sind, was hier in der zweiten Hälfte des März der Fall ist; denn wenn zu der Zeit, da die Keime hervorbrechen, Frost eintritt, so stirbt die Pflanze zwar nicht, kann aber erheblich leiden und giebt eine weniger reichliche Ernte. Gewöhnlich säet man Wurzeln aus. Zu dem Ende wird die Wurzel in Stücke von einem

halben Fuß Länge zerschnitten; darauf zieht man eine Furche und legt diese Stücke — unter Abständen von einem halben Fuß — in dieselbe. Die Furchen dürfen nicht tiefer sein, als daß die hineingelegten Wurzeln einen halben Zoll hoch mit Erde bedeckt werden und müssen außerdem etwa acht Zoll von einander entfernt sein. Es können auch die Knollen, welche an den Stengeln der Pflanze wachsen, ausgesäet werden, allein in diesem Falle gelangen die Wurzeln zu keiner bedeutenden Entwickelung und man wendet diese Methode nur da an, wo man den Schan-jao überhaupt zum ersten Male aussäet; auch werden in diesem Falle die Wurzeln, welche im ersten Jahre gewachsen sind, bei der nächsten Frühlingsaussaat ungetheilt in die Erde gelegt.

Sobald die Pflanzen aufgegangen und einen Zoll lang geworden sind, jätet man rings um sie her das Unkraut aus und bricht die überflüssigen Triebe weg, falls aus einer Wurzel ihrer mehrere zu dicht beisammen hervorgebrochen sind. Gleichzeitig steckt man auch Stäbe zwischen die Pflanzen und bindet, damit der Wind sie nicht umwerfe, je vier oben zusammen.

Demnächst verursacht die Pflanze bis zum Herbste keine weitere Mühe, mit Ausnahme des Begießens in zu trockenen Sommern, zu welchem Zwecke man zwischen den Pflanzenreihen schmale Rinnen anlegt und von Zeit zu Zeit mit Wasser füllt. Im Herbste, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden und zu welken, werden die Wurzeln ausgegraben. Dieses ist die schwerste Arbeit in der Cultur des Schan-jao, denn bei der gewöhnlichsten Ernte sind seine Wurzeln drei Fuß lang, erreichen aber, wie hiesige Landleute versichern, unter günstigen Umständen und in gutem, tiefem Boden eine Länge von acht Fuß und mehr. Da sie nun ziemlich spröde sind, so muß auch eben so tief gegraben werden, wie sie in den Boden eingedrungen sind; gewöhnlich beginnt man hiermit an dem einen Rande und gräbt nach und nach das ganze besäete Stück um.

Diese Umgrabung ist zugleich für die folgenden Aussaaten des Schan-jao von Nutzen, da derselbe auf einer und derselben Stelle mehrere Jahre nach einander gebaut werden kann.

Während des Winters bewahrt man diese Frucht in großen Gruben auf, bedeckt sie mit Stroh und schüttet einen mäßigen Erdhügel darüber.

Ueber die Seidenzucht.

(Aus dem Chinesischen übersetzt.)

Von

J. Goschkewitsch.

Vorbericht des Uebersetzers.

Die Nachrichten über den Chinesischen Seidenbau haben gerade jetzt eine besondere Wichtigkeit gewonnen, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Zweig der Gewerbsthätigkeit gerichtet ist; und ich meine deshalb, es werde die hier mitgetheilte Uebersetzung einer kleinen Chinesischen Abhandlung über diesen Gegenstand nicht überflüssig erscheinen. Die Chinesische Schrift ist im Jahre 1818 geschrieben, folglich weit jünger, als jenes Werk, welches jüngst bei uns aus dem Französischen übersetzt worden ist, und welchem sie in gewisser Beziehung als Ergänzung dienen kann. Ihr Verfasser, Tschou-tschun-schun, ist in Tsche-zsjan, d. h. einer derjenigen Provinzen, welche die Seidenzucht zu den reichsten gemacht hat, geboren, hat einen großen Theil seines Lebens daselbst zugebracht und dieses Werkchen auf Grund eigener Erfahrung geschrieben. Eines solchen Mannes Bemerkungen aber dürften nicht ohne Bedeutung sein.

Vorrede des Verfassers.

Die Cultur des Maulbeerbaumes ist dasselbe, was der Getreidebau. Nur muß man das Getreide alljährlich säen, während die Maulbeerbäume, wenn sie aufschießen und einen Hain bilden, jedes Jahr ihre Blätter liefern. Und die Zucht der Seidenwürmer ist genau dasselbe, was die Linnenweberei; nur kann man nicht anders weben, als so, daß man zuvor die Kette gehörig zugerichtet hat: zieht man aber Seidenwürmer, so spinnen sie ihre Cocons selbst, und man hat dieselben nur abzuwickeln. Dieses Werk ist leichter, als jenes! Doch wie? Im Kreise Schun-tschan (in der Provinz Sui-tschuan) treibt man seit langer Zeit Ackerbau und Linnenweberei: nur an den

Seidenbau hat man nicht gedacht. Man sagt, die Bodenbeschaffenheit sei in Sui-tschuan nicht der Art, daß die Maulbeere gedeihen könne. Dieser Einwand entbehrt aber jedes Grundes; denn Wem ist nicht bekannt, daß hier vor langer Zeit 800 Maulbeerbäume standen? Wiederum sagen sie, die Sui-tschuan'schen Weiber könnten keine Seidenwürmer ziehen. Aber auch dieses ist ungegründet. Die Zucht der Seidenwürmer ist den Weibern genau eben so angemessen, wie den Männern der Ackerbau. Giebt es nun wohl irgendwo in der Welt Männer, welche den Acker nicht pflügen könnten? Und sollten darum Weiber zu finden sein, welche keine Seidenwürmer ziehen könnten? Man muß nicht sagen, dieses oder jenes Volk könne irgend Etwas nicht thun, sondern dasselbe verstehe nicht, es auszurichten.

Ich bin in der Provinz Tsche-zsjan geboren, und habe einen großen Theil meines Lebens daselbst zugebracht, und zwar in einem Flecken, welcher verpflichtet war, Seide von 8 Cocons *) an die Schatzkammer zu liefern, und wo mithin die Maulbeer-Cultur und die Zucht der Seidenwürmer eine ganz gewöhnliche Sache und Allen vollkommen bekannt ist. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die aus dem ausgestreuten Maulbeersamen aufgegangenen Bäumchen im dritten Jahre umgesetzt, und nach abermals drei Jahren gepfropft werden können. Hat das Pfropfreis die Stärke eines Armes erreicht, so bedeckt es sich dicht mit großen Blättern, und der schlechteste Baum giebt jährlich 30—40 Gin **) Blätter. Eine Würmermenge aber, welche 150—160 Gin Blätter frißt, giebt 1 Gin Seide: wer folglich fünf Bäume besitzt, der kann so viel Würmer füttern, daß er 1 Gin Seide erhält; und wer 50 Bäume hat, der kann Würmer, für 10 Gin Seide hinlänglich, ernähren. Dabei brauchen die Würmer vom Augenblicke ihrer Geburt bis zu der Zeit, da sie Cocons spinnen, nicht mehr, als einen Monat: ist also der Vortheil des Seidenbaues vor dem Ackerbau nicht augenfällig? nicht augenscheinlich sein Vorzug vor dem Weberhandwerke? Leider begreifen die Bewohner von Schun-tschan nicht den ganzen Nutzen, welcher sich aus der Maulbeer-Cultur ziehen läßt. Wann, nachdem die Blätter eingesammelt worden, neue wachsen, kann man Kühe und

*) D. h. Seide, deren Faden aus 8 Cocons abgewickelt wird, oder aus 8 Fäden des Seidenwurmes zusammengedreht ist.

**) Ein Gin = 1 Pfund 12 Loth.

Schafe mit ihnen füttern; die unnützen Blätter und Zweige kann man statt des Brennholzes gebrauchen; die äußeren Flocken, welche die Cocons bedecken, lassen sich als Watte verwenden, und aus den verdorbenen Cocons spinnt man die Fäden heraus, und webt aus ihnen gröbere Stoffe; die Excremente der Würmer und die Puppenhäute sind ein vorzügliches Düngungsmittel für die Felder. Uebrigens lassen sich sämmtliche Vortheile, welche dem Ackerbauer aus der Zucht des Seidenwurmes erwachsen, nicht in wenigen Worten darlegen.

Ich wohne hier über ein Jahr, und habe in meiner dienstfreien Zeit Alles geprüft, was Andere über diesen Gegenstand geschrieben haben; ich habe mir in's Gedächtniß gerufen, was ich selbst früher gehört und gesehen, und so ist das in vier Kapitel getheilte Werkchen „der nothwendigsten Bemerkungen über die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenwürmer" entstanden.

Nach seiner Beendigung habe ich dieses Buch ungesäumt drucken lassen, um sämmtlichen hiesigen Einwohnern die Möglichkeit zu verschaffen, dasselbe zu lesen. Wenn sie es aufmerksam ansehen, so werden sie sich selbst überzeugen, daß weder der hiesige Boden so beschaffen ist, daß er keine Maulbeerbäume tragen könnte, noch die Weiber solcher Art, daß sie nicht sollen Seidenwürmer ziehen können. Die hiesigen Männer treiben Ackerbau, die Weiber Weberei: mögen diese, wie jene, mit ihrer Beschäftigung noch die Seidenzucht verbinden. Mir bleibt nur übrig, ihnen in solchem Thun aufrichtig Erfolg zu wünschen.

Ueber die Seidenzucht.

Capitel I.

Von der Cultur des Maulbeerbaumes.

Aussaat der Maulbeere. Im ersten Monate (Februar)*) muß man ein kleines Stück Landes auflockern, flache Furchen ziehen und mit Mistjauche übergießen; darauf wählt man reife, schwarze Beeren aus, säet sie in die Furchen und bedeckt sie leicht mit Erde;

*) Das Chinesische Jahr beginnt nicht immer zu derselben Zeit, sondern frühestens am 9. (21.) Januar, und spätestens am 8. (20.) Februar.

so oft es trocken wird, begießt man es mit Wasser. Im dritten Monate (April) zeigen sich unfehlbar Keime, welche in 2 Jahren die Stärke eines Fingers und eine Höhe von 3—4 Fuß erreichen. Im dritten Jahre wird man sie schon verpflanzen können.

Hat ein junger, noch niedriger Maulbeerbaum nahe am Erdboden einen langen Schößling, so wartet man, bis er sich dicht belaubt hat, biegt ihn alsdann nieder und bedeckt ihn mit Erde, indem man nur die jungen Nebenschößlinge draußen läßt. Jeder dieser Schößlinge bildet in der Folge einen besonderen Baum, und sie werden schon im nächsten Jahre 2—3 Fuß hoch.

Gegen den 10. März müssen den alten Bäumen die Zweige beschnitten werden, den jungen Bäumchen aber schneidet man die Wipfel ab, so daß sie etwas über 2 Fuß hoch bleiben.

Wo man auch die Bäume pflanze: sie müssen unter allen Umständen 5, 6, 10 Fuß und noch weiter von einander abstehen.

Man pflanzt sie so: auf den Boden einer Grube von 1 Fuß Tiefe legt man verfaulten Dünger, mit Wasser gemengt, und setzt den Baum hinein; darauf füllt man die Grube wieder mit Erde, tritt dieselbe gehörig fest, und begießt sie mit Mistjauche. Das auf solche Weise gepflanzte Bäumchen kommt unfehlbar fort.

Da in der Provinz Sui-tschuan der Boden ziemlich fruchtbar ist, so kann man auch einfach im Frühlinge Zweige vom Maulbeerbaume abschneiden, und jeden besonders in die Erde stecken.

Das Pfropfen des Maulbeerbaumes. Wenn die jungen Bäume drei Jahre nach ihrer Verpflanzung viel Beeren und wenig Blätter tragen, so gelten sie für unedel, und man muß sie mittelst des Propfens nöthigen, mehr Blätter und weniger Beeren zu geben. Zu dem Ende schneidet man in der ersten Hälfte des März von einem guten Maulbeerbaume einen 5—7 Zoll langen Schößling ab, und schneidet mit einem scharfen Messer dessen unteres Ende schräg. In die Rinde des zu pfropfenden Bäumchens werden 7 Zoll, oder 1 Fuß und mehr über dem Erdboden zwei Einschnitte gemacht, welche einen nach unten geöffneten spitzen Winkel bilden und etwa ½ Zoll lang sind; sodann schlägt man die Rinde zurück und steckt das Pfropfreis geschwind hinein, mit dem Schnitte nach außen gekehrt, damit der von beiden Seiten hervorquellende Saft die Rinde und das Reis zusammenklebe. Diese Stelle muß hierauf

mit Thon bestrichen, von außen mit dünnen Bambusbrettchen bedeckt und stark mit Lindenbast umwickelt werden. Gegen den 25. März wird das Pfropfreis anfangen, zu wachsen; im folgenden Jahre treibt es Schößlinge, und es muß alsdann das Stämmchen über ihm gänzlich abgeschnitten werden; in 2—3 Jahren aber wächst ein großer Baum von guter Qualität heran.

Das Beschneiden des Maulbeerbaumes. Wann die Zeit kommt, da die Würmer der ersten Brut zu füttern sind, muß man nur die Blätter abpflücken, die Zweige jedoch unberührt lassen, damit sie sich zu ihrer Zeit abermals belauben können. Sobald aber für die Würmer der zweiten Brut Futter erforderlich ist, schneidet man die Enden der Zweige sammt den Blättern ab, und zwar 1—2 Fuß vom Aste entfernt. Davon müssen aber einige der stärksten Zweige ausgenommen bleiben, und ihnen sämmtliche Blätter gelassen werden. Will man keine zweite Brut haben, so müssen schon beim ersten Male alle dichte Zweige beschnitten werden, und ist es zu dieser Zeit nicht geschehen, so muß man unfehlbar im ersten Monate des folgenden Jahres alle Bäume verschneiden. Jeder beschnittene Zweig muß noch 1—2 Fuß lang bleiben.

Die Düngung des Maulbeerbaumes. Das Gras, welches um die Maulbeerbäume her wächst, ist unbedingt auszuraufen, und alljährlich im März, August und December Dünger unter dieselben zu streuen. Für jeden Boden eignet sich jeglicher Dünger, — vom Rindviehe, von Schafen, von Pferden; im Allgemeinen aber düngt man den Maulbeerbaum am besten mit menschlichen Excrementen. Eben so sind alte Watte, Spühlicht, Abfälle von Hülsenfrüchten u. dgl. dazu geeignet.

Vertilgung des Ungeziefers. Ein vom Ungeziefer ausgesogener Baum muß mit der Zeit verdorren, daher ist es erforderlich, in der Mußezeit sämmtliche Bäume sorgfältig zu besichtigen: zeigt sich auf dem einen oder dem anderen der Abgang des Ungeziefers, so ist dieses ein Zeichen seiner Anwesenheit. Wenn das Loch tief gefressen ist, muß man es ausmeißeln: wenn es nicht tief ist, wird es genügen, mit einem Drahte hineinzufahren, um das Insect zu tödten. Diese Mühe wird durch das Gedeihen der Bäume belohnt werden, und keiner von ihnen wird seine Blätter verlieren und vertrocknen.

Capitel II.

Von der Zucht der Seidenwürmer.

Abwaschung des Saamens.*) Ihren Saamen läßt man die Seidenwürmer gewöhnlich auf dickes, weiches Papier **) legen. Vor allen Dingen muß man nun am zwölften Tage des zwölften Monats (welcher gewissermaßen für den Geburtstag der Seidenraupen gilt) das Papier mit dem Saamen wägen, und, wenn derselbe von Würmern herrührt, welche durch Kalk ausgebracht sind, auf jedes Lan Papier mit Saamen 3 Tschin ***) Kalk nehmen, in so viel Wasser auflösen, daß die Auflösung etwas mehr, als eine Theetasse füllt, und stehen lassen, bis es erkaltet. Darauf füllt man eine irdene Schaale zur Hälfte mit warmem Wasser, †) breitet auf dessen Oberfläche das Papier mit dem Saamen aus, gießt die Kalk-Auflösung sammt dem Bodensatze auf das Papier aus, und befeuchtet dasselbe von oben, indem man das Wasser mit der Hand schöpft.

Rührt der Saame von Würmern her, welche durch Salz ausgebracht sind, so löst man in einem Weinglase voll Wasser 2 Tschin Kochsalz ††) auf, breitet, wie vorher, das Papier auf dem warmen Wasser aus, begießt es mit dieser Auflösung und benetzt es, mit der Hand das Wasser schöpfend, von oben.

In beiden Fällen nimmt man nach Verlauf einer Stunde das Papier vom Wasser hinweg, und läßt es in einem Siebe 3 Tage und 3 Nächte auf dem Dache des Hauses trocknen, worauf man es an einem kühlen und trockenen Orte aufhängt.

Bedeckung des Saamens. Am 22. oder 23. März muß man das Papier mit dem Saamen abnehmen, dasselbe ausbreiten, und auf den Saamen 1—2 Blätter reines Papier decken, welches zuvor an der Sonne getrocknet worden; darauf legt man es wieder

*) Wenn der Saame ungleichartig ist, so entwickeln sich aus ihm die Würmer nicht zu gleicher Zeit: durch die Abwaschung mit Salz- oder Kalkwasser sterben die schwachen, und die guten bleiben allein übrig. (D. Verf.)

**) Man kann auch weiße Leinwand dazu gebrauchen. (D. Verf.)

***) D. h. ungefähr den dritten Theil vom Gewichte des Papieres mit Saamen.

†) Dasselbe darf nicht zu heiß sein, damit der Saame nicht getödtet werde. (D. Verf.)

††) Zwei Tschin Salz kommen auf 1 Lan Papier mit Saamen, was gerade den fünften Theil ausmacht.

ordentlich zusammen, bedeckt es warm mit seidener oder gewöhnlicher Watte und bringt es an einen warmen Ort.

Das Nest des Saamens. Im Anfange des Aprils, wann die Maulbeerblätter etwa die Größe einer Kupfermünze erreicht haben, wählt man einen von den Tagen aus, welche im Kalender mit den Buchstaben Kai, Schou, Tschen und Man bezeichnet sind, nimmt das eingehüllte Papier mit dem Saamen und trägt es während des Tages an seinem Leibe, über Nacht aber legt man es neben sich. Wenn nämlich der Saame von der Wärme des menschlichen Körpers durchdrungen wird, beginnt allmählich das Leben sich in ihm zu regen.

Belebung des Saamens. Oeffnet man nach 2—3 Tagen das Nest und betrachtet es genau, so zeigt sich, daß an manchen Stellen der Saame eine grünliche Färbung angenommen hat: das sind belebte Körner.*) Sobald man dieses bemerkt, muß man das Nest schleunigst wieder gut zusammenwickeln. Sind sämmtliche Saamenkörner ohne Ausnahme grünlich geworden, so sind sie alle belebt, und man braucht sie nicht länger bei sich zu tragen, sondern es genügt, daß man sie wohl in Watte hülle und an eine trockene und warme Stelle lege.

Das Auskommen der Würmer. Drei Tage nach dem Erscheinen des ersten Wurmes, d. h. gegen den 10. April, werden sämmtliche Würmer ausgekommen sein. Bis dahin bedurfte es noch keiner Fütterung; nun aber muß man die Blätter der wilden Hagebutte einsammeln, trocknen, fein zerreiben und dieses Mehl auf das Papier mit den Würmern**) streuen. Sobald die noch in den Schaalen gebliebenen Würmer den Duft der Blätter spüren, kommen sie höchstens im Laufe von zwei Stunden sämmtlich hervor. Dann muß man sie sogleich mittelst eines dünnen, abgerundeten Stäbchens in eine reine glasirte Schüssel oder auch in eine mit Papier beklebte Mulde legen, jedoch nicht zu dicht bei einander, weil sie rasch wachsen, und die in

*) Der Saame besteht aus einer dünnen Haut, welche mit einer hellen, durchsichtigen Flüssigkeit angefüllt ist, und hat ursprünglich die Farbe des Kaffee's; sobald er aber anfängt, sich zu beleben, verwandelt sich diese Farbe in eine grünliche, weil die Flüssigkeit selbst sich zum Wurme umwandelt. (D. Verf.)

**) Das Papier mit den Würmern muß auf einem Siebe glatt ausgebreitet sein und an einem hellen Orte stehen. (D. Verf.)

der Nähe eines jeden liegenden Blätter sonst nicht hinreichen würden. In dieser Zeit kann man die Würmer auch wägen, um zu erfahren, wie viel Blätter sie in der Folge nöthig haben werden. *)

Fütterung der Würmer. Man legt ein Dutzend Maulbeerblätter zusammen, schneidet die Stengel ab und zertheilt sie in schmale Bändchen, wie Fadennudeln. Darauf trennt man sie mittelst eines zugespitzten Stäbchens von einander und füttert die Würmer langsam.

Beseitigung des Abganges. So oft die Würmer Blätter fressen, bildet sich eine Lage Abgang, bestehend aus den Excrementen der Würmer und aus den Ueberresten der Blätter. Dieser muß vom ersten bis zum großen Schlafe täglich fortgeschafft werden; unterläßt man es nur einen Tag, so häuft sich eine dicke Lage Abgang auf, welche sich erhitzt und durch ihre Ausdünstungen die Würmer krank macht, was sich jedenfalls offenbart, wenn dieselben völlig ausgewachsen sind. **)

Der erste Schlaf. Sieben oder acht Tage, nachdem die Würmer ausgekrochen sind, tritt ihr erster Schlaf ein. Vor dem Einschlafen fressen die Würmer drei oder vier Portionen Blätter auf ein Mal, so daß das Futter, welches man ihnen vorlegt, fast in demselben Augenblicke verschwunden ist. Sobald sie gesättigt sind, lassen sie gewöhnlich Seide auf die Oberfläche der Blätter und bleiben sodann einige Zeit mit aufgehobenem Kopfe, gleichsam erstarrt. Jetzt muß man ungesäumt allen Schmutz fortschaffen, und eine dünne Lage fein gehackten Kohles oder zerschnittener Blätter aufstreuen, ***) darnach aber die Würmer nicht mehr füttern und die Mulde, in welcher sie sich

*) Eine Würmermenge, welche in dieser Periode 1 Tschin wiegt, frißt während ihres ganzen Lebens 160 Gin Blätter. Manche Würmer fressen auch etwas mehr. (D. Verf.) Das Chinesische Tschin beträgt 1,2 Solotnik ($\frac{3}{5}$ Loth), und 160 Gin machen 220,7 Russische Pfunde aus. Folglich verlangt ein Quantum Seidenwürmer, welches 1 Solotnik ($\frac{1}{2}$ Loth) wiegt, ungefähr 4 Pud 24 Pfund (184 Pfund) Blätter.

**) Diese Krankheit äußert sich auf mancherlei Weise: entweder zeigen sich an ihrem Leibe gelbe Blättchen (Schuppen), oder am Kopfe und auf dem Rücken längliche oder runde schwarze Flecke; zuweilen bedeckt sich der ganze Leib mit schwarzen Flecken. Solche Würmer fressen eben so viel Blätter, wie die gesunden, allein sie sind der Organe beraubt, welche die Seide produciren. (Der Verf.)

***) Zu dieser Zeit werden schon manche Würmer eingeschlafen sein. (Der Verf.)

befinden, auch nicht weiter anrühren. *) Desgleichen muß man die Würmer vor dem Winde, besonders dem Nordwestwinde schützen. So muß man sie denn mit der höchsten Vorsicht an einen bedeckten Ort tragen und warten, bis sie den Mund herausstrecken. **) Ehe alle Würmer vollständig eingeschlafen sind, verstreichen 24 Stunden, von dem Augenblicke an gerechnet, da sie angefangen haben, Seide auf die Blätter zu lassen. Finden sich nach Verlauf dieser Zeit noch Würmer, welche nicht eingeschlafen sind, so muß man sie mit einem Stäbchen herausnehmen und wegwerfen; die eingeschlafenen aber reinigt man leicht von Schmutz, legt sie in eine reine, mit Papier ausgeklebte Mulde und bestreut sie mit Kleie. ***) Zu dieser Zeit sind die Würmer so dick, wie ein Faden und ½ Linie lang.

Erste Häutung. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Versetzung fangen die Würmer an, sich langsam zu häuten. Ist dieses bei allen geschehen, so werden die abgelegten Häute und der übrige Abgang mit Seide bedeckt sein: das ist ein Zeichen, daß ihre Kinnbacken hinreichend gekräftigt sind, und daß es Zeit sei, sie zu füttern. †) Im Allgemeinen darf man nicht früher anfangen, sie wieder zu füttern, als 48 Stunden nachdem sie eingeschlafen sind. Am folgenden Tage muß man den Schmutz fortschaffen, und wenn sich zeigt, daß die Würmer zu nahe bei einander liegen, sie ausbreiten. Fortan aber muß man täglich reinigen und die Würmer etwas von einander entfernen. ††)

Zweiter Schlaf. Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Schlafe ist die wichtigste Periode im Leben der Seiden-

*) Stößt Jemand unvorsichtig an die Mulde, so erschrecken die Würmer, ziehen den Mund ein und haben nicht mehr die Kraft, ihn wieder herauszustrecken. (Der Verf.)

**) Da, wo sich ihr Mund befindet, ist ein kleines Horn von dunkeler Farbe bemerklich: dieses ist ein Zeichen, daß der Mund hervorgestreckt ist. (Der Verf.)

***) Dieses ist deswegen nöthig, damit die Kleie die Feuchtigkeit aufsauge, welche sich unmittelbar nach der Häutung auf dem Leibe der Würmer befindet. (Der Verf.)

†) Jetzt dürfen die Blätter schon größer geschnitten werden. (Der Verf.)

††) Nach jeder Fütterung wachsen die Würmer, und wenn man sie nicht von einander entfernt, so werden viele von ihnen nicht die nöthige Menge Blätter finden und können vor Hunger erkranken. (Der Verf.)

würmer *). Gewöhnlich tritt der zweite Schlaf vier Tage und vier Nächte nach der ersten Häutung ein; bei warmer Witterung aber schlafen die Würmer zuweilen auch einen Tag früher ein, weshalb man beständig nach ihnen sehen, und sie hinreichend füttern muß. Jede Unachtsamkeit in dieser Zeit bringt Schaden für die Folge, und vor allen Dingen dürfen die Würmer keinen Augenblick ohne Futter bleiben: **) sogar des Nachts müssen zwei Menschen sich ablösen, um sie unaufhörlich zu füttern. ***) Die Erscheinungen, welche mit dem zweiten Schlafe verbunden sind, gleichen denen des ersten durchaus, und es werden die Würmer in dieser Periode 1 Linie lang, und so dick, wie ein Baumwollen-Faden.

Zweite Häutung. Der ersten gleich, ist sie gewöhnlich in 24 Stunden beendet, und auch dieses Mal darf die Fütterung nicht früher beginnen, als bis die Kinnbacken der Würmer stark genug sind. Hat man sie indeß dreimal gefüttert, so kann man ihnen schon unzerstückte Blätter geben, nur muß man dieselben gleichmäßig ausbreiten; nach 24 Stunden darf man selbst junge Zweige unter die Blätter mischen. †) Die übrige Behandlung ist genau dieselbe, wie zur Zeit der ersten Häutung.

Dritter Schlaf. Spätestens 72 Stunden nach der zweiten Häutung tritt der dritte Schlaf ein. Erscheinungen und Behandlung sind genau dieselben, wie bei dem zweiten Schlafe, und es werden in dieser Zeit die Würmer 2 Linien lang, und so dick, wie ein Hanffaden. Würmer, welche nach 24 Stunden noch nicht eingeschlafen sind, wirft man fort; die eingeschlafenen aber muß man vorsichtig herausnehmen, wohl reinigen und in flache Körbe legen, wobei man nur Sorge zu tragen hat, daß man ihnen den Leib, oder den Mund nicht beschädige. Wägt man in dieser Zeit die Würmer, so kann man ungefähr erfahren, wie viel Cocons sie liefern werden. ††)

*) Die Würmer, welche diese kritische Epoche überlebt haben, nennt der Verfasser in der Folge immer „aus dem Feuer hervorgegangene".

**) Kaum hat der Wurm in seinem zweiten Lebensalter den Kopf aufgehoben, so hat er auch schon Hunger. (D. Verf.)

***) Nach Ablauf dieser Zeit ist es nicht mehr nöthig, sie in der Nacht zu füttern. (D. Verf.)

†) Die Vorderseite der Blätter muß jedenfalls nach oben gekehrt sein. (D. Verf.)

††) Wenn z. B. 1 Pfund Würmer dieser Periode in der Folge 10 Pfund Cocons giebt, so ist das eine sehr gute Ernte; 7—8 Pfund Cocons sind eine Mittelernte; eine geringere Ernte gilt für schlecht. (D. Verf.)

Dritte Häutung. Auch die dritte Häutung verläuft in 24 Stunden. Man wartet mit der Fütterung, bis die Kinnbacken stark genug sind, schafft darauf den Schmutz fort, entfernt die Würmer von einander, und verfährt, mit einem Worte, wie nach dem zweiten Schlafe.

Der große Schlaf. 72 Stunden nach der dritten Häutung tritt der große Schlaf ein. Vor demselben fressen die Würmer viel, lassen Seide von sich und erstarren, wie vor dem dritten Schlafe; auch ist ihre Behandlung ganz dieselbe, wie damals. In dieser Zeit erreichen sie eine Länge von 5—6 Linien, und die Dicke des Fadens, auf welchen man das Geld reiht. *)

Vierte Häutung. Wie die früheren, währt auch diese Häutung gewöhnlich 24 Stunden; nach ihrer Beendigung braucht man aber die Blätter nicht mehr in gleichmäßiger Lage aufzustreuen, wie in der dritten Periode, sondern man kann sie beliebig hinwerfen. Nur muß man frühzeitig anfangen, die Würmer zu füttern, **) namentlich wann auf einer handgroßen Stelle noch 3—4 Würmer liegen, welche nicht erwacht sind. Jetzt kommt es auch nicht mehr darauf an, welche Seite der Blätter oben liegt, ob dieselben feucht oder völlig naß sind, ob Regentropfen oder Staub auf ihnen liegen u. s. f. Wenn die Würmer 7—9mal gefressen haben, werden sie 1½ Zoll lang sein, und da es ihnen in den Körben zu enge werden würde, so ist es gerathener, eine feine, weiche Matte auf dem Fußboden auszubreiten und sie in gleichen Abständen auf dieselbe zu legen. Jedesmal müssen so viel Blätter aufgestreut werden, daß sie eine 1½—3 Zoll hohe Lage bilden. Hat man nur wenig Würmer zu füttern (z. B. 2—3 Tschin), so kann man sie auch in denselben Körben lassen, nur muß in solchem Falle täglich aller Unrath beseitigt werden. Nach ihrer Versetzung auf die Matten und bis zu dem Zeitpunkte, da sie auf

*) D. h. ungefähr 1½ Linie.

**) Nach der vierten Häutung muß man die Würmer sogleich füttern, ohne zu warten, bis sie sich vollständig gekräftigt haben, weil man sich dadurch für die Folge große Mühe erspart. Will man nämlich warten, bis sich alle gehäutet haben und die Kinnbacken jedes einzelnen hinreichend erstarkt sind: so werden späterhin alle zu gleicher Zeit ihre vollständige Entwickelung erreichen, und wenn dann nur wenig Personen dabei thätig sind, wird es nicht gelingen, sie rasch genug aufzunehmen und auf die Cocon-Gestelle zu versetzen.

(D. Verf.)

die Cocon-Gestelle gebracht werden, muß man die Würmer 6—7mal des Tages und 3—4mal des Nachts füttern. *)

Vollständige Entwickelung der Seidenwürmer. Vier Tage und vier Nächte nach der vierten Häutung sind die Würmer bis zu einer Länge von 2½ Zoll und zur Dicke des kleinen Fingers gewachsen, und erreichen am fünften Tage ihre völlige Entwickelung. Bis zu dieser Zeit war ihre Farbe grünlich-weiß, sobald sie aber völlig ausgewachsen sind, nehmen sie Strohfarbe an. Ein Zeichen ihres vollendeten Wachsthumes ist es auch, wenn ihr ganzer Leib, gegen das Licht gehalten, fast durchsichtig erscheint, und sobald man dieses bemerkt hat, muß man sie etwa dreimal mit zarten Blättern füttern, und gleichzeitig die Cocon-Gestelle für sie in Bereitschaft setzen.

Einrichtung der Cocon-Gestelle. Man binde mehrere starke Stangen zusammen und mache eine Art Repositorium **) von ½—3 Fuß Höhe; auf den Stangen breite man ein Geflecht von gewöhnlichem Schilfrohr aus und besorge zu gleicher Zeit eine hinreichende Menge Stroh, welches in Büschel zusammengebunden werden muß, damit die Seidenwürmer ihre Cocons auf denselben spinnen können.

Versetzung der Würmer auf die Gestelle. Erfahrene Leute sagen, man müsse die Würmer, sobald sie ihre vollständige Entwickelung erlangt haben, binnen 3—4 Stunden unbedingt auf die Cocon-Gestelle versetzen. ***) Dieses geschieht folgendermaßen. Man breitet die Strohbündel (welche in der Mitte gebunden sind) so aus, daß beide Enden die Form kleiner Besen annehmen, und stellt sie, eins neben das andere, auf das Gestell; darauf vertheilt man zwischen ihnen die Würmer reihenweise und in gleichen Abständen von einander. Ist dieses geschehen, so muß man von allen Seiten, bis zum Fußboden, das Gestell mit irgend Etwas bedecken, damit die Wärme festgehalten werde, jedoch so, daß oben kleine Oeffnungen der Luft Zutritt gestatten.

*) In der Nacht fressen die Seidenwürmer langsamer als am Tage. (D. Verf.)

**) Dasselbe kann mit starken Seilen an die Zimmerdecke oder an die Dachsparren gehängt werden. (D. Verf.)

***) Sonst fangen sie an, die Cocons auf der Erde, im Schmutze, zu spinnen; solche Cocons aber taugen nichts. (D. Verf.)

Die Erwärmung der Cocon-Gestelle. Sobald die Würmer auf die Gestelle gebracht sind, muß man unter jedes derselben einige Kohlenbecken mit glühenden Kohlen stellen und Sorge tragen, daß die Kohlen nicht verlöschen. Nach zwei Tagen, wann die Würmer ihre Cocons spinnen, und im Innern der Gestelle kein Geräusch *) mehr vernehmbar ist, nimmt man die Kohlenbecken, so wie die Bedeckung der Gestelle (Matten u. dgl.) weg; im Laufe des folgenden Tages aber verwandeln sich drinnen in den Cocons die Seidenwürmer in Puppen, und am vierten Tage kann man die Cocons einsammeln.

Einsammlung der Cocons. Drei Tage nach ihrer Versetzung auf die Gestelle verwandeln sich die Seidenwürmer in Puppen, und am vierten Tage kann man die Cocons einsammeln. Gleich nach der Einsammlung muß man dieselben wägen, um zu erfahren, wie groß der Gewinn sei, darauf legt man sie, in einer einfachen Schicht in flache Körbe.

Reinigung der Cocons. Nachdem man die Cocons eingesammelt hat, müssen dieselben ungesäumt gereinigt werden. **) Es giebt ein Sprichwort: „Die Seidenwürmer haben nicht solche Eile, wie die Cocons." Und dieses hat seine Richtigkeit, denn die Cocons sind ungemein geneigt, in Gährung überzugehen und zu faulen; aus einem Cocon aber, welcher angefangen hat, zu gähren, geht keine gute Seide hervor. Daher muß man sie an demselben, oder am folgenden Tage reinigen und in eine Reihe legen.

Sortirung der Cocons. Die dünnen Cocons lassen sich sehr gut abwickeln. Es kommt aber vor, daß zwei oder drei Seidenwürmer einen einzigen Cocon spinnen, welcher dann größer ist, als ein gewöhnlicher; dergleichen Cocons kann man zwar abwickeln, allein ihre Seide ist dick und in Folge dessen werthlos, weshalb es besser ist, dieselben zu kochen und auf den Spinnrocken zu geben. Desgleichen sind diejenigen Cocons, welche durch die Flüssigkeit der Wür-

*) Während die Würmer die Cocons spinnen, hört man in dem Gestelle ein Geräusch, gleich dem des fallenden Regens. (D. Verf.)

**) D. h. man muß die sie bedeckenden Flocken entfernen. Wenn man diese Flocken in Wasser kocht, so lassen sich aus ihnen Fäden spinnen, wie aus der Baumwolle, und man webt sodann einen gröberen Stoff aus ihnen. (D. Verf.)

mer*) benetzt sind, oder welche eine rinnenförmige Vertiefung**) haben, des Abwickelns nicht werth, und gehören ebenfalls auf den Spinnrocken. Daher muß man die Cocons während der Reinigung sortiren und jede Sorte besonders legen. Nach der Reinigung beginnt man mit der Abwickelung der dünnen Cocons, und gewöhnlich werden je 12 Tschin derselben auf eine Haspel***) gewickelt.

Die Abwickelung der Cocons. In einen, beinahe bis zum Kochen erhitzten Kessel mit Wasser wirft man bis gegen 20 Cocons, rührt mit einem Haken unter denselben herum, bis man die Enden der Seidenfäden gefunden hat, und macht aus denselben zwei Fäden; diese zieht man durch Nadeln, legt sie über Häkchen, befestigt sie an die Haspel und windet sie auf. Jeder Faden muß aus 5—6, oder aus 8—9 Seidenfäden (je nach ihrer Dicke) bestehen, und hat man mehr Cocons, als nöthig, in den Kessel geworfen, so muß man die überflüssigen wieder herausnehmen. Seide von solcher Stärke wird zum Weben des Atlasses gebraucht; verfertigt man gröbere Fäden, so müssen andere Stoffe aus denselben gewoben werden.

Anlegung des Rockens. Nachdem man die besten Cocons abgewickelt hat, kocht man die übrigen. Die großen Cocons, so wie diejenigen, welche von den Würmern benetzt sind, oder Rinnen haben, müssen in Lauge†) gekocht werden.

Die großen Cocons werden in einem besonderen Kessel gekocht, die benetzten aber, die mit Rinnen versehenen und diejenigen, aus welcher die Schmetterlinge††) schon hervorgegangen sind, in einem anderen. Die gekochten Cocons wühlt man auf, wickelt ihre Seide um die linke Hand, und wirft die Puppen weg; ist eine Strähne

*) Bevor der Seidenwurm den Cocon zu spinnen beginnt, läßt er eine Flüssigkeit (Urin) von sich. Wird ein anderer Cocon von derselben getroffen, so läßt er sich auf keine Weise abwickeln. (D. Verf.)

**) Wenn ein Cocon unmittelbar neben einer Ruthe oder einem Strohhalme gesponnen ist, so behält er von denselben einen Abdruck in Gestalt einer Rinne. (D. Verf.)

***) Wenn die gereinigten Cocons ⅛ ihres Gewichtes an Seide liefern, so gelten sie für vollwichtige; sind sie nur von mittlerer Güte, so liefern sie $\frac{1}{9}$ ihres eigenen Gewichtes an Seide; liefern sie endlich nur $\frac{1}{10}$ ihres Gewichtes an Seide, so gelten sie für schlecht. (D. Verf.)

†) Sie wird aus der Asche des Reißstrohes bereitet. (D. Verf.)

††) Die Cocons, aus welchen die Schmetterlinge ausgekrochen sind, kann man nicht abwickeln, doch lassen sich aus ihnen Fäden spinnen. (D. Verf.)

fertig, so nimmt man sie ab, und beginnt eine neue.*) Sobald dieses Geschäft beendet ist, müssen diese Strähnen auf einem Lineale gereckt, und Rocken aus ihnen geformt werden.**)

Zucht der Seidenwürmer für die Fortpflanzung. Schon während des zweiten Schlafes sind einige Würmer auszuwählen, und abgesondert von den übrigen zu füttern; dieses muß alle 24 Stunden reichlicher geschehen, als bei den anderen,***) und ihnen überhaupt eine besondere Sorgfalt gewidmet werden. Zu seiner Zeit hat man ihre Cocons einzusammeln, von den oberen Flocken zu reinigen, und in einfacher Reihe in einen Korb zu legen. Zwölf Tage nach ihrer Einsammlung bilden sich in ihrem Innern die Schmetterlinge aus.

Das Eierlegen. Der in den Cocon eingeschlossene Seidenwurm wird Puppe genannt. In der Nacht des zwölften Tages durchnagt er die ihn umkleidende Schaale und athmet einige Zeit durch das Ende des Cocons, worauf er auch diesen durchnagt, und in der Gestalt eines Schmetterlings an das Licht tritt. In der Chinesischen Sprache giebt es verschiedene Benennungen für den Schmetterling der Seidenraupe, je nach der Anzahl der Tage, welche seit seinem Hervorbrechen aus dem Cocon verflossen sind. Am ersten Tage kommen von 100 Puppen 5—10 Schmetterlinge aus, und etwa 3 Tage sind erforderlich, bis alle hervorgegangen sind. Jeden Tag suchen die Männchen die Weibchen auf, begatten sich mit ihnen, und bleiben in dieser Stellung auf dem Papiere.†) Bis zum Mittage darf man sie nicht anrühren; dann aber müssen die Männchen weggenommen und fortgeworfen werden. Alsbald geben die Weibchen eine Feuchtigkeit von sich, machen eine sichtliche Anstrengung, und beginnen darauf Eier (Saamen) zu legen, was beinahe bis zur Däm-

*) Eine Strähne wird gewöhnlich aus 5 großen Cocons gemacht; von den kleinen jedoch sind oft ihrer 10 dazu erforderlich. (D. Verf.)

**) Man gießt Lauge in eine Schaale, legt die Strähne hinein, und reckt sie so lange, bis sie etwa 1 Fuß lang geworden ist; darauf nimmt man sie heraus, und streckt sie, noch naß, auf dem Lineale. (D. Verf.)

***) Es müssen ihnen schon neue Blätter hingestreut werden, bevor sie noch die alten aufgefressen haben. (D. Verf.)

†) Gewöhnlich breitet man weißes, starkes Papier unter. Dasselbe wird zuvor etwa dreimal in das Wasser getaucht, in welchem man die Cocons gekocht hat, und jedes Mal wohl getrocknet. Der Saame aber, welcher einmal an diesem Papiere haftet, fällt nicht wieder ab. (D. Verf.)

merung fortwährt. Am zweiten und dritten Tage daher, d. h. wann die Weibchen Eier legen sollen, muß man sie in gewissen Entfernungen von einander auf das Papier setzen, doch nicht zu nahe, damit der Saame nicht haufenweise zu liegen komme. Hierauf hängt man dieses Papier *) im Zimmer über dünne Stangen, und bewahrt es auf solche Weise bis zum 12. Monate (Januar), zu welcher Zeit es mit Salz- oder Kalkwasser befeuchtet werden muß; im Frühlinge werden dann neue Seidenwürmer ausgebrütet.

Wenn man alle hier gegebene, nothwendige Regeln vollständig befolgt, wird das Werk der Seidenwurmzucht in der glücklichsten Weise blühen und reiche Früchte tragen. Denn wer so viel Würmer erzieht, daß sie in ihrer dritten Lebensperiode 10 Tschin wiegen, der kann 10 Gin **) Seide erhalten, d. h. ein Quantum, welches für den Unterhalt einer aus 10 und mehr Personen bestehenden Familie vollkommen hinreicht.

Capitel III.

Von den Vorsichtsmaßregeln, welche bei der Erziehung der Seidenwürmer getroffen werden müssen.

Die Würmer sind vor Kälte zu schützen. Bei kalter Witterung muß man in das Zimmer ein Becken mit Kohlen stellen, welche mit Asche bestreut sind, und dasselbe häufig erneuen, damit die Würmer fortwährend Wärme erhalten. Haben sie bis zum großen Schlafe irgend einmal von der Kälte gelitten: so erstarren sie, wenn sie völlig ausgewachsen sind, und spinnen keine Cocons.

Man darf sie nicht mit nassen Blättern füttern. Wenn die Luft trübe und Regen zu erwarten ist, so muß man vorher eine hinreichende Menge Blätter einsammeln; ist dieses unmöglich, so müssen die nassen Blätter getrocknet werden, ehe man sie den Würmern giebt. Widrigenfalls bekommen sie, völlig ausgewachsen, die Wassersucht und spinnen keine Cocons.

*) Man kann die Eier auch auf weiße Leinwand legen lassen, welche zuvor in Wasser gekocht worden. (D. Verf.)

Wahrscheinlich muß dieses dasselbe Wasser sein, in welchem die Cocons gekocht worden sind.

**) Beinahe 14 Pfund.

Auch nicht mit Blättern, welche vom Nebel befeuchtet sind. Sobald sich Nebel zeigt, müssen alle Thüren und Fenster verschlossen werden; die vom Nebel durchnäßten Blätter aber sind in reinem Wasser abzuspülen, mit einem reinen Tuche zu trocknen und alsdann erst den Würmern vorzulegen. Verabsäumt man dieses vor dem großen Schlafe, so wird der Leib der ausgewachsenen Würmer mit einer weißen Flüssigkeit *) angefüllt sein, und sie werden keine Cocons spinnen.

Nicht mit geschwitzten Blättern. Die in einem Haufen liegenden Maulbeerblätter erhitzen sich leicht und schwitzen. Da nun die Würmer anfänglich nur wenig Blätter verzehren, so ist es besser, wenn man sich auf mehrere Male mit Blättern versehen muß, ein Dutzend Zweige abzuschneiden und aufrecht zu stellen, denn auf diese Weise bleiben die Blätter frisch und können nicht schwitzen. Fressen aber die Würmer vor dem großen Schlafe geschwitzte Blätter: so werden sie an derselben Krankheit leiden, wie von nassen Blättern.

Nicht mit staubbedeckten Blättern. Wenn die Luft von Staub erfüllt ist, muß man die eingesammelten Blätter in reinem Wasser abspülen und wieder trocknen, ehe man sie den Würmern giebt, sonst leiden ihre Eingeweide und sie wachsen nicht.

Nicht mit fetten Blättern. In den ersten Tagen, nachdem man den Boden gedüngt hat, in welchem der Maulbeerbaum wächst, werden seine Blätter ausnehmend fett und dürfen den Würmern nicht gegeben werden, weil dieselben sich sonst mit einer dicken glänzenden Haut bedecken, welche aussieht, als wäre sie mit Fett eingeschmiert, und von ihnen nicht abgeworfen werden kann. **)

Man darf die Würmer nicht hungern lassen. Kaum haben die Würmer die ihnen vorgeworfenen Blätter verzehrt, so wollen sie sogleich von Neuem fressen; füttert man sie daher nicht lange genug, so werden sie zu hungrig, und wenn ein Wurm vor dem großen Schlafe einmal vom Hunger gelitten hat: so wird er, völlig ausgewachsen, einen weißen, halb durchsichtigen Kopf bekommen und keinen Cocon spinnen.

*) Wenn ein Tropfen dieser Flüssigkeit auf einen gesunden Seidenwurm fällt, so stirbt er alsbald.

**) Eine Woche nach der Düngung darf man die Blätter wieder zur Fütterung der Seidenwürmer benutzen. (D. Verf.)

Uebler Geruch ist zu verhüten. In dem Zimmer, in welchem die Würmer gefüttert werden, darf nichts vorhanden sein, was übel riechende Ausdünstungen verbreitet, und man muß während des ganzen Monats der Fütterung allen dabei Beschäftigten verbieten, Lauch und Knoblauch zu essen. Der Seidenwurm ist ein himmlisches Insect, in dessen Natur die Liebe zur Reinlichkeit liegt, und kaum weht ihn ein übler Geruch an: so wird der gesunde grünlich-weiße Wurm augenblicklich gelb, hört auf zu fressen, und ist am zweiten oder dritten Tage todt.

Jeder Geruch ist zu beseitigen. Es müssen in dem Zimmer der Seidenwürmer überhaupt keine Gegenstände sein, welche einen starken und scharfen Geruch — sei derselbe auch gut — ausströmen; denn spüren die Würmer irgend einen Geruch: so fressen sie nicht.

Mit dem Oele ist vorsichtig umzugehen. Während der nächtlichen Fütterung der Würmer muß das Zimmer hell erleuchtet sein. Dabei ist jedoch Vorsicht zu üben; denn wenn ein Tropfen irgend eines Oeles oder Fettes auf einen Wurm fällt, oder auf das Blatt, von welchem er frißt: so stirbt er in derselben Minute unter Convulsionen.

Fremde Personen sind fern zu halten. In dem Hause, in welchem Seidenwürmer erzogen werden, muß man dieselbe Vorsicht beobachten, als befände sich ein pockenkrankes Kind in demselben. An der Pforte ist irgend ein Zeichen, oder eine Inschrift anzubringen, damit keine Fremden eintreten; denn kommt ein fremder Mensch in das Zimmer oder wird an der Thür ein Geschrei vernommen: so gerathen die Würmer augenblicklich in sichtbare Unruhe, hören auf zu fressen und fangen an zu kriechen. Aus diesem Grunde werden im Süden mit dem 10. April alle Rechtshändel abgebrochen und selbst solchen Personen, welche in Dienst-Angelegenheiten erscheinen, wird nach dieser Zeit der Aufenthalt in den Dörfern nicht gestattet, aus Besorgniß, es möchte dem Seidenbau Nachtheil daraus erwachsen.

Wenn bis zum großen Schlafe der Seidenwürmer alle in diesem Capitel angegebenen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden, so wird die Cocon-Ernte über jede Erwartung reich ausfallen.

Capitel IV.

Von den bei der Fütterung der Seidenwürmer nöthigen Gegenständen.

Strohbüschel. Im Februar oder März nimmt man Reiß- oder Hirse-Stroh und schneidet, nachdem man es gereinigt, auf beiden Seiten so viel ab, daß es etwa 1½ Fuß lang bleibt. Dieses Stroh theilt man in kleine Bündel, so stark, daß sie eine Hand füllen, und bindet sie in der Mitte mit dem Stengel irgend einer Pflanze. Kommt nun die Zeit, da die Seidenwürmer auf die Gestelle gesetzt werden müssen, so biegt man jedes dieser Strohbündel in der Mitte zusammen, wodurch seine beiden Enden sich wie Besen ausbreiten; es wird dann nicht schwer sein, sie auf die zu dem Ende hergerichteten Gestelle zu setzen und die Seidenwürmer unter sie zu vertheilen. Auf jedes Bündel kann man eine Handvoll Würmer setzen, dergestalt, daß für eine Würmermenge, welche in ihrer dritten Lebensperiode 1 Tschin wog, 40—50 Strohbündel erforderlich sein werden.

Kleie. Alljährlich, um den 25. März, muß man Reiß-Kleie nehmen, im Ofen trocknen, darauf in einer dünnen Lage ausbreiten, damit sie sich abkühle, und sodann bis zum Gebrauche möglichst gut verwahren. Vom ersten Lebensalter der Seidenwürmer bis zum großen Schlafe muß man, so oft man die Unreinigkeit fortgeschafft hat, jedesmal eine Lage dieser Kleie in den Korb oder in die Mulde streuen, zur Zeit der großen Häutung aber die Würmer selbst von oben mit derselben bestreuen. Es ist dieses also einer der nothwendigsten Gegenstände für die Seidenzüchter. Wie viel Kleie eigentlich vorräthig gehalten werden müsse, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, und man halte sich an die Regel: Je mehr, desto besser.

Ein Messer zum Zerhacken der Blätter. Das Messer muß von Stahl und so scharf*) sein, daß es die gefaßte Blättermenge mit einem Schnitte durchschneidet.

Eine Scheere zum Beschneiden der Zweige muß gleichfalls von Stahl und lang sein.

Körbe für die Blätter. Zum Einsammeln der Blätter nimmt man anfänglich Körbe von mittlerer Größe, aus Bambusruthen

*) Durch ein scharfes Messer werden die Blätter beim Schneiden nicht gequetscht und von den Würmern besser gefressen. (D. Verf.)

geflochten. Wann aber die Würmer heranwachsen und mehr Blätter verlangen, muß man auch große Körbe anwenden, welche aus Bambusbrettchen oder aus Weidenruthen gemacht sind, und sich von den gewöhnlichen Körben in Nichts unterscheiden.

Die Mulden oder die Siebe werden gewöhnlich aus dünnen Bambusstreifen gemacht, denen ähnlich, welche zum Nachsäen der Hirse dienen, und müssen inwendig mit Bambus-Papier*) beklebt sein. In ihnen werden die Würmer gehalten, so lange sie klein sind. Man muß stets eine hinreichende Menge solcher Mulden zur Hand haben, um bei jeder Reinigung die Würmer bequemer unterbringen zu können. Zieht man so viel Würmer, daß sie in ihrer dritten Periode etwa 10 Tschin betragen, so hat man 4—5 Mulden nöthig.

Die flachen Körbe werden im Süden aus Bambusbrettchen möglichst dicht geflochten, haben zwei Klafter im Umfange und einen beinahe zwei Zoll hohen Rand. In diese Körbe werden die Würmer während des dritten Schlafes gelegt und so lange in denselben gefüttert, bis es nöthig ist, sie auf die Cocon-Gestelle zu bringen. Fünf Tschin Würmer zur Zeit des großen Schlafes**) finden in jedem Korbe Raum. Im Norden werden diese Körbe aus Weidenruthen geflochten. Legt man zur Zeit des großen Schlafes die Würmer auf den Erdboden, so bedarf man dieser Körbe überhaupt nicht.

Das Flechtwerk wird aus gewöhnlichem Schilfrohr verfertigt. Nachdem man die Schilfhalme von den sie bedeckenden Blättern gereinigt hat, bindet man sie mit dünnen Hanfschnüren***) fest an einander und breitet das so entstandene Geflecht über die Gestelle, welche die Cocons aufnehmen sollen.

Eine Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons. Ihre Construction kann man aus der beigefügten Zeichnung ersehen. †)

*) Das Bambus-Papier wird namentlich aus dem Grunde angewandt, weil es die Feuchtigkeit nicht so leicht einsaugt. (D. Verf.)

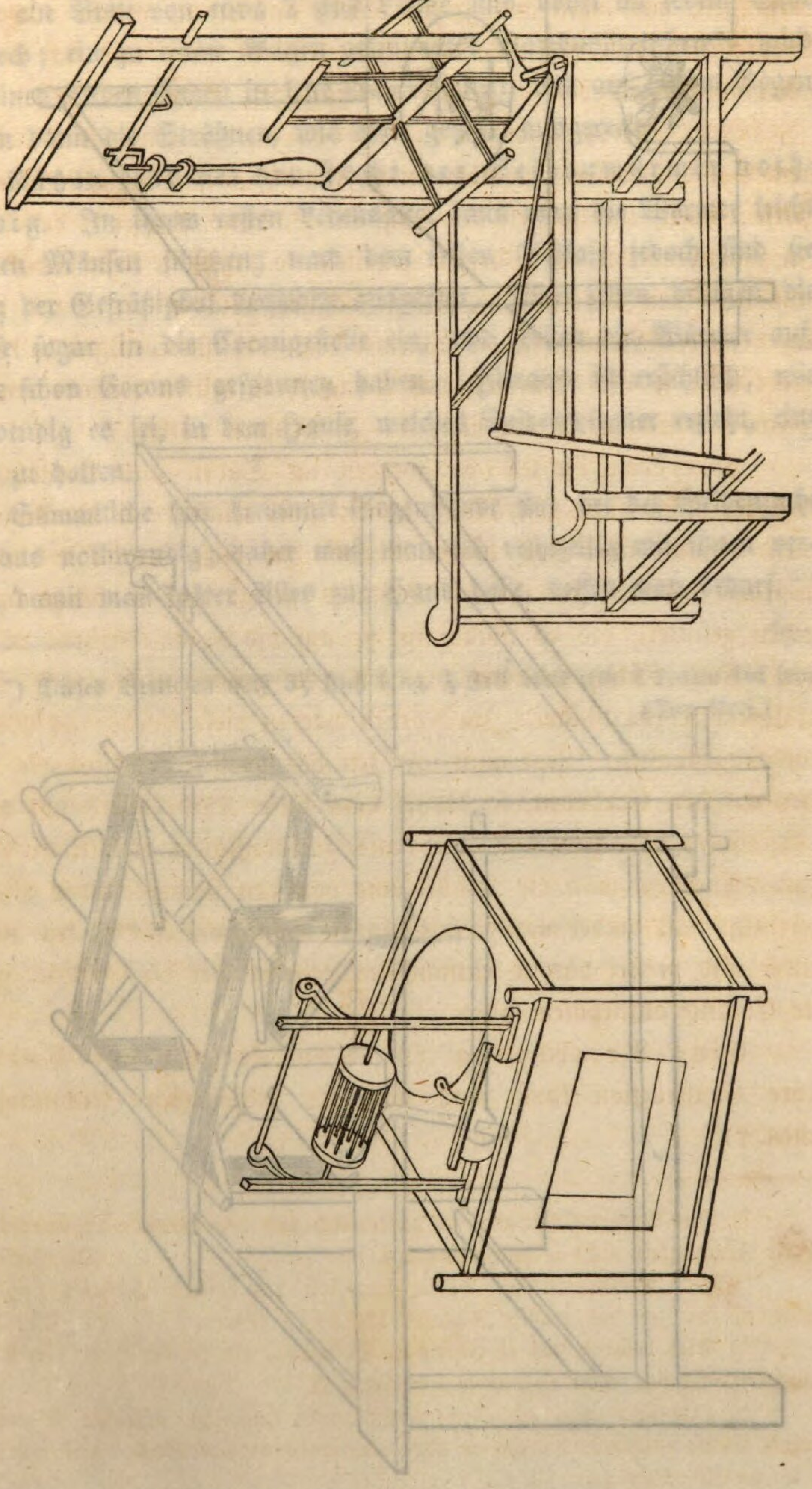
**) Eine Würmermenge, welche zur Zeit des dritten Schlafes 1 Tschin wiegt, ist zur Zeit des großen Schlafes 4 Tschin schwer. (D. Verf.)

***) Dies beweist, daß in China die Meinung, als sei der Hanf den Seidenwürmern schädlich, nicht allgemein herrschend ist.

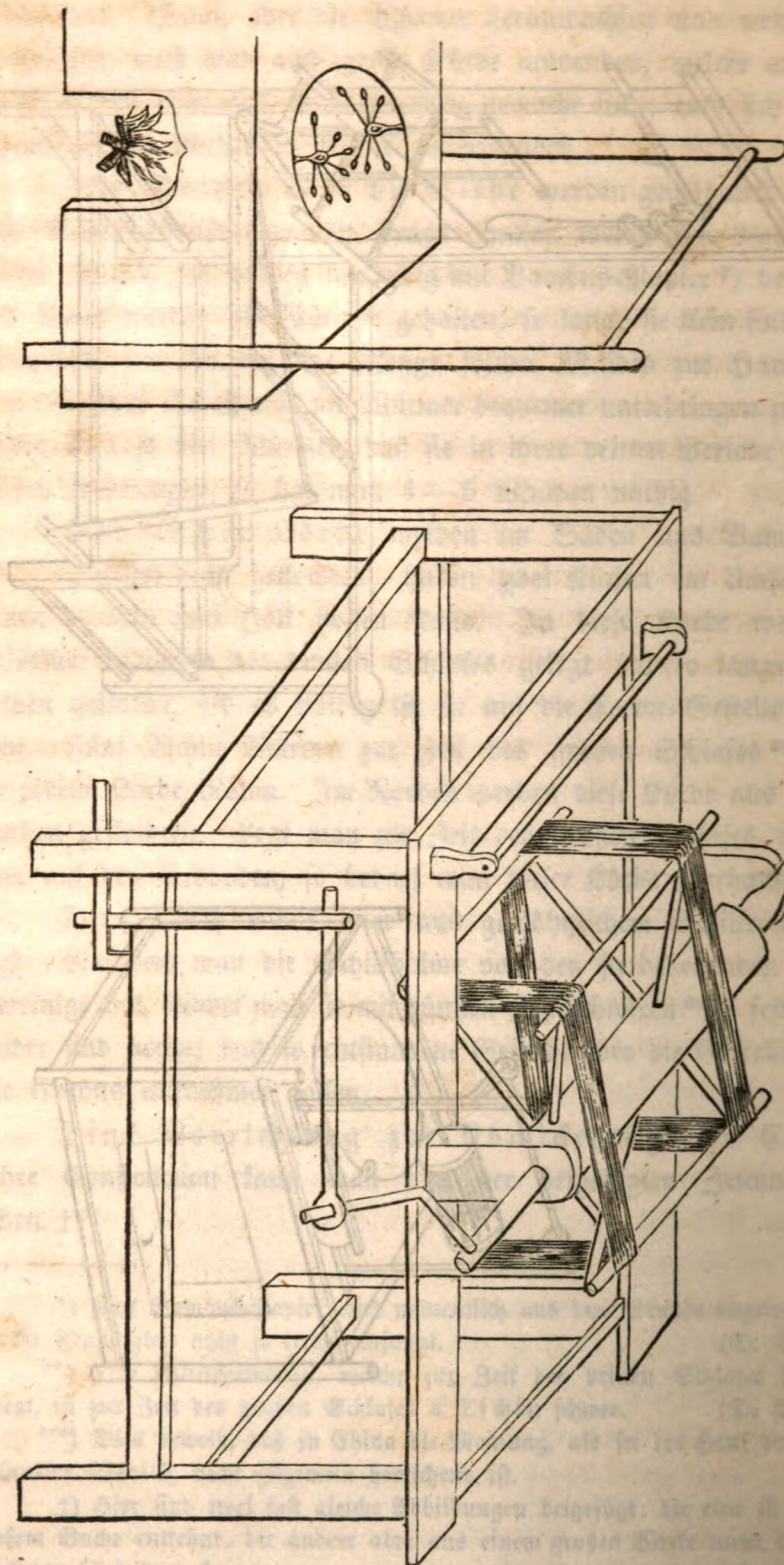
†) Hier sind zwei fast gleiche Abbildungen beigefügt: die eine ist aus eben diesem Buche entlehnt, die andere aber aus einem großen Werke unter dem Titel: Schou-schi-tun-kao.

Tafel 1. Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons.

(Aus Zan-han-hao-wo.)



Bayerische Staatsbibliothek München



Tafel 2. Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons.
(Aus Schou-schi-tun-kao.)

Vorschrift für die Anlegung des Rockens. Man nimmt ein Brett von etwa 2 Fuß Länge und bohrt an jedem Ende ein Loch; ein zu einem Bogen gekrümmtes Bambusbrettchen*) wird mit seinen beiden Enden in jene Löcher gesteckt, und auf diesem Bogen werden dann die Strähnen, wie oben gesagt, ausgereckt.

Katzen sind bei der Zucht der Seidenwürmer nothwendig. In ihrem ersten Lebensalter kann man die Würmer leicht vor den Mäusen schützen; nach dem ersten Schlafe jedoch sind sie häufig der Gefräßigkeit derselben ausgesetzt. Nicht selten dringen die Mäuse sogar in die Cocongestelle ein, und fressen die Würmer auf, welche schon Cocons gesponnen haben. Hieraus ist ersichtlich, wie nothwendig es sei, in dem Hause, welches Seidenwürmer erzieht, eine Katze zu halten.

Sämmtliche hier benannte Gegenstände sind bei der Seidenzucht durchaus nothwendig; daher muß man sich rechtzeitig mit ihnen versehen, damit man später Alles zur Hand habe, dessen man bedarf.

*) Dieses Brettchen muß 3½ Fuß lang, ½ Zoll breit und 2 Linien dick sein. (Der Verf.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von F. Heinicke in Berlin, Deßauerstraße Nr. 5.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ueber das Grundeigenthum in China. Von J. Sacharoff 1
Bericht des Assignaten-Comité's. Vom Hieromonach E. Ewlampii . . 45
Ueber das Christenthum in China. Vom verstorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff . 55
Ein Nestorianer-Denkmal. Von Demselben 69
Ereignisse in Peking beim Falle der Min-Dynastie. Von M. Chrapowizki . 75
Häusliche Gebräuche der Chinesen. Vom verstorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff . 129
Die See-Verbindung zwischen Thian-zsin und Schang-hai. Vom Archimandriten O. Palladius 237
Hong-kong. (Aus dem Tagebuche eines Russischen Reisenden.) Von J. Goschkewitsch 247
Denkwürdigkeiten eines Chinesen über Nangasaki. Vom verstorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff 259
Ueber die Secte der Da-oß. Von Demselben. 285
Ueber das Chinesische Rechnenbrett. Von J. Goschkewitsch 293
Die Beziehungen China's zu Tibet. Eine historische Skizze vom Hierodiakonus O. Hilarion 311
Ueber die Herkunft des Stammvaters der jetzt in China herrschenden Dynastie Zin und vom Ursprunge des Namens der Mantschsu. Von W. Gorski . 347

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Ursprung und erste Thaten des Mantschsurischen Hauses. Von W. Gorski 1
Historische Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse China's. Von J. Sacharoff . 127
Das Leben Buddha's. Von O. Palladius 197
Historische Skizze des alten Buddhismus. Von O. Palladius 267
Die Gelübde der Buddhisten und die Ceremonie ihrer Ablegung bei den Chinesen. Vom Archimandriten O. Gurius 315
Die Chinesische Medicin. Von A. Tatarinoff, Dr. med. 421
Bemerkungen über die Anwendung schmerzstillender Mittel bei den Operationen und über die Hydropathie in China. Von Demselben . 465
Der Kaiserliche oder der duftende (früh reifende) Reiß Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi. Von J. Goschkewitsch 475
Die Methode der Tusch-Bereitung, nebst einem Anhange über die Schminke. Von Demselben 479
Bemerkungen über die Salz-Production in China. Vom verstorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff 495
Die Cultur des Schan-jao (Dioscoraea alata Linn.) (Kartoffel.) Von J. Goschkewitsch 505
Ueber die Seidenzucht. (Aus dem Chinesischen übersetzt.) Von Demselben . 509

Verbesserungen.

Band II., Seite 207, Zeile 10—7 von unten muß es heißen:

„daß die höchste Stufe der Beschaulichkeit der Zustand vollkommener und gänzlicher Befreiung von dem Einflusse alles Sinnlichen auf die Seele, d. h. der Zustand der Nirwana sei."

Ebendaselbst, Seite 365, Zeile 14 von oben lies: einen statt einer.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg / L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abel, Carl

Arbeiten der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse etc [Von den Mitgliedern der ständigen, geistlichen Mission in Peking siehe Vorwort] Aus dem Russischen nach dem in St. Petersburg 1852-57 verö
Bd.: 2

Berlin 1858

H.as. 77-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433294-3